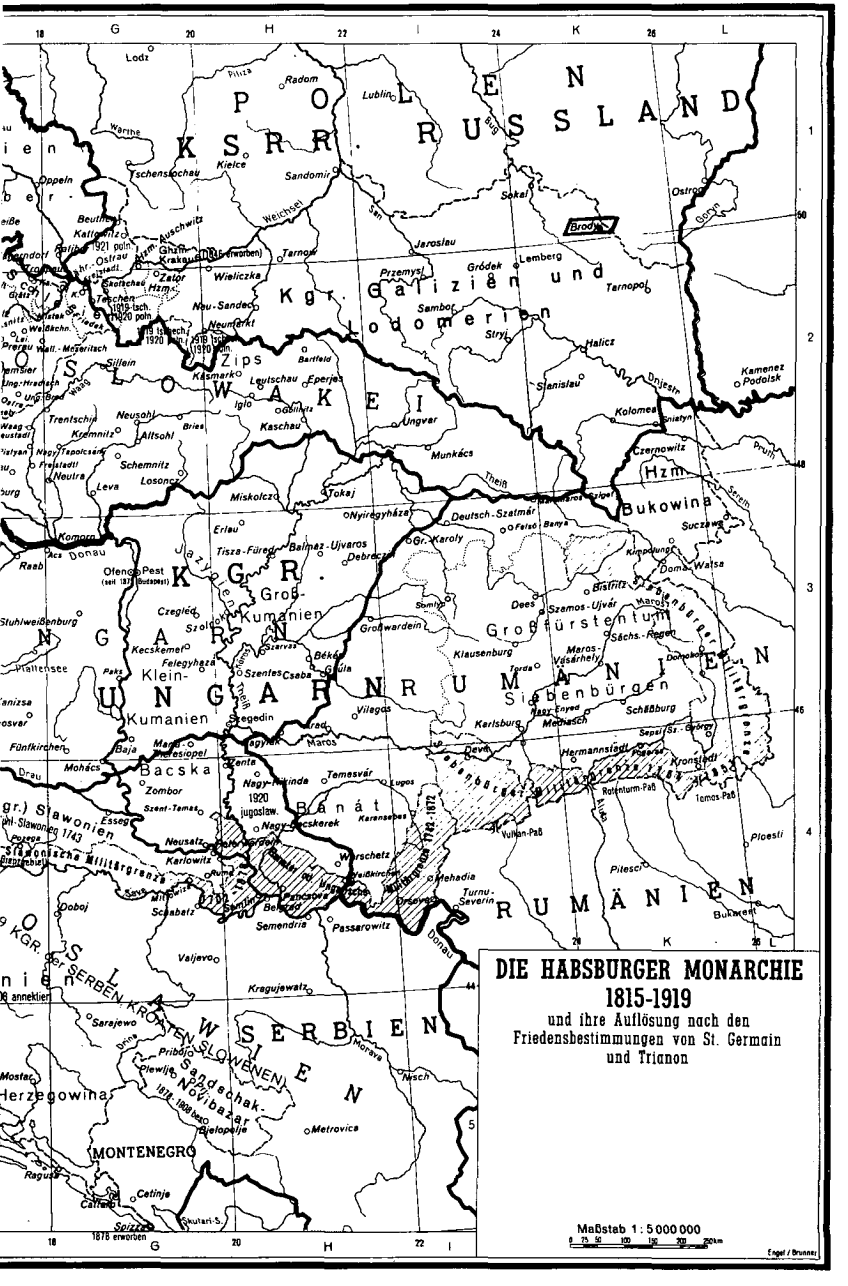


Joseph Roth

1894–1939

Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek
Frankfurt am Main


A
8 östl. L. v. Greenw.
B
10
C
12
D
14
E
16
1
2
48
50
3
46
4
44
5
42
6
Düsseldorf
Köln
Kassel
Erfurt
Halle
Leipzig
Dresden
Bautzen
Görlitz
Chemnitz
Zittau
Reichenberg
Königinhof
Aussig
Josefstadt
Königgrätz
Teplitz
Brüx
Leitmeritz
Duo
Eger
Karlsbad
Franzensbad
Prag
Kolin
Kuttenberg
Pilsen
Nürnberg
Regensburg
Budweis
Tabor
Klattau
Pisek
Iglau
Trebitsch
Brünn
Datschitz
Zaaim
Wiesbaden
Frankfurt
Mainz
Würzburg
Bamberg
Saarbrücken
Heidelberg
Karlsruhe
Straßburg
Stuttgart
Ingolstadt
Donau
Ulm
Augsburg
Passau
Linz
Freiburg
Schaffhausen
Konstanz
Basel
Bodensee
Lindau
Feldkirch
Bregenz
Vorarlberg
FSM. Vaduz
LIECHTENSTEIN
Bern
Zürich
Aarau
Rhein
Inn
Lech
Isar
Braunau
München
Ilmmünster
Salzburg
Kufstein
Rattenberg
Lenkbeck
Innsbruck
Berchtesgaden
Bad Gastein
Radstadt
Enns
Mürzsteg
Wiener Neustadt
Bruck
Graz
Leoben
Judenburg
St. Pölten
Kremsmünster
Kreims
Linz
Ehzm Ober- Österreich
Ehzm Nieder- Österreich
(ob der Enns)
(unter der Enns)
Hzm Salzburg
Hzm Steiermark
Gt. Tirol
Hzm Kärnten
Hzm Krain
Ghzm Toskana
Hzm Parma
Hzm Modena
Hzm Lucca
Lombardei
Venetien
Istrien
Triest
Görz
Gradiska
Aquileja
Udine
Belluno
Cadore
Pieve di Cadore
Compo Formio
Tarvis
Villach
Klagenfurt
Völkermarkt
Gurk
Friesach
Lienz
Brixen
Meran
Bozen
Neumarkt
Sterzing
Bormio
Sondrio
Bellinzona
Como
Bergamo
Brescia
Mailand (1859)
Novara
Magenta
Pavia
Turin
Piacenza
Parma
Modena
Genua
Lucca
Livorno
Florenz
Siena
Perugia
Prombino
Orbetello
Korsika
Ligurisches Meer
Adriatisches Meer
Italien
Riva
Rovereto
Trient
Garda-See
Peschiera
Verona
Vicenza
Padua
Venedig
Mantua
Legnago
Villafranca
Solferino
Pergine
Lombardo venetianisches Kgr.
Guastalla
Ferrara
Bologna
Ravenna
Ancona
Lussin piccolo
Zara
Sebenico
Spalato
Ragusa
Cattaro
Dalmatien
Fiume
Karlstadt
Agram
Zagreb
Sissek
Ossero
Pola
Triest
Görz
Gradiska
Aquileja
Udine
Belluno
Cadore
Pieve di Cadore
Compo Formio
Tarvis
Villach
Klagenfurt
Völkermarkt
Gurk
Friesach
Lienz
Brixen
Meran
Bozen
Neumarkt
Sterzing
Bormio
Sondrio
Bellinzona
Como
Bergamo
Brescia
Mailand (1859)
Novara
Magenta
Pavia
Turin
Piacenza
Parma
Modena
Genua
Lucca
Livorno
Florenz
Siena
Perugia
Prombino
Orbetello
Korsika
Ligurisches Meer
Adriatisches Meer
Italien
Riva
Rovereto
Trient
Garda-See
Peschiera
Verona
Vicenza
Padua
Venedig
Mantua
Legnago
Villafranca
Solferino
Pergine
Lombardo venetianisches Kgr.
Guastalla
Ferrara
Bologna
Ravenna
Ancona
Lussin piccolo
Zara
Sebenico
Spalato
Ragusa
Cattaro
Dalmatien
Fiume
Karlstadt
Agram
Zagreb
Sissek
Ossero
Pola
Triest
Görz
Gradiska
Aquileja
Udine
Belluno
Cadore
Pieve di Cadore
Compo Formio
Tarvis
Villach
Klagenfurt
Völkermarkt
Gurk
Friesach
Lienz
Brixen
Meran
Bozen
Neumarkt
Sterzing
Bormio
Sondrio
Bellinzona
Como
Bergamo
Brescia
Mailand (1859)
Novara
Magenta
Pavia
Turin
Piacenza
Parma
Modena
Genua
Lucca
Livorno
Florenz
Siena
Perugia
Prombino
Orbetello
Korsika
Ligurisches Meer
Adriatisches Meer
Italien
Riva
Rovereto
Trient
Garda-See
Peschiera
Verona
Vicenza
Padua
Venedig
Mantua
Legnago
Villafranca
Solferino
Pergine
Lombardo venetianisches Kgr.
Guastalla
Ferrara
Bologna
Ravenna
Ancona
Lussin piccolo
Zara
Sebenico
Spalato
Ragusa
Cattaro
Dalmatien
Fiume
Karlstadt
Agram
Zagreb
Sissek
Ossero
Pola
K. = Kerwin
Ka. = Katharein
Lai. = Laimik
T. = Tobitschau
W. F. = Wind.-Feistritz



DIE HABSBURGER MONARCHIE 1815-1919

und ihre Auflösung nach den Friedensbestimmungen von St. Germain und Trianon

Titelbild unter Verwendung einer Photographie
aus dem Leo Baeck Institute, New York
(Katalog-Nummer 113)

Auf dem vorderen und hinteren Vorsatz:
Die Habsburger Monarchie 1815–1919 und ihre
Auflösung nach den Friedensbestimmungen von
St. Germain und Trianon
Vorlage: Großer historischer Weltatlas. T. 3:
Neuzeit. 3. Aufl. München: Bayer. Schulbuch-
Verl. 1967, S. 157
(Katalog-Nummer 90)

Joseph Roth

1894–1939

Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek
Frankfurt am Main

Buchhändler-Vereinigung GmbH
Frankfurt am Main

Sonderveröffentlichungen der Deutschen Bibliothek. Nr. 7
Herausgegeben von Günther Pflug

Ausstellung und Katalog:
Brita Eckert und Werner Berthold
Mitarbeiterinnen: Mechthild Hahner und Jutta Braun

Zweite, verbesserte Auflage, 1979

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Joseph Roth : 1894—1939 ; e. Ausstellung d.
Dt. Bibliothek, Frankfurt am Main / [Katalog:
Brita Eckert u. Werner Berthold. Mitarb.: Mechthild Hahner u. Jutta Braun]. — 2., verb. Aufl. — Frankfurt am Main :
Buchhändler-Vereinigung, 1979.
(Sonderveröffentlichungen der Deutschen
Bibliothek ; Nr. 7)
ISBN 3-7657-0916-6
NE: Eckert, Brita [Bearb.]; Deutsche Bibliothek
⟨Frankfurt, Main⟩

Copyright 1979
bei Buchhändler-Vereinigung GmbH, Frankfurt am Main
Gesamtherstellung: Johannes Weisbecker, Frankfurt am Main

Vorwort

In der Einleitung zum Katalog unserer Ausstellung »Exil-Literatur 1933—1945« (3. Aufl. 1967), die einen ersten Gesamtüberblick über die Literatur des deutschsprachigen Exils zu geben versuchte, hatten wir spätere Ausstellungen über Spezialthemen angekündigt. Dies wurde teils durch kleinere eigene Ausstellungen, z. B. »Kurt Tucholsky 1935—1975«, teils durch Gastausstellungen, z. B. »Österreicher im Exil« (1976) oder »Oskar Maria Graf« (1977/78) verwirklicht. Der Katalog zur ersten Ausstellung mit dem Thema Exil eröffnete als Nummer 1 auch die Reihe der »Sonderveröffentlichungen der Deutschen Bibliothek«; ihm folgten als Nummer 2 und 3 der bibliographische Teil des von Lieselotte Maas erarbeiteten »Handbuchs der deutschen Exilpresse 1933—1945« (1976, 1978). Mit der Nummer 7 kann nun wieder ein Ausstellungskatalog vorgelegt werden, der Leben und Werk eines ins Exil getriebenen Autors dokumentiert: »Joseph Roth 1894—1939«.

Der Entschluß, gerade Roth durch eine große Ausstellung zu präsentieren, drängte sich geradezu auf. Einer der bedeutendsten Autoren aus der Zeit nach dem 1. Weltkrieg und des Exils ist bisher ohne eine solche Würdigung geblieben. Über die Gründe dieser Zurückhaltung — oder Vernachlässigung — soll später kurz gesprochen werden. Die Ausgangssituation in unserem Hause war günstig: In ihrer Sammlung Exilliteratur besitzt die Deutsche Bibliothek die im Exil entstandenen monographischen Werke Roths und die Exilzeitschriften mit seinen Beiträgen, aber auch eine ansehnliche Zahl bisher noch unveröffentlichter Briefe und Dokumente. Hinzu kam, daß uns Herr Dr. Fred Grubel, der Direktor des New Yorker Leo Baeck Institute, das einen Großteil von Roths Nachlaß besitzt, ohne Zögern seine freundschaftliche Hilfe zusagte, so wie uns auch Frau Alexandra von Miquel der Unterstützung des Verlags Kiepenheuer & Witsch, Köln, der heute

Roths Werk betreut, versicherte. Unter diesen Voraussetzungen war es möglich, nicht nur eine Dokumentation für Joseph Roths Exilzeit, sondern seiner gesamten Biographie und seines journalistischen und schriftstellerischen Werkes vorzulegen.

Gewiß ist heute Joseph Roth auch über das literarisch interessierte Publikum hinaus längst kein Unbekannter mehr. Seit 1976 liegt — nach einer dreibändigen Werkausgabe im Jahre 1956 — eine rund 4000 Seiten umfassende vierbändige Werkausgabe vor, zudem seit 1974 eine auf Zeugenaussagen und mühevollen Literaturrecherchen beruhende umfangreiche Roth-Biographie von David Bronsen, der diese Ausstellung im Biographischen selbstverständlich viel verdankt. Die Zahl der preiswerten Einzelausgaben ist gerade in den letzten Jahren stark angewachsen.

Warum, so könnte man fragen, ist dann eine Ausstellung überhaupt noch nötig?

Zwei Ziele steuern wir an. Keinesfalls kann eine Ausstellung, selbst wenn sie, wie es hier geschieht, von einem ungewöhnlich breit dokumentierten Katalog begleitet wird, die Auseinandersetzung mit dem reichen Lebenswerk des Schriftstellers und der ausführlichen Biographie Bronsens ersetzen. Im Gegenteil: sie will zu ihm hinführen, in ihrer Anschaulichkeit (hoffentlich) einführen und zur Weiterbeschäftigung provozieren. Andererseits soll der Katalog doch mehr als Einführung sein. Mit Hilfe der dokumentarischen Methode, die sich in Katalogen zu Literaturausstellungen in den letzten Jahren — z. B. vorbildlich in Marbach — entwickelt hat, kann wohl auch dem Kenner Roths eine Art Nachschlagewerk geboten werden, das ihm nützlich zu sein und weiterzuführen vermag. Man weiß: Roth entzieht sich der Festlegung in einer einfachen Formel. Wer sich näher mit ihm beschäftigt, wird vom Autor in Widersprüche verwickelt, wird — falls man ihn an einer Stelle »eigentlich« nimmt, ihm aufs Wort glaubt, genarrt. So mußte versucht werden, etwas von dem Dialog

wiederzugeben, den Roth mit sich selbst führt, indem prägnante Aussagen gedrängt zusammen- und gegeneinandergestellt werden, — ergänzt, beleuchtet, relativiert von z. T. kaum mehr bekannten Aussagen von Freunden, Kritikern, Feinden ... Zum Text — in einer Ausstellung selbstverständlich, aber auch reichlich im Katalog — tritt zur Veranschaulichung das Bildmaterial, um die Welt zu beschwören, in der er lebte, vor allem aber, um ihn selbst, den scheinbar so Undurchschaubaren, im Wandel seines Ausdrucks — Gesicht und Gestalt — zu zeigen.

Eine wesentliche Aufgabe, die sich unsere Roth-Ausstellung stellte, war es, den zu Unrecht vernachlässigten Journalisten Roth bekannt zu machen. In der Roth-Rezeption, die in der Bundesrepublik Deutschland zu Beginn der fünfziger Jahre einsetzte und seit den sechziger Jahren durch das Medium Fernsehen Massenwirkung erhielt, überwiegt immer wieder der Romancier und Erzähler Roth — und hierbei wieder vor allem mit seinem späten Werk, dem »Radetzkymarsch«, dem »Falschen Gewicht«, der »Kapuzinergruft«, der »Geschichte von der 1002. Nacht« ...

So bilden die journalistische Wirksamkeit in der Weimarer Zeit und später im Exil wichtige Schwerpunkte der Ausstellung — zeigt sie ihn dort als einen der frühesten Warner vor dem Nationalsozialismus (es sei hier nur auf seine Berichterstattung über den Hitler-Prozeß 1923 hingewiesen), so hier als einen der unerbittlichsten Kämpfer gegen die Diktatur, der sich in dieser Frontstellung auch mit alten Gegnern (z. B. Tucholsky, Feuchtwanger) solidarisierte. Dabei sah er zugleich aber auch illusionslos die nur beschränkten Möglichkeiten und Grenzen der Wirksamkeit eines emigrierten Schriftstellers und Politikers.

Denn er registrierte von Anfang an unbestechlich: »Nur durch eine minutiöse Beobachtung der Wirklichkeit kommt man zur Wahrheit« (Kat.Nr. 297). So sah man in ihm auch einen der ersten Vertreter — einen Programmatiker sogar — der Neuen Sachlichkeit. In seinem Urteil

über den Nationalsozialismus ließ er sich von keinem organisierten Antifaschisten übertreffen. Vor allem sein Verhalten im Streit um »Die Sammlung« (siehe Kat.Nr. 362 bis 365) zeigt: mit dieser »Bewegung« gibt es für ihn keinen Kompromiß: So schreibt er an den Freund Stefan Zweig, der dem Insel-Verlag treu bleiben zu müssen glaubt, am 7. November 1933: »Unter gar keinen Umständen darf ein aufrechter Mensch die ›Politik‹ fürchten. [...] Mir ist das Engstirnig-Gehässige zuwider, das Sektiererische. Sie wissen es ja. Aber jetzt ist die Stunde der Entscheidung da. Stärker, als im Krieg. Jetzt, angesichts dieser höllischen Stunde, in der die Bestie gekrönt und gesalbt wird, hätte selbst ein Goethe nicht geschwiegen. [...]« Schon am 26. März 1933 hatte Roth an Zweig geschrieben: »Kein Sich-Ergeben in Das, was man das Schicksal nennt.« Selbst Thomas Mann, der S. Fischer nicht im Stich lassen will, wird scharf kritisiert: »Er hat die Gnade, besser zu schreiben, als er denken kann. Er ist dem eigenen Talent nicht geistig gewachsen« (5. November 1933 an Stefan Zweig). — Denken! Aber gerade dies, die Analyse, die denkerische Bewältigung der Phänomene Faschismus und Nationalsozialismus sucht man bei Roth hier wie an anderen Stellen vergebens. (Gleiches gilt auch für frühe Bekenntnisse zum Sozialismus und dessen spätere Verurteilung.) Die Feindseite wird nicht untersucht, sondern bezeichnet — mit Negativ-Begriffen: es handelt sich um »Bestien«, Vertreter des »Antichrist« u. dgl. Nur so erklärt sich, auf der Suche nach positiver Alternative, auch sein Bekenntnis zur habsburgischen Monarchie, sein Entschluß, »absoluter Monarchist« zu werden, — ein Entschluß, der alle soziale, ökonomische und ethnische Wirklichkeit — das Elend z. B. gerade in seiner Heimat Galizien und anderen Randgebieten zur K.u.K.-Zeit — negiert. Marcel Reich-Ranicki spricht mit Recht in diesem Zusammenhang von »Joseph Roths Flucht ins Märchen« und seinem Österreich als einer »rückwärts gewandten Utopie« (siehe Kat.Nr. 777). Verblüffend: in Roth findet

sich Romantisches — ebenso wie nüchterne Betrachtung und Beschreibung der Realität. Kein Wunder, daß sich die Literaturwissenschaftler — besonders auch die Jungen, die Doktoranden — nur zögernd an den Widerspruchsvollen wagten. — Dabei ist über die Schwierigkeit, Roth zu begreifen, gar zu erklären, noch nicht alles gesagt, z. B. über die Subjektivität, die Spontaneität seines Urteils, das oft kurz nach der Formulierung schon wieder zurückgenommen oder relativiert wird. Vielleicht flieht er — rebellierend — aus einer Welt, einem Ich auch, die er nicht bejahen, nicht begreifen kann, in — letzthin auch von ihm selbst — nur ironisch gesehene Utopien. (Man erinnert sich an E. T. A. Hoffmanns Märchen — z. B. den »Goldenen Topf«.) Hierzu nur noch ein Briefzitat vom 31. Januar 1934 (an René Schickele): Er berichtet, daß er an einem Buch »Der Antichrist« schreibe: »Das ist der Inhalt meines Buches: der Antichrist ist Freund und Feind. Und am Ende sitzt schon ein Teilchen von ihm in mir selber.« Aber bereits 1924, zehn Jahre vorher, schreibt Roth einen Roman »Die Rebellion« — die Geschichte der Rebellion eines Getretenen, Geschlagenen gegen Gott selbst. Andreas, ein Kriegskrüppel, schmäht: »Was bist Du für ein Gott. Ist Deine Grausamkeit Weisheit, die wir nicht verstehen — wie mangelhaft hast Du uns geschaffen!« (siehe Kat.Nr. 560). Wußte Roth vielleicht zuviel, um noch Sinn im Leben, um mehr in ihm als ein Narrenspiel, sehen zu können? Und doch lebte er und kämpfte er, — schrieb er bis zuletzt seine präzise, an der Beobachtung kontrollierte Prosa . . .

*

Zur Anlage der Ausstellung und des Katalogs

Roths Biographie, sein journalistisches und erzählerisches Werk wurden in der Ausstellung und im Katalog in vier Kapitel gegliedert. Kapitel I bis III — »Von Brody nach Wien (1894—1920)«, »Beruf: Journalist (1921—1932)«,

»Im Exil (1933–1939)« – bieten eine Mischung von Chronologie des Lebens und systematischer Darstellung des journalistischen Werks. Die Romane und Erzählungen wurden zur besseren Übersicht als Kapitel IV aus dieser Chronologie herausgenommen. So läßt sich die Entwicklung des Romanciers und die Periodik seiner Romane von den zeitkritischen der zwanziger Jahre zu den Romanen und Parabeln im ostjüdischen und österreichischen Milieu besser aufzeigen. In Kapitel V wird anhand von Nachauflagen, Übersetzungen, Sekundärliteratur, Fernseh- und Spielfilmen ein Überblick über die Roth-Rezeption nach 1945 gegeben. Eine Zeittafel, die alle wesentlichen (bisher zu ermittelnden) biographischen und bibliographischen Daten enthält, soll eine schnelle Orientierung ermöglichen.

*

Danksagung
Eine umfassende Dokumentation von Joseph Roths Leben und Werk wäre nicht möglich gewesen ohne die Unterstützung zahlreicher Institute und Privatpersonen.
Unser Dank gilt an erster Stelle gleichermaßen sowohl dem Leo Baeck Institute, New York, und seinem Direktor Dr. Fred Grubel – einem Vetter Joseph Roths –, als auch dem Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln, und hier besonders Frau Alexandra von Miquel. Herr Dr. Grubel hat uns großzügig wesentliche Teile von Roths Nachlaß aus dem Leo Baeck Institute in Fotokopie zur Verfügung gestellt, die im Nachlaß vorhandenen Negative privater Bilder Roths zum Kopieren überlassen und immer bereitwillig unsere oft schwierigen Fragen beantwortet. – Frau von Miquel hat uns das umfangreiche Roth-Archiv des Verlags Kiepenheuer & Witsch – Manuskripte und Typoskripte in Kopien, Bilder und Erstausgaben – zugänglich gemacht.
Der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien danken wir für Kopien von Beiträgen Roths in schwer zugängli-

chen österreichischen Zeitungen — u. a. »Österreichs Illustrierte Zeitung«, »Der Neue Tag« und »Der Christliche Ständestaat« —, dem Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands, Wien, für Kopien der Zeitschriften »Die Österreichische Post« und »Nouvelles d'Autriche«. Das Landesarchiv Berlin fertigte uns Kopien von Beiträgen Roths im »Berliner Börsen-Courier« und im »Berliner Tageblatt« an. Zahlreiche Bücher aus der Zeit vor 1933 hat uns die Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main als Leihgaben überlassen. Den Mitarbeitern ihrer Judaica-Sammlung gebührt Dank für ihre Unterstützung und Beratung, ihrem Photographen, Herrn Gerhard Dittmann, für seine ungewöhnliche Hilfsbereitschaft beim Ausführen von Fotoarbeiten.

Unter den Privatpersonen müssen an erster Stelle Frau Maryla Reifenberg und Frau Helga Hummerich genannt werden, die uns Originalbriefe Roths an Benno Reifenberg zur Verfügung gestellt haben. — Alle weiteren Privatpersonen und Institute, für deren Hilfe wir zu danken haben, sind im Verzeichnis der Leihgeber aufgeführt.

Auch den Mitarbeitern der Graphischen Werkstatt, dem Magazin und der Bücherausgabe der Deutschen Bibliothek sei gedankt — namentlich Frau Rosemarie Jocker und den Herren Horst Rehnert und Lothar Seidel; Herr Bibliotheksoberrat Harro Kieser half uns mit zahlreichen bio-bibliographischen Auskünften. Frau Gerlinde Schultz übersetzte den Brief Roths an Romana Mazurkiewicz vom 20. November 1930 (Kat.Nr. 154) aus dem Polnischen.

Herrn Bibliotheksoberrat i. R. Heinz Friesenhahn gilt unser Dank für sein gewissenhaftes und promptes Mitlesen aller Korrekturen.

Ganz besonderer Dank gebührt unseren engsten Mitarbeiterinnen, Frau Mechthild Hahner und Frau Jutta Braun, die eine weit über das übliche Maß hinaus gehende Einsatzbereitschaft bewiesen haben.

Die Wiedergabe von Texten aus der Werk- und Briefausgabe Roths erfolgt mit freundlicher Genehmigung des

Verlags Kiepenheuer & Witsch, Köln, der Abdruck von Auszügen aus unveröffentlichten Manuskripten Roths aus dem Besitz des Leo Baeck Institute, New York, mit Zustimmung von Herrn Dr. Fred Grubel. Beide haben uns auch die Wiedergabe von Bildern aus ihrem Besitz gestattet. — Dem Molden-Verlag, Wien, danken wir für die Abdruckerlaubnis von Photographien aus dem »Jüdischen Familienalbum« von Franz Hubmann. Die Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main, hat uns die Wiedergabe einer Porträtskizze Roths von Georg Eisler gestattet, der Bayerische Schulbuchverlag, München, die Abbildung der Karte der österreichisch-ungarischen Monarchie auf dem Vorsatz.
Der Abdruck der beiden Roth-Porträts Katalog-Nummern 123 und 408 erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Deutschen Literaturarchivs, Marbach a. N.
Sollten — ohne unsere Absicht — Urheberrechte nicht beachtet worden sein — bitten wir die Inhaber um entsprechende Mitteilung.

*

Ein besonderer Gruß gilt an dieser Stelle Hermann Kesten, der die Werke und Briefe des Freundes als Herausgeber betreut hat. Wir bedauern, ihn wegen seines Gesundheitszustandes nicht als Ehrengast bei der Eröffnung der Ausstellung am 29. März 1979 begrüßen zu können.

Werner Berthold
Brita Eckert

Im Katalog verwendete Abkürzungen und Kurzbezeichnungen

Abkürzungen

a.a.O.	am angegebenen Ort
a. M.	am Main
a. N.	am Neckar
a. S.	an der Saale
Abb.	Abbildung
Akad.	Akademie
Anm.	Anmerkungen
Aufl.	Auflage
Ausg.	Ausgabe
ausgew.	ausgewählt
Ausz.	Auszug
autoris.	autorisiert
b.	bei
Bd.	Band
bearb.	bearbeitet
Beibl.	Beiblatt
Beil.	Beilage
Beitr.	Beitrag
bibliograph.	bibliographisch
biograph.	biographisch
Bl.	Blatt
coll.	collaboration
ČSR	Československá Republika
d.	das, dem, den, der, des, die
d. i.	das ist
DDR	Deutsche Demokratische Republik
demokrat.	demokratisch
Dez.	Dezember
DÖW	Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, Wien
dt.	deutsch
durchges.	durchgesehen
e.	einem, einer, eines
Ed.	édition(s); editură; edizione
eingel.	eingeleitet
Einl.	Einleitung
erl.	erläutert
erw.	erweitert
f.	folgende, für
Faltbl.	Faltblatt
fortges.	fortgesetzt
FZ	Frankfurter Zeitung
geb.	geboren
gest.	gestorben
Gestapo	Geheime Staatspolizei
GK	Gustav Kiepenheuer
H.	Heft
hebr.	hebräisch
histor.	historisch
Hrsg.	Herausgeber
hrsg.	herausgegeben
hs.	handschriftlich
i. A.	im Auftrag
i. Br.	im Breisgau
i. Ts.	im Taunus
Ill.	Illustration
ill.	illustriert
in Komm.	in Kommission
Inst.	Institut
introd.	introduzione
izd.	izdatel'stvo

JR	Joseph Roth
K. K.	kaiserlich-königlich
K & W	Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Kat. Nr.	Katalognummer
KP	Kommunistische Partei
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
krit.	kritisch
KZ	Konzentrationslager
LBI	Leo Baeck Institute, New York
lt.	laut
ms.	maschinenschriftlich
Nachw.	Nachwort
Neuaufl.	Neuauflage
neubearb.	neubearbeitet
No	Nummer
Nov.	November
Nr.	Nummer
NS	nationalsozialistisch
o. D.	ohne Datum
o. O.	ohne Ort
ÖNB	Österreichische Nationalbibliothek, Wien
Okt.	Oktober
P.E.N.	Poets, Essayists, Novelists
phil. Diss.	philosophische Dissertation
préf.	préface
pref.	prefată
Pseud.	Pseudonym
rev.	revidiert
S.	Seite
$	Dollar
SA	Sturm-Abteilung
SDS	Schutzverband Deutscher Schriftsteller
SNM/DLA	Schiller-Nationalmuseum, Deutsches Literaturarchiv, Marbach a. N.
sog.	sogenannt
Sonderh.	Sonderheft
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SPÖ	Sozialdemokratische Partei Österreichs
SS	Schutzstaffel
StuUB	Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt a. M.
suom.	suomennos
sv.	svazek
T.	Teil
Taf.	Tafel
trad.	traducción; traduction, traduit; traduzione
transl.	translated, translation
Tsd.	Tausend
u.	und
u. a.	und andere; unter anderem
u. d. T.	unter dem Titel
u. dgl.	und dergleichen
überkl.	überklebt
übers.	übersetzt
Übers.	Übersetzung
übertr.	übertragen
umgearb.	umgearbeitet

v. d. H.	vor der Höhe	wyd.	wydanie
veränd.	verändert		
verb.	verbessert	z. B.	zum Beispiel
Verf.	Verfasser	z. T.	zum Teil
Verl.	Verlag	Zeichn.	Zeichnung
verm.	vermehrt	zsgest.	zusammengestellt
vollst.	vollständig	Ztg.	Zeitung
Vorw.	Vorwort	zv.	zvazek
vyd.	vydání		
WDR	Westdeutscher Rundfunk, Köln		

*

Kurzbezeichnungen für Bücher und Briefe

Bronsen	David Bronsen: Joseph Roth. Eine Biographie. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1974.
Hubmann, Familienalbum	Franz Hubmann: Das jüdische Familienalbum. Die Welt von gestern in 375 alten Photographien. Wien, München, Zürich: Molden 1974.
JR an GK	Joseph Roth an Gustav Kiepenheuer. Brief. 10. 6. 1930. In: Gustav Kiepenheuer: Eine Reverenz vor Joseph Roth. In: Joseph Roth. Leben und Werk. Ein Gedächtnisbuch. (Gesammelt, ausgew. u. hrsg. von Hermann Linden.) Köln, Hagen: Kiepenheuer 1949, S. 43—47. JRB, S. 164—168
JRB	Joseph Roth: Briefe 1911—1939. Hrsg. u. eingel. von Hermann Kesten. Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1970.
JRW	Joseph Roth: Werke. Bd. 1—4. Hrsg. u. eingel. von Hermann Kesten. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1975—1976.
Linden, Gedächtnisbuch	Joseph Roth. Leben und Werk. Ein Gedächtnisbuch. (Gesammelt, ausgew. u. hrsg. von Hermann Linden.) Köln, Hagen: Kiepenheuer 1949.
Roth, Der Neue Tag	Joseph Roth: Der Neue Tag. Unbekannte politische Arbeiten, 1919 bis 1927, Wien, Berlin, Moskau. Hrsg. von Ingeborg Sültemeyer. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1970.
Sültemeyer	Ingeborg Sültemeyer: Das Frühwerk Joseph Roths 1915—1926. Studien u. Texte. Wien, Freiburg, Basel: Herder 1976.

ZEITTAFEL

Ein Teil der in dieser Zeittafel zusammengestellten biographischen Daten wurde der Biographie von David Bronsen, Joseph Roth, Köln 1974, entnommen.

1894 Geboren am 2. September im österreichischen Brody, Galizien, als Sohn jüdischer Eltern.
Die Eintragung im jüdischen Matrikelamt zu Brody lautet *Moses Joseph Roth.*

1894–1901 Erste Lebensjahre bei seiner Mutter Maria Roth, geb. Grübel, im Hause des Großvaters Jechiel Grübel in Brody; der Vater, der Getreideeinkäufer und Holzhändler Nachum Roth, war nach eineinhalbjähriger Ehe — noch vor der Geburt seines Sohnes — von einer Geschäftsreise nicht mehr zurückgekehrt.

1901–1905 Besuch der Baron-Hirsch-Schule, der »jüdischen Gemeindeschule«, in Brody.

1905–1913 Besuch des K. K. Kronprinz-Rudolf-Gymnasiums in Brody.
Enge Beziehung zu seinem Deutschlehrer Max Landau.
Besuche bei seinem Onkel und Vormund Sigmund Grübel und dessen Familie in Lemberg.
Erste Gedichte.
Besteht im Mai 1913 die Matura mit Auszeichnung.

1913 Zum Wintersemester 1913/14 Immatrikulation an der K. K. Universität Lemberg; übersiedelt jedoch schon im Herbst 1913 nach Wien.

1914–1916 Vom Sommersemester 1914 bis zum Sommersemester 1916 Studium an der philosophischen Fakultät der Universität Wien. Vorlesungen und Seminare in Germanistik, Philosophie, Psychologie, Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Ethnologie.
Enge Beziehungen zu Professor Dr. Walther Brecht.
Freundschaft mit Józef Wittlin, später bedeutender polnischer Expressionist.
Erste Veröffentlichungen — Gedichte, Kurzgeschichten, Essays — in *Österreichs Illustrierte Zeitung.* Dort erscheint 1916 die Novelle *Der Vorzugsschüler.*
Anstellung als Hauslehrer bei der Gräfin Trautmannsdorff.

1916–1918 Militärdienst.

1916 Am 31. Mai freiwillige Meldung zum Militärdienst, zusammen mit Józef Wittlin.
Besuch der Einjährigen-Schule des 21. Feldjäger-Bataillons.

1917 Im Frühjahr Beorderung nach Galizien.
Als Einjährig-Freiwilliger in der 32. Infanterietruppendivision abkommandiert zum Pressedienst.
Veröffentlicht während der beiden Dienstjahre beim Militär kleine Feuilletons und Gedichte in der Wiener Tageszeitung *Der Abend,* im *Prager Tagblatt* und in der Wiener Wochenschrift *Der Friede* (Januar und Februar 1918).
[Russische Kriegsgefangenschaft?]

1918 Mitte Dezember Rückkehr nach Wien, von dort Reise zu seiner Mutter nach Brody.

1919 Nach Flucht aus Brody über die Karpathen und Ungarn Rückkehr nach Wien Ende März 1919.

1919–1920 Feste Anstellung bei der Tageszeitung *Der Neue Tag.* Vom 20. April 1919 bis 30. April 1920 erscheinen über hundert Beiträge von Roth.
Beginn des sozialistischen Engagements.

1920 Am 1. Juni Übersiedlung nach Berlin, zusammen mit Stefan Fingal.
Beginn der Mitarbeit an folgenden Zeitschriften und Zeitungen: *Freie Deutsche Bühne — Das blaue Heft* (bis 1923), *Die Neue Berliner Zeitung — 12 Uhr Blatt, Berliner Tageblatt.*

1921 Mitarbeit am *Berliner Börsen-Courier* (bis August 1922).

1922 Am 5. März Heirat mit der jüdischen Wienerin Friederike (Friedl) Reichler in Wien. Sie beziehen ihre einzige gemeinsame Wohnung in Berlin-Schöneberg.
Ab Juni Mitarbeit am *Vorwärts* (bis August 1924).

1923 Im Juni Rückkehr mit Friedl nach Wien.
Journalistische Arbeiten in der *Wiener Sonn- und Montags-Zeitung,* im *Neuen 8-Uhr-Blatt* und in *Der Tag.*
Im Spätsommer erste Reise nach Prag. Vom 9. Februar 1923 bis 25. Dezember 1924 erscheinen 34 Beiträge von Roth im *Prager Tagblatt.*
Journalistische Arbeiten in *Der Drache* (bis 1925) und *Das Tagebuch* (bis 1932).

Vom 7. Oktober bis 6. November Abdruck von *Das Spinnennetz,* Roths erstem Roman, in der Wiener *Arbeiter-Zeitung.*
Seit Januar ständiger Mitarbeiter der Berliner Redaktion der *Frankfurter Zeitung,* der er — mit einer Unterbrechung 1929/30 — bis 1932 verbunden bleibt.
Nach seiner Rückübersiedlung nach Berlin Beginn einer regen Publikationstätigkeit in der *Frankfurter Zeitung.*
Zum Berliner Domizil wählt er das »Hotel am Zoo«.

1924 Feuilletons und satirische Gedichte in *Lachen links.*
Hotel Savoy. Roman, im Verlag Die Schmiede, Berlin (Vorabdruck Februar bis März in der *Frankfurter Zeitung).*
Die Rebellion. Roman, im Verlag Die Schmiede, Berlin (Vorabdruck Juli bis August im *Vorwärts).*

1925 Im Frühjahr Übersiedlung nach Paris als Feuilleton-Korrespondent der *Frankfurter Zeitung.* In dieser Position bis Frühsommer 1926.
Freundschaft mit dem Feuilleton-Chef der *Frankfurter Zeitung,* Benno Reifenberg (bis 1933).
September bis November Reise durch Südfrankreich. Artikelserie *Im mittäglichen Frankreich* in der *Frankfurter Zeitung* vom 8. 9. bis 4. 11. 1925.
Die weißen Städte (posthum veröffentlicht in *Werke. Neue erweiterte Ausgabe in vier Bänden. Bd. 3,* Köln 1976).
April. Die Geschichte einer Liebe, bei J. H. W. Dietz Nachf., Berlin.
Der blinde Spiegel. Ein kleiner Roman, ebd.

1926 Im Frühsommer Ablösung in seiner Eigenschaft als Pariser Feuilleton-Korrespondent der *Frankfurter Zeitung* durch Friedrich Sieburg.
Als »Entschädigung« im Auftrag der *Frankfurter Zeitung* von Ende August bis Dezember Reportage-Reise durch die Sowjetunion. Artikelserie *Reise in Rußland* in der *Frankfurter Zeitung* vom 14. 9. 1926 bis 19. 1. 1927.

1927 Kürzere Aufenthalte in Berlin und Frankfurt, im März Rückkehr nach Paris.
Von Mai bis Juli Reportage-Reise durch Albanien. Artikelserie *Reise nach Albanien* in der *Frankfurter Zeitung* vom 29. 5. bis 30. 7. 1927.
Im Herbst Reportage-Reise durch das Saargebiet. Artikelserie *Briefe aus Deutschland,* gezeichnet von Cuneus, in der *Frankfurter Zeitung* vom 16. 11. 1927 bis 28. 1. 1928.

Am 8. September Beginn des Briefwechsels mit Stefan Zweig. Die hieraus erwachsende Freundschaft — Zweig wird zudem Roths Mäzen — dauert (zumindest) von Zweigs Seite bis zu Roths Tod.
Juden auf Wanderschaft. (Essay), im Verlag Die Schmiede, Berlin.
Die Flucht ohne Ende. Ein Bericht. (Roman), bei Kurt Wolff, München.

1928 Im Februar Beginn der unheilbaren Nervenkrankheit (Schizophrenie) Friederike Roths, die sich bis zu ihrem gewaltsamen Tod am 15. 7. (?) 1940 in der Heil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke in Niedernhart bei Linz an der Donau immer mehr verschlimmert.
Zunahme von Roths Trunksucht.
Mitte Mai bis Mitte Juli Reportage-Reise durch Polen. Artikelserie *Briefe aus Polen* in der *Frankfurter Zeitung* vom 24. 6. bis 9. 9. 1928.
Oktober und November Reportage-Reise durch Italien. Drei der Artikel als *Das vierte Italien* in der *Frankfurter Zeitung* vom 28. 10. bis 11. 11. 1928.
Das Moskauer jüdische Theater. In: *Das Moskauer Jüdische Akademische Theater.* Verlag Die Schmiede, Berlin.
Zipper und sein Vater. (Roman), bei Kurt Wolff, München.

1929 Im Juni Bruch mit der *Frankfurter Zeitung* aus finanziellen Gründen. Vorübergehend Mitarbeit bei den *Münchner Neuesten Nachrichten.* Veröffentlicht dort vom 18. August 1929 bis 1. Mai 1930 etwa 30 Artikel.
Beginn der Mitarbeit an den Berliner Zeitschriften *Die Literarische Welt* und *Die Neue Rundschau* (bis 1932).
Zeitweise Unterbringung Friederike Roths in der Berliner Nervenheilanstalt Westend.
Verbindung mit der Schauspielerin Sibyl Rares.
Im August erste Begegnung mit Andrea Manga Bell, Roths Lebensgefährtin bis 1936.
Rechts und Links. Roman, bei Gustav Kiepenheuer, Berlin.
Ein Kapitel Revolution (Fragment aus dem posthum erschienenen Roman *Der stumme Prophet*) und *Der stumme Prophet.* (Fragment).
Briefe aus Deutschland. In: *Fazit.* Ein Querschnitt durch die deutsche Publizistik. Hrsg. von Ernst Glaeser. Gebrüder Enoch, Hamburg.

1930 Überführung Friederike Roths von Berlin nach Wien. Zunächst Unterbringung bei ihren Eltern, von November 1930 an in verschiedenen Sanatorien und Pflegeanstalten.
Nach Einstellung der Mitarbeit an den *Münchner Neuesten Nachrichten* Vertrieb der Feuilletons Roths durch den Zeitungsvertrieb des Gustav Kiepenheuer Verlags.
Ab November Veröffentlichung seiner Feuilletons wieder in der *Frankfurter Zeitung.*
Hiob. Roman eines einfachen Mannes, bei Gustav Kiepenheuer, Berlin (Vorabdruck vom 14. September bis 21. Oktober in der *Frankfurter Zeitung*).
Panoptikum. Gestalten und Kulissen. (Feuilleton-Anthologie), im Verlag Knorr & Hirth, München.

1931 Bis Mitte April Aufenthalt in Antibes.
Arbeit am Roman *Radetzkymarsch.*
Augenkrankheit.
Beginn des Zusammenlebens mit Andrea Manga Bell.
Artikelserie *Kleine Reise* in der *Kölnischen Zeitung* vom 3. 5. bis 21. 6. 1931.
Amerikanische Ausgabe von *Hiob.*

1932 *Radetzkymarsch.* Roman, bei Gustav Kiepenheuer, Berlin (Vorabdruck vom 17. April bis 9. Juli in der *Frankfurter Zeitung*).

1933–1939 Im Exil.

1933 Am frühen Morgen des 30. Januar verläßt Roth Berlin, noch vor der Nachricht von Hitlers Ernennung zum Reichskanzler, und fährt nach Paris.
Das Hôtel Foyot in Paris wird sein wichtigstes Domizil im Exil, aber auch Reisen nach und Aufenthalte in Salzburg, Rapperswil am Zürichsee, Zürich, Marseille, Nizza, Sanary-sur-mer, Amsterdam, Brüssel, Ostende, Wilna, Lemberg, Warschau und Wien.
Politisches Engagement im Kreis österreichischer Legitimisten um Otto von Habsburg.
Ständige finanzielle Nöte.
Beginn der Mitarbeit an der von Leopold Schwarzschild herausgegebenen Exilzeitschrift *Das Neue Tage-Buch.* Bis zu seinem Tod veröffentlicht Roth dort über 40 Artikel.
Stationschef Fallmerayer. In: *Novellen deutscher Dichter der Gegenwart.* Hrsg. von Hermann Kesten. Allert de Lange, Amsterdam.

1934 Ab Juni Aufenthalt in Marseille, ab Mitte Juli in Nizza (bis Juni 1935). Wohnt mit Andrea Manga Bell im gleichen Haus mit Heinrich Mann und Nelly Kroeger sowie Hermann und Toni Kesten.
Ab 6. Juli Mitarbeit am *Pariser Tageblatt,* später *Pariser Tageszeitung* (mehr als 60 Artikel).
Gelegentliche Mitarbeit an weiteren Exilzeitschriften und -zeitungen (*Neue Deutsche Blätter, Die neue Weltbühne, Die Sammlung, Die Zukunft* u. a.) sowie an französischen literarischen Zeitschriften und Tageszeitungen (*Nouvelles Littéraires, 1934, Marianne, L'Intransigeant*).
Tarabas, ein Gast auf dieser Erde. Roman, Querido Verlag, Amsterdam.
Le triomphe de la beauté. In: *Nouvelles Littéraires,* Paris.
Le buste de l'empereur. In: *1934,* Paris. Deutsche Erstveröffentlichung *Die Büste des Kaisers* posthum in Joseph Roth: *Romane, Erzählungen, Aufsätze.* Köln 1964.
Der Antichrist, im Verlag Allert de Lange, Amsterdam.

1935 Im Juni Rückkehr nach Paris.
Journalistische Arbeiten in der von Emigranten in Österreich herausgegebenen Zeitschrift *Der Christliche Ständestaat* (bis 1938).
Die hundert Tage. Roman, im Verlag Allert de Lange, Amsterdam.

1936 Von März bis Juni Aufenthalt in Amsterdam zu Verhandlungen mit seinen Verlagen Allert de Lange und Querido.
12. Juni Vortrag *Der Aberglaube an den Fortschritt.*
Ab 9. Juli Aufenthalt in Ostende, zusammen mit Hermann Kesten, Stefan Zweig, Ernst Toller und Egon Erwin Kisch.
Bekanntschaft und Verbindung mit der aus Deutschland emigrierten Schriftstellerin Irmgard Keun (bis Anfang 1938).
Erster Besuch (?) bei Otto von Habsburg in Steenockerzeel.
Ende des Jahres Rückkehr nach Paris.
Beichte eines Mörders, erzählt in einer Nacht. (Roman), im Verlag Allert de Lange, Amsterdam.

1937 Im Februar und März Vortragsreise auf Einladung des polnischen PEN-Clubs durch mehrere polnische Städte und Wilna mit dem Vortrag *Der Aberglaube an den Fortschritt.*
Vor der Rückkehr nach Paris Aufenthalt in Wien.
Nach Abriß des Hôtel Foyot Unterkunft im Hôtel de la Poste, Café Tournon. Bis zu seinem Tod bleibt sein Arbeits-

tisch im Café ein Sammelpunkt der deutschen und österreichischen Emigration.
Das falsche Gewicht. Die Geschichte eines Eichmeisters. (Roman), im Querido Verlag, Amsterdam.

1938 Im Februar letzter Besuch in Wien. Versucht, im Auftrag der Legitimisten bei Schuschnigg vorzusprechen: Verhinderung der Annexion Österreichs mit Hilfe der Monarchisten.
Es gelang ihm, eine Unterredung mit dem Polizeipräsidenten Skubl zu erwirken.
Beteiligung an der »Entre-aide Autrichienne«, einer Hilfsorganisation für österreichische Emigranten.
Wahl zu einem der drei Vizepräsidenten der »Liga für das geistige Österreich«.
Reden auf Protestkundgebungen gegen die Annexion Österreichs.
Im Spätherbst letzter Aufenthalt in Amsterdam.
Rapide Verschlechterung seines Gesundheitszustandes (Herzanfall, Magenentzündung, Leberzirrhose).
Die Kapuzinergruft. Roman, im Verlag De Gemeenschap, Bilthoven.

1939 Artikelserie *Schwarz-Gelbes Tagebuch* in der österreichischen legitimistischen Exilzeitschrift *Die Österreichische Post* vom 15. 2. bis 1. 5. 1939.
Im Frühjahr Einladung nach USA durch Eleanor Roosevelt.
Die Geschichte von der 1002. Nacht. (Roman), im Verlag De Gemeenschap, Bilthoven.
Am 23. Mai bricht Roth auf die Nachricht von Ernst Tollers Selbstmord in New York hin zusammen.
Einlieferung in das Hôpital Necker.
Am 27. Mai, 5.55 Uhr, Tod im Hôpital Necker (Delirium tremens, Lungenentzündung).
Am 30. Mai, 16.00 Uhr, Beisetzung auf dem Cimetière Thiais, südöstlich von Paris, unter starker Beteiligung deutscher und österreichischer Emigranten und französischer Freunde der verschiedensten politischen Richtungen und Konfessionen.

*

1939 Posthum erscheint *Die Legende vom Heiligen Trinker,* im Verlag Allert de Lange, Amsterdam.

1940 *Der Leviathan,* im Querido Verlag, Amsterdam.

1949 *Joseph Roth. Leben und Werk. Ein Gedächtnisbuch.* Gesammelt, ausgewählt und herausgegeben von Hermann Linden, bei Kiepenheuer, Köln, Hagen.

1956 *Werke in drei Bänden.* Hrsg. von Hermann Kesten, im Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln, Berlin.

1964 *Romane, Erzählungen, Aufsätze.* (Teilsammlung), ebd.

1966 *Der stumme Prophet.* Roman. Mit einem Nachwort von Werner Lengning, ebd.

1967 *Das Spinnennetz.* Roman. Mit einem Nachwort von Peter W. Jansen, ebd.

1970 *Briefe 1911–1939.* Hrsg. und eingeleitet von Hermann Kesten, ebd.
Der Neue Tag. Unbekannte politische Arbeiten 1919 bis 1927. Wien, Berlin, Moskau. Hrsg. und mit einem Vorwort von Ingeborg Sültemeyer, ebd.

1974 David Bronsen: *Joseph Roth. Eine Biographie,* ebd.

1975–1976 *Werke. Neue erweiterte Ausgabe in vier Bänden.* Hrsg. und eingeleitet von Hermann Kesten, ebd.

VON BRODY NACH WIEN
(1894—1920)

Heimat: Galizien

1 **Österreich — Ungarn**
Übersichtskarte. 1: 3 000 000.
Vorlage: Andrees allgemeiner Handatlas.
5., völlig neubearb. u. verm. Aufl. Bielefeld, Leipzig: Velhagen & Klasing 1906, S. 69—70.

2 **Galizien**
[Lexikon-Artikel.]
In: Brockhaus' Konversations-Lexikon. 14. Aufl. Leipzig u. a.: Brockhaus 1892—1895. Bd. 7. 1893, S. 478—479.

Galizien, Kronland der Öſterreichiſch-Ungariſchen Monarchie, zu Cisleithanien gehörig, umfaßt die Königreiche G. und Lodomerien, die Herzogtümer Auſchwitz und Zator und das Großherzogtum Krakau, grenzt im N. an Rußland (Polen), im O. an Rußland (Wolhynien und Podolien) und die Bukowina, im S. an die Bukowina und Ungarn, im W. an Öſterreichiſch- und Preußiſch-Schleſien und hat einen Flächenraum von 78 501,73 qkm, d. i. 26,1 Proz. der öſterr. Reichshälfte.

3 **Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.**
Auf Anregung u. unter Mitwirkung ... [von] Erzherzog Rudolf begonnen, fortges. ... [von] Erzherzogin Stephanie. [Sog. Kronprinzenwerk.]
Wien: Kaiserl.-Königl. Hof- u. Staatsdruckerei; Hölder [in Komm.]
Galizien. 1898. XVI, 890 S.
Aufgeschlagen Abbildung S. 234: Kaiser Franz Joseph I. auf der Reise durch Galizien, 1880.
Leihgabe: Hessische Landesbibliothek, Wiesbaden.

Das Antlitz Galiziens 4

Photographie. Um 1930.
Vorlage: Franz Hubmann: Das jüdische Familienalbum. Die Welt von gestern in 375 alten Photographien. Wien, München, Zürich: Molden 1974, S. 29.

Es ist schwer zu leben. Galizien hat mehr als acht Millionen Einwohner zu ernähren. Die Erde ist reich, die Bewohner sind arm. Sie sind Bauern, Händler, kleine Handwerker, Beamte, Soldaten, Offiziere, Kaufleute, Bankmenschen, Gutsbesitzer. Zu viele Händler, zu viel Beamte, zu viel Soldaten, zu viel Offiziere gibt es. Alle leben eigentlich von der einzigen produktiven Klasse: den *Bauern.*

Die sind fromm, abergläubisch, furchtsam. Sie leben in scheuer Ehrfurcht vor dem Priester und haben einen maßlosen Respekt vor der »Stadt«, aus der die seltsamen Fuhrwerke kommen, die ohne Pferde fahren, die Beamten, die Juden, die Herrschaften, Ärzte, Ingenieure, Geometer, Elektrizität, genannt: Elektryka; die Stadt, in die man die Töchter schickt, auf daß sie Dienstmädchen werden und Prostituierte; die Stadt, in der die Gerichte sind, die schlauen Advokaten, vor denen man sich hüten muß, die gerechten Richter in den Talaren hinter den metallenen Kreuzen, unter dem bunten Bild des Heilands, in dessen heiligem Namen der Mensch verurteilt wird zu Monaten und zu Jahren und auch zum Tode durch den Strang; die Stadt, die man ernährt, damit man von ihr leben kann, damit man in ihr bunte Kopftücher kaufe und Schürzen, die Stadt, in der die »Kommissionen«, die Verordnungen, die Paragraphen, die Zeitungen ausbrechen.

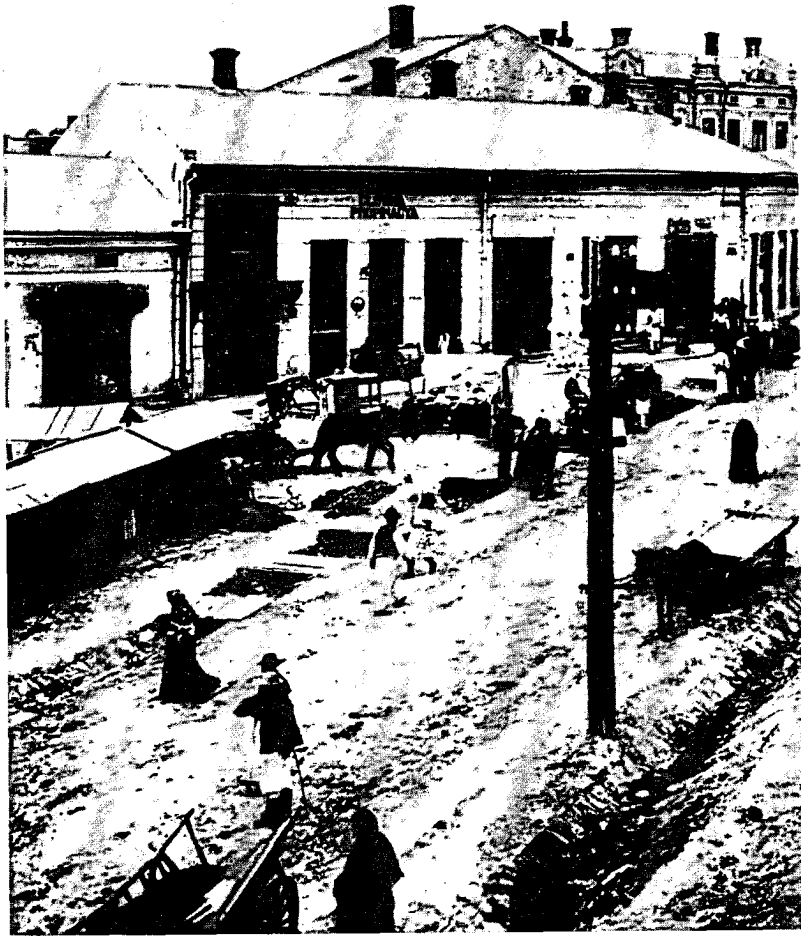
So war's als der Kaiser Franz Joseph regierte, und so ist es heute.

JR: Reise durch Galizien. Leute und Gegend. In: FZ. 69 (1924), 868, S. 1. — JRW 3, S. 832 f.

Galizische Juden auf der Flucht vor den zaristischen Armeen 5

Photographie. 1914/15.
Vorlage: Hubmann, Familienalbum, S. 77.

Das Land hat in Westeuropa einen üblen Ruf. Der wohlfeile und faule Witz des zivilisierten Hochmuts bringt es in eine abgeschmackte Verbindung mit Ungeziefer, Unrat, Unredlichkeit. Aber so treffend einmal die Beobachtung war, daß es im Osten Europas weniger Sauberkeit gebe als im Westen, so banal ist sie heute; und wer sie jetzt noch gebraucht, kennzeichnet weniger die Gegend, die er beschreiben will, als die Originalität, die er nicht besitzt. Dennoch ist *Galizien*, das große Schlachtfeld



1. Markttag in Strij, Galizien. 1905



des großen Krieges, noch lange nicht rehabilitiert. Auch für diejenigen nicht, die Schlachtfelder für Felder der Ehre halten. Obwohl westeuropäische Leiber in galizischer Erde zerfallen, um sie zu düngen. Obwohl aus den faulenden Gebeinen der zerschossenen Tiroler, der Niederösterreicher, der deutschen Soldaten aus dem Reiche der Kukuruz dieses Landes blüht.
JR: Reise durch Galizien. Leute und Gegend, a. a. O. — JRW 3, S. 832

6 Markttag in Strij, Galizien

Abb. 1 Photographie. 1905.
Vorlage: Hubmann, Familienalbum, S. 26—27.

Die kleine Stadt liegt mitten im Flachland, von keinem Berg, von keinem Wald, keinem Fluß begrenzt. Sie läuft in die Ebene aus. Sie fängt mit kleinen Hütten an und hört mit ihnen auf. Die Häuser lösen die Hütten ab. Da beginnen die Straßen. Eine läuft von Süden nach Norden, die andere von Osten nach Westen. Im Kreuzungspunkt liegt der Marktplatz.
JR: Juden auf Wanderschaft. Berlin: Verl. Die Schmiede 1927, S. 26. — JRW 3, S. 306. — Siehe auch Kat. Nr. 243

7 Markttag in Rawa Ruska, Galizien

Photographie. 1910.
Vorlage: Hubmann, Familienalbum, S. 38.

Die Stadt hat achtzehntausend Einwohner, von denen 15 000 Juden sind. Unter den 3000 Christen sind etwa 100 Händler und Kaufleute, ferner 100 Beamte, einer Notar, einer Bezirksarzt und acht Polizisten. Es gibt zwar zehn Polizisten. Aber von diesen sind merkwürdigerweise zwei Juden. Was die anderen Christen machen, weiß ich nicht genau. Von den 15 000 Juden leben 8000 vom Handel. Sie sind kleine Krämer, größere Krämer und große Krämer. Die anderen 7000 Juden sind kleine Handwerker, Arbeiter, Wasserträger, Gelehrte, Kultusbeamte, Synagogendiener, Lehrer, Schreiber, Thoraschreiber, Tallesweber, Ärzte, Advokaten, Beamte, Bettler und verschämte Arme, die von der öffentlichen Wohltätigkeit leben, Totengräber, Beschneider und Grabsteinhauer.
JR: Juden auf Wanderschaft, a. a. O., S. 27. — JRW 3, S. 306

8 Innenansicht der Synagoge von Przemysl, Galizien

Photographie. 1900.
Vorlage: Hubmann, Familienalbum, S. 43.

Die Stadt hat zwei Kirchen, eine Synagoge und etwa 40 kleine Bethäuser. Die Juden beten täglich dreimal. Sie müßten sechsmal den Weg zur Synagoge und nach Hause oder in den Laden zurücklegen, wenn sie nicht so viele Bethäuser hätten, in denen man übrigens nicht nur betet, sondern auch jüdische Wissenschaft lernt.
JR: Juden auf Wanderschaft, a. a. O., S. 27. — JRW 3, S. 307

Gemeinschaftliches Studium der heiligen Bücher. Wilna, Litauen *9* Abb. 2
Photographie.
Vorlage: Hubmann, Familienalbum, S. 44.

Gebetspause in der Synagoge *10*
Photographie.
Vorlage: Hubmann, Familienalbum, S. 42.

Die Händler und die andern im Leben stehenden Juden beten sehr schnell und haben noch hie und da Zeit, Neuigkeiten zu besprechen und die Politik der großen Welt und die Politik der kleinen. Sie rauchen Zigaretten und schlechten Pfeifentabak im Bethaus. Sie benehmen sich wie in einem Kasino. Sie sind bei Gott nicht seltene Gäste, sondern zu Hause.
JR: Juden auf Wanderschaft, a. a. O., S. 28. — JRW 3, S. 307

Gebet *11* Abb. 3
Photographie.
Vorlage: Hubmann, Familienalbum, S. 31.

Orthodoxe Juden mit Streiml und Kaftan in Krakau *12*
Photographie. Um 1925.
Vorlage: Hubmann, Familienalbum, S. 33.

Sehr deutlich ist die Trennung zwischen sogenannten aufgeklärten Juden und den Kabbalagläubigen, den Anhängern der einzelnen Wunderrabbis, von denen jeder seine bestimmte »Chassidim« gruppe hat.
[. . .]
Viele Wunderrabbis leben im Osten und jeder gilt bei seinen Anhängern als der größte. Die Würde des Wunderrabbis vererbt sich seit Generationen vom Vater auf den Sohn. Jeder hält einen eigenen Hof, jeder hat seine Leibgarde, Chassidim, die in seinem Haus aus- und eingehen, die mit



2. Gemeinschaftliches Studium der heiligen Bücher. Wilna, Litauen



3. Gebet

ihm beten, mit ihm fasten, mit ihm essen. Er kann segnen und sein Segen geht in Erfüllung. Er kann verfluchen und sein Fluch erfüllt sich und trifft ein ganzes Geschlecht. Wehe dem Spötter, der ihn leugnet.
JR: Juden auf Wanderschaft, a. a. O., S. 29 und S. 33. — JRW 3, S. 307 und S. 310

13 **Der Melamed (Lehrer) und seine Schüler beim Cheder. Tyrnau, Slowakei**
Photographie. Um 1930.
Vorlage: Hubmann, Familienalbum, S. 45.

In dunklen »Chedern« werden sie erzogen. Die schmerzliche Aussichtslosigkeit des jüdischen Gebets lernen sie im frühesten Kindesalter kennen; den leidenschaftlichen Kampf mit einem Gott, der mehr straft, als er liebt, und der einen Genuß, wie eine Sünde ankreidet; die strenge Pflicht, zu lernen und mit jungen Augen, die noch hungrig nach der Anschauung sind, das Abstrakte zu suchen.
JR: Juden auf Wanderschaft. a. a. O., S. 10. — JRW 3, S. 296

14 **Jüdisches Elend im Osten: Straße in Wladimir Wolynsk**
Photographie. 1914.
Vorlage: Hubmann, Familienalbum, S. 64.

Der Ostjude sieht die Schönheit des Ostens nicht. Man verbot ihm, in Dörfern zu leben, aber auch in großen Städten. In schmutzigen Straßen, in verfallenen Häusern leben die Juden. Der christliche Nachbar bedroht sie. Der Herr schlägt sie. Der Beamte läßt sie einsperren. Der Offizier schießt auf sie, ohne bestraft zu werden. Der Hund verbellt sie, weil sie in einer Tracht erscheinen, die Tiere ebenso, wie primitive Menschen reizt.
JR: Juden auf Wanderschaft, a. a. O., S. 10. — JRW 3, S. 295f.

15 **Lastenträger. Wladimir Wolynsk**
Abb. 4 Photographie. 1914.
Vorlage: Hubmann, Familienalbum, S. 69.

Dann aber gibt es noch eine ganze große Schar von Leidenden, Getretenen, Mißachteten, die weder im Glauben, noch in einem Klassenbe-



4. Lastenträger. Wladimir Wolynsk. 1914

wußtsein, noch in einer revolutionären Gesinnung Trost finden. Zu ihnen gehören zum Beispiel die Wasserträger in den kleinen Städten, die von morgens früh bis zum späten Abend die Fässer in den Häusern der Wohlhabenden mit Wasser füllen — gegen einen kargen Wochenlohn. Es sind rührende, naive Menschen, von einer fast unjüdischen körperlichen Kraft. Ihnen sozial gleichgestellt sind die Möbelpacker, die Kofferträger und eine Reihe Anderer, die von Gelegenheitsarbeiten leben — aber von *Arbeiten.* Es ist ein gesundes Geschlecht, tapfer und gutherzig. Nirgends ist Güte so nahe bei körperlicher Kraft, nirgends Roheit so fern von einer groben Tätigkeit, wie beim jüdischen Gelegenheitsarbeiter.

JR: Juden auf Wanderschaft, a. a. O., S. 52. — JRW 3, S. 322 f.

16 **Nach dem Pogrom. Kischinew, Bessarabien**
Photographie. 1905.
Vorlage: Hubmann, Familienalbum, S. 72.

17 **Nach dem Pogrom. Kischinew, Bessarabien**
Abb. 5 Die geschändeten Thorarollen werden feierlich zu Grabe getragen.
Photographie. 1905.
Vorlage: Hubmann, Familienalbum, S. 73.

In Westeuropa gibt es einen gesetzlichen Schutz vor Pogromen. Juden werden in Westeuropa Minister und sogar Vizekönige. In vielen ostjüdischen Häusern ist das Bild jenes Moses Montefiore zu sehn, der am Tisch des Königs von England rituell gespeist hat. Der große Reichtum der Rothschilds wird im Osten märchenhaft übertrieben. Hie und da schreibt ein Ausgewanderter einen Brief, in dem er den Daheimgebliebenen die Vorzüge der Fremde schildert. Die meisten jüdischen Emigranten haben den Ehrgeiz, nicht zu schreiben, so lange es ihnen schlecht geht; und das Bestreben, die neue Wahlheimat vor der alten herauszustreichen. Sie haben die naive Sucht des Kleinstädters, den Ortsgenossen zu imponieren. In einer kleinen Stadt des Ostens wird der Brief eines Ausgewanderten eine Sensation. Alle jungen Leute des Orts — und sogar die Älteren — ergreift die Lust, auch auszuwandern; dieses Land zu verlassen, in dem jedes Jahr ein Krieg und jede Woche ein Pogrom ausbrechen könnte. Und man wandert, zu Fuß, mit der Eisenbahn und auf dem Wasser, nach den westlichen Ländern, in denen ein anderes, ein bißchen reformiertes, aber nicht weniger grausames Ghetto sein

Dunkel bereit hält, die neuen Gäste zu empfangen, die den Schikanen der Konzentrationslager halb lebendig entkommen sind.
JR: Juden auf Wanderschaft, a. a. O., S. 11. — JRW 3, S. 296



5. Nach dem Pogrom. Kischinew, Bessarabien. 1905

Familie und frühe Kindheit (1894—1901)

Über seine Geburt schreibt Joseph Roth zum 50. Geburtstag seines Verlegers Gustav Kiepenheuer am 10. Juni 1930:

Geboren bin ich in einem winzigen Nest in Wolhynien, am zweiten September 1894, im Zeichen der Jungfrau, zu der mein Vorname Joseph irgendeine vage Beziehung unterhält.
JR an GK, 10. 6. 1930. — JRB, S. 165

Stimmt das von Roth genannte Geburtsdatum mit dem Eintrag seiner Geburt im jüdischen Matrikelamt zu Brody überein, so liegt hinsichtlich des Geburtsortes eine Ungenauigkeit vor: Seit 1920, der Zeit seiner Übersiedlung nach Berlin, pflegte Roth Szwaby, das in seinem Brief an G. Kiepenheuer erwähnte »winzige Nest in Wolhynien«, — ein etwa drei Kilometer von Brody entferntes Dorf — als seinen Geburtsort anzugeben. Tatsächlich wurde er jedoch in der Kreisstadt Brody geboren.

18 **Freitag Abend in Brody**
Gemälde von Isidor Kaufmann.
Aus: Isidor Kaufmann. Hrsg. von H[irsch] P[erez] Chajes. Wien, Leipzig: Manz 1925. 15 Taf.
Leihgabe: StuUB Frankfurt a. M.

19 **Brody**
[Lexikon-Artikel.]
In: Brockhaus' Konversations-Lexikon. 14. Aufl. Leipzig u. a.: Brockhaus 1892—1895. Bd. 3. 1892, S. 563.

Brody. 1) **Bezirkshauptmannschaft** in Galizien, hat 1879,29 qkm, (1890) 130707 E. (1880 waren unter 129690 [63858 männl., 65832 weibl.] E. 328 Evangelische, 24609 Katholiken, 76537 Griech.-Unierte, 122 Griech.-Orientalische, 28090 Israeliten und 520 Militärpersonen), 18683 Häuser, 26736 Wohnparteien in 108 Gemeinden mit 114 Ortschaften und 102 Gutsgebieten und umfaßt die Gerichtsbezirke B., Lopatyn und Zalośce. — 2) **Stadt** und Sitz der Bezirkshauptmannschaft B., 90 km nordöstlich von Lemberg, unfern der russ. Grenze des ehemaligen Volhynien, in einer waldumgrenzten, sumpfigen Ebene, an der Zweiglinie Krasne-B. (42 km) der ehemaligen Galiz. Karl-Ludwigsbahn, jetzt Österr. Staatsbahn, ist Sitz der Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts (630 qkm, 36 Gemeinden, 37 Ortschaften, 32 Gutsgebiete, 62927 E.), einer Finanzbezirksdirektion, eines Hauptzoll-, eines Steueramts- und einer Handels- und Gewerbekammer, hat (1890) 17534 meist deutsche E., darunter zwei Drittel Israeliten, in Garnison (519 Mann) das 30. galiz.-bukowin. Feldjägerbataillon und die 2. Eskadron des 13. galiz. Ulanenregiments «Graf Nostitz-Rieneck»; Post, Telegraph, fünf Vorstädte, breite Straßen, meist steinerne, mit Blech eingedeckte Häuser, mehrere Marktplätze, wie den Ring- oder Altmarkt, den Schloß- und Neumarkt, ein altes Schloß mit Garten, das dem Grafen Mlodecki gehört, und drei Hauptkirchen, eine hübsche Synagoge, ein Staats-Oberrealgymnasium, eine höhere Mädchenschule, eine kath. und eine israel. Hauptschule, ein Armen- und ein Krankenhaus und ein israel. Hospital; ferner eine Dampfmühle und Garnspinnerei. B. ist die erste Handelsstadt Galiziens und bildet im Verkehr den großen Tauschplatz zwischen Österreich-Ungarn und Rußland. Über 20 Groß- und mehr als 200 kleinere Handlungen, fast nur in israel. Händen, betreiben Geschäfte in Getreide, Pelzwerk, Wolle aus Rußland, Baumwolle, Seidenwaren, oberösterr. Sensen, Leder, Juwelen und Perlen, Borsten und Federn. — B. wurde 1584 von dem Woiwoden Stanislaus Zolkiewski gegründet, 1684 zur Stadt erhoben und war 1779—1879 Freihandelsstadt. Nach der Aufhebung des Freihandels hat der Handel gelitten und seit der Eisenbahnverbindung über Tarnopol auch der Handel von Rohprodukten mit Rußland abgenommen.



6. Roths Großvater Jechiel Grübel. 1910

Der Großvater: Jechiel Grübel *20*

Farbphotographie nach einem Ölgemälde eines unbekannten Malers aus dem Jahre 1910, nach dem Tode Jechiel Grübels. Abb. 6

Vorlage: LBI

Jechiel Grübel
Geb. 1847. Tuchhändler in Brody. Heiratet 1866. Kinder: Rebekka, Maria — Joseph Roths Mutter — , Sigmund, Heinrich, Norbert, Salomon, Willy. Tod seiner Frau bei der Geburt des siebten Kindes. Im Alter Angestellter in einem Teegeschäft in Brody. Orthodox jüdischen Glaubens. Befreundet mit dem Brodyer Oberrabbiner Kluger. Gest. im Dezember 1907 in Brody. Im Hause des Großvaters in der Bahngasse, einer Seitenstraße der Goldgasse, der Hauptstraße von Brody, wächst Joseph Roth bei seiner Mutter heran.

Die Mutter: Maria (Miriam) Roth, geb. Grübel *21*

Photographie.

Leihgabe: K & W

Maria (Miriam) Roth, geb. Grübel
Tochter von Jechiel Grübel. Geb. 1872 (?) in Brody. Besuch der jüdischen Volksschule in Brody. Streng orthodox jüdischen Glaubens. Heiratet 1892 Nachum Roth in der Synagoge von Brody, der im Spätherbst 1893 — nach eineinhalbjähriger Ehe — auf einer Geschäftsreise geisteskrank wird und nicht mehr zurückkehrt. Am 2. 9. 1894 Geburt ihres einzigen Kindes Moses Joseph Roth, dem sie die Geisteskrankheit seines Vaters verschweigt. Führt den Haushalt ihres Vaters bis zu dessen Tod 1907. Lebt während des Ersten Weltkrieges in Wien. Gest. am Karfreitag 1922 im Haus ihres Bruders Sigmund in Lemberg.

Der Vater: Nachum Roth. Geb. in Westgalizien. Aufgewachsen unter Chassidim. Getreideeinkäufer für eine Hamburger Exportfirma. Heiratet 1892 Maria Grübel in der Synagoge von Brody. Im Spätherbst 1893 verläßt er seine Frau in Kattowitz, die ihn auf einer Geschäftsreise begleitet hatte. Auf der Fahrt von Hamburg nach Berlin wegen seines Betragens aus dem Zug entfernt und in eine Anstalt für Geisteskranke gebracht, dann zu Verwandten in Rzeszów, die ihn schließlich bei einem Wunderrabbi in Russisch-Polen unterbringen. Dort 1910 in geistiger Umnachtung gestorben, ohne von der Existenz seines Sohnes erfahren zu haben.

Über seine Muter schreibt Roth in dem oben erwähnten Brief an Gustav Kiepenheuer:

Meine Mutter war eine Jüdin kräftiger, erdnaher, slavischer Struktur, sie sang oft ukrainische Lieder, denn sie war sehr unglücklich; (und die Ar-

men sind es, die bei uns zu Hause singen, nicht die Glücklichen, wie in westlichen Ländern. Deshalb sind die östlichen Lieder schöner und wer ein Herz hat und sie hört, ist nahe dem Weinen.) Sie hatte kein Geld und keinen Mann. Denn mein Vater, der sie eines Tages nach dem Westen nahm, wahrscheinlich nur, um mich zu zeugen, ließ sie in Kattowitz allein und verschwand auf Nimmerwiedersehen.
JR an GK, 10. 6. 1930. — JRB, S. 165

Über seinen Vater schreibt er an gleicher Stelle, auch hier Dichtung und Wahrheit vermischend:

Er muß ein merkwürdiger Mensch gewesen sein, ein Österreicher vom Schlag der Schlawiner, er verschwendete viel, trank wahrscheinlich und starb, als ich sechzehn Jahre alt war, im Wahnsinn. Seine Spezialität war die Melancholie, die ich von ihm geerbt habe. Ich habe ihn nie gesehen. Doch erinnere ich mich, daß ich als Knabe von vier, fünf Jahren einmal von einem Mann geträumt habe, der meinen Vater darstellte. Zehn oder zwölf Jahre später sah ich zum erstenmal eine Photographie meines Vaters. Ich kannte sie bereits. Es war der Herr aus meinem Traum.
JR an GK, 10. 6. 1930. — JRB, S. 165

Während Roths Aussagen über seine Mutter kaum voneinander abweichen, gibt es von der gesellschaftlichen Stellung, dem Beruf und der Konfession des Vaters, den er in der Tat niemals kennenlernte, die verschiedensten Versionen. So erzählte er einem Freund, sein Vater sei »ein hoher österreichischer Staatsbeamter«,einem anderen Bekannten, er sei »ein polnischer Graf« gewesen; Kunstmaler, Offizier, »ein österreichischer Eisenbahnbeamter (frühzeitig pensioniert und in Wahnsinn gestorben ...)« und »der ›Kapsel-Roth‹, der bekannte Wiener Munitionsfabrikant«, sind weitere dem Vater zugelegte Rollen. Eine ausführliche Zusammenstellung von Roths Aussagen über seinen Vater findet sich bei David Bronsen: Joseph Roth. Eine Biographie. Köln 1974, S. 33—36.

Hermann Kesten bemerkt zu Roths Art, seine Biographie zu erzählen — besser: zu dichten:

Verführt vom romantischen Spiel seiner blitzend gescheiten, ironisch fabulösen Phantasie, formte er, neben den köstlichen Figuren seiner Romane und Erzählungen, seine eigene Person zu einer großartigen, witzigen, unvergeßlichen Gestalt.
[...]
Solchen Kaffeehausfreunden und auch Intimeren erzählte Roth gerne und amüsant aus seinem Leben, Dichtung und Wahrheit. So machte er aus seinem Leben eine hundertfache Legende und, spottend der Polizeiseelenpedanterie und Menschenzählungsgrundlagen und amtlichen Fra-

gebogen, mischte er seine Fabeln, so willkürlich und vergnügt, daß jeder seiner Freunde andere Details und Anekdoten aus Roths Leben zu berichten weiß.
Hermann Kesten: Der Mensch Joseph Roth. In: Joseph Roth. Leben und Werk. Ein Gedächtnisbuch. (Gesammelt, ausgew. u. hrsg. von Hermann Linden.) Köln, Hagen: Kiepenheuer 1949, S. 15–26, hier S. 15 und S. 17

Joseph Roth als Kleinkind (etwa dreijährig) *22*
Photographie. Abb. 7
Vorlage: LBI

Das früheste Ereignis, an das sich Roth erinnert, ist der Verlust seiner Wiege, als er etwa drei Jahre alt war:

Joseph Roth *23*
Wiege.
In: Die literarische Welt. 7 (1931), 51/52, S. 6. Nachdruck. Nendeln, Liechtenstein: Kraus Reprint 1973.
JRW 4, S. 882–883

Es war ein klarer Wintertag. Ich sehe noch in dem kleinen Zimmer, in dem ich damals lebte, den unbestimmten blauen Abglanz des klaren Himmels, eine kristallene, dicke Schicht von Schnee am Fensterbrett und ein paar merkwürdige Eisblumenformen an einer (der rechten) Seite des doppelflügeligen Fensters. Eine alte Frau in einem braungrauen, filzigen, ziemlich langen Tuch, das ihr Kopf und Rücken bedeckt, tritt ins Zimmer. Meine Mutter holt, Stück für Stück, das Bettzeug aus meiner Wiege und legt es auf einen rostbraunen, gepolsterten, breiten Lehnstuhl. Dann tritt die halbvermummte, ziemlich kleine Frau an meine Wiege, spricht etwas, hebt mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit die Wiege hoch, hält sie, als wäre sie ein ganz geringfügiger Gegenstand ohne bemerkenswerte Dimensionen, an der Brust, spricht sehr lange, lächelt, zeigt dabei große, gelbe Zähne, geht zur Tür und verläßt das Haus. Ich bin traurig, unsagbar traurig und ohnmächtig. Ich »weiß«: daß ich etwas Unwiderbringliches verloren habe. Ich bin gewissermaßen »beraubt« worden. Ich beginne zu weinen; man bringt mich in ein großes, weißes Bett, das meiner Mutter. Ich schlafe ein. Hier hört die Erinnerung auf.
[...]



7. Joseph Roth als Kleinkind (etwa dreijährig)

Schulzeit in Brody (1901—1913): »Ein Vorzugsschüler«

Von 1901 bis 1905 besuchte Joseph Roth die Baron-Hirsch-Schule in der Pfarrgasse zu Brody, eine durch den »Hirschchen Schulfonds in Galizien« des Baron Moritz Hirsch von 1891 im Gegensatz zum »Cheder« gegründete Volksschule. Die Unterrichtssprache war Deutsch — zwei Stunden Deutschunterricht standen auf dem täglichen Stundenplan. Weitere Unterrichtsfächer — neben dem Religionsunterricht, zu dem der gemeinsame Besuch der Synagoge am Sabbat gehörte — waren Polnisch und Hebräisch.

Roths Schulbücher sind uns nicht bekannt. Es wäre jedoch denkbar, daß er die beiden ausgestellten Lehrbücher der hebräischen Sprache benutzt hat:

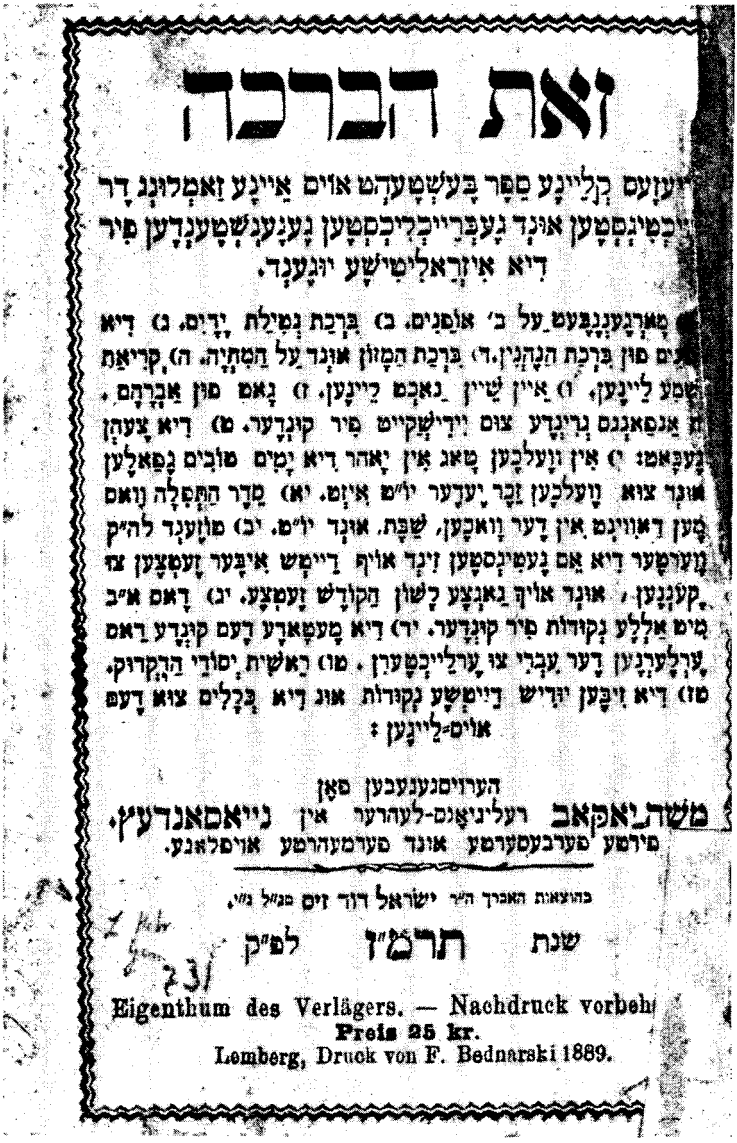
M. Goldmann *24*

Talmūd lešōn 'ēber. Praktischer Unterricht in der ebräischen Sprache. Nach e. leichtfassl. Methode in Fragen u. Antworten bearb., mit mannigfachen Uebungsaufgaben, Uebers., Analysen, u. e. vollst. Vocabularium versehen. 2., durchgehends umgearb., stark verb. u. verm. Auflage.
Prag: Verl. d. Verf. 1863. 184, 32, 56 S.
Leihgabe: StuUB Frankfurt a. M.

Mosche Jakob *25*

Sot ha-beracha. Dieses kleine Sefer besteht aus e. Sammlung d. wichtigsten u. gebräuchlichsten Gegenstände f. d. israel. Jugend. 4., verb. u. verm. Aufl. Abb. 8
Lemberg: Jisrael Dawid Zis 1889. 60 S.
Text vollst. in hebr. Bibliograph. Angaben übers.
Leihgabe: StuUB Frankfurt a. M.

Aufbauend auf dem Grammatik-Unterricht hatten die Schüler noch während der ersten vier Jahre den gesamten Pentateuch vom Hebräischen ins Deutsche zu übersetzen.



זאת הברכה

[illegible] קליינע ספר בעשטעהט אוים אייגע זאמלונג דר
[illegible] טיגסטען אונד גרעבריידיגסטען נענענשטענדען פיר
דיא אזראליטישע יוגענד.

[illegible] מארגענגעבעט על ב' אופנים. ב) ברכת גמילת חסדים. ג) דיא
[illegible] סון ברכת הנהנין. ד) ברכת המזון אונד על המחיה. ה) קריאת
[illegible] שמע ליינען. ו) איין שיין נאכט ליינען. ז) נאם סון אברהם.
[illegible] אנפאנגם נריגדע צום ידישקייט פיר קינדער. ט) דיא צעהן
[illegible] געבאמט: י) אין וועלכען טאג אין יאהר דיא ימים טובים נפאלען
[illegible] אונד צוא וועלכען זמר יעדער י"ט איזט. יא) מדר התפלה וואם
[illegible] טען דאווינט אין דער וואכען, שבת. אונד י"ט. יב) מוועגד להי"ק
[illegible] ערטער דיא אם נעמיינסטען זינד אוים דייטש איבער זעטצען צו
[illegible] קענגען, אונד אוך באנצע לשון הקודש זעטצע. יג) דאם א"ב
[illegible] מים אלף נקודות פיר קינדער. יד) דיא מעטאדע דעם קינדע דאם
[illegible] ערלערנען דער עברי צו ערלייכטערן. טו) ראשית ימודי הדקדוק.
טז) דיא ווען ידיש דייטשע נקודות אוג דיא בעלים צוא דעם
אוים-ליינען:

הערוים-נענעבען פאן
משה יאקאב רעליניאום-לעהרער אין נייאמאנדעין,
מיטש פערבעסערטע אונד פערמעהרטע אויסלאנג.

בהוצאות האברך הי"ר ישראל דוד זים מגיל גיי.

שנת תרמ"ז לפ"ק

Eigenthum des Verlägers. — Nachdruck vorbeh

Preis 25 kr.
Lemberg, Druck von F. Bednarski 1889.

8. Mosche Jakob: Sot ha-beracha. Lemberg 1889

Moses *26*
Hamīsā hūmsē tōrā [Pentateuchus, hebr.] [Hrsg.:] Meir Letteris.
Berlin: Treitzsch [5]663 [1903]. 350 S.
Leihgabe: StuUB Frankfurt a. M.

Joseph Roth (neunjährig) mit seiner Mutter *27*
Photographie. 1903. Abb. 9
Leihgabe: K & W

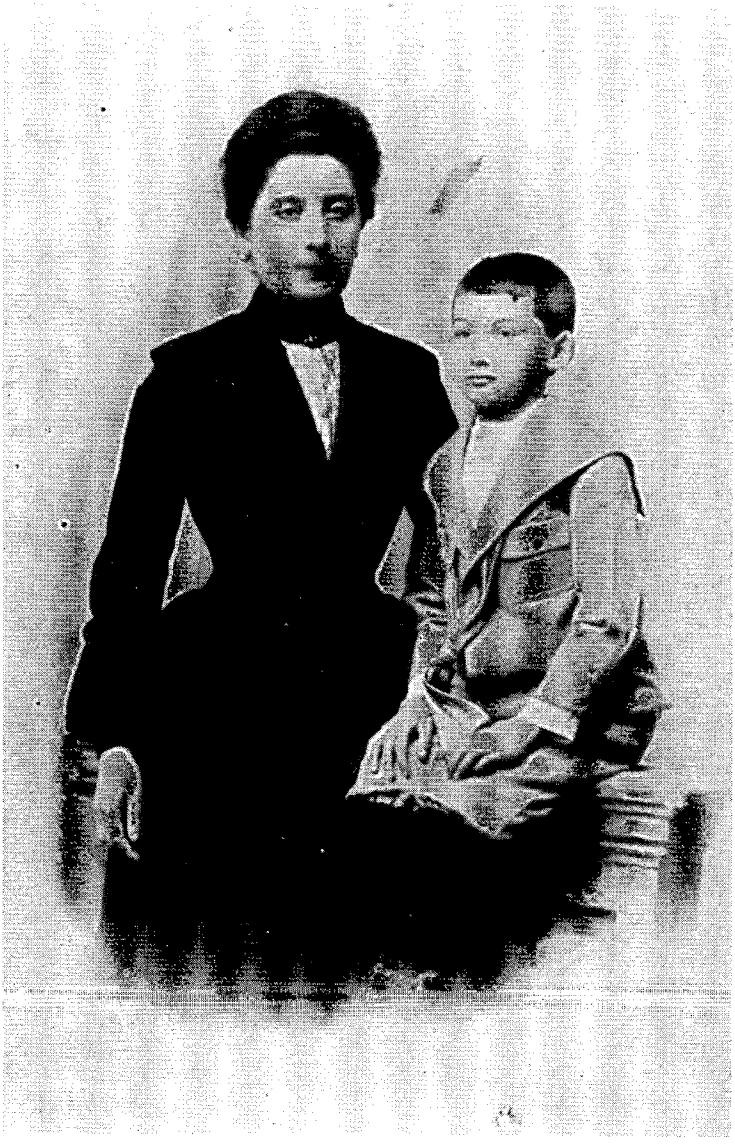
Von 1905 bis 1913 war Roth Schüler des K. K. Kronprinz Rudolf-Gymnasiums in Brody, neben dem Gymnasium in Lemberg das einzige deutschsprachige Gymnasium in Galizien. Roth gehörte jedoch zum letzten Jahrgang, der — außer in polnischer Literatur und Geschichte — noch in Deutsch unterrichtet wurde. (Bei den nachfolgenden Klassen wurde Polnisch als Unterrichtssprache eingeführt.)

Roths Gymnasialklasse *28*
Roth links in der letzten Reihe. Vorn Mitte: Religionslehrer Dr. Frost.
Photographie. 1910.
Vorlage: Bronsen, Bildteil.

Die frühesten von Joseph Roth erhaltenen handschriftlichen Zeugnisse sind Karten und Briefe an die Familie seines Vormunds und Onkels mütterlicherseits, Sigmund Grübel, ein Malz- und Hopfengroßhändler in Lemberg, der Roths Mutter finanziell unterstützte. Roth verbrachte oft die Sommerferien bei seinen Lemberger Verwandten. Die meisten der erhaltenen Briefe sind an seine beiden Kusinen Resia und Paula gerichtet, aber auch Briefe an ihre Mutter Rozia und ihren jüngeren Bruder Heini sind vorhanden. Alle Lemberger Verwandten Roths sind in deutschen Konzentrationslagern umgekommen.

Lemberg, Opernhaus *29*
Photopostkarte. Undatiert.

Nationale und sprachliche Einheitlichkeit kann eine Stärke sein, nationale und sprachliche Vielfältigkeit ist es immer. In diesem Sinn ist Lemberg eine Bereicherung des polnischen Staates. Es ist ein bunter Fleck



9. Joseph Roth (neunjährig) mit seiner Mutter. 1903

im Osten Europas, dort, wo es noch lange nicht anfängt, bunt zu werden. Die Stadt ist ein bunter Fleck: rot-weiß, blau-gelb und ein bißchen schwarz-gelb. Ich wüßte nicht, wem das schaden könnte.
Diese Buntheit schreit nicht, blendet nicht, macht kein Aufsehen, ist nicht um ihrer selbst willen da, wie die Buntheit balkanisch-orientalischer Städte, wie die Budapester zum Beispiel, das balkanischer ist als der Balkan. Die polyglotte Farbigkeit der Stadt Lemberg ist wie am frühen Morgen noch im Halbschlummer, schon in halber Wachheit. Es ist, wie die erste Jugend einer Buntheit. Junge Bäuerinnen mit Körben fahren im Bauernwagen durch die Hauptstraße, Heu duftet. Ein Drehorgelmann spielt ein Volkslied. Stroh und Häcksel sind über den Fahrdamm gestreut. Die Damen, die in die Konditorei gehen, tragen die letzten Toiletten aus Paris, Kleider, die bereits den Anspruch erheben, »Schöpfungen« zu sein. In den Seitenstraßen staubt man Teppiche.
JR: Reise durch Galizien. Lemberg, die Stadt.
In: FZ. 69 (1924), 869, S. 1. — JRW 3, S. 838

Joseph Roth an Paula Grübel

30

Postkarte. [Brody, 2. 4. 1909.] 1 Bl. hs. Abb. 10
Kopie. — Original: LBI

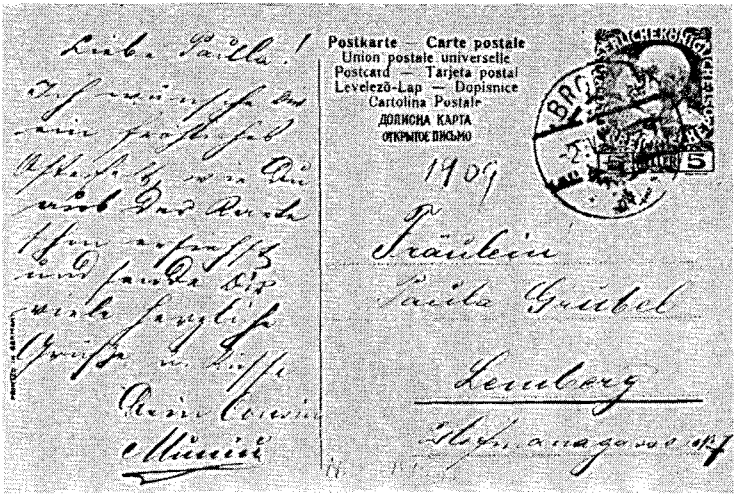
Fräulein
Paula Grübel
Lemberg
Hofmanagasse No 7
Liebe Paula!
Ich wünsche Dir ein fröhliches Osterfest, wie Du aus der Karte schon ersiehst, und sende Dir viele herzliche Grüße und Küsse.
Dein Cousin
Muniu

Paula Grübel (rechts) mit Friederike Roth

31

Photographie. Abb. 11
Vorlage: LBI

Paula (Pauline) Grübel
Geb. 1897 in Lemberg. Tochter von Joseph Roths Onkel und Vormund Sigmund Grübel. Roths Lieblingskusine, stete Freundschaft bis zu seinem Tode. Besaß über 150 Gedichtmanuskripte und andere Nachlaßmaterialien Roths. Bemühte sich mit Hermann Kesten um Roths Nachlaß und reist zu diesem Zweck nach Frankreich, dort interniert. Letzte bekannte Adresse: Camp Acrideuroz, Baraque 5, par Mende Lozère, France. 1941 (?) von den Nationalsozialisten im besetzten Frankreich umgebracht.



10. Joseph Roth an Paula Grübel. 2. 4. 1909

11. Paula Grübel (rechts) mit Friederike Roth



Joseph Roth an Rozia Grübel

32

Brief. [Brody, um 1912.] 4 S. hs. Abb. 12

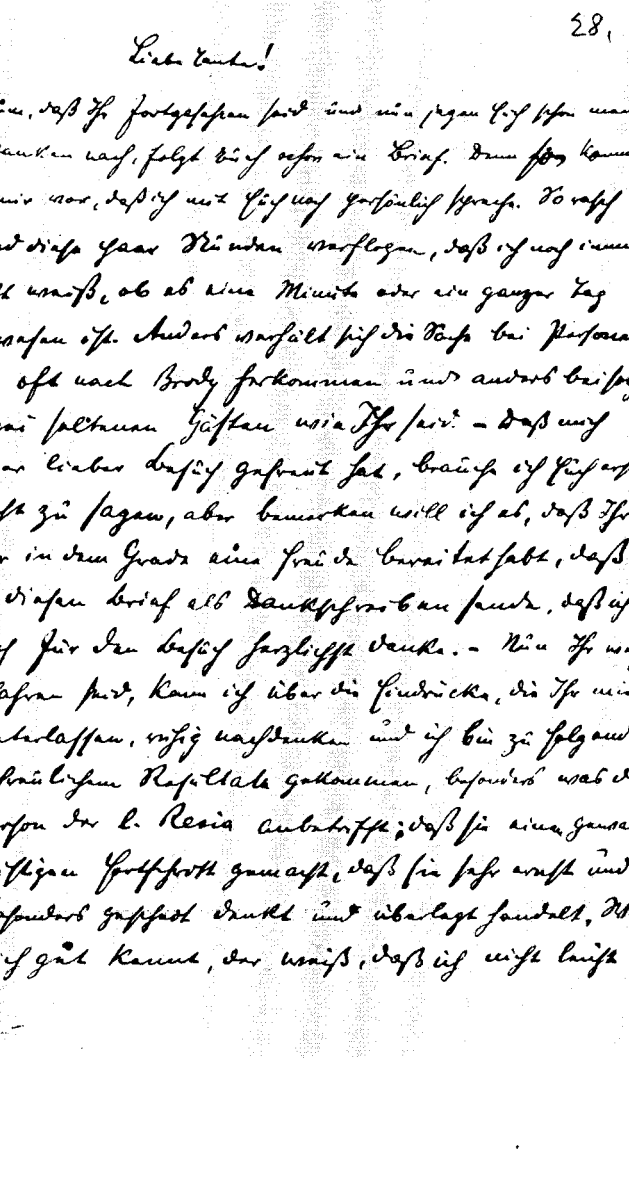
Kopie. — Original: LBI

Liebe Tante!
Kaum, daß Ihr fortgefahren seid und nun jagen Euch schon meine Gedanken nach, folgt Euch schon ein Brief. Denn so kommt es mir vor, daß ich mit Euch noch persönlich spreche. So rasch sind diese paar Stunden verflogen, daß ich noch immer nicht weiß, ob es eine Minute oder ein ganzer Tag gewesen ist. Anders verhält sich die Sache bei Personen die oft nach Brody kommen und anders bei solch seltenen Gästen wie Ihr seid. — Daß mich Euer lieber Besuch gefreut hat, brauche ich Euch erst nicht zu sagen, aber bemerken will ich es, daß Ihr mir in dem Grade eine Freude bereitet habt, daß ich diesen Brief als Dankschreiben sende, daß ich Euch für den Besuch herzlichst danke. [. . .] Es ist jetzt ruhig hier u. das Zimmer, das gestern so hell erleuchtet war, heute schenkt ihm nur eine kleine Lampe ihr geringes Licht. Kein Wunder! Sind doch die 1. Gäste leider schon fort. — Nun will ich hoffen, daß sie noch oft uns besuchen werden. Es träumt doch ein jeder junger Mensch von einer glücklichen, großen Zukunft, wie sollte es ein Dichter nicht?! Sind es vielleicht Luftschlösser, die ich mir baue? Nun, man baut Aeroplane ich werde also in meine luftigen Paläste gelangen können. Hoffentlich aber werden sie auf festem Boden stehen, so daß Ihr noch öfters mich dort werdet besuchen können. »Der Wille ist mein Gott.« Und mit Fleiß und Ausdauer kommt man auch zum größten Ziele. - - Nun habe ich aber genug gefaselt; es bleibt mir noch übrig Dich zu grüßen u. zu küssen, trotzdem ich es erst heute gemacht habe und mich zu unterschreiben.
— Muniu. —
[. . .]
Die liebe Mama schläft schon u. läßt grüßen
M.

Ich studiere fleißig die Litteratur heute bis 1h

Es fliegt mein Lied. - Es breitet seine Schwingen
und fliegt Euch nach in eilig schnellem Flug
Auf Nebelschleiern schwebt dahin mein Singen
Ereilt Euch noch in eilend hast'gem Zug. —

Dann wird es tief in Eure Herzen dringen
Und flüstert Euch von mir ins Ohr genug
Was ich gefühlt und was ich nachempfunden
Während und nach den teuren kurzen Stunden.

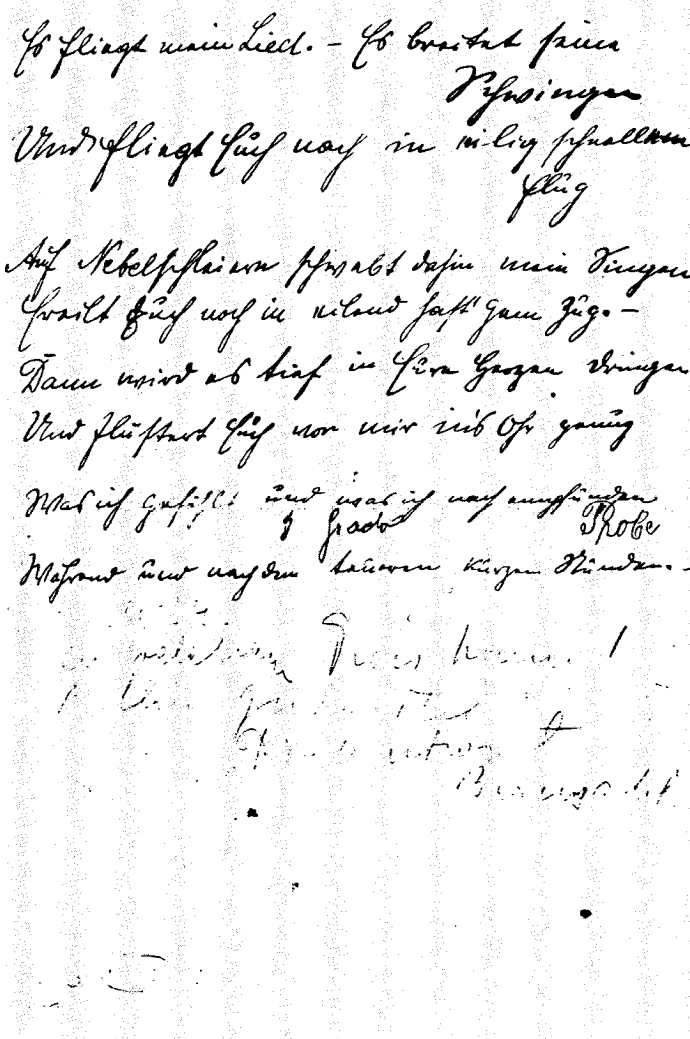


28.

Liebe Tante!

Kaum, daß Sie fortgefahren sind und mir gegen Ihren meine Gedanken nach, folgt Ihr Brief. Denn Sie kennt ich mir vor, daß ich mit Ihnen persönlich spreche. Es passt sind diese paar Minuten vorflogen, daß ich nicht weiß, ob es eine Minute oder ein ganzer Tag gewesen ist. Andere warfälle sind die Tage bei Personen die oft nach Brody kommen und andere bei sehr zurückhaltenden Gästen wie Sie sind. – Daß mir Ihr lieber Besuch gefreut hat, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, aber bemerken will ich es, daß Sie mir in dem Grade eine Freude bereitet haben, daß ich diesen Brief als Dankschreiben sende, daß Sie für den besuch herzlichste danke. – Nun Sie weggefahren sind, kann ich über die Eindrücke, die Sie mir hinterlassen, nicht nachdenken und ich bin zu folgenden erfreulichen Resultate gekommen, besonders was die Person der l. Rezia anbetrifft; daß sie eine ganz tüchtige Hausfrau geworden ist, daß sie sehr ernst und besonders gefestigt denkt und überlegt handelt, Alles was mich gut kennt, der weiß, daß ich nicht leicht

12. Joseph Roth an Rozia Grübel. Um 1912 (Auszug)



33 **Joseph Roth als Schüler (mit Geige)**
Photographie.
Leihgabe: K & W

Roths Lieblingsfach im Gymnasium war Deutsch. Sein Professor der deutschen Literatur, Max Landau, erkannte seine Begabung und förderte seine ersten dichterischen Versuche und sein schriftstellerisches Talent, das sich in seinen Aufsätzen zeigte.

Da Roths spätere Lebensweise — fast ausschließlich in Hotels — ihm nicht gestattete, eine eigene Bibliothek zu besitzen, ist es auch nicht möglich, die literarischen Werke, die er zur Zeit seines Gymnasiumbesuches gelesen hat, nachzuweisen.
Aufgrund einer Angabe in einem bisher unveröffentlichten kleinen Notizbuch Roths aus dem Jahre 1919, das sich im Besitz David Bronsens befindet, wissen wir, daß er große Teile von Goethes Faust auswendig kannte und Schiller, Shakespeare, Lessing und Hölderlin schätzte. Seit frühester Zeit bewundert er besonders Heinrich Heine und sieht ihn als Vorbild.
Es werden einige weit verbreitete Klassiker-Ausgaben der Zeit gezeigt, von denen Joseph Roth Exemplare in der Hand gehabt haben könnte:

34 **William Shakespeare**
Shakespeares sämtliche dramatische Werke.
In neu revidierter Uebers. von [August Wilhelm von] Schlegel u. [Ludwig] Tieck. Mit e. litterarhistor.-biograph. Einl. Bd. 1.
Stuttgart: Cotta 1889. XIX, 582 S., 1 Titelbild
Leihgabe: Margarethe Zirpel, Frankfurt a. M.

35 **Gotthold Ephraim Lessing**
Hamburgische Dramaturgie.
Halle a. S.: Hendel [1891]. IV, 408 S. (Bibliothek d. Gesamtliteratur d. In- u. Auslandes. Nr. 479—482.)
Leihgabe: Harro Kieser, Bad Homburg v. d. H.

36 **[Johann Wolfgang von] Goethe**
Faust. Hrsg. von Georg Witkowski. 11.—15. Tsd. Bd. 1.
Leipzig: Hesse 1910. 411 S.
Leihgabe: Harro Kieser, Bad Homburg v. d. H.

[Johann Wolfgang von] Goethe *37*
Werke. Nach d. vorzüglichsten Quellen rev. Ausg.
Berlin: Hempel.
T. 1. Gedichte 1. Hrsg. u. mit Anm. begleitet von Fr. Strehlke. Nebst d. Biographie d. Dichters von Fr. Förster u. 3 Facsimiles von Goethes Handschrift. [1879]. CLXXXI, 304 S.
T. 2. Gedichte 2. Hrsg. u. mit Anm. begleitet von Fr. Strehlke. [1879]. XII, 496 S.
Leihgabe: Dr. Werner Berthold, Frankfurt a. M.

Friedrich von Schiller *38*
Wilhelm Tell. Schauspiel in fünf Aufzügen.
Leipzig: Reclam [1912]. 104, 32 S.
(Reclams Universal-Bibliothek. 12.)
Leihgabe: Dr. Werner Berthold, Frankfurt a. M.

Heinrich Heine *39*
Neue Gedichte. 8. Aufl.
Hamburg: Hoffmann & Campe 1868. 271 S.
Leihgabe: Harro Kieser, Bad Homburg v. d. H.

(Eduard) Mörike *40*
Werke. Hrsg. von Harry Maync. Neue, krit. durchges. u. erl. Ausg. Leipzig, Wien: Bibliograph. Inst.
(Meyers Klassiker-Ausgaben.)
Bd. 1. Gedichte. — Idylle vom Bodensee. (1914). 29, 508 S., 1 Titelbild
Leihgabe: Harro Kieser, Bad Homburg v. d. H.

Joseph Roth als Schüler (in Uniform) *41*
Photographie. Abb. 13
Leihgabe: K & W

[Ich] war ein besonders braver Junge, voll stiller Bosheit und gefüllt mit Gift, bescheiden aus Hochmut, erbittert gegen die Reichen, aber ohne Solidarität mit den Armen.
JR an GK, 10. 6. 1930. — JRB, S. 165



13. Joseph Roth als Schüler

Joseph Roth an Heini Grübel *42*

Brief. [Brody, o. D.] 1 Bl. hs.
Kopie. — Original: LBI
JRB, S. 26

Joseph Roth an Resia und Paula Grübel *43*

Brief. [Brody, o. D.] 4 S. hs.
Kopie. — Original: LBI
JRB, S. 25—26

Seiner Kusine Resia schreibt Roth:

Du hältst es, scheint's, mit Goethes Versen:
»Spiel und Tanz, Gespräch, Theater,
Sie erfrischen unser Blut — —«
Es ist ganz recht und schön so. Natürlich, in Brody gibt es das nicht, von einem sogenannten »Ball« abgesehen, den meine Klasse veranstaltet, an dem ich jedoch nicht teilnehmen werde, da es nicht meine Gesellschaft ist. — Im übrigen ist es hier sehr langweilig. —

Joseph Roth an Rozia, Resia und Paula Grübel *44*

Brief. [Brody, 2. 9. 1912.] 3 Bl. hs. Abb. 14
Kopie. — Original: LBI
JRB, S. 24 Teilabdruck

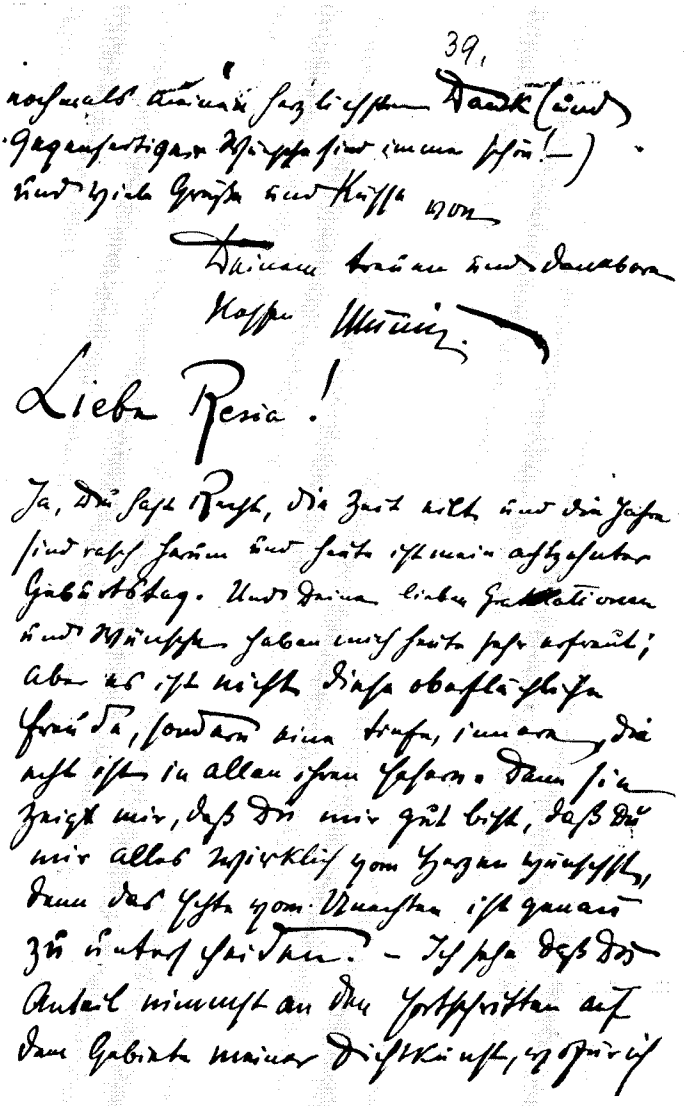
Nun ist *bald* schnell das ganze Jahr herum und die Matura und alle Mühen und Unannehmlichkeiten der Schulbank und ich gehe in die große, in die größte aller Schulen ins Leben. Hoffentlich werde ich auch diese Anstalt mit sehr gutem Erfolg besuchen.—

Ende Mai 1913 besteht Joseph Roth die Matura mit Auszeichnung. Siebzehn Jahre später erinnert er sich:

Joseph Roth *45*

Aus dem Tagebuch des Schülers Roth.
In: Die literarische Welt. 6 (1930), 28, S. 3. Nachdruck. Nendeln, Liechtenstein: Kraus Reprint 1973.
JRW 4, S. 868—870

Meiner törichten Hoffnung, die mich von der ersten Schulstunde meines Lebens bis hart vor der des Abiturs begleitet hat, daß ich mit dem Reifezeugnis in der Hand endgültig den großen und kleinen, beschä-



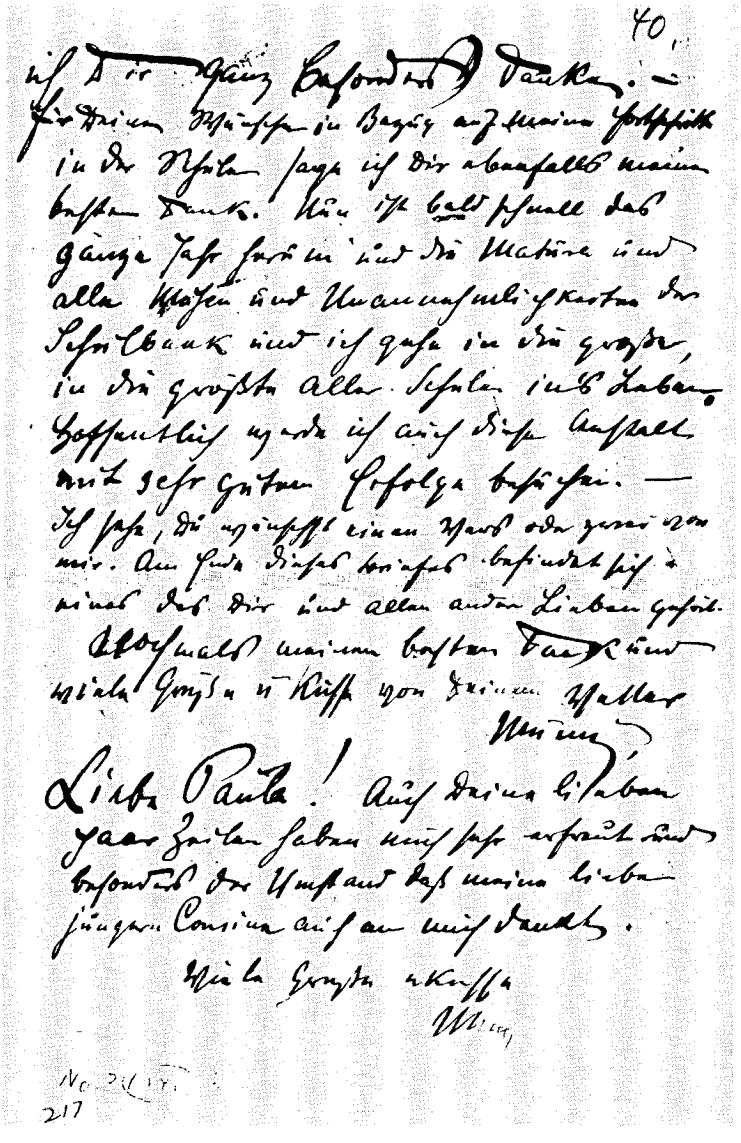
39.

Liebe Resia!

Ja, die sechs Rosen, die Zeit mit und die sechs sind recht schön und heute ist mein achtzehnter Geburtstag. Und deine lieben Gratulationen und Wünsche haben mich heute sehr erfreut; aber es ist nicht diese oberflächliche Freude, sondern eine tiefere, innere, die mich ist in allen ihren Facetten. Denn sie zeigt mir, daß Du mir gut bist, daß Du mir alles wirklich vom Herzen wünschst, denn das Gute vom Menschen ist genau zu unterscheiden. – Ich hoffe daß Du Anteil nimmst an den Fortschritten auf dem Gebiete meiner Wissenschaft, zu der ich

216

14. Joseph Roth an Rozia, Resia und Paula Grübel. 2. 9. 1912 (Auszug)



40,

Ich Dir Deine ganz besondere Danke. —
Für Deinen Wünsche in Bezug auf meine Geburtstag
in der Nacht sage ich Dir ebenfalls meinen
besten Dank. Nun ist bald schnell das
ganze Jahr fort in und die Matura und
alle Klassen und Maturaschriftlichkeiten der
Schulbank weit ich gehe in die große,
in die größte aller Schulen ins Leben.
Hoffentlich werde ich auf diese Anstalt
mit sehr guten Erfolge bestehen. —
Ich habe, die ungefähr einen Mark oder zwei von
mir. An Inhalt dieses Briefes befindet sich
nichts das Dir und allen andern Lieben gehört.
Ebenfalls meinen besten Dank und
viele Grüße u. Küsse von Deinen Walter
Wien

Liebe Paula! Auch Deinen lieben
Jahr Zeilen haben mich sehr erfreut und
besonders der Umstand das meine liebe
jüngere Cousine auch an mich denkt.
Viele Grüße u. Küsse
Wien

No. 217

menden und degradierenden Schikanen der Schule entronnen sein würde, widersprach die Wirklichkeit leider in einem niederschmetternden Ausmaß. [...] Viel tückischer, als das Verfahren meiner Lehrer in der Schule gewesen ist, ist das meiner Lehrer von heute. Sie stellen sich, als wären sie meine Freunde, meine Kameraden, meine Kollegen, meine Gleichgestellten. Sie sitzen, essen, sprechen mit mir an demselben Tisch. Aber ich weiß sehr wohl, daß sie ihren Katalog in der Tasche haben und daß sie ihn hervorziehen werden, sobald ich sie verlassen habe. Dort stehen wir alle, die Schüler, nach dem Alphabet verzeichnet. Sie blättern bis zum Buchstaben R und tragen unter meinem Namen mit heimlicher Wollust eine große Vier ein. Später, wenn ich die Schule des Lebens verlasse, werden sie mir ein Zeugnis aushändigen, das mich wahrscheinlich nicht berechtigen wird, die Nachwelt zu betreten. [...]
Jedes Buch und jeder Aufsatz, die ich schreibe, liefere ich mit der alten, wohlvertrauten Ängstlichkeit ab, mit der ich vor zwanzig und mehr Jahren den gefahrvollen Weg meiner Schulhefte zu begleiten pflegte. [...]

Studium und frühe Dichtungen (1913–1916): »Der verträumte deutsche Lyriker...«

Joseph Roth immatrikulierte sich im Herbst 1913 für das Wintersemester 1913/14 an der K. K. Universität zu Lemberg. Aufgrund von Indizien konnte David Bronsen jedoch nachweisen, daß er schon im gleichen Herbst nach Wien übersiedelte. Das in Lemberg belegte Semester wurde ihm bei seiner Immatrikulation an der Universität Wien zum Sommersemester 1914 voll angerechnet.
In seiner ersten Wiener Zeit wohnte Joseph Roth in Untermiete in der Rembrandtstraße 35 in der Leopoldstadt, dem 2. Wiener Gemeindebezirk. Im Spätsommer 1914 zog er zusammen mit seiner Mutter, die ihm bei Kriegsausbruch nach Wien gefolgt war, in eine Wohnung in die Wallensteinstraße 14/16 im 20. Gemeindebezirk, dem Arbeiterbezirk Brigittenau.

Alte Ghettohäuser in der Wiener Leopoldstadt (Tandlmarkt) 46

Zwei Photographien. Um 1900.
Vorlage: Hubmann, Familienalbum, S. 110.

Die Ostjuden, die nach Wien kommen, siedeln sich in der Leopoldstadt an, dem zweiten der zwanzig Bezirke.
[...]

Die Leopoldstadt ist ein freiwilliges Ghetto. Viele Brücken verbinden sie mit den andern Bezirken der Stadt. Über diese Brücken gehen tagsüber die Händler, Hausierer, Börsenmakler, Geschäftemacher, also alle unproduktiven Elemente des eingewanderten Ostjudentums. Aber über dieselben Brücken gehen in den Morgenstunden auch die Nachkommen derselben unproduktiven Elemente, die Söhne und Töchter der Händler, die in den Fabriken, Büros, Banken, Redaktionen und Werkstätten arbeiten.
[...]

Die Leopoldstadt ist ein armer Bezirk. Es gibt kleine Wohnungen, in denen sechsköpfige Familien wohnen. Es gibt kleine Herbergen, in denen fünfzig, sechzig Leute auf dem Fußboden übernachten.
[...]

Sie haben viele Kinder, sie sind an Hygiene und Sauberkeit nicht gewöhnt und sie sind gehaßt.

JR: Juden auf Wanderschaft. Berlin: Verl. Die Schmiede 1927, S. 53 f. — JRW 3, S. 323 f. — Siehe auch Kat. Nr. 243

Wien, Universität 47

Blick von der Mölkerbastei. Abb. 15
Photographie. Um 1915.
Vorlage: ÖNB

In dem 1967 posthum veröffentlichten Roman »Der stumme Prophet« schreibt der Ich-Erzähler aus der Sicht seiner Hauptfigur Friedrich Kargan:

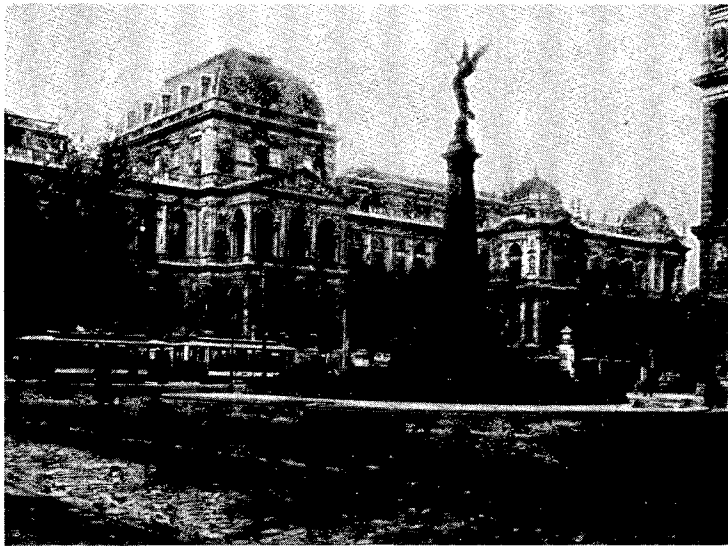
Die schön geschwungene Rampe der Universität erschien ihm immer noch nicht — wie mir — als die Festungsmauer der nationalen Burschenschafter, von der alle paar Wochen einmal Juden oder Tschechen hinuntergeworfen wurden, sondern als eine Art Aufgang zu »Wissen und Macht«.
JRW 1, S. 711

48 **Joseph Roth als Student in Wien**
Photographie. 1915.
Vorlage: LBI

49 **Öffentliche Vorlesungen**
Abb. 16 an der k. k. Universität zu Wien im Sommer-Semester 1914.
Wien: Holzhausen 1914. 79 S.
Kopie. — Vorlage: Bayer. Staatsbibliothek, München.

Ausgelegt S. 42 (Philosophie) und S. 54 f. (Deutsche Philologie). Während seines ersten Wiener Semesters belegte Roth folgende Vorlesungen und Übungen:

»Ethik« bei Prof. Dr. Adolf Stöhr; »Übungen aus der Geschichte der Philosophie« bei Prof. Dr. Robert Reininger; »Geschichte der deutschen Literatur von Goethes Tod bis in die Gegenwart« bei Prof. Dr. Walther Brecht; »Proseminar für deutsche Philologie: Alt- und mittelhochdeutsche Übungen« bei



15. Universität Wien. Um 1915

Prof. Dr. Max Hermann Jellinek; »Deutsches Proseminar, moderne Abteilung« bei Prof. Dr. Robert Franz Arnold; »Goethes Seelendramen« bei Privatdoz. Dr. Eduard Castle.

Franz Joseph I. *50*
An meine Völker! Aufruf. Wien, 28. 7. 1914 und Kriegserklärung vom 28. 7. 1914
sowie
Kaiser Wilhelm II. mit Zar Ferdinand von Bulgarien, Kaiser Franz Joseph I. und Sultan Mohammed V.
Photographie. Schönbrunn, vor 1914.
In: Bildband zur Geschichte Österreichs. 4. Aufl. Innsbruck: Pinguin-Verl.; Frankfurt a. M.: Umschau-Verl. 1975, S. [182—183].

Vor den Kriegsereignissen geflüchtete galizische Juden auf dem Gaußplatz im II. Wiener Gemeindebezirk *51* Abb. 17
Photographie. 1915.
Vorlage: Hubmann, Familienalbum, S. 113.

Wien, Ringstraßencafé *52*
Photographie. 1915.
Vorlage: Hubmann, Familienalbum, S. 99.

Vorläufig kann Joseph Roth trotz der Kriegsereignisse weiter studieren.

Mit Professor Dr. Walther Brecht, dem Ordinarius für neuere deutsche Literatur, verband Roth eine enge persönliche Beziehung. Roths Liebe zur österreichischen Literatur und zur österreichischen Lebensform scheint durch seinen Lieblingsprofessor geweckt worden zu sein.

Walther Brecht *53*
Photographie aus seinen letzten Lebensjahren. Abb. 18
Vorlage: Hertha Schmujlow, München.

4° H. lit. P. 268

ÖFFENTLICHE VORLESUNGEN

AN DER

K. K. UNIVERSITÄT ZU WIEN

IM

SOMMER-SEMESTER 1914.

Die Frist zur Immatrikulation und Inskription beginnt am 9. April 1914 und dauert bis einschließlich 23. April 1914.

Nachträgliche Inskriptionen werden nur ganz ausnahmsweise bewilligt, wenn für dieselben die im § 32 der Studienordnung angeführten Gründe in unzweifelhafter Art nachgewiesen werden und die Vorlesungen nicht schon zu weit vorgerückt sind, um mit gehörigem Erfolge gehört zu werden. Als Endtermin für die Einbringung der Gesuche um nachträgliche Inskription gilt im Wintersemester der 10. Dezember, im Sommersemester der 15. Mai.

(Bei dem Portier der k. k. Universität.)

Preis 20 Heller.

WIEN.

DRUCK VON ADOLF HOLZHAUSEN,

K. UND K. HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHDRUCKER.

1914.

16. Vorlesungsverzeichnis der Universität Wien. Sommersemester 1914

55

Brecht Walter, o. ö. Prof. Dr.: *Geschichte der deutschen Literatur von Goethes Tod bis in die Gegenwart,* 5 stünd., Mo., Di., Do., Fr., Sa. 12—1; kl. Festsaal. *K 10.50

„ °*Seminar für deutsche Philologie (moderne Abteil.): Vergleichende Interpretation ausgewählter lyrischer Gedichte von Opitz bis Mörike* 2 stünd., Mi. 11—1; Saal 41. Gratis

Jellinek Max H., o. ö. Prof. Dr.: *Erklärung mittelhochdeutscher Lyriker,* 2 stünd., Dienstag, Donnerstag 9—10; Saal 37. *K 4.20

„ *Das Tierepos,* 2 stünd., Mittw. Freit. 9—10; Saal 37. *K 4.20

„ °*Proseminar für deutsche Philologie: Alt- und mittelhochdeutsche Übungen,* Dienstag, Freitag 11—12; Saal 38. Gratis

Weil Alexander R. v. **Weilen,** o. ö. Prof. Dr.: *Interpretation von ‚Hermann u. Dorothea' u. anderen epischen Dichtungen Goethes,* 3 stünd., Dienstag 6—7, Freitag 5—7; Saal 38. *K 6.30

Arnold Robert F., a. ö. Prof. Dr.: *Elementare Methodik der Literaturgeschichte,* 4 stündig, Do. 6—8, Sa. 4—6; kl. Festsaal. *K 8.40

„ *Einführung in die wissenschaftliche Bibliographie,* 1 stünd., nach Übereinkunft. (Hörerzahl beschränkt.) *K 2.10

„ °*Deutsches Proseminar, moderne Abt.,* Sa. 9—11; Saal 38. Gratis

Wolkan Rudolf, a. o. Prof. Dr., wird nicht lesen.

Nagl Johann W., Reg.-Rat Privatdoz. Dr.: *Etymologien zum deutschen Volksepos, bes. zu den Nibelungen und zur Kudrûn, samt literaturgeschichtl. Folgerungen,* 2 stündig, Montag 6—8; Saal 17. *K 4.20

K[illegible] Stefan, Privatdoz. Dr.: *Die jüngere Romantik II.,* 4 stündig, ach Übereinkommen; Saal 41. *K 8.40

„ *Neuhochdeutsche Metrik,* 2 stündig, n. Übereink.; Saal 35. *K 4.20

Junk Victor, Privatdoz. Dr.: *Runenlehre und Erklärung von Runendenkmälern,* 1 stündig, Dienstag 6—7; Saal 39. *K 2.10

Castle Eduard, Privatdoz. Dr.: *Goethes Seelendramen,* 2 stündig, Dienstag 5—6, Saal 39; Do. 5—6, Saal 35. *K 4.20

„ *Grundfragen d. Methodik d. deutschen Unterrichts an Mittelschulen,* 1 stündig, Mi. 4—5; Saal 35. *K 2.10

„ *Interpretationsübungen an Goethes und Schillers Balladen,* 1 stünd., Di. 4—5; Saal 39. *K 2.10

(Alle 3 Vorlesungen f. Probekandid. u. Mittelschulsupplenten gratis.)

B. Slawische Philologie.

Jireček Josef Konst., o. ö. Prof. Hofrat Dr.: *Die Eroberung d. Balkanländer durch die Türken (1389—1521),* 3 stündig, Di., Mi., Fr. 9—10; Saal 16. *K 6.30

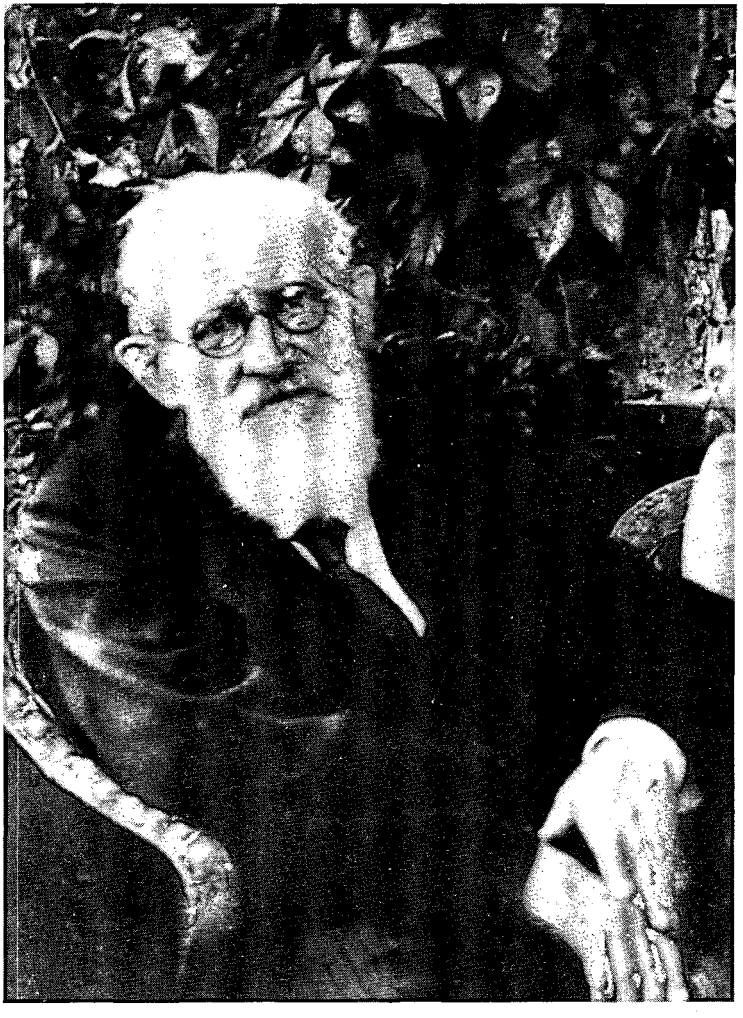
„ *Der Levantehandel d. Mittelalters,* 2 stünd., Mi., Fr. 10—11; Saal 16. *K 4.20

„ ° *Im Seminar für osteuropäische Geschichte: Die altruss. Chronik d. Nestor (Fortsetzung),* Di. 5—7. Gratis

Resetar Milan R. v., o. ö. Prof. Dr.: *Einführung in die slawische Philologie,* 2 stündig, Mont. 9—10, Freit. 11—12; Saal 16. *K 4.20



17. Vor den Kriegsereignissen geflüchtete galizische Juden auf dem Gaußplatz in Wien. 1915



18. Prof. Dr. Walther Brecht

54 Walther Brecht

1. 8. 1876—1. 7. 1950

[Nachruf von] Carl von Kraus.

In: Bayerische Akademie der Wissenschaften. Jahrbuch 1950. Berichtsjahr: 1. 8. 1949 — 31. 7. 1950. München: Verl. d. Bayer. Akad. d. Wissenschaften; Beck [in Komm.] 1950, S. 183—185.

In seinem Nachruf auf Walther Brecht schreibt Carl von Kraus:

Am 1. Juli 1950 ist nach langjähriger Krankheit *Walther Brecht,* der der Philosophisch-historischen Klasse unserer Akademie seit dem Jahre 1929 als ordentliches Mitglied angehört hat, verschieden.
Brecht, geboren zu Berlin am 1. August 1876, habilitierte sich im Jahre 1906 an der Universität Göttingen, wurde 1910 hauptamtlicher Professor an der Kgl. Akademie zu Posen, vier Jahre später ordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Wien, folgte 1926 einem Rufe in gleicher Eigenschaft an die Universität Breslau und wirkte seit 1927 bis zu seiner im Jahre 1937 erfolgten Pensionierung an der Universität München.

Brecht publizierte u. a. Die Verfasser der Epistolae obscurorum virorum. Straßburg 1904. — Ulrich von Lichtenstein als Lyriker. Leipzig 1907. — Heinse und der ästhetische Immoralismus. Berlin 1911. — Conrad Ferdinand Meyer und das Kunstwerk seiner Gedichtsammlung. Wien 1918. Er war Herausgeber der literaturgeschichtlichen und historischen Reihe »Deutsche Kultur«, Wien 1928—1950, und Mitherausgeber von »Deutsche Literatur. Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen«. Leipzig 1928—1950.

Carl von Kraus schließt:

Die Prüfung der bei ihren Grillparzer-, Bauernfeld- und Schillerstiftungen einlaufenden Arbeiten hat ihm reichlich Gelegenheit gegeben, auch mit dem Schaffen der Gegenwart in enger Fühlung zu bleiben, aber sie hat zusammen mit den Pflichten eines jederzeit überaus stark besuchten Lehrfaches die Kräfte eines zarten, von Krankheit und häuslichem Unglück heimgesuchten Mannes vorzeitig fast voll beansprucht. So kam in späteren Jahren der Reichtum und die Vielfalt seines Wissens, sein sicheres Urteil und sein ästhetisches Empfinden denen zugute, die als Schüler zu seinen Füßen saßen oder in näherem persönlichen Umgang mit ihm verkehrten; daß darunter neben gelehrten Kollegen auch Dichter wie Hofmannsthal und R. A. Schröder gewesen sind, zeigt, welch reiche Begabung mit ihm dahingegangen ist.

Walther Brecht 55
Ulrich von Lichtenstein als Lyriker.
Leipzig: Hirschfeld 1907. 122 S.
Aus: Zeitschrift für deutsches Altertum. Bd. 49.
Mit handschriftl. Widmung d. Verf. auf d. Umschlag.
Leihgabe: StuUB Frankfurt a. M.

Später, im Herbst 1926, schreibt Roth aus der Sowjetunion an Benno Reifenberg über seine neu gewonnene Verbindung zu Brecht:

Joseph Roth an Benno Reifenberg 56
Brief. [Oktober? 1926.] 2 S. hs. mit Unterschrift.
JRB, S. 99–101
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

Ich habe etwas *Unerhörtes* erlebt: Hören Sie: Mein lieber Professor der Germanistik Dr Brecht, der jetzt nach Breslau geht, hat mir schon 6 Jahre nicht geschrieben. Als ich noch sein Schüler war, war ich deutschnational, wie er. Ich glaube natürlich, daß er infolge meiner Publikationen mich aus seinem Herzen gewischt hat. Ich lese aber im Kaukasus in einer alten Zeitung, daß er 50 Jahre alt geworden ist. Gratuliere ihm. Und heute schickt mir die F. Z. seinen Brief: Er schickt mir seine Photographie. 1912/13 war ich sein Schüler. Er sieht genau so aus, wie damals. Und er hat mich soeben einer *Preisstiftung für junge Autoren* eingereicht. Er hat alles von mir gelesen. Er ist eben beim Aufräumen und packt — meine ersten Arbeiten, die ich noch im germanistischen Seminar geschrieben habe. *Er packt sie ein!* Er nimmt sie mit nach Breslau! Er hat mich damals für Stipendien eingegeben und heute für Preise. Ein deutschnationaler Mann! Sohn eines Professors, Schwiegersohn eines Professors, war ein Freund von Roethe! *Das ist ein deutscher Professor.*

In den Vorlesungen von Professor Brecht lernte Joseph Roth Józef Wittlin kennen, der später als einer der führenden Vertreter des polnischen Expressionismus bekannt werden sollte. Ihre Freundschaft dauerte bis zu Roths Tod.

Józef Wittlin 57
Photographie. Um 1935. Abb. 19
Geschenk von Professor Dr. Hubert Orłowski, Poznań.

Józef Wittlin
Geb. am 17. 8. 1896 in Dmytrów (Ostgalizien). Besuch des polnischen Gymnasiums in Lemberg, ab 1914 eines polnischen Gymnasiums in Wien. Stu-

dium der Germanistik in Wien. 1916 freiwillige Meldung zum Kriegsdienst. Von 1919 bis 1922 Gymnasialprofessor für polnische Literatur in Lemberg, danach Dramaturg am Stadttheater in Lodz. Journalistische Tätigkeit, freier Schriftsteller. 1939 ins Exil nach Paris, ab Januar 1941 in New York. Publiziert u. a. Hymny (Hymnen). 1920. — Krieg, Frieden und die Seele des Dichters (Essays). 1925. — Etappen. 1932. — Sól ziemi. 1935. (Deutsch: Das Salz der Erde. Amsterdam 1937). — Mój Lwów. New York 1947. — Orpheus in der Hölle des XX. Jahrhunderts (Essays). Paris 1963. Übersetzt u. a. die Odyssee (1. Fassung 1924). Ediert in polnischer Sprache »Tausend und Eine Nacht«, »Don Quixote« und das Gilgamesch-Epos. Gest. am 29. 2. 1976 in New York.

Hermann Kesten schreibt in seinem »Gedenkwort für Joseph Wittlin« im Jahrbuch der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung 1976, Heidelberg 1977, S. 178 — 182, auf S. 178 f.:

Joseph Wittlin war einer der originellen und authentischen polnischen Poeten unseres Jahrhunderts.
Er war einer der ersten polnischen Expressionisten, neben Julian Tuwim, Jan Lechoń, Antoni Słonimski, Kazimierz Wierzyński und Jarosław Iwaszkiewicz, ein Führer der literarischen Gruppe Skamander, die nach dem ersten Weltkrieg auftrat. Wittlin war einer der wenigen entschiedenen Pazifisten Polens. Er hat Homers Odyssee, wie Polen versichern, meisterlich in polnische Hexameter, und zwar in drei Versionen, übertragen. Er war einer der großen Übersetzer Polens. Er hat Gedichte von Richard Dehmel und Rainer Maria Rilke, von Umberto Saba und Salvatore Quasimodo, von W. H. Auden und E. E. Cummings übersetzt, sowie an die zwanzig Dramen und Romane, darunter Bücher von Joseph Roth und Hermann Hesse.

In seiner Rede bei der Gedenkfeier an Roths fünftem Todestag in New York im Jahre 1944 erinnert sich Wittlin an die Entstehung ihrer Freundschaft:

58 **Józef Wittlin**
Erinnerungen an Joseph Roth. Rede bei d. Gedenkfeier, die anläßl. seines fünften Todestages in New York stattfand.
In: Joseph Roth. Leben und Werk. Ein Gedächtnisbuch. (Gesammelt, ausgew. u. hrsg. von Hermann Linden.) Köln, Hagen: Kiepenheuer 1949, S. 48—58.

Unsere Freundschaft dauerte fast fünfundzwanzig Jahre, und sie begann

mit Haß, der, glaube ich, zwei Wochen anhielt. Zum erstenmal begegnete ich Roth im Jahre 1915 auf der Wiener Universität. Roth war älterer Kommilitone der philosophischen Fakultät. Wir besuchten zusammen die Vorlesungen über deutsche Literatur von Professor Walther Brecht. Die Vorlesungen von Professor Brecht, im ersten Jahr des ersten Weltkrieges, erfreuten sich großer Beliebtheit, besonders bei den Hörerinnen. Männer gab es dort wenig, es ist also nicht zu verwundern, wenn diese sofort auffielen.

Roth fiel mir auf. Er war sehr dünn, gepflegt, gut gekleidet. Sein blondes Haar trug er in der Mitte gescheitelt, es war immer mit Pomade glatt gekämmt. Er kam mir wie der klassische Typ eines Wiener Dandy aus Beamtenkreisen vor, ein sogenannter »Gigerl«. In seinen schönen blauen Augen, die oft ironisch blickten, trug er ein Monokel. Dieses Monokel reizte mich. Es ist heute schwer zu sagen, ob Roth das Monokel deshalb trug, um die Welt, die ihm damals schön und zauberhaft erschien, noch besser zu sehen, oder ob er sich dieser Liebe zur Welt schämte und mit dem Monokel, das seinem Gesicht einen strengen Ausdruck gab, die Begeisterung in seinen Augen verbergen wollte. Auf jeden Fall wirkte sein spitzes Gesicht durch das Monokel leicht arrogant.

Seite 49 f.



19. Józef Wittlin. Um 1935

59 Józef Wittlin an Joseph Roth

Brief. Wien, 26. 3. [1915?] 4 S. hs.
Kopie. — Original: LBI
JRB, S. 27–29

[. . .] die Sonne, die mir im Walde Nietzsches »Geburt der Tragödie« beleuchtete, drang mit den Frühlingsdüften und mit den unsterblichen dyonisischen Elementen in meine Brust. Und siehe: Ich kam um 10 Uhr früh in den Wald als ein Hörer der Philosophie, jüdischer Intelligenz Skeptiker und Selbstverneiner, und um 12 ging ich herunter, als Dyonisischer Schwärmer, naiver Lacher und Tänzer, und sah hinter mir mein ganzes vergangenes Leben, in Jahre gegliedert, lagern — wie ein Heer von *Kunstwerken*, und vor mir sah ich noch ein größeres *Kunstwerk* die Zukunft, aus der Kunstwerke für die Menschen entstehen sollen. Wie merkwürdig die ultra-violetten und ultra-rothen Strahlen der Sonne wirken. Den ganzen Tag taumelte ich vor Freude des Lebens, der Stärke und bewahrte in mir wie eine Monstranz den neuen Fund, den ich früh im Walde machte: Mich — den tragischen Mich. [. . .]

1937 konnte durch Roths Vermittlung eine deutsche Ausgabe von Wittlins Kriegsroman »Das Salz der Erde« beim Verlag Allert de Lange, Amsterdam, erscheinen.

60 Joseph [Józef] Wittlin

Das Salz der Erde [Sól ziemi, dt.] Roman. Dt. von I. Berman. (Vorw.: Joseph Roth.)
Amsterdam: Allert de Lange 1937. 382 S.

Im Vorwort charakterisiert Roth Wittlin:

Joseph Wittlin ist ohne Zweifel einer der repräsentativsten polnischen Autoren der Nachkriegszeit, das heißt, des neuerstandenen selbständigen polnischen Staates. In jungen Jahren berühmt geworden durch seine »Hymnen« — ein Gedichtband, der leider, soviel ich weiß, nur zu wenig über die Grenzen hinaus bekannt geworden ist — hat Wittlin beinahe internationale — will sagen, in Kennerkreisen internationale — Bedeutung und Anerkennung erlangt durch seine wahrhaft geniale Übersetzung der »Odyssee«. Es gab vor ihm in polnischer Sprache keine Homer-Übersetzung, die man mit dem Wort »kongenial« hätte auszeichnen können. Die wenigen deutschen Sachverständigen der Literatur, die slawische Sprachen kennen, werden heute genau wissen, daß sich Joseph Wittlin bei seiner Nation ein ewiges Verdienst erworben hat, indem er Homer in die polnische Sprache weit ingeniöser übersetzt hat als seinerzeit der unsterbliche Voß ins Deutsche.

In folgendem Werk werden die Leser Gelegenheit haben, die Kühnheit der Phantasie, die Leidenschaft eines schriftstellerischen Herzens, die echte Gesinnung eines begnadeten Autors kennenzulernen. Nicht immer kann die Übersetzung — so trefflich sie auch sein mag — den Gesetzen der ursprünglichen Sprache folgen. Dennoch bricht selbst durch die Übertragung immer wieder jener Strahl der Gnade, der allein die Auserwählten kennzeichnet.
Zu diesen Auserwählten gehört Joseph Wittlin. [...]
Der Leser wird in Wittlin den slawischen Autor par excellence finden: den ohne Rührseligkeit Ergreifenden, den ohne falschen Lyrismus ständig dichterisch Beschwingten, den immer zum Ausbruch aus dem »Epischen« bereiten Schriftsteller, der aber, mit einem wundervollen Maß begabt, genau den Augenblick zu erfassen weiß, in dem er in die epische Form zurückkehrt.
Seite 5 f.

Wittlin über Roth:

Ich hatte viele Freunde im Leben, aber nur Joseph Roth nannte mich Freund seiner Seele.
Józef Wittlin: Erinnerungen an Joseph Roth.
In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 48—58, hier S. 58

Beide, Roth und Wittlin, waren Helene von Szajnocha-Schenk in jahrzehntelanger Freundschaft verbunden. Roth hatte die gebildete Frau, die im Haus von Roths Onkel Sigmund in Lemberg, Ulica Hofmana 7, eine Wohnung besaß, dort im Herbst 1913 kennengelernt.

Helene von Szajnocha-Schenk 61

Photographie. 1913.
Vorlage: Bronsen, Bildteil.

Helene Amalie de Szajnocha, geb. Baronesse von Schenk
Geb. am 22. 9. 1864 in Stanislau, Galizien. Tochter von Josef Eduard Freiherr von Schenk, Präsident des Oberlandesgerichtes für Ostgalizien und die Bukowina. Ihr Bruder, Dr. Josef Wilhelm von Schenk, war einer der letzten Justizminister der österreichisch-ungarischen Monarchie. Heiratete am 29. 4. 1884 Dr. Ladislaus von Szajnocha, Professor an der philosophischen Fakultät der Universität Lemberg. Geschieden. Erteilte Französisch-Unterricht. Jahrelange Krankheit. Ihr Krankenzimmer in ihrer Wohnung Ulica Hofmana 7 in Lemberg war eine Art literarischer und musikalischer Salon. Gest. am 11. 7. 1946. Sterbeort nicht zu ermitteln.

Über die Bedeutung von Frau Szajnocha-Schenk für Roth schreibt Wittlin, als er sich an ihre Wiederbegegnung in Lemberg im Herbst 1918 erinnert:

Dieses überraschende Zusammentreffen fand bei unserer gemeinsamen Freundin statt, einer alten und kränklichen Dame, die wir beide unsere Mutter nannten. Roth besuchte sie öfter in Lemberg, bald von Deutschland aus oder von Frankreich. Manch eine wichtige Entscheidung für sein Leben und für sein literarisches Schaffen faßte er am Krankenbett dieser Greisin, deren Geist jung und frisch war wie der Esprit der französischen Damen im Zeitalter der Aufklärung.
Józef Wittlin: Erinnerungen an Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 48–58, hier S. 57

FRÜHE DICHTUNGEN

Roth schrieb auch Novellen, obgleich der »Hauptzweig« seiner schöpferischen Tätigkeit damals die Lyrik war, wenn auch nur wenige seiner Gedichte in der Wiener Presse erschienen. Leider fiel eine große Anzahl von Roths Gedichten in Manuskripten, die sich in meiner Warschauer Wohnung befanden, einem Bombenangriff zum Opfer. Darunter befanden sich einige kurze lyrische Gedichte, die Roth mir auf gewöhnlichen Postkarten schickte. Die Gedichte klangen so melodisch wie ukrainische Volkslieder. In späteren Jahren schämte sich Roth seiner lyrischen Jugendwerke und ließ sie aus diesem Grunde nicht veröffentlichen. Das ist sehr bedauerlich, denn wir finden in ihnen den ganzen späteren Roth, den Meister der Einfachheit und Klarheit. Roths Gedichte erinnern zuweilen an Mörike, den er sehr verehrte.
Józef Wittlin: Erinnerungen an Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 48–58, hier S. 52

Am 5. August 1915 bot Joseph Roth »Österreichs Illustrierter Zeitung« einige Gedichte zum Abdruck an. Am 17. Oktober erschien dort seine erste Veröffentlichung – das Gedicht »Welträtsel«:

Joseph Roth *62*
Welträtsel. [Gedicht.]
In: Österreichs Illustrierte Zeitung. 25 (1915), 3, S. 73.
Abdruck: Sültemeyer, S. 156

Welträtsel.

Sterne gibt's, die ewig ſcheinen wollten
Und doch verglüh'n . . .
Wolken gibt's, die eben weinen ſollten
Und weiterzieh'n . . .
Steine gibt's, die viel zu fragen wüßten,
Doch keiner ſpricht . . .
Menſchen gibt's, die ſich was ſagen müßten
Und ſagen's nicht . . .

Joſef Roth.

Joseph Roth *63*
Herbst. [Gedicht.]
In: Österreichs Illustrierte Zeitung. 25 (1915), 4, S. 97.
Abdruck: Sültemeyer, S. 156

Herbſt.

Spürſt du des Laubes naſſen Moderduft?
Sieh her: Die Welt iſt gram und grau und alt . . .
Und durch die dämmerdumpfe Nebelluft
Erklingt ein Schrei. —
Erklingt. — Erſtirbt. — Verhallt. —

Das iſt der Tod. —
Er gilbt in Rand und Ried,
Er welkt im Blatt und ſpielt im Sonnenſchein,
Er jauchzt im Wind und weint in jedem Lied:
Er lebt im Sterben — und er ſtirbt im Sein. —

Joſef Roth.

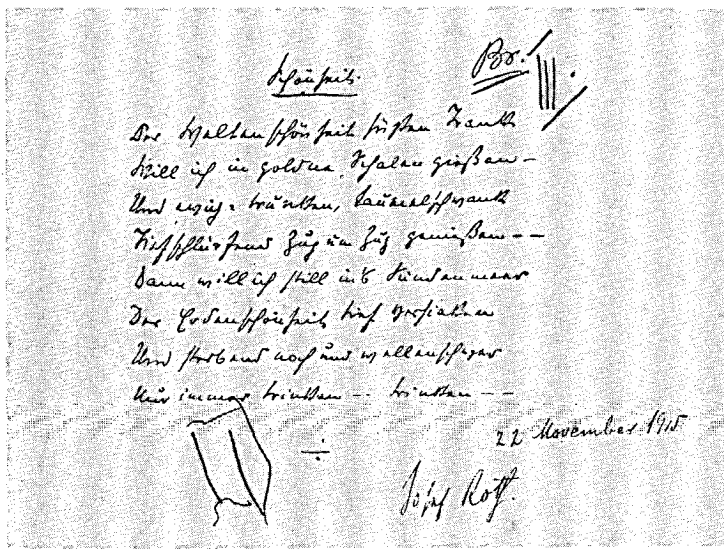
---

64 **Joseph Roth**
Abb. 20 Schönheit. [Gedicht.]
Manuskript. 22. 11. 1915. 1 Bl. hs.
Kopie. — Original: LBI

Schönheit

Der Weltenschönheit süßen Trank
Will ich in goldne Schalen gießen —
Und ewig-trunken, taumelschwank
Tiefschlürfend Zug um Zug genießen —
Dann will ich still in's Sündenmeer
Der Erdenschönheit tief versinken
Und sterbend noch und wellenschwer
Nur immer trinken — trinken —

22. November 1915



20. Joseph Roth: Schönheit. 22. 11. 1915

Ich begann von nun an im Stadtpark, im Volksgarten, im Wiener Wald Frauen zu suchen und durch Bescheidenheit und gespielte Furchtsamkeit das Mitleid, später die Liebe der Mütter meiner Schüler zu gewinnen. Die Frauen der Rechtsanwälte bevorzugten mich, weil ihre Männer so wenig Zeit hatten. Sie schenkten mir Hemden, Unterhosen, Krawatten, nahmen mich in die Logen der Oper, in Fiaker und verreisten mit mir nach Klagenfurt, Innsbruck, Graz. Sie waren meine Mütter. Ich liebte sie alle aufrichtig.
JR an GK, 10. 6. 1930. — JRB, S. 167

Joseph Roth *65*
Sie. [Gedicht.]
Manuskript. 1 Bl. hs.
Kopie. — Original: LBI. — Abdruck: Bronsen, S. 145

Joseph Roth *66*
Trost. [Gedicht.]
Manuskript. 1 Bl. Abschrift von fremder Hand.
Kopie. — Original: LBI

Trost

Sturm und Graus und Wind und Wetter!
Graue Nebelschleier wallen —
Und die falben, welken Blätter
Sind gefallen, längst gefallen ...

Weinend Herz! laß dir die Trauer
Durch die letzte Hoffnung stillen
Bald wird alle Herbstesschauer
Weißer, milder Schnee verhüllen ...

Joseph Roth *67*
Des Windes Kriegsgeschichten und Der Brief. [Gedicht.]
Manuskript. 5 Bl. hs.
Kopie. — Original: LBI

Der Brief

Ein zager, angstverhaltner Schrei
nach einem Glück, das längst entwich —
In jedem Worte zittert's scheu:
Ich sehne mich ... Ich sehne mich ...

Ich lese es und fühl' es tief:
es ist noch wach! es ist noch wach!
es war nicht tot! es schlief! es schlief!
Nun ruft's Dir nach, nun ruft's Dir nach!

Ich lese es und fühl' es tief:
Nun ist es tot! Was willst du tun?
Das Glück ist tot — du hältst den Brief— —
Das Glück ist tot — laß ruhn! laß ruhn!

Veröffentlichung von »Des Windes Kriegsgeschichten«:

68 **Joseph Roth**
Herbstwindes Kriegsgeschichten.
In: Österreichs Illustrierte Zeitung. 25 (1915), 10, S. 240—241.

* * *

In einer ſchmutzigen Straße einer polniſchen Kleinſtadt wirbelte ich den Staub auf. Vor der Türe eines alten, halbverfallenen Häuschens wehklagten Weiber, fluchten wild Koſaken. Ein Jude in langer Kapotte, mit grauem Bart hing auf einem friſchgezimmerten Galgen.

In einer reichen moskowitiſchen Stadt blickte ich durch die Fenſter eines vornehmen Hauſes. Da ſaßen ruſſiſche Gelehrte bei franzöſiſchem Wein. Ich horchte: ſie proteſtierten gegen deutſche Barbaren . . .

* * *

69 **Joseph Roth**
Ueber die Satire. Eine Plauderei.
In: Österreichs Illustrierte Zeitung. 25 (1916), 14, S. 338.

70 **Joseph Roth**
Wo? [Gedicht.]
In: Österreichs Illustrierte Zeitung. 25 (1916), 19, S. 445.
Abdruck: Sültemeyer, S. 156

Joseph Roth *71*
Die Geschichte vom jungen Musikanten und der schönen Prinzessin.
Manuskript. [Fragment.] 2 S. hs.
Kopie. — Original: LBI

Joseph Roth *72*
Die Geschichte vom jungen Musikanten und der schönen Prinzessin.
In: Österreichs Illustrierte Zeitung. 25 (1916), 47, S. 1064.
Abdruck: Sültemeyer, S. 161—162

Seiner Kusine Paula schreibt Roth am 24. Februar 1918 aus Wien über ein Konzert des Violinvirtuosen und späteren Begründers des Orchesters von Tel Aviv, Bronislaw Hubermann:

Am Dienstag war ich bei Hubermann. Er spielte eine Bachsche Etüde mit viel Geschick, Kälte und körperlicher Anstrengung. Dann Italienisches, mit viel Hingegebenheit und Wärme. Zum Schluß, was ich mir gewünscht hatte — »Ave Maria«. Er spielte es so, daß ich Dich nicht mehr damit »sekkieren« werde. Himmlisch.
Menschlich nahe tritt mir Hubermann, wenn er sich steif und linkisch verbeugt. Er hat während des Spiels eine herrische Miene, wenn der Bogen sinkt, ist er aller Herrlichkeit bar, ein armseliger Mensch, fast schüchtern. Ich mußte an mein Märchen vom Geiger denken.
JRB, S. 37. — Siehe auch Kat. Nr. 85

Joseph Roth *73*
Der Vorzugsschüler.
Manuskript. [Auszug.] 4 S. hs.
Kopie. — Original: LBI

Verschiedene Fassungen in:
Österreichs Illustrierte Zeitung. 25 (1916), 50, S.122—123 (Abdruck: Sültemeyer, S. 162—168), u. JRW 3, S. 11—23.

Des Briefträgers Andreas Wanzls Söhnchen, Anton, hatte das merkwürdigste Kindergesicht von der Welt. Sein schmales, blasses Gesichtchen mit den markanten Zügen, die eine gekrümmte, ernste Nase noch verschärfte, war von einem äußerst kargen, weißgelben Haarschopf gekrönt. Eine hohe Stirn thronte ehrfurchtgebietend über dem kaum sichtbaren, weißen Brauenpaar, und darunter sahen zwei blaßblaue, tiefe Äuglein

sehr altklug und ernst in die Welt. Ein Zug der Verbissenheit trotzte in den schmalen, blassen, zusammengepreßten Lippen, und ein schönes, regelmäßiges Kinn bildete einen imposanten Abschluß des Gesichtes. Der Kopf stak auf einem dünnen Halse, sein ganzer Körperbau war schmächtig und zart. Zu seiner Gestalt bildeten nur die starken, roten Hände, die an den dünn-gebrechlichen Handgelenken wie lose angeheftet schlenkerten, einen sonderbaren Gegensatz.
Anton Wanzl war stets nett und reinlich gekleidet. Kein Stäubchen auf seinem Rock, kein winziges Loch im Strumpf, keine Narbe, kein Ritz auf dem glatten, blassen Gesichtchen. Anton Wanzl spielte selten, raufte nie mit den Buben und stahl keine roten Äpfel aus Nachbars Garten. Anton Wanzl *lernte* nur. [. . .]
JRW 3, S. 11

Über eine Anregung, die Joseph Roth zur Gestalt des Anton Wanzl aus der Wirklichkeit erhielt, erzählt Józef Wittlin:

Der Assistent von Brecht dagegen, Dr. Heinz Kindermann, konnte Roth nicht leiden, ebenso auch uns nicht als Nicht-Germanen. Kaum, daß er sich herabließ, unsere Fragen zu beantworten. In späteren Jahren wurde er Professor für Germanistik in Danzig. Heute, von einer so entfernten Perspektive aus gesehen, erscheint mir Dr. Kindermann als der ideale Prototyp eines Nazi. Und tatsächlich — er wurde Nazi. Über ihn hat Roth in den Jahren an der Universität eine sehr hübsche Novelle, »Der Vorzugsschüler«, verfaßt.
Józef Wittlin: Erinnerungen an Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 48—58, hier S. 52

Teilnahme am Ersten Weltkrieg (1916—1918): »Ein Einjährig-Freiwilliger«

Roths Ausbildungskompagnie

Roth in der zweiten Reihe rechts. Józef Wittlin in der dritten Reihe, dritter von links.
Photographie. 1916.
Vorlage: Bronsen, Bildteil.

Am 31. Mai 1916 meldete sich Joseph Roth gemeinsam mit Józef Wittlin freiwillig zum Militärdienst. Am 28. August wurden sie in die Einjährigen-Schule des 21. Feldjäger-Bataillons einberufen.
Über seine Motive schreibt Roth in dem schon öfter zitierten Brief an G. Kiepenheuer:

Als der Krieg ausbrach, verlor ich meine Lektionen, allmählich, der Reihe nach. Die Rechtsanwälte rückten ein, die Frauen wurden übelgelaunt, patriotisch, zeigten eine deutliche Vorliebe für Verwundete. Ich meldete mich endlich freiwillig zum 21. Jägerbataillon. Ich wollte nicht dritter Klasse fahren, ewig salutieren [...]
JR an GK, 10. 6. 1930. — JRB, S. 167

Ausführlicher — und wohl auch der Realität näher kommend — Józef Wittlin:

Also aus irgendwelchen, uns damals unklaren Motiven heraus, die einzig und allein Joseph Conrad erklären könnte, beschlossen wir, trotz der Aversion gegen Krieg, Militär und Monarchie, uns als Kriegsfreiwillige zu melden. Wohlgemerkt: freiwillig, denn schon zweimal hatte uns die Kaiserlich-Königliche Armee verschmäht und uns — als notorischen Schwächlingen — den Dienst in ihren berühmten Regimentern verweigert.

Ein Militärarzt, der sie auf ihre Wehrdiensttauglichkeit hin untersuchte, riet ihnen wegen ihrer schwachen Konstitution ab, sich zum Militärdienst zu melden, oder höchstens einen Posten als Kanzleischreiber zu übernehmen. Wittlin weiter:

Als Karl-Kraus-Schüler jedoch lehnten wir solche Schreiberposten ab. Wir waren der Ansicht, daß der einzige und geeignete Platz für Dichter im Kriege der Dienst in der »vordersten Linie« sei. Denn nur dort lernt man Leben und Tod kennen, selbst wenn man Pazifist ist. Wir redeten

so lange auf den ehrbaren Arzt ein, bis er uns als für den Frontdienst tauglich anerkannte. Triumphierend kehrten wir zu dem ersehnten exklusiven 21. Feldjäger-Bataillon nach Wien zurück. Nach einer Woche beschwerlichen Rekrutendienstes im Bataillon hatten wir bereits genug vom Krieg und vom Militär. Wir erlebten dort viele Demütigungen, sowohl von seiten der Vorgesetzten, besonders der unteren Grade [. . .]. Es gab zu viele militärische Musterknaben, Karrieremacher und Denunzianten. Die Atmosphäre in der Einjährigen-Schule des 21. Elite-Feldjäger-Bataillons war für uns unerträglich. Man quälte uns Schwächliche und Unbeholfene, erniedrigte die menschliche Würde und trat sie mit Füßen. Herzlosigkeit und Stumpfsinn blühten, Gemeinheit war gesellschaftliche Pflicht.

Józef Wittlin: Erinnerungen an Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 48–58, hier S. 53–55

Über Roths Stimmung kurze Zeit vor dem Einrücken in die Einjährigen-Schule gibt ein Geburtstagsbrief an seine Kusine Paula Aufschluß:

75 Joseph Roth an Paula Grübel

Abb. 21 Brief. Wien, 14. 8. 1916. 1 S. hs.

Kopie. – Original: LBI

JRB, S. 29

Wien, am 14. August 1916

Liebe Paula!

Es war wirklich ein Zufall. Denk Dir! 19 Jahre! Aber neunzehn Jahre wiegen wie ein Flaum auf der Wagschale der Ewigkeit. Und wir leben nicht anders, als in der Ewigkeit. Aus der Ewigkeit, in die Ewigkeit, für die Ewigkeit. Ja, auch *für* die Ewigkeit.

Was soll ich Dir schenken? Ich habe kein Geld. Aber meine Zeile wird mit *6 h.* honoriert. Zähle die Zeilen in diesem Brief und Du wirst eine kleine Summe haben.

Was soll ich Dir wünschen? Drei königliche Dinge: eine Krone, einen Scharlachmantel, ein Szepter. Die goldene Krone der Phantasie, den Scharlachmantel der Einsamkeit und das Szepter der Ironie. Es ist schwer mit 19 Jahren diese Dinge zu haben. Selten kriegt man sie.

Aber vor Allem wünsche Dir eins: das Lachen nicht zu verlieren. Das Lachen ist ein leichtes, silbernes Glöckchen, das uns ein guter Engel mit auf den Lebensweg gegeben hat. Aber, weil es so leicht ist und lose, verliert man es. Irgendwo am Weg. Und das Schicksal geht vorbei mit knarrenden Stiefeln und zertritt es, das Lachen. Mancher hat Glück und findet es wieder. Oder ein anderer hat es gefunden, aufgehoben und dem

früheren Besitzer zurückgegeben. Das kommt selten vor! Daher, Achtung!
Ich werde vielleicht noch in dieser Woche in Baden sein. Jedenfalls vor dem Einrücken.
Leb' wohl! Auf Wiedersehn!
Mu

Im »Vorwort zu meinem Roman Radetzkymarsch«, das am 17. April 1932 in der »Frankfurter Zeitung« erschien, erinnert sich Roth:

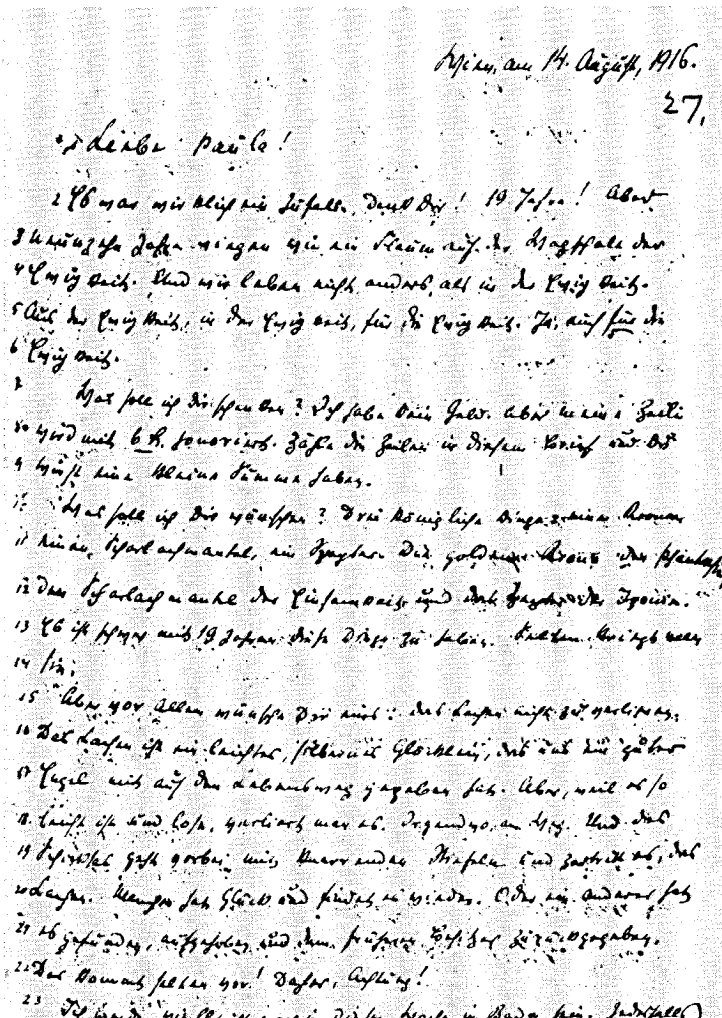
Die Militärkapelle, die meine Marschkompanie zum Wiener Nordbahnhof begleitete, spielte ein Potpourri aus den Melodien von Lehár und Strauß, und der Pfiff der Lokomotive, die uns zum Schlachtfeld führen sollte, verlor sich in den verwehenden Klängen der zurückgebliebenen Trommeln und Trompeten, während unser Zug dem Tod entgegenglitt. Es war eine Woche nach dem Tode des alten Kaisers. In der funkelnagelneuen Felduniform, die wir bei der Abfahrt trugen, hatten wir bei seinem Begräbnis vor der Kapuzinergruft Spalier gebildet. Und es war, als schickte uns noch der tote Kaiser in den Tod.
JRW 4, S. 405. — Siehe auch Kat. Nr. 607

Das Begräbnis Franz Josephs I. 76
Photographie. 1916.
Vorlage: Hellmut Andics: Das österreichische Jahrhundert. Die Donaumonarchie 1804—1918. Wien, München, Zürich: Molden 1974, S. [321].

Nach David Bronsen zog Roth jedoch nicht schon im Spätherbst 1916 in den Krieg — Franz Joseph I. war am 21. November gestorben — , sondern wurde erst im Frühjahr 1917 nach Galizien beordert.

Reservetruppen und Train des österreichisch-ungarischen Heeres auf dem Wege zur Feuerlinie in Russisch-Polen 77
Photographie. 1915.
Vorlage: Bildband zur Geschichte Österreichs. 4. Aufl. Innsbruck: Pinguin-Verl.; Frankfurt a. M.: Umschau-Verl. 1975, S. 186.

In den ersten Monaten seines Einsatzes war Roth bei einer Kriegszeitung als Berichterstatter im Bereich der 32. Infanterietruppendivision in oder zumindest in der Nähe von Lemberg tätig.



Wien, am 14. August, 1916.

27.

Liebe Paula!

Ich war mir klein mit Deinem Brief. Du bist 19 Jahre! Aber
Unendlich dachte ich gar nicht an Deine Jahre. Ich dachte an
Deine Seele. Und wie haben sich einander all in Deiner Seele.
Alle Deine Seele, in der Deine Seele, für die Deine Seele. Ich auf Deine
Seele.

Was soll ich Dir schreiben? Ich habe viele Jahre, aber keine Seele
wird mich 6 Monate lang. Darum die Zeilen in diesem Brief und Du
wirst eine kleine Ahnung haben.

Was soll ich Dir erzählen? Drei königliche Dinge: meinen Roman
in Buchform, Karl aufgenommen, ein Gedicht. Die goldene Krone der Schönheit
den Schatz aus der Tiefe des Meeres und den Hochmut der Jugend.
Ich bin jetzt mit 19 Jahren dicht dabei, zu sterben. Ich habe Angst vor
Alter.

Aber vor allem möchte Dir sagen: Du darfst nicht traurig sein.
Der Tod ist ein Christ, ein Bruder Christi, und das ist gut
Engel mit auf den Lebensweg gegeben sein. Aber, weil er so
treu ist und stark, darf man ihn. Irgendwann ist. Und das
Schönste ist noch, wenn man ihn. Ich und das
Schaffen. Manchen das Gefühl und Freude zu spenden. Oder mit Andacht sich
zu beugen, aufrichtig und dem Heiligen Geist der Liebe gegeben.
Der Roman soll leben vor! Dafür, Geliebte!

Ich bin die Weltlust noch in dieser Hoffnung in Wien sein. Jedenfalls
Verdienst.

Leb' wohl! Auf Wiedersehen!

Dein

204

21. Joseph Roth an Paula Grübel. 14. 8. 1916

Joseph Roth an Paula Grübel *78*

Brief. Feldpost 632, 24. 8. 1917. 4 S. hs.
Kopie. — Original: LBI
JRB, S. 35–36

Ich befinde mich gegenwärtig in einem ostgalizischen Augiasstall, einem ganz kleinen Städtchen. Im grauen Dreck sieht man bloß ein paar Judengeschäfte. Alles schwimmt, wenn es regnet, alles stinkt, wenn die Sonne scheint. Doch hat der Aufenthalt hier einen großen Vorzug: man ist 10 Kilometer vom Schuß entfernt. Reservestellung.
Materiell geht es mir nicht mehr so, wie früher. Die Zeitung geht nämlich ein und nun die Aureole des Redakteurs entschwunden ist, bin ich nichts mehr, als ein Einjährig-Freiwilliger. Dementsprechend die Behandlung. [...]

Begrüßung österreichisch-ungarischer Soldaten nach dem Einzug in einem Dorf in Russisch-Polen *79*

Photographie. 1915.
Vorlage: Bildband zur Geschichte Österreichs. 4. Aufl. Innsbruck: Pinguin-Verl.; Frankfurt a. M.: Umschau-Verl. 1975, S. 187.

Roths Tätigkeit bei der Kriegszeitung gab ihm nebenher die Möglichkeit, Gedichte, kleine Feuilletons und Reportagen in »Österreichs Illustrierte Zeitung«, »Das Prager Tagblatt«, in der Wiener Tageszeitung »Der Abend« und »Der Friede. Wochenschrift für Politik, Wirtschaft und Literatur« zu veröffentlichen.

Joseph Roth *80*

Christus. [Gedicht.]
In: Das Prager Tagblatt. 42 (1917), 54, Unterhaltungsbeilage Nr. 8, S. 17.
Abdruck: Sültemeyer, S. 157

Joseph Roth *81*

Bruder Mensch. [Gedicht.]
In: Das Prager Tagblatt. 42 (1917), 213, S. 13.
Abdruck: Sültemeyer, S. 157

82 **Joseph Roth**
Der Abendgang. [Gedicht.]
In: Österreichs Illustrierte Zeitung. 27 (1917), 1, S. 8.
Abdruck: Sültemeyer, S. 158

83 **Joseph Roth**
Soldaten. [Gedicht.]
Manuskript. 1 Bl. Abschrift von fremder Hand?
Kopie. — Original: LBI

84 **Joseph Roth**
Soldaten. [Gedicht.]
In: Das Prager Tagblatt. 43 (1918), 34, S. 7.
Abdruck: Sültemeyer, S. 158

Soldaten

Alle haben diesen müden
seltsamen Zug in den bleichen Gesichtern:
in ihren Augen zittert ein schüchtern
taumelndes Ahnen von Heimat und Frieden ...

Alle tragen sie an den müden
Füßen den Staub von zerwanderten Jahren:
Durch viele Länder sind sie gefahren
und haben noch nicht nach Hause gefunden ...

Manchmal nur röten sich ihre Wangen,
wenn sie frohe Kunde erlauschen
und sie sitzen zusammen und tauschen
flüsternde Reden von süßem Verlangen ...

Ihre harten, zerrissenen Hände,
faltet die Demut und Kindheits verwehte
Worte fassen sie still im Gebete:
Herr, mach' ein Ende! O, Herr, gib ein Ende! ...

85 **Joseph Roth an Paula Grübel**
Brief. Wien, 24. 2. 1918. 4 S. hs.
Kopie. — Original: LBI
JRB, S. 36—38

Liebe Paula,
Als ich herkam, war Frost, kalt, ein bewölkter Himmel, die Sonne war mit freiem Auge zu sehen, sie war klein und rot, wie eine Pomeranze. Am Freitag wurde es warm, ein heißer Wind, der Föhn. Es war sehr ergötzlich auf der Straße, unter Anderem sah ich in der Elektrischen einen Mann, der trug einen harten Hut und um den Hut einen Spagat, vermutlich Papierspagat, am Kinn zusammengeknüpft, wie Bänder eines Biedermeierhutes. Eine junge Dame lief mir am Ring in die Arme und umklammerte mich. Vermutlich hatte sie mich für einen Laternenpfahl gehalten. Einer anderen jungen Dame hob der Wind den Schoß auf, man sah einen zerrissenen Strumpf und ein provisorisch rotes Strumpfband. Es war hübsch. [...]

Joseph Roth *86*
Barbara.
In: Österreichs Illustrierte Zeitung. 27 (1918), 28, S. 500—501.
JRW 3, S. 24—32

Joseph Roth *87*
Nervenchok. [Gedicht.]
In: Das Prager Tagblatt. 43 (1918), 232, S. 13.
Abdruck: Sültemeyer, S. 159

Nervenchok

Seht her: in einem Zauberknäul gebannt
schlottert und taumelt er an schwanker Krücke
bald hart am Pflasterrand und bald zurück
prallt klappernd sein Gebein an rauhe Wand.

Und aller Augen sind ihm zugewandt:
der frechen Neugier und des Mitleids Blick —
ein Kind, das spielt, hält mitten still im Glücke,
als blick' es plötzlich in ein dunkles Land ...

O, seht ihn an! In graues Tuch gewandet,
der Menschheit Heldentum in torkelndem Zick-Zack
zwei Kreuzchen scheppern und zwei Bänder fliegen —

Im roten Meer von Blut und Siegen
ist des Jahrhunderts stolzes Schiff gestrandet —
und das ist Euer Wrack! ...

88 Joseph Roth

Gnädige Frau! [Fingierter Brief.]
Manuskript. [1918.]
4 S. hs.
Kopie. — Original: LBI

Gnädige Frau!
Jetzt noch, da ich dieses schreibe, bin ich Ihr »Feind«. Wenn dieser Brief erledigt sein wird — ich hoffe, er wird Sie erreichen — werde ich in jenes Reich gegangen sein, wo es keine Feindschaft mehr gibt und wo selbst dieses fürchterliche und nie dagewesene Morden zu einem geringfügigen Nichts verkümmert, das die ewigen Gesetze jenes Reiches in ihrer großen, heiligen Unwandelbarkeit gar nicht berührt. [...] Niemand kann Ihnen besser Auskunft über die letzte Stunde Ihres Mannes geben, denn ich. Denn er starb in meinen Armen. Er gab mir die letzten Grüße für Sie mit. Noch mehr: er starb durch mich, denn ich habe ihn getötet: Ich bin sein Mörder.
Als der Befehl zum Angriff kam, stürmte ich vor. Nachdem ich meine Handgranaten verschleudert hatte, griff ich zum Gewehr. Plötzlich fühlte ich mich umschlungen. Aug' in Aug' mir gegenüber mein »Feind«. Ich sah in sein wildes Gesicht. Seine Augen glühten wahnsinnig. Wirr fiel ihm das Haar in die Stirn. »Er will dich töten« dachte ich und ich suchte mit der freien Linken nach meinem Stoßmesser. Ein glücklicher Griff: ich hatte es. Und — ich stieß zu. Ich sah ihn blaß werden, fühlte mich frei, sah ihn vor mir niedersinken. In demselben Augenblick bekam ich einen dumpfen Schlag auf das Haupt. Ich dachte nur noch: ein Kolben. Dann schwanden mir die Sinne. Als ich erwachte, stand die Sonne rot im Westen. Sie blutete durch das Gewirr der kahlen dünnen Zweige. Ein Vogel klagte. Ringsumher lagen Tote. Lagen zerfetzte Gliedmaßen, offene Schädel und breiige Hirnmassen. Dicht neben mir hörte ich stöhnen. [...] Ich sah dem Toten ins Gesicht. Es war fahl, gelb, verfallen. Er mußte schon lange blutend gelegen haben. Er war ein »Feind«. Plötzlich durchzuckte es mich: das war derselbe. Der letzte schreckliche Augenblick vor meiner Ohnmacht lebte wieder auf. Ja, es war derselbe, der mich hatte töten wollen, und — ich hatte ihn getötet. [...]
»Höre«, sagte ich zu dem Toten »nicht *ich* habe dich getötet; Hörst Du? Nicht ich! Der Krieg hat Dich gemordet, wie er schon Millionen gemordet hat. Ich bin nicht schuldig. Oh, über den Wahnsinn, der uns treibt! Oh, wäre nur Einer der Großen dieser Erde hier und sähe ihn, den Gemordeten und sähe mich, den Mörder! Muß es sein, daß jene, die regieren, weit hinten sitzen, und Augen haben und nicht sehen und Ohren haben und nicht hören? Muß es sein? Und doch — und doch habe ich Dich getötet, mein Freund, mein Bruder! Aber ich werde Dich rächen. Ich werde Deinen Mörder töten. Schlaf wohl, mein Freund!« [...]

Vom Vorhergehenden nicht recht belegt werden spätere autobiographische Aussagen Roths über seinen Kriegsdienst und seinen militärischen Rang:

[...] ich wurde ein ehrgeiziger Soldat, kam zu früh ins Feld, an die Ostfront, ich meldete mich in die Offiziersschule, ich wollte Offizier werden. Ich wurde Fähnrich. Ich war bis zum Ende des Krieges an der Front, im Osten. Ich war tapfer, streng und ehrgeizig. Ich beschloß, beim Militär zu bleiben. Da kam der Umsturz. Ich haßte Revolutionen, mußte mich ihnen aber fügen und, da der letzte Zug von Shmerinka abgegangen war, zu Fuß nach Hause marschieren. Drei Wochen marschierte ich.
JR an GK, 10. 6. 1930. — JRB, S. 167

Joseph Roth an Otto Forst-Battaglia, Ascona, 28. Oktober 1932:

Ich war 6 Monate in russischer Gefangenschaft, entfloh und kämpfte zwei Monate in der roten Armee, dann zwei Monate Flucht und Heimkehr.
JRB, S. 240

Dem französischen Kritiker Frédéric Lefèvre teilt Roth im Jahre 1934 in Paris mit:

J'avais vingt ans à la déclaration de guerre. Je me suis engagé. Je me suis battu sur le front russe. J'ai été très fier d'être nommé sous-lieutenant. Fait prisonnier, je me suis évadé après trois mois de captivité.
Frédéric Lefèvre: Une heure avec Joseph Roth. In: Nouvelles littéraires, 2. 6. 1934

Über eine russische Kriegsgefangenschaft Roths konnte David Bronsen in den Kriegsgefangenen- und Vermißtenkarteien des österreichischen Kriegsarchivs keinerlei Anhaltspunkte finden.

In dem auf seiner Reise durch Südfrankreich im Sommer 1925 entstandenen Essay »Die weißen Städte« schreibt Roth rückblickend über seine Kindheit und Jugend:

Meine Kindheit verlief grau in grauen Städten. Meine Jugend war ein grauer und roter Militärdienst, eine Kaserne, ein Schützengraben, ein Lazarett. Ich machte Reisen in fremde Länder — aber es waren feindliche Länder. Nie hätte ich früher gedacht, daß ich so rapid, so unbarmherzig, so gewaltsam einen Teil der Welt durchreisen würde, mit dem Ziel zu schießen, nicht mit dem Wunsch zu sehen. Ehe ich zu leben angefangen hatte, stand mir die ganze Welt offen. Aber als ich zu leben anfing, war die offene Welt verwüstet. Ich selbst vernichtete sie mit Altersgenossen. Die Kinder der andern, der früheren und der späteren Generationen, dürfen einen ständigen Zusammenhang zwischen Kindheit, Mannestum und Greisenalter finden. Auch sie erleben Überraschungen. Aber keine, die nicht in irgendeine Beziehung zu ihren Erwartungen zu bringen wä-

re. Keine, die man ihnen nicht hätte prophezeien können. Nur wir, nur unsere Generation, erlebte das Erdbeben, nachdem sie mit der vollständigen Sicherheit der Erde seit der Geburt gerechnet hatte. Uns allen war es, wie einem, der sich in den Zug setzt, den Fahrplan in der Hand, um in die Welt zu reisen. Aber ein Sturm blies unser Gefährt in die Weite, und wir waren in einem Augenblick dort, wohin wir in gemächlichen und bunten, erschütternden und zauberhaften zehn Jahren hatten kommen wollen. Ehe wir noch erleben konnten, erfuhren wir's. Wir waren fürs Leben gerüstet, und schon begrüßte uns der Tod. Noch standen wir verwundert vor einem Leichenzug, und schon lagen wir in einem Massengrab. Wir wußten mehr als die Greise, wir waren die unglücklichen Enkel, die ihre Großväter auf den Schoß nahmen, um ihnen Geschichten zu erzählen.

JRW 3, S. 880 f. — Siehe auch Kat. Nr. 322

Wien und »Der Neue Tag« (1919/1920)

89 **Parlament in Wien, 12. November 1918**
Photographie.
Vorlage: Bildband zur Geschichte Österreichs. 4. Aufl. Innsbruck: Pinguin-Verl,; Frankfurt a. M.: Umschau-Verl. 1975, S. 197.

Ausrufung der Republik Deutsch-Österreich. Präsident Dr. Dinghofer verkündet einer großen Menschenmenge vor dem Parlament den Gesetzesbeschluß der Provisorischen Nationalversammlung. Am 11. November hatte Karl I. (1887 bis 1922), der letzte österreichische Kaiser, in Schönbrunn auf seinen Anteil an den Staatsgeschäften verzichtet: nach 650 Jahren Herrschaft war das Haus Habsburg abgetreten.

90 **Die Habsburger Monarchie 1815—1919**
und ihre Auflösung nach den Friedensbestimmungen von St. Germain und Trianon
Übersichtskarte. 1 : 5 000 000.
In: Großer historischer Weltatlas. T. 3: Neuzeit. Red.: Josef Engel. 3. Aufl. München: Bayer. Schulbuch-Verl. 1967, S. 157.
Siehe Vorsatzblatt.

Bei seiner Ankunft in Wien Mitte Dezember 1918 fand Joseph Roth seine Mutter nicht mehr vor. Er reiste ihr nach Brody nach, das er nur auf Umwegen erreichen konnte. Da er befürchten mußte, in die Armee der Westukrainischen Republik, die Brody besetzt hielt, eingereiht zu werden, flüchtete er über die Karpathen, wo er wiederum der Armee der Westukrainischen Republik ausweichen mußte, nach Ungarn. Ende März 1919 kam er schließlich in Wien an.

Seine erste feste Anstellung in einer Zeitungsredaktion fand Roth im April 1919 bei der kurz zuvor gegründeten Tageszeitung »Der Neue Tag«. Benno Karpeles, der ehemalige Herausgeber und Chefredakteur von »Der Friede«, Begründer und Chefredakteur von »Der Neue Tag«, hatte sie ihm verschafft.
In seinem autobiographischen Brief an G. Kiepenheuer berichtet er:

Dann fuhr ich auf Umwegen, zehn Tage lang, von Podwoloczysk nach Budapest, von hier nach Wien, wo ich, aus Mangel an Geld, für Zeitungen zu schreiben begann. Man druckte meine Dummheiten. Ich lebte davon. Ich wurde Schriftsteller.
JR an GK, 10. 6. 1930.—JRB, S. 167

Joseph Roth als Journalist *91*
Photographie aus seinem Journalistenausweis. 1920. Abb. 22
Leihgabe: K & W

Über Benno Karpeles und seine Mitarbeiter in der Redaktion seiner Zeitung »Der Neue Tag«, der kaum länger als ein Jahr — vom 23. März 1919 bis zum 30. April 1920 — erscheinen konnte, schreibt Rudolf Olden in seinem Nachruf auf Joseph Roth:

Rudolf Olden *92*
In memoriam Joseph Roth.
In: Das Neue Tage-Buch. 7 (1939), 23, S. 545.

Vor anderthalb Jahren starb Benno Karpeles, Begründer und Chefredakteur jenes schon sagenhaften »Neuen Tag«, der nach dem Krieg und nach der Zerstückelung des Habsburger Reichs, nur ein Jahr lang, in Wien erschien. Ich schrieb damals, Oktober 1937, im Neuen Tage-Buch Worte zu seinem Gedächtnis: »Nachruf auf einen Freund«. Ich zählte auf, wen Karpeles in der Redaktion gesammelt hatte: Alfred Polgar, Arnold Höllriegel, Karl Tschuppik, der Zeichner Carl Josef, Egon Erwin Kisch, Anton Kuh, Karl Otten und auch Joseph Roth war mit ein paar Sätzen geschildert, der abgerüstete junge Offizier, der, ebenso stolz wie sichtbar arm, manchmal abends erschien, von Tschuppik, dem Chef vom

Dienst, mit großem Respekt empfangen, und kleine Artikel, prägnante kurze Schilderungen des Wiener Alltags, brachte. Noch wußte niemand, wer Joseph Roth war. Nur soviel wußten die Kollegen, daß er ein Talent war. Von der Redaktion pflegte er zum nahen Stephansplatz zu gehen, zum »Kleinen Sacher«, dem Würstelmann, der dort seine Bude aufgestellt hatte. Bei ihm nahm »Josephus«—so waren die kurzen Artikel gezeichnet—sein Souper, das nicht selten auch sein Mittagessen war. Manchmal habe ich ihn von der Redaktion aus begleitet und bin mit ihm so ins Gespräch gekommen.

Als jener Nachruf auf Karpeles gerade gedruckt war, kam Roth in die Redaktion des Neuen Tage-Buches, las ihn und schrieb mir, auf dem Briefpapier der Zeitschrift, ein paar Zeilen, die ich aufgehoben habe und die vor mir liegen. Sie lauten: »Lieber Freund Olden, herzlichen Dank für den Nachruf auf Karpeles. †. Es ist ein Nachruf auf uns alle: die letzten Zehn vom vierten Regiment. Ich grüße Sie in herzlicher Kameradschaft als der neunte. Ihr alter Joseph Roth.« Er war noch jung, der »alte« Joseph Roth, er war der jüngste in jenem Kreis gewesen. Daß er nicht lange mehr zu leben haben würde, konnte er aber wohl wissen. Den Selbstmord verwarf er, aus religiösen Gründen, wie er hier erst vor zwei Wochen wohl in seiner letzten öffentlichen Äußerung, in der ritterlichen Abbitte an Major Fey, gesagt hat. Aber schon lang, viele Jahre lang, lebte er so, daß sein Leben ein sicherer und kurzer Weg zu einem frühen Tod war, verbrannte er die flackernde Kerze an beiden Enden.

In jenen paar Zeilen, mir teueren Zeilen, sind die Zeichen enthalten, unter denen zuletzt sein Leben stand. Karpeles hatte eine Entwicklung ähnlich der Roths genommen, er war als junger Mensch Viktor Adler gefolgt und war als gläubiger Sohn der Kirche gestorben. So fehlte nicht hinter seinem Namen das christliche Kreuz. Und das Wort von den »letzten Zehn« war einem österreichischen Soldatenlied entnommen. Auch Karpeles war ein unnachsichtiger Kritiker des alten Reichs gewesen und ist dann Monarchist geworden. Es war nicht anders mit Karl Tschuppik, der seither auch die schäbig und glaubenslos gewordene Welt verlassen hat. [. . .]

93 Benno Karpeles

Photographie.

Vorlage: Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft. Bd. 1. Berlin: Dt. Wirtschaftsverlag. 1930, S. 885.

Benno Karpeles

Geb. am 6. 10. 1868 in Wien. Sein Vater war der Gründer der Speditions-Firma Schenker & Co. Besuch des humanistischen Gymnasiums in Wien. Studium der Rechts- und Staatswissenschaften in Berlin und Wien. 1893

Dr. jur. Mehrjähriger Aufenthalt in England und in der Schweiz. Von 1898 bis 1914 aktiv in der österreichischen Sozialdemokratie, besonders in der Genossenschaftsbewegung. Mitarbeiter der »Arbeiter-Zeitung«, Wien. Gründete und redigierte 1918 die Wochenschrift »Der Friede«, 1919 die Tageszeitung »Der Neue Tag«. 1919 zur Firma Schenker & Co., Wien. Ab 1. 1. 1926 Gesellschafter der Firma in Berlin. Verbrachte seine letzten Lebensjahre in Wien. Publizierte u. a. Nordböhmische Arbeiter-Statistik. Wien 1892. — Die Arbeiter des mährisch-schlesischen Steinkohlen-Revieres. Socialstatistische Untersuchungen. 1. Bd. Leipzig 1894. — Klassenkampf, Fascismus und Ständeparlament. Wien 1933. Übersetzt und ediert: Die englischen Fabrikgesetze. Berlin 1900. Gest. zu Beginn des Jahres 1938 in Wien.



22. Joseph Roth als Journalist. 1920

94 **Richard Arnold Bermann (Pseud. Arnold Höllriegel)**
Abb. 23 Photographie. Wien. Wohl vor 1920.

95 **Egon Erwin Kisch**
Photographie. 1911.
Vorlage: Novinářský sbornik. 10 (1965), 3, nach S. 236.

96 **Rudolf Olden**
Photographie.
Vorlage: Ruth Greuner: Gegenspieler. Berlin: Buchverl. Der Morgen 1969, nach S. 272.

Soma Morgenstern berichtet als Augenzeuge von einer Begegnung zwischen Joseph Roth und Robert Musil im Wiener Café Museum, etwa im Jahre 1930:



23. Richard Arnold Bermann. Wohl vor 1920

Roth und ich saßen schon eine Weile im »Museum«, als Musil hereinkam. Roth erhob sich, ohne abzuwarten, daß ich ihn vorstelle, und grüßte Musil respektvoll als einen Bekannten: »Erinnern Sie sich, woher wir uns kennen?« — »Es muß schon lange her sein.« — »Zehn, elf Jahre, Herr Hauptmann«, sagte Roth, »wir haben uns ein paarmal in der Redaktion vom ›Tag‹ getroffen. Sie waren damals der Theaterkritiker der Zeitung.« — »Ach ja«, sagte Musil, »vom *ersten* ›Tag‹ natürlich.« — »Vom *schöneren* ›Tag‹ natürlich«, sagte Roth; »ich war damals ein Anfänger.« — »Ich muß Sie selten gesehen haben«, meinte Musil, »sonst hätte ich Sie gleich erkannt.« Roth gestand, daß er zu schüchtern war, um öfter auf die Redaktion zu kommen. »Alfred Polgar begrüßte mich immer mit höflicher Ironie: »Ach, da haben wir wieder ein schönes kalligraphisches Meisterwerk von Roth.«

Soma Morgenstern: Dichten, denken, berichten. Gespräche zwischen Roth u. Musil. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. (1975), 79, Bilder und Zeiten, S. 4. — Siehe auch Kat. Nr. 199

Robert Musil *97*
Photographie. Um 1930.
Original: Landesbildstelle Berlin

Als erster Beitrag Roths in »Der Neue Tag« erschien am 20. April 1919 eine Reportage über die Landes-Heil- und Pflegeanstalt für Geistes- und Nervenkranke »Am Steinhof« in Wien, in der später — vom Dezember 1933 bis Juni 1935 — seine Frau untergebracht war:

Josef [Joseph] Roth *98*
Die Insel der Unseligen. Abb. 24
In: Der Neue Tag. 1 (1919), 29, S. 17.
JRW 4, S. 781—785

Aus einem Interview mit einem Kranken:

[...] »Deutschösterreich ist ein kaiserloses Kaiserreich, aber keine Republik. Reichspräsident, Staatskanzler oder wie das Oberhaupt heißt, würde sich zum rücksichtslosesten Bolschewismus bekehren um den Preis — einer Königskrone. Sämtliche ehemaligen österreichisch-ungarischen Nationen schließen sofort Frieden und Donauföderation, wenn man ihnen gestattet, noch einmal an einem Kaiserjubiläumsfestzug teilzunehmen. Sämtliche Zeitungen würden den Staatsanwalt — ich glaube er hieß Dr. Mager — mit einem wahren Grubenhundefreudengeheul begrüßen, wenn ihnen gestattet würde, die Rubrik »Hof- und Personal-



DER NEUE TAG

WIEN, SONNTAG, 20. APRIL 1919.

Die Auferstehung des Menschen.

Die Woche der Entscheidungen.

Kein Diktatfriede — aber wenig Aussicht auf Verständigung.

Vorarbeiten für eine Volksabstimmung in Deutschland.

Im Innern des Blattes:

Scheidemann über den Gewaltfrieden.

Die Hintermänner des Putschversuches.

Alle Paläste werden enteignet.

Bei den Gladiatoren.

Eine Nacht auf dem Stephansturm.

Prater von Alfred Polgar.

Die Schlacht bei Dachau.

150 Tote und Verwundete bei den Regierungstruppen.

Die Kommunisten in Offenbach.

24. Der Neue Tag. 20. 4. 1919 (Titelseite)

nachrichten« wiedereinzuführen. Alle Telepathen und Ringkämpfer verlieren sofort ihr ganzes Publikum, wenn irgendeine Hoheit noch einmal geruht, vor einem Grinzinger Kriegsspital wieder vorzufahren, und die Sehnsucht der Wiener nach der Burgmusik ist so unüberwindlich, daß sie aus Mangel an dieser Kommunistenversammlungen abhalten.« [. . .]

Joseph Roth 99

Die Juden von Deutsch-Kreuz und die Schweh-Khilles.

In: Der Neue Tag. 1 (1919), 137, S. 5.
JRW 3, S. 830–831

Aus der Artikelserie »Reise durchs Heanzenland«. In: Der Neue Tag, 8. und 9. 8. 1919.–JRW 3, S. 819–831

Mitten in Deutsch-Kreuz eine Filiale der Leopoldstadt.
Siebzig jüdische Familien wohnen seit tausend Jahren im Deutsch-Kreuzer Getto. Denn sie wohnen alle zusammen, in einer großen Häusergruppe hinter den weiten Gehöften der reichen Bauern und führen ein eigenes Leben.
In der Mitte steht der Tempel, mindestens ein paar Jahrhunderte alt. Links vom Tempel wohnt der Rabbiner, ein Mann in mittleren Jahren mit blondem Bart und einem schwarzen Samtkäppchen auf dem Haupte. Er sitzt an einem langen Tisch und um ihn herum seine Jünger. Judenburschen im Alter von sechzehn bis zwanzig. Sie lernen Talmud, alle durcheinander, in ihren monotonen Sing-Sang klingt nur von Zeit zu Zeit der gellende Schrei der Ziehharmonika vom Wirte drüben. [. . .]
Die Juden von Deutsch-Kreuz und den Schweh-Khilles beschäftigen sich nur mit ehrlichem Handel und werden von der christlichen Bevölkerung sehr geschätzt. Sie haben sich rein und unvermischt erhalten, und aus ihren Gesichtern klagte das jahrtausendealte Leid Ahasvers.
Sie kennen keinen Tanz, kein Fest und kein Spiel. Nur Beten und Weinen und Fasten. Die Deutsch-Kreuzer Juden fasten zweimal in der Woche und beten den halben Tag lang.
Der Tempeldiener kommt morgens und abends an jede Tür, klopft mit einem Hammer und ruft die Juden zum Gebet.
Ich besah mir den Hammer: er ist schon ganz klein, schwarz, fettig und »abgeklopft«. Er mag so alt sein wie die Gemeinde.
Manchmal wächst ein Judenjunge heran, hat Begabung und Glück und wird ein Goldmark oder Doczi. Aber nur manchmal.
Die meisten leben und sterben, wo sie geboren sind.
Das ist die Geschichte der Juden von Deutsch-Kreuz und der »Schweh-Khilles«.

Die »Reise durchs Heanzenland« entstand auf Roths erster Reportagereise. Sie führte ihn im Juli und August 1919 nach »Deutsch-Westungarn«, in das heutige Burgenland, wo eine Volksabstimmung über die Zugehörigkeit zu Österreich oder Ungarn durchgeführt werden sollte.

100 **Joseph Roth**
Die Lage in Westungarn.
In: Der Neue Tag. 1 (1919), 164, S. 2—3.
JRW 3, S. 811—818

101 **Burgenland**
Vier Photographien.
In: Otto F. Beer u. Franz Hubmann: Der Fenstergucker. Österreich in Geschichte u. Bildern. Wien, Heidelberg: Ueberreuter 1974, S. 117—118.

102 **Josephus [d. i. Joseph Roth]**
Abschied von der Schaffnerin.
In: Der Neue Tag. 1 (1919), 207, S. 8.
JRW 4, S. 61—63

103 **Joseph Roth**
Teisinger.
In: Der Neue Tag. 2 (1920), 21, S. 4.
JRW 4, S. 513—515

Der Untersuchungausschuß beschäftigte sich mit den »militärischen Pflichtverletzungen« des Feldmarschalleutnants Teisinger, der rund 200 000 Menschen »auf seine Verantwortung« gegen das Ergebnis der ärztlichen Untersuchung für frontdiensttauglich erklärt hatte. Der Feldmarschalleutnant gab ohne weiteres zu, zweimalhunderttausend Menschen »widerrechtlich« in den Tod geschickt zu haben. Er wies nach, daß er »nach höheren Weisungen« gehandelt habe, nur der Hammer in der Hand des Kriegsmolochs gewesen sei. Der Untersuchungsausschuß fand, daß kein Grund vorhanden sei, Teisinger vor ein Militärgericht zu laden.

Wir müssen uns erst mühsam die Mentalität jener Zeit rekonstruieren, um langsam zu verstehen, was Teisinger eigentlich vorgeworfen wurde. Er hat »widerrechtlich« Menschen in den Tod geschickt. Denn es war

eine Zeit, in der man—man denke!—Menschen mit Recht in den Tod schicken durfte. Es war eine Zeit, in der man den grotesken Widersinn für selbstverständlich ansah, daß die Gesundheit zum Sterben prädestinierte, die Krankheit des Sterbens enthob. Teisinger aber war das lebendige, zweibeinige Paradoxon jener Zeit: er bestimmte die Kranken zum Tode. Die Verrücktheit des Krieges hatte sich so gesteigert, daß die Ausgeburt ihres hitzigsten Deliriums in das Gegenteil: den gesunden Menschenverstand übergriff. Teisinger, der schrecklichste der Schrecken, die personifizierte Kriegsfurie in Feldmarschalleutnantsuniform, wollte etwas ganz Vernünftiges: daß die Kranken sterben.

Deswegen wurde er angeklagt. Begreift man die Unlogik dieser Anklage? Ein Mann wird angeklagt, weil er die Kranken in den Tod schickte. Wäre er damals angeklagt worden, als er sie noch schickte, so wäre die Anklage aus der Moral jener Zeit heraus verständlich gewesen. Denn die Moral jener Zeit war: *Gesunde* sterben lassen. Heute, da es als das größte Verbrechen gilt, zu töten, fällt die Anklage gegen Teisinger in sich zusammen. Denn man klagt ihn nicht an, weil er tötete, sondern weil er Kranke tötete. Erhält man die Anklage aufrecht, so stellt man sich eo ipso auf den Moralstandpunkt jener Zeit, d. h.: Gesunde darf man töten.

Diesen Standpunkt nimmt die heutige Öffentlichkeit nicht mehr ein. Sie klagt nur jene an, die schlechthin getötet haben. Der letzte auf der Anklagebank müßte Teisinger sein. Nicht der erste. Denn ist Kranke töten eine Gemeinheit, so ist es wenigstens eine vernünftigere Gemeinheit als Gesunde töten. Solange aber der Urquell jener Niedertracht: des allgemeinen Menschenschlachtens nicht einmal entdeckt ist, hat man kein Recht, Teisinger, der Abflußkloake, den Garaus zu machen. [...]

Teisinger, der Begriff, nicht Teisinger, das Lebewesen. Man sagte: »Teisinger«, wie »Tod und Teufel«. Er lebte nicht. Er musterte. Er gehörte zum Inventar der Kommission wie das Metermaß. Er war ein Organ des Staates, des »Vaterlandes«, wie die Polizei, die Häscher, die den Deserteur aufspürten. Er war eine Waffe wie ein Geschütz, die »Dicke Berta«, die schon im Hinterland funktionierte. Er war eine militärische Institution, wie das A. O. K. und das Militärkommando. Er war nicht *der*, sondern *das* k. u. k. Teisinger. Teisinger in Anführungszeichen.

Man könnte ihn logischer anklagen des Umstandes, daß er sich zum Henker hergab. Aber Teisinger mit der Erziehung und Psychologie des aktiven Offiziers ist so nicht zu fassen. Teisinger mit der moral insanity des zum Pflichtmord und Ehrentod erzogenen privilegierten Häftlings in dem großen Kerker des Militarismus ist nicht klagbar, nur zu bedauern. [...]

Denn merken müssen wir uns dieses k. u. k. Teisinger. Sprechen wir *ihn* frei, aber verurteilen wir *uns*, stets an ihn zu denken. Auf daß er sich nicht wiederhole! Es könnte nämlich sein, daß ... und es könnte sehr leicht sein, daß er sich wiederholt. Wir haben ihn zwar freigesprochen. Aber so weit sind wir nicht, daß wir ihn schon *überwunden* hätten!

Josef Teisinger von Tüllenburg
Geb. am 2. 2. 1856 in Karolinenthal bei Prag. 1. 5. 1913 — Juni 1914 General-Major und Kommandant der 48. Infanteriebrigade in Przemysl. 3. 11. 1915 Titel Feldmarschalleutnant. September 1914—1918 Präses der ambulanten Inspizierungskommission für die Militärkommanden Wien, Innsbruck, Prag und Leitmeritz. 1. 1. 1919 i.R. Gest. am 1. 2. 1920 in Wien.

104 Joseph Roth

Die reaktionären Akademiker. Eine Auseinandersetzung.
In: Der Neue Tag. 2 (1920), 32, S. 4.
Abdruck: Sültemeyer, S. 178—181

Revolutionsfeindlich, monarchistisch, »völkisch«, säbelsehnsüchtig, purpurverlangend, so ist die deutsche Jugend von heute.
Mit der Plötzlichkeit einer Offenbarung ward uns die Erkenntnis: daß nicht alles jung, was neu ist und daß Jugend nur dem Alter, nicht der Veraltetheit antithetisch ist. Am Ende war es seit eh und je die *Fahne*, die die Jugend mitriß und nicht die Idee, deren Ausdruck die Fahne ist. Der Schlachtruf und nicht die Güter, um die Krieg geführt wurde. Der Trompetenstoß, der Fanfarenruf. Nie die innere Gewalt einer Idee, sondern der Faltenwurf ihrer Pellerine. Und am Ende hat die naturgemäß theatralisch wirksame Geste einer gewaltigen Idee die Jungen zu Wortführern der Idee gemacht. Die Jugend war nur bestochen und nicht überzeugt. Hypnotisiert und nicht ergriffen. Ja, nicht einmal berauscht war sie? Nur betrunken? [...]
Volksfremd und weltfremd, eingeschachtelt in die Schubladen: Gelehrte, Mensuren, Korpsgeist, Patriotismus lebt in deutschen »Landen« eine ägyptische Priesterklasse: die Akademiker. Seltsame Bräuche und uralte Gesänge. Hölzerne Sprache und steifleinene Weltanschauung. So sitzen sie im Tempel nationaler Kultur und kein Blick dringt ins Allerheiligste. Und sie, die Priester, haben keinen Blick für die Welt.
Sie kennen eine »Nation«, sie bekennen sich zur »Nation«, aber sie haben keine Ahnung vom Volk.
Wie sollten sie da nicht Gegner der Revolution sein? Unsere Akademiker sind Priester, unsere Hochschulen Klöster, unsere Wissenschaft—Kirche, der Rektor ein Erzbischof. Klerikalismus der Wissenschaft. Arterienverkalkung des Geistes. *Jeder* Klerikalismus ist reaktionär.

105 Joseph Roth

Das Antlitz der Zeit.
In: Der Neue Tag. 2 (1920), 1, S. 4—5.
Abdruck: Sültemeyer, S. 175—177

Joseph Roth behandelt in diesem Artikel am Beispiel der Verhaftung zweier Sozialisten an einem der letzten Dezembertage 1883, die während eines Gottesdienstes randaliert hatten, die Presseberichterstattung im Kaiserreich, die unliebsame Ereignisse zu beschönigen gewohnt war, und stellt ihr die ungeschminkte Art der Berichterstattung seiner Zeit gegenüber.

Joseph Roth *106*

Karriere.
In: Der Neue Tag. 2 (1920), 66, S. 6—7.
JRW 3, S. 33—39

Roth erzählt von einem kleinen, sehr tüchtigen Buchhalter, der aus Treue zu einem Chef, der ihn nicht einmal das Existenzminimum verdienen läßt, das Angebot einer gut bezahlten Stelle ausschlägt.

Joseph Roth *107*

Die Auferstehung des Geistes.
In: Der Neue Tag. 2 (1920), 100, S. 5—6.
JRW 4, S. 515—518

[...]
Seit Jahrzehnten schon geht die menschliche Entwicklung in dieser Richtung fort, das heißt: rückwärts. Den von den Vätern überlieferten Geist spannte man in das Joch der »materiellen Kultur« (lies: Zivilisation). Die Lokomotive des technischen Fortschritts zermalmte das humanistische Ideal von der »edlen Kraft und Güte«. Der »ritterliche Held« ward abgelöst von dem rücksichtslosen Ellenbogenmenschen, vom Unterleibsmenschen. So ist es zu verstehen, warum die Folgen des letzten Krieges fürchterlicher und tiefer sind als die vergangener. Hier gab es keine »Kämpfer«, sondern Maschinen. Man »focht« nicht, sondern funktionierte. Und es maßen sich nicht »Kräfte«, sondern »Mächte«. »Kraft« ist göttliche Auswirkung, »Macht« teuflische. Ihr zu entgehen ist fast unmöglich. [...]
Der Geist fehlt, der allein Bestand verleiht, und Gottes Atem, der den Erscheinungen ein Stückchen Ewigkeit einhaucht.
Nackte Brutalität »kämpft« und »siegt«, aber behauptet sich nicht auf die Dauer. Nicht »eine starke Faust« fehlt der Welt, sondern ein starker Geist. Denn es ist wohl wahr, daß der »Unterleibsmensch« nicht mehr will als Brot und Sicherheit. Aber Brot und Sicherheit reichen nicht aus, um ihn zu befriedigen, *wenn* er schon einmal satt und sicher ist. Er trägt das Kainszeichen der Gottlosigkeit auf der Stirn. Er glaubt nicht mehr.

Er nennt »Hunger« seine Qual und »Brot« sein einziges Bedürfnis. Und ahnt doch selbst nicht, daß er wartet: auf eine neue Religion; auf die *Auferstehung des Geistes* ... [...]

108 Rudolf Olden

Nachruf auf einen Freund.
In: Das Neue Tage-Buch. 6 (1938), 6, S. 140–141.

In seinem Nachruf auf Benno Karpeles schreibt Rudolf Olden rückblickend über die Zeitung »Der Neue Tag«:

Ich zweifle, ob wir wirklich eine gute Zeitung gemacht haben. Die »Arbeiter-Zeitung« hieß die erste Nummer des »Neuen Tages« mit einer freundschaftlichen Notiz willkommen. Aber eine Woche später hatte Friedrich Austerlitz, der große Journalist, der ein grausamer Polemiker sein konnte, uns en grippe genommen, und wir sind das ganze Jahr nicht mehr aus der Polemik herausgekommen. Eigentlich sollte sie doch die Bürger mit den neuen Dingen versöhnen und, oh oft geträumter Traum, die böse alte »Neue Freie Presse« entthronen. Nun war da statt dessen der tägliche Bruderkrieg. Darunter wird die Qualität der Zeitung wohl gelitten haben, und ich zweifle, ob sie war, was sie hätte sein können. [...]

BERUF: JOURNALIST
(1921—1932)

»Ich habe keinen Lebensplan.«
Joseph Roth an Stefan Zweig. Rapperswil am Zürichsee, 24. 9. 1932. – JRB, S. 230

Orte und Begegnungen

Lebensstil

Ich habe viele Meilen zurücklegen müssen. Zwischen dem Ort, in dem ich geboren bin und den Städten, Ländern, Dörfern, durch die ich in den letzten zehn Jahren komme, um in ihnen zu verweilen, und in denen ich nur verweile, um sie wieder zu verlassen, liegt mein Leben, eher nach räumlichen Maßen meßbar als nach zeitlichen. Die zurückgelegten Straßen sind meine zurückgelegten Jahre.
JR an GK, 10. 6. 1930. – JRB, S. 164 f.



25. Joseph Roth. Frühjahr 1926

Joseph Roth auf einem Bahnsteig wartend

109
Abb. 25

Photographie. Frühjahr 1926.
Vorlage: LBI

Schauend und schreibend fuhr er durch ganz Europa, von Moskau bis Marseille, ja bis in die finstersten Winkel von Albanien und Germanien. Er wurde rasch Deutschlands berühmtester Feuilletonist, ein Prosaist ersten Ranges, ein Meister der kurzen Prosa und der deutschen Sprache. Die besten seiner Artikel und Feuilletons, die er durch mehr als zwanzig Jahre schrieb, verdienen in jeder Anthologie »klassischer« deutscher Prosa ihren besonderen und schönen Platz. Er sah mit neuen Augen und schrieb mit der Kraft des Dichters und dem Mut des Moralisten, mit dem beißenden, zuweilen tiefen Witz des pessimistischen Skeptikers und mit der sanften Bitterkeit des melancholischen Romantikers.
Hermann Kesten: Der Mensch Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 15–26, hier S. 17

Joseph Roth

110

Panoptikum. Gestalten u. Kulissen.
München: Knorr & Hirth 1930. 140 S.
JRW 3, S. 533–635
Leihgabe: K & W
Aufgeschlagen S. 49: Ankunft im Hotel.
JRW 3, S. 566–570

Roth beschreibt seine Ankunft im Hotel »Nautique«, Marseille:

Das Hotel, das ich wie ein Vaterland liebe, liegt in einer der großen europäischen Hafenstädte, und die schweren, goldenen Antiqua-Lettern, in denen sein banaler Name über den Dächern der langsam emporsteigenden Häuser aufleuchtet, sind für mein Auge lauter metallene Fahnen, stehende Fähnchen, die zur Begrüßung glänzen statt zu flattern. Wie andere Männer zu Heim und Herd, zu Weib und Kind heimkehren, so komme ich zurück zu Licht und Halle, Zimmermädchen und Portier – und es gelingt mir immer, die Zeremonie der Heimkehr so vollendet abrollen zu lassen, daß die einer förmlichen Einkehr ins Hotel gar nicht beginnen kann. Der Blick, mit dem mich der Portier begrüßt, ist mehr als eine väterliche Umarmung. Und als wäre er wirklich mein Vater, bezahlt er aus eigener Westentasche den Chauffeur, um den ich mich nicht mehr kümmere. Der Empfangschef im Cutaway tritt aus seinem gläsernen Verschlag und lächelt mehr, als er sich verbeugt. So selig scheint ihn meine Ankunft zu machen, daß sein Rücken seinem Mund Freundlichkeit abgibt und das Berufliche sich mit dem Menschlichen in der Begrüßung teilt. Er würde sich schämen, mir einen Meldezettel vorzulegen; so

genau weiß er, daß ich das Gesetz als eine persönliche Beleidigung empfinde. Meinen Meldezettel schreibt er später, wenn ich schon im Zimmer bin, mit eigener Hand, obwohl er keine Ahnung hat, woher ich komme. Nach Lust und Laune schreibt er irgendeinen Namen hin, einen der Städte, die er für würdig hält, von mir besucht zu werden. Meine Daten sind ihm geläufiger als mir selbst. Wahrscheinlich kehren im Laufe der Jahre noch andere Männer bei ihm ein, die so heißen wie ich. Aber ihre Daten kennt er nicht, und stets erscheinen sie ihm ein wenig verdächtig, als wären sie illegale Usurpatoren meines Namens. Der Liftboy nimmt meine Koffer unter seine Arme. So dürfte ein Engel seine Flügel ausbreiten. Niemand fragt, wie lange ich zu bleiben gedenke, ob eine Stunde oder ein Jahr: dem Vaterland ist beides lieb. Der Portier flüstert mir zu: »627! ist ihnen recht?« — — als wüßte ich so genau wie er, was es für ein Zimmer ist ...

[...]

JRW 3, S. 566 f.

Roth war ein Zivilisationsnomade. Uralter Trieb des Wanderblutes jagte ihn. Seine Seßhaftigkeit währte höchstens Wochen. Er hatte nirgendswo eine Wohnung, kein Haus, kein möbliertes Zimmer. Das *Hotel* war seine Wohnung. In den vier Städten, in denen er die besten Jahre seines Lebens verbrachte, in Berlin, Frankfurt am Main, Paris und Marseille wohnte er stets in denselben Hotels. Die Hotels »Nautique« (Marseille) — »Foyot« (Paris) — »Englischer Hof« (Frankfurt am Main) — »Hotel am Zoo« (Berlin) waren seine Domizile, seine Oasen auf der »Flucht ohne Ende«. In den kleinen Hotelzimmern, in der unpersönlichen Umgebung konventioneller Hotelbehaglichkeit saß er, der Schilderer österreichischer Kaiserpracht.

Hermann Linden: Tage mit Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 27–34, hier S. 28 f.

111 Abb. 26

Joseph Roth mit einem Freund im Jardin du Luxembourg, Paris

Photographie. Um 1925.

Vorlage: LBI

Joseph Roth an Bernard von Brentano, Marseille, 22. August 1925:

[...] mir liegt nichts an einem Einkommen. Mir liegt nichts an einem bürgerlichen Fundament. Es hindert mich eher. Es macht mich krank. Ich bin es schon.

JRB, S. 56



26. Joseph Roth mit einem Freund im Jardin du Luxembourg, Paris. Um 1925

27. Joseph Roth. Paris. Um 1925



112 Joseph Roth

Abb. 27 Drei Photographien. Paris. Um 1925.
Vorlage: LBI

Roths Gesicht ist hart wie das Gesicht seiner Prosa, gemeißelt wie ihr Stil, und doch hat man bei Gesicht und Sprache mitunter das Gefühl, als höben sich von ihnen Schleier um Schleier, um immer wieder eine neue Wirklichkeit auftauchen zu lassen.
Manfred Georg: Der Romanschriftsteller Joseph Roth. In: Preußische Jahrbücher. 217 (1929), S. 320–324, hier S. 320. — Siehe auch Kat. Nr. 549

Joseph Roth war ein kleiner, schmaler, zierlicher Mensch. Auch sein Kopf war schmal, dünn behaart, edel in der Form, ein Amenophiskopf. Der Geist manifestierte sich in Augen und Mund. Roth trug keine Brille. Man sah ihm direkt ins Auge und wer diese Augen — die blau waren — oft, lange genug und richtig ansah, dem offenbarten sich die Seelengeheimnisse dieses ostjüdischen Romantikers, der sich so gerne die Maske der Arroganz vorband. Aus diesen Augen leuchteten seine Schönheitsträume, in ihnen spiegelte sich seine witzige Heiterkeit, die mit abgründiger Melancholie wechselte. Aus ihnen loderte der haßbereite Fanatismus des Aufklärers und Menschenfreundes, stachen die Blicke des Beobachters in jedes Ziel der Wahrheit, und aus ihnen schimmerte auch jene warme Güte, die alle Tiefen des Leides und alle menschlichen Irrwege, Schwächen und Lügen kennt. Zu diesen Augen paßte der Mund. Augen und Mund waren eine Einheit — die Einheit der Physiognomie. Dieser Mund war ein blanker Spiegel der Ironie. Das Leben hatte ihn geformt. Viele kleine Falten zeugten von menschlicher Niedertracht. In der leichten Krümmung der Lippen hatten sich Verachtung und Skepsis ausgeprägt.
Hermann Linden: Tage mit Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 27–34, hier S. 28

113 Joseph Roth im Café

Abb. 28 Photographie. Paris. Um 1925.
Vorlage: LBI

Mein Freund, der große Erzähler Joseph Roth, damals noch ein zierlicher blonder und glattrasierter Jüngling, der nur ganz innen schon hundert war, hatte ein Rezept gegen Einöden erfunden: sich nicht innerhalb von vier gekalkten Mauern abschließen, nicht einmal beim Schreiben! Man sitze vielmehr zwischen Wänden aus Menschen, kommenden und gehenden, zwischen einer wandernden Menschen-Kulisse; er machte von denen, ohne die er nicht sein konnte, kaum Gebrauch . . . außer mit

den unersättlichsten Augen. So kommunizierte er. Er schrieb in großen Hotel-Hallen und kleinen Konditoreien.
Ludwig Marcuse: Mein zwanzigstes Jahrhundert. München 1960, S. 83. — Siehe auch Kat. Nr. 185

So einsam, wie ich im Café, wo ich schreibe, ist kaum einer in einer Zelle. Ich brauche keine Abgeschlossenheit. *Ich bin abgeschlossen.* Sagen Sie einer Schnecke, sie soll sich noch ein Landhaus mieten.
JR an Stefan Zweig, 16. November 1935. — JRB, S. 438

Oft war der Tisch, an dem er schrieb, noch nicht einmal ein richtiger Schreibtisch. Roth brauchte nicht viel. Er schrieb seine Manuskripte mit der Hand, mit goldener Füllfeder, auf kleine Blockblätter. Manchmal genügte auch als Schreibtisch die Marmorplatte des Nachtschränkchens. Roth war ununterbrochen produktiv. In seinen letzten fünfzehn Lebensjahren produzierte er allein vierzehn Romane. Er schrieb jeden Tag mehrere Stunden, Szenen des Romans oder Feuilletons für die »Frankfurter Zeitung«. Seine Handschrift war einzigartig, kalligraphisch schön, die Buchstaben von fast grotesker Winzigkeit. Während er die Romanprosa nur im Zimmer schrieb, zauberte er die Feuilletons im Vestibül stets am gleichen Ecktisch, uhrpünktlich aufs Papier. Er schrieb diese Feuilletons mit einer unheimlich anmutenden Geschwindigkeit.



28. Joseph Roth im Café. Paris. Um 1925

Die »gefeilte Grazie« der Sätze, die verblüffenden Epigramme und Gleichnisse sprangen ihm aus dem Handgelenk.
Hermann Linden: Tage mit Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 27–34, hier S. 29

114 Joseph Roth mit Freunden in Paris, darunter vermutlich Ernst Weiss

Photographie. Um 1925.
Vorlage: LBI

Er besaß das Geheimnis, die Freundschaft und das Vertrauen vieler Menschen zu gewinnen. Er wußte jeden als seinesgleichen zu behandeln, ohne seinen Rang und seine Würde je aufzugeben und er machte jeden ohne Ausnahme, den Minister ebenso wie den Nachtportier, den Bankier wie den Kellner mit seinen privaten Sorgen und Geständnissen vertraut. Das betraf ebenso seine ewige Geldnot, diesen Fluch deutscher Dichter, wie seine literarischen Feinde, die Dummheit und Schlechtigkeit der Welt ebenso wie seine Pläne und künftigen Artikel. Immer hütete er in der Brusttasche das Verzeichnis seiner meist kleinen Schulden und sein Manuskript, in seiner wie gestochenen, zierlich melodischen Handschrift geschrieben, das er ängstlich und zärtlich hütete, als einen Schatz — ein echter, ein geborener Schriftsteller.
Hermann Kesten: Der Mensch Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch. S. 15–26, hier S. 19 f.

Berlin, Wien und Prag (1920–1923)

Am 30. April 1920 mußte »Der Neue Tag« sein Erscheinen einstellen. Da es Joseph Roth nicht gelang, in Wien eine neue Stelle bei einer Zeitung zu finden, fuhr er am 1. Juni 1920 zusammen mit dem Freunde Stefan Fingal, ebenfalls stellungsuchender Journalist, nach Berlin. (Zu Stefan Fingal siehe Kat. Nr. 436 und 437.)
In einem Interview erklärte er 1934 dem französischen Kritiker Frédéric Lefèvre in Paris:

L'inflation m'a chassé de Vienne, on n'y pouvait plus vivre. Je suis parti pour où il y avait quelque chose à gagner.
Frédéric Lefèvre: Une heure avec Joseph Roth. In: Nouvelles littéraires. 2. 6. 1934

Andere Gründe für seine Übersiedlung nennt er in dem autobiographischen Essay-Brief an G. Kiepenheuer:

Ich übersiedelte bald nach Berlin — die Liebe zu einer verheirateten Frau, die Furcht, meine Freiheit zu verlieren, die mir mehr wert war als mein dubioses Herz, zwang mich dazu.
JR an GK, 10. 6. 1930. — JRB, S. 168

Berlin, Friedrichstraße / Ecke Taubenstraße *115*
Photographie. Um 1923.
Vorlage: Berlin, gestern und heute. Hrsg. von Theodor Müller-Alfeld. Mit e. Vorw. von Friedrich Luft. 6., veränd. Aufl.
Berlin: Stapp 1977, S. 27.

In dem 1927 erschienenen Roman »Die Flucht ohne Ende« findet sich eine Beschreibung Berlins aus dem Munde der Hauptfigur Franz Tunda, die wohl die Sicht Roths wiedergibt:

»Diese Stadt«, so sagte er, »liegt außerhalb Deutschlands, außerhalb Europas. Sie ist die Hauptstadt ihrer selbst. Sie nährt sich nicht vom Lande. Sie bezieht nichts von der Erde, auf der sie erbaut ist. Sie verwandelt diese Erde in Asphalt, Ziegel und Mauer. Sie spendet mit ihren Häusern dem Flachland Schatten, sie liefert aus ihren Fabriken dem Flachland Brot, sie bestimmt die Sprache des flachen Landes, die nationalen Sitten, die nationalen Trachten. Es ist der Inbegriff einer Stadt. [. . .] Sie allein

von allen Städten, die ich bis jetzt gesehen habe, hat Humanität aus Mangel an Zeit und anderen praktischen Gründen. In ihr würden viel mehr Menschen umkommen, wenn nicht tausend vorsichtige, fürsorgliche Einrichtungen Leben und Gesundheit schützten, nicht weil das Herz es befiehlt, sondern weil ein Unfall eine Verkehrsstörung bedeutet, Geld kostet und die Ordnung verletzt. Diese Stadt hat den Mut gehabt, in einem häßlichen Stil erbaut zu sein, und das gibt ihr den Mut zur weiteren Häßlichkeit. [...]
Außerdem duldet sie noch in sich die deutsche Provinz, freilich, um sie eines Tages aufzufressen. Sie nährt die Düsseldorfer, die Kölner, die Breslauer, um sich von ihnen zu nähren. Sie hat keine eigene Kultur in dem Sinne wie Breslau, Köln, Frankfurt, Königsberg. Sie hat keine Religion. Sie hat die häßlichsten Gotteshäuser der Welt. Sie hat keine Gesellschaft. Aber sie hat alles, was überall in allen anderen Städten erst durch die Gesellschaft entsteht: Theater, Kunst, Börse, Handel, Kino, Untergrundbahn.«
JRW 1, S. 389 f.

Bis 1925 wurde Berlin — allerdings mit längeren Unterbrechungen — Roths ständiger Aufenthaltsort.

Roth hatte sich in seiner Hoffnung, in Berlin — hier gab es allein zwanzig Tageszeitungen — seinen Lebensunterhalt mit journalistischen Arbeiten verdienen zu können, nicht getäuscht. Am 30. Juni erschien als sein erster Beitrag in einer Berliner Zeitung der Artikel »Chiromanten« in »Die Neue Berliner Zeitung — 12-Uhr-Blatt«. Durch die Vermittlung von Arnold Höllriegel kam er zum »Berliner Tageblatt«. Auch in der Zeitschrift »Freie Deutsche Bühne« veröffentlichte er bereits 1920 zahlreiche Beiträge. Zu Beginn des Jahres 1921 wurde er fester Mitarbeiter des »Berliner Börsen-Courier«, der führenden Börsen- und Wirtschaftszeitung Berlins. Nach kurzer Zeit in der Lokalredaktion konnte er ab Februar für den Feuilleton-Teil schreiben.
Über den Grund, der ihn im September 1922 zur Trennung vom »Berliner Börsen-Courier« veranlaßte, schreibt er an den Theaterkritiker des Blattes, Herbert Ihering:

116 Joseph Roth an Herbert Ihering

Brief. Berlin, 17. 9. 1922. 1 Bl. hs. mit Unterschrift.
Kopie. — Vorlage: K & W
JRB S. 40

[...]
Ich schreibe mit gleicher Post an Herrn Dr. Faktor einen Abschiedsbrief, in dem ich ihm mitteile, daß sein Brief nur die Veranlassung, nicht die

Ursache meiner Kündigung war. Ich kann wahrhaftig nicht mehr die Rücksichten auf ein bürgerliches Publikum teilen und dessen Sonntagsplauderer bleiben, wenn ich nicht täglich meinen Sozialismus verleugnen will. Vielleicht wäre ich trotzdem schwach genug gewesen, für ein reicheres Gehalt meine Überzeugung zurückzudrängen, oder für eine häufigere Anerkennung meiner Arbeit. [...]

Herbert Ihering mit Erwin Piscator, Carola Neher und Bertolt Brecht *117*

Photographie.

Leihgabe: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin

Herbert Ihering
Geb. am 29. 2. 1888 in Springe b. Hannover. Von 1918 bis 1933 Theaterkritiker des »Berliner Börsen-Courier«. Während des Dritten Reiches Dramaturg am Burgtheater Wien. Von 1945 bis 1954 Chefdramaturg des Deutschen Theaters in Berlin (Ost).
Publiziert u. a. Aktuelle Dramaturgie. Berlin 1924. — Reinhardt, Jeßner, Piscator oder Klassikertod. Berlin 1929. — Berliner Dramaturgie. Berlin (Ost) 1947. — Heinrich Mann. Berlin (Ost) 1951. — Von Reinhardt bis Brecht. Vier Jahrzehnte Theater u. Film. 3 Bde. Berlin (Ost) 1959-61. — Gest. am 15. 1. 1977 in Berlin.

Schon vor seiner Trennung vom »Berliner Börsen-Courier« arbeitete Roth auch am »Vorwärts«, dem »Zentralorgan der Vereinigten Sozialdemokratischen Partei Deutschlands«, mit.

Alfred Beierle *118*

Ich lebte mit Joseph Roth. Am 4. Juni vor 10 Jahren wurde Joseph Roth begraben.
In: Roland von Berlin. (1949), 23, S. 8—10.

Dieser Aufsatz des Berliner Schauspielers und Rezitators Alfred Beierle ist eine der wenigen Quellen über Roths erste Berliner Zeit.
Beierle berichtet über den Beginn ihrer Freundschaft, wobei er ihre erste Zusammenkunft fälschlich auf das Jahr 1918 datiert:

In der Silvesternacht 1918 saßen im Hintergrunde einer abgedunkelten Zimmersuite in der Wohnung des Chefredakteurs Dr. Breitner zwei Männer und schauten stumm und uninteressiert dem Treiben und Lachen in den vorderen erleuchteten Räumen zu. Plötzlich erhob sich mein Nachbar am Nebentisch und sagte: »Gestatten Sie: Joseph Roth. Ich bemerke seit langem, daß auch Sie der Trubel nichts angeht. Alkohol

allein macht's auch nicht. Es müssen Persönlichkeiten sein, die Stimmung erzeugen wollen.« Ich drückte ihm die Hand. Wir gingen. Durch diesen Händedruck wurde festgestellt, daß wir »auf derselben Welle sendeten« (obgleich es damals noch kein Radio gab). Wohin wir gingen, weiß ich nicht mehr. Wußten wir beide nicht mehr — noch nach 15 Jahren nicht mehr, so oft wir auch versuchten, es in der Erinnerung festzustellen. Wir wußten nur, daß »es« drei Tage und drei Nächte angehalten hatte, ehe wir ins neue Jahr hinübergefunden hatten. [. . .] In diesen drei Tagen und Nächten wurde eine Freundschaft geschlossen, die bis zum letzten Male eines Wiedersehens 1936 in Amsterdam währte. [. . .]
»Ich habe viel Schulden. Gar kein Geld. Keine Wohnung — ich wohne im Hotel«, sagte er mir in jenen ersten drei Tagen. »Kommen Sie«, sagte ich, »ziehen Sie zu mir«. Und dann nach einer Pause kam es zögernd aus seinem Mund: »Und ein Mädchen in Wien.« — »Holen Sie es.« Er holte es, und wir zogen nach der Mommsenstraße 66. [. . .]

Von der Mommsenstraße 66 zog Roth mit seiner jungen Frau Friedl, die er am 5. März 1922 in Wien geheiratet hatte (siehe den Abschnitt »Friederike (Friedl)«), in ihre einzige gemeinsame Wohnung in Berlin-Schöneberg, wo sie bis zu ihrer Rückkehr nach Wien im Juni 1923 lebten. Nach ihrer Rückübersiedlung nach Berlin am Ende des gleichen Jahres wurde das »Hotel am Zoo« Roths bevorzugte Unterkunft in dieser Stadt.

119 Berlin, Hotel am Zoo

Joseph Roths Stammquartier in Berlin 1924—1929. Photographie. 1978. Von Brita Eckert.

Zu Roths Freunden in Berlin gehörte der Journalist Bruno Frei, der mit seiner Frau in Roths Nachbarschaft wohnte. Beide Ehepaare trafen sich anfangs fast täglich. In seiner Autobiographie »Der Papiersäbel« hat Bruno Frei einige Erinnerungen an ihre Berliner Zeit festgehalten:

120 Bruno Frei

Der Papiersäbel. Autobiographie. (Frankfurt a. M.:) S. Fischer (1972). 400 S.

Joseph Roth mied das Romanische; im Hinterzimmer einer winzigen Konditorei auf der Potsdamer Straße brachte er seinen ersten Roman zu Papier — ich glaube, es war das »Spinnennetz«. Roths Steckenpferd war es, Taschenmesser zu sammeln; als er bald darauf nach Paris übersiedelte, überließ er mir zum Andenken ein hornverkleidetes Prachtexemplar.
Seite 84

Bruno Frei mit seinem Sohn Hans *121*

Photographie. 1927.
Vorlage: Dr. Bruno Frei, Wien

Bruno Frei (d. i. Benedikt Freistadt)
Geb. am 11. 6. 1897 in Preßburg/Slowakei. Journalistische Tätigkeit. 1922—1925 Korrespondent der Wiener Zeitung »Abend« in Berlin. 1925—1929 außenpolitischer Redakteur des »Abend« in Wien. 1928 SPÖ. In Berlin bis 1933 Chefredakteur von »Berlin am Morgen«. Ins Exil 1933 nach Prag und Paris, ab 1940 in Mexiko. Begründer und Chefredakteur von »Der Gegen-Angriff«. In der Volksfrontzeit Herausgeber der »Deutschen Informationen«, zusammen mit Heinrich Mann, Max Braun und Rudolf Breitscheid. 1934 Übertritt zur KPD. 1939 interniert im Lager Le Vernet. Mitbegründer der Zeitschrift »Freies Deutschland« (Mexico). 1947 Rückkehr nach Wien. 1957—1959 als Korrespondent in Peking. Bis 1966 Chefredakteur der Zeitschrift »Tagebuch«. Publiziert u. a. Jüdisches Elend in Wien. Wien 1920. — Im Lande der Roten Macht. Ein sowjetrussischer Bilderbogen. Berlin 1929. — Wie Hitler zur Macht kam. Prag 1933. — Hanussen. Ein Bericht. Mit einem Vorwort von E. E. Kisch. Strasbourg 1934. — Was geht in Deutschland vor? Paris 1936. — Die Männer von Vernet. Berlin (Ost) 1950. — Der große Sprung. China heute. Berlin (Ost) 1959. — Israel zwischen den Fronten. Wien, Frankfurt, Zürich 1965. — Carl von Ossietzky. Berlin (Ost) 1966. — Die anarchistische Utopie. Frankfurt a. M. 1971. — Der Papiersäbel. Frankfurt a. M. 1972. — Sozialismus und Antisemitismus. Wien, München, Zürich 1978. Lebt in Wien.

Auch der Verlagslektor Max Tau gehörte zum Berliner Bekanntenkreis Roths. In seiner Autobiographie »Das Land, das ich verlassen mußte« erinnert sich Tau an einen ihrer gemeinsam verbrachten Abende in den Mampe-Stuben auf dem Kurfürstendamm, wohl im Jahre 1925:

Max Tau *122*

Das Land, das ich verlassen mußte.
(Hamburg:) Hoffmann u. Campe (1961). 277 S.

An einem dieser Abende wurde ich zum Telefon gerufen; es war Koeppen. Cassirer hörte das Gespräch mit einem Ohr und sagte: »Da protestiere ich ganz energisch. Ich habe Ihnen nicht vor zwei Tagen das Gehalt erhöht, damit Sie jetzt den Joseph Roth — ich weiß, ich weiß, ein sehr großer Dichter—aus den Mampe-Stuben auslösen.«
Ich hörte kaum mehr auf die Gespräche. Immer wieder schaute ich auf die Uhr. Einige Minuten, bevor die Mampe-Stuben geschlossen wurden, traf ich dort ein und saß dann noch mit Koeppen und Roth beisammen. Aber die Fröhlichkeit, die Joseph Roth in uns erwecken wollte, wandelte

sich uns in Trauer. Er gehörte zu den ersten Verzweifelten jener Zeit. Seine Gestalten waren auf der Flucht, und er sah die Flucht aller voraus. Seine Bücher sind nur Abglanz dessen, was er während solcher Nachtstunden im Gespräch hervorbrachte. In visionären Bildern malte er uns aus, was wir fürchteten, um dann in sich zu versinken. Wenn er einmal aufblickte, konnte er beiläufig sagen: »Ist ja alles Quatsch, Kinder. Nehmt doch nicht so ernst, was mich quält, ich verstehe eben einfach nicht zu leben.«

Kaum war ich am nächsten Morgen im Verlag, ließ Bruno Cassirer mich rufen. Er fragte sehr streng: »Sie haben also gegen meinen Willen den Joseph Roth ausgelöst? Habe ich es Ihnen nicht verboten?« Als ich stumm blieb, lächelte er: »An Ihrer Stelle hätte ich genau das gleiche getan.« Dann sprachen wir nur noch über Roth. »Ich liebe ihn«, sagte Cassirer, »weil er einer der wenigen ist, die noch alles aus sich selbst schöpfen.«

Seite 218 f.

123 **Joseph Roth**

Abb. 29 Bleistiftzeichnung. Von Benedikt Fred Dolbin.
Vorlage: SNM/DLA

Infolge der Inflation der Jahre 1923 und 1924 kehrten viele in Deutschland tätige Österreicher in ihre Heimat, wo sich die Währung bereits stabilisiert hatte, zurück. Auch Roth verließ im Juni 1923 mit seiner Frau Berlin in Richtung Wien, das ihm für ein halbes Jahr zum Aufenthaltsort wurde. Seine Feuilletons erschienen in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«, im »Neuen 8-Uhr-Blatt« und in »Der Tag«.
Der mit Roth befreundete österreichische Schriftsteller Oskar Maurus Fontana ist einer der wenigen, der David Bronsen über Roths Wien-Aufenthalt Auskunft geben konnte.

124 **Oskar Maurus Fontana**
Photographie.
Vorlage: ÖNB

Roths »Arbeitsstätte« war das Café Rebhuhn in der Goldschmiedgasse— nachmittags ein Journalistentreffpunkt. Seine Abende pflegte er in dem Literatencafé Herrenhof zu verbringen, wo er u. a. Franz Werfel, Hermann Broch, Anton Kuh, Milena Jesenská und Karl Tschuppik begegnete.



29. Joseph Roth. Bleistiftzeichnung von Benedikt Fred Dolbin

125 **Wien, Café Herrenhof**
Photographie.
Vorlage: Das Wiener Kaffeehaus.
Wien, München, Zürich: Molden 1978, S. 79.

Da sich seine Wiener Einnahmen als nicht ausreichend erwiesen, mußte Roth weitere Verdienstmöglichkeiten suchen. Durch Vermittlung des Freundes Karl Tschuppik bei dessen Bruder Walter Tschuppik, dem Chefredakteur des »Prager Tagblattes«, konnte er Mitarbeiter dieser verbreitetsten deutsch-österreichischen Zeitung außerhalb Wiens werden. Vom 9. 2. 1923 bis 25. 12. 1924 erschienen 34 Artikel Roths. Im Spätsommer 1923 fuhr er mit seiner Frau zum ersten Mal nach Prag. Durch mehrere Besuche in den folgenden Monaten zwischen Reportagereisen in Deutschland festigte er die Beziehungen zur Redaktion des »Prager Tagblatts«, der u. a. Max Brod und Johannes Urzidil angehörten.

126 **Joseph Roth an Johannes Urzidil**
Brief. Wien, 21. 11. 1923. 2 Bl. hs. mit Unterschrift.
Kopie

127 **Joseph Roth an Johannes Urzidil**
Brief. Berlin, undatiert. 1 Bl. hs. mit Unterschrift.
Kopie

128 **Johannes Urzidil**
Photographie. Um 1951. Von Fred Stein.

Johannes Urzidil
Geb. am 3. 2. 1896 in Prag. Journalistische und schriftstellerische Tätigkeit. Mitarbeiter des »Prager Tagblatt«. Gehörte dem Prager Dichterkreis an. Ins Exil 1939 über Italien und England, 1941 in die USA. Publiziert u. a. W. Hollar, der Kupferstecher des Barock. Wien 1936. — Der Trauermantel. Erzählung. New York 1945; München 1955. — Das Prager Triptychon. München 1960. — Das Elefantenblatt. München 1962. — Goethe in Böhmen. Zürich, Stuttgart 1962. — Da geht Kafka. Zürich, Stuttgart 1965. — Väterliches aus Prag und Handwerkliches aus New York. Zürich 1969. Gest. am 3. 11. 1970 in Rom.

Während seiner Prag-Aufenthalte besuchte Roth in Begleitung der Freunde Walter und Tanja Tschuppik das jüdische Viertel der Stadt; auf dem alten Friedhof ließ er sich das Grab des Rabbi Löw zeigen und beschäftigte sich mit den Legenden aus dem Prager Ghetto.

Prag, Innenraum der Altneu-Synagoge und alter jüdischer Friedhof *129*
Zwei Photographien.
In: Josef Ehm, František Kožík: Praha. V 88 barevných fotografiích. 2. vyd.
Praha [Prag]: Orbis 1973, Abb. 76 und 77.

Wenn ich keine Sehnsucht nach Paris hätte, so hätte ich Sehnsucht nach Prag. Es ist eine Stadt, in der ich niemals zu Hause war und in der ich jeden Augenblick zu Hause sein kann. Man braucht in Prag nicht »verwurzelt« zu sein. Es ist eine Heimat für Heimatlose. Sie hat keine Sentimentalität. [...]
JR: Heimweh nach Prag. In: Prager Tagblatt, 25. 12. 1924. — JRW 4, S. 829—831, hier S. 829

Friederike (Friedl)

Friederike Roth, geb. Reichler *130*
Photographie. 1917.
Leihgabe: K & W

Friederike (Friedl) Roth, geb. Reichler
Geb. am 12. 5. 1900 in Wien. Kommt aus einer armen jüdischen Familie—ihr Vater war zeitweise Ratenhändler. Im Ersten Weltkrieg Angestellte in der Wiener Gemüse- und Obstzentrale. Begegnet Joseph Roth im Herbst 1919 in Wien; Heirat am 5. 3. 1922 im Wiener Pazmanitentempel. Begleitet Roth auf vielen seiner Reisen. Nach Aufgabe ihrer einzigen gemeinsamen Wohnung in Berlin-Schöneberg im Juni 1923 Leben in Hotels, u. a. in Wien, Berlin, Paris und Frankfurt a. M. Im Februar 1928 Beginn einer unheilbaren Nervenkrankheit (Schizophrenie). Zunächst zeitweise Unterbringung in der Berliner Nervenheilanstalt Westend, von November 1930 bis Dezember 1933 im Sanatorium Rekawinkel bei Wien, ab Dezember 1933 in der Landes- Heil- und Pflegeanstalt für Geistes- und Nervenkranke »Am Steinhof« in Wien, ab Juni 1935 in der Landespflegeanstalt Mauer-Öhling bei Amstetten; von dort 1940 in die Heil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke in Niedernhart bei Linz an der Donau gebracht, wo sie nach den Bestimmungen des Gesetzes zur »Verhütung erbkranken Nachwuchses« am 15. 7. (?) 1940 ermordet wurde.

131 **Friederike Roth, geb. Reichler**
Photographie. Undatiert.
Leihgabe: K & W

Im Herbst 1919 lernte Roth im Café Herrenhof in Wien die neunzehnjährige Friederike (Friedl) Reichler kennen. Sehr bald löste Friederike ihre Verlobung mit Hanns Margulies.
Als sich Friedl im Frühjahr 1922 auf Druck ihrer Eltern erneut mit Margulies verlobte, fuhr Roth auf diese Nachricht hin nach Wien. Am 2. März traf er ein; am 5. März fand die Trauung im Wiener Pazmanitentempel statt.

132 **Friederike Roth, geb. Reichler (sitzend)**
Abb. 30 Photographie. 1922.
Leihgabe: K & W

133 **Friederike Roth, geb. Reichler (im Profil)**
Photographie. 1922.
Leihgabe: K & W

Die erste schriftliche Mitteilung Roths über seine junge Frau findet sich in einem Brief an seine Kusine Paula in Lemberg vom 28. August 1922 aus Wien:

Sie leidet an Menschenfurcht, »Grübelangst« insbesondere und traut nur Dir und Heniu. Sie geht den ganzen Tag über eine Furt in der Donau hin und zurück, stellt sich vor, das sei Meer, und lebt das Leben einer Schlingpflanze. Außerdem schreibt sie an Frau Szajnocha, bekommt von ihren Eltern einen neuen Mantel und kommt sich sehr weise vor. Ich hätte nie geglaubt, daß ich ein kleines Mädchen so dauerhaft lieb haben könnte. Ich liebe ihre Scheu vor Geständnissen und ihr Gefühl, das Furcht und Liebe ist und das Herz, das immer dasjenige fürchtet, was es liebt.
JRB, S. 39

134 **Friederike Roth, geb. Reichler**
Photographie. Vermutlich Mitte der zwanziger Jahre.
Vorlage: LBI



30. Friederike Roth, geb. Reichler. 1922

135 **Friederike Roth an Paula Grübel**
Brief. Berlin, 14. 7. 1924. 2 Bl. hs.
Kopie. — Original: LBI
JRB, S. 42

Friedl teilt der Kusine ihres Mannes ihre gemeinsame Reise nach Prag und Krakau mit und bittet Paula, sie in Krakau zu treffen.

136 **Friederike Roth, geb. Reichler, mit Freundin**
Photographie. Vermutlich Mitte der zwanziger Jahre.
Vorlage: LBI

137 **Friederike Roth, geb. Reichler**
Abb. 31 Photographie. Vermutlich Mitte der zwanziger Jahre.
Vorlage: LBI

Roth versuchte, seine Frau, die aus »bescheidenen Verhältnissen« stammte, nach seinen Vorstellungen umzuformen. Er wollte eine elegante und zurückhaltende Dame aus ihr machen und raubte ihr so — nach Aussagen von Freunden Roths — ihre Natürlichkeit.
Auch intellektuell versuchte er, Friedl zu bilden, und erreichte bald, daß sie ihn als Sekretärin unterstützen und seine Druckfahnen korrigieren konnte. Von Minderwertigkeitskomplexen gequält, ging Friedl auf alle Erziehungsversuche ihres Mannes ein.

138 **Friederike Roth, geb. Reichler, mit Freundin**
Photographie. Vermutlich Mitte der zwanziger Jahre.
Vorlage: LBI

Über erste Entfremdungen zwischen dem Ehepaar schreibt Roth an Bernard von Brentano, vermutlich um die Jahreswende 1925/26 aus Frankfurt (JRB, S. 75):

Selbst meine Frau entfernt sich von mir, trotz ihrer Liebe. Sie ist normal und ich bin, was man verrückt nennen muß. Sie reagiert nicht so, wie ich, nicht so stark, nicht so zitternd, sie ist weniger atmosphärisch bestimmbar, sie ist gerade aus und gescheit.

Rückblickend, als Friedl bereits unheilbar erkrankt war, sieht er die Bedeutung seiner Frau für sein Leben so:

Bei meiner Abgeschlossenheit war meine Frau die einzige Beziehung zur Umwelt, der gesellige Teil meiner selbst.
JR an Stefan Zweig. Berlin, 1. 4. 1930. — JRB, S. 158



31. Friederike Roth, geb. Reichler. Vermutlich Mitte der zwanziger Jahre

32. Joseph Roth mit Friederike auf einer Parkbank. Vermutlich Südfrankreich, Spätsommer 1925



139 **Joseph Roth mit Friederike auf einer Parkbank**
Abb. 32 Photographie. Vermutlich Südfrankreich, Spätsommer 1925.
Vorlage: LBI

Oft begleitete Friedl ihren Mann auf seinen Reisen. Während seiner Reportagereise durch die Sowjetunion vom Spätsommer bis zum Winter 1926 hatte Roth sie allerdings bei ihren Eltern in Wien zurückgelassen.
Aus einem (undatierten) Brief Roths an Benno Reifenberg, vermutlich vom Oktober 1926:

Meine Frau kommt mir immer näher, sie schreibt mir seltsame Liebesbriefe: lauter unzufriedene, scharfe, beinahe böse Kritiken über meine Artikel. Vielleicht meint sie *mich* und weiß es nur noch nicht.
JRB, S. 100

140 **Friederike Roth, geb. Reichler**
Zwei Photographien. Vermutlich Mitte der zwanziger Jahre.
Vorlage: LBI

141 **Joseph Roth an Benno Reifenberg**
Brief. Locarno [Juli 1928?]. 1 Bl. hs. mit Unterschrift.
JRB, S. 132
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

Im Februar 1928 erkrankte Friedl. Es waren offenbar die ersten Anzeichen der Nervenkrankheit (Schizophrenie), die sich als unheilbar erweisen sollte. Roth glaubte, an ihrer Krankheit, die er in den ersten Jahren noch für heilbar hielt, schuldig zu sein.
Aus Briefen an die Freunde Stefan Zweig und Pierre Bertaux aus der ersten Zeit von Friedls Erkrankung:

Seit meinem achtzehnten Lebensjahr habe ich in keiner Privatwohnung gelebt, höchstens eine Woche als Gast bei Freunden. Alles was ich besitze sind 3 Koffer. Und Das erscheint mir gar nicht merkwürdig. Sondern merkwürdig und sogar »romantisch« kommt mir ein Haus vor, mit Bildern und so weiter. Aber ich habe in einem Anfall von Leichtsinn die Verantwortung für eine junge Frau übernommen. Ich muß sie irgendwo unterbringen, sie ist schwächlich und hält das Leben an meiner Seite körperlich nicht aus.
JR an Stefan Zweig. Paris, 27. 2. 1929.—JRB, S. 145

Was meine Frau betrifft, so ist ihre jetzige Krankheit nur eine akute Verschärfung einer chronischen Schwäche, einer vollkommenen Widerstandslosigkeit, an der ich selbst nicht unschuldig bin, die zum Teil ihre Ursachen in verschiedenen Ereignissen hat. Und an diesen Dingen, von denen ich seit Monaten und bald seit Jahren nicht sprechen kann, bin ich tiefer bedrückt, als von Krankheiten. Vielleicht kann ich sie erst nach zehn Jahren schreiben, wenn ich dann noch ein Schriftsteller bin. Vorläufig schleppe ich an ihnen und quäle mich.
JR an Pierre Bertaux. Paris, 7. 3. 1929.—JRB, S. 148

Verzweiflung bricht bei Roth aus, als Friedl im Spätsommer 1929 in die Berliner Nervenheilanstalt Westend eingeliefert werden mußte. Stefan Zweig schreibt er am 2. September 1929 aus Berlin:

Meine Frau ist sehr schwer krank in die Nervenheilanstalt Westend überführt worden, und ich lebe seit Wochen ohne Möglichkeit, eine Zeile zu schreiben und ringe mir mühsam das zum Leben notwendige Zeilenschreiben ab. Ich erspare Ihnen eine nähere Schilderung meines Zustands. Das Wort Qual hat plötzlich einen grauenhaften Inhalt bekommen, und das Gefühl, vom Unglück umgeben zu sein, wie von großen, schwarzen Mauern, verläßt mich nicht für einen Augenblick. Ich hatte gedacht, Ihnen unter günstigeren Umständen mein Manuskript übergeben zu können. Ich schicke es Ihnen jetzt unter den traurigsten.
JRB, S. 154

Joseph Roth an René Schickele *142*

Brief. 20. 1. 1930. 1 Bl. hs. mit Unterschrift.
Kopie. — Original: SNM/DLA
JRB, S. 156—157

[...] Ich bin nur noch nicht imstande, Berlin zu verlassen, ehe die Angelegenheit meiner Frau nicht wenigstens so weit geordnet ist, daß ich weiß, wo sie bleibt. Augenblicklich ist sie bei meinem Freund. Jeden Tag muß ich mir die paar Mark zusammenkratzen, die für sie, die Pflegeschwester und anderes notwendig sind [...]
Mit dem Andern, der seelischen Belastung, muß man allein fertig werden. Und da hilft es leider nicht, daß man selbst ein Schriftsteller ist. Das ist man offiziell und privat ist man ein ganz kleiner armer Teufel, der schwerer schleppt als ein Straßenbahnschaffner. Die Zeit allein und nicht die Begabung kann uns die Distanz geben, und ich habe nicht viel Zeit mehr. Zehn Jahre meiner Ehe mit diesem Resultat haben mir vierzig bedeutet und meine natürliche Neigung, ein Greis zu sein, unterstützt das äußere Unglück in einer schrecklichen Weise. Acht Bücher bis heute, mehr als 1000 Artikel, seit zehn Jahren jeden Tag zehnstündige

Arbeit, und heute, wo mir die Haare ausgehen, die Zähne, die Potenz, die primitivste Freudefähigkeit, nicht einmal die Möglichkeit, einen einzigen Monat ohne finanzielle Sorge zu leben. Und diese Canaille von Litteratur! [. . .]

Aus einem (undatierten) Brief an die Schwiegermutter Jenny Reichler, Paris, vermutlich 1931:

Wenn es Friedl endlich besser ginge, würde es mir auch besser gehn. Es ist grausam, ich kann es nicht aushalten.
JRB, S. 204

Roth war nach Kräften bemüht, seiner Frau zur Heilung zu verhelfen. Er engagierte Krankenschwestern, brachte sie — solange er finanziell dazu in der Lage war — in einem Sanatorium unter und beschäftigte sich mit psychiatrischer Literatur, um mit Friedls Ärzten korrespondieren zu können.

Aus der Zeit des Beginns von Friedls Krankheit, nicht erst aus der Emigration, datiert die Zunahme von Roths Trunksucht. An Annette Kolb schreibt er am 5. Juli 1932 aus Berlin:

[. . .] es ist gar nicht zu sagen, wie schlecht es mir geht. Wenn Sie mich vor 12—13 Jahren gekannt hätten, bräuchte ich Ihnen heute nur zu sagen: so schlecht, wie vor 13 Jahren. Heute habe ich Unglück hinter und neben mir, graue Haare, eine kranke Leber und bin unheilbarer Alkoholiker (und das ist schlimmer, als vor 13 Jahren.)
JRB, S. 220

Zu dieser Zeit war Roth bereits eine neue Beziehung mit Andrea Manga Bell eingegangen (siehe den Abschnitt »Neue Bindung: Andrea Manga Bell«).
Quälende Schuldgefühle wegen der Krankheit seiner Frau verfolgten ihn bis zu seinem Tod. Er war davon überzeugt, daß Gott ihn auf diese Weise strafen wollte.

Bei der »Frankfurter Zeitung« (1923—1932)

FRANKFURT UND DIE REDAKTION DER FZ

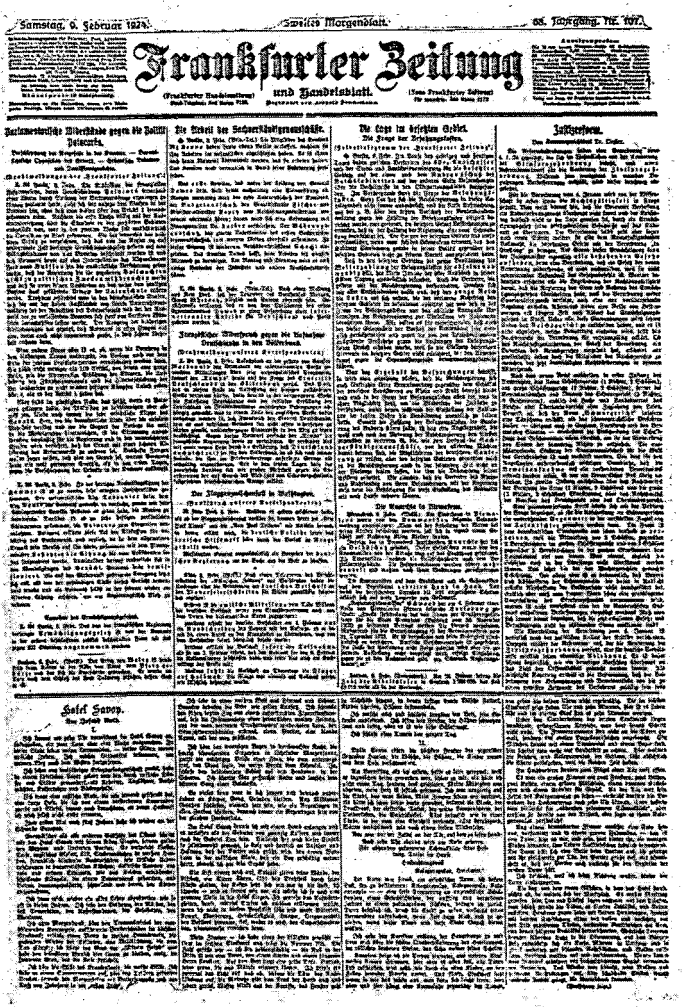
Ende November oder Anfang Dezember 1923 übersiedelten die Roths wieder nach Berlin. Schon zu Beginn des Jahres 1923 hatte (nach David Bronsen) Rudolf Geck, der damalige Leiter des Feuilletons der »Frankfurter Zeitung«, Roth als Berliner Mitarbeiter engagiert. Sein erster größerer Beitrag in der »Frankfurter Zeitung«, »Reise durch Deutschlands Winter«, erschien jedoch erst am 9. Dezember 1923 nach seiner Rückkehr nach Berlin (siehe auch den Abschnitt »›Reise durch Deutschlands Winter‹: Aufkommender Nationalsozialismus«). Nun aber begann eine rege Publikationstätigkeit in der »Frankfurter Zeitung«, der Roth — mit einer Unterbrechung 1929/30 — bis zu seiner Emigration verbunden blieb. Während 1923 nur 14 Artikel Roths in der FZ erschienen, war er 1924 bereits 65 Mal vertreten.
Auch sein Roman »Hotel Savoy« erschien als Vorabdruck im Februar und März 1924 in der FZ.

Joseph Roth *143*
Hotel Savoy. [1. Folge.] Abb. 33
In: Frankfurter Zeitung. 68 (1924), 107, S. 1.

Anders als David Bronsen berichtet Benno Reifenberg über das Engagement Roths bei der »Frankfurter Zeitung«:

Benno Reifenberg *144*
Joseph Roth. Reisender mit Traglasten.
In: Zeitungsschreiber. Politiker, Dichter u. Denker schreiben f. d. Tag. Einundachtzig Profile.
Hrsg. u. eingel. von Nikolaus Benckiser.
Frankfurt a. M.: Societäts-Verl. 1966, S. 281—284.

Es war Heinrich Simon, der Enkel von Leopold Sonnemann, der ihn nach Frankfurt brachte. Mit einer kurzen Unterbrechung war er bis 1933 der »Frankfurter Zeitung« treu, und sein Name bleibt für immer mit deren Feuilleton verbunden. Der erste Artikel, den er dort erscheinen ließ, trug den Titel »Reisende mit Traglasten«. Es kam einer Entdeckung gleich, wie er eine solche Spielart seiner Mitmenschen beobachtete und



Samstag, 9. Februar 1924. Zweites Morgenblatt. 68. Jahrgang. Nr. 107.

Frankfurter Zeitung

(Frankfurter Handelsblatt) und Handelsblatt. (Neue Frankfurter Zeitung)

Parlamentarische Mißstände gegen die Politik Poincarés.

Die Arbeit der Sachverständigenausschüsse.

Die Lage im besetzten Gebiet.

Die Frage der Arbeitslosenfürsorge.

Judäa erwacht.

Die Regierungskrise in Bulgarien.

Hotel Savoy.

Von Joseph Roth.

33. *Joseph Roth. Hotel Savoy. 1. Folge. In: Frankfurter Zeitung. 9. Februar 1924*

erscheinen ließ. Man konnte glauben, er rede von sich selber, wenn er schrieb: »Er hat sein Gepäck seiner Bestimmung zu verdanken. Er wäre auch ohne Gepäck ein Reisender mit Traglasten.«
Seite 283

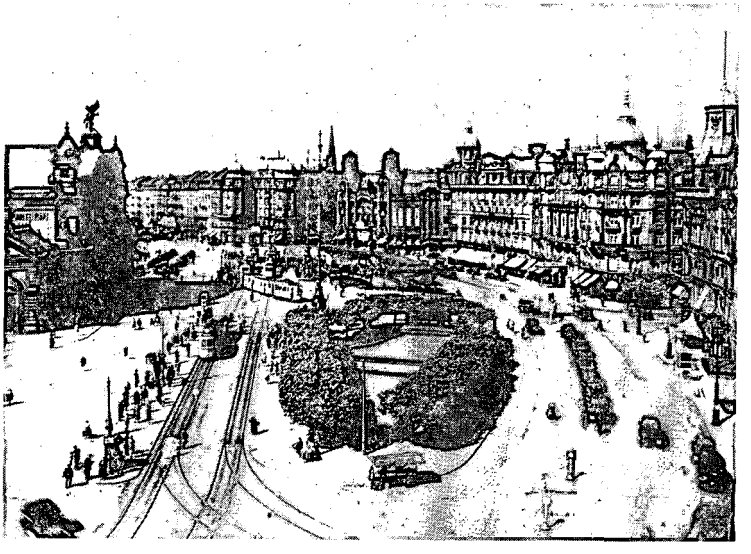
Bei seinen Besuchen in der Redaktion in Frankfurt wohnte Roth gewöhnlich im Hotel »Englischer Hof« gegenüber dem Hauptbahnhof.

Hierzu bemerkt Ludwig Marcuse in seiner Autobiographie:

Mein Freund Joseph Roth, immer im Englischen Hof gegenüber dem Bahnhof, weil er der Ansicht war, man solle nie zu weit von der Stelle fortgehen, wo es hinausgeht ....
Ludwig Marcuse: Mein zwanzigstes Jahrhundert. München 1960, S. 93. — Siehe auch Kat. Nr. 185

Frankfurt am Main, Bahnhofsvorplatz mit Hotel »Englischer Hof« *145* Abb. 34
Photographie. 1930.
Vorlage: Historisches Museum, Frankfurt a. M.

Über seinen Empfang im »Englischen Hof« nach längerer Abwesenheit, wohl im Jahre 1931, schreibt Roth an den Freund Benno Reifenberg:



34. Frankfurt am Main, Bahnhofsvorplatz mit Hotel »Englischer Hof«. 1930

146 **Joseph Roth an Benno Reifenberg**
Abb. 35 Brief. Frankfurt a. M. [1931?]. 1 Bl. hs. mit Unterschrift.
JRB, S. 204–205
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

Englischer Hof ganz leer. Große Freude über mich, Trinkgeldspender, Unruhestifter, Vielverlanger. Pagen können wieder laufen. Kam, wie der Prinz in's Dornröschenschloß.[. . .]

147 **Verlagshaus der Frankfurter Zeitung in der Großen Eschenheimer Straße 33–37**
Photographie. Um 1930.
Leihgabe: Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M.

Die Einstellung Roths zur »Frankfurter Zeitung« war zwiespältig; sie wechselte zwischen Zuneigung und Ablehnung. In einem Brief an Benno Reifenberg vom 8. Januar 1928 aus Paris sieht er sein Verhältnis zur Zeitung so:

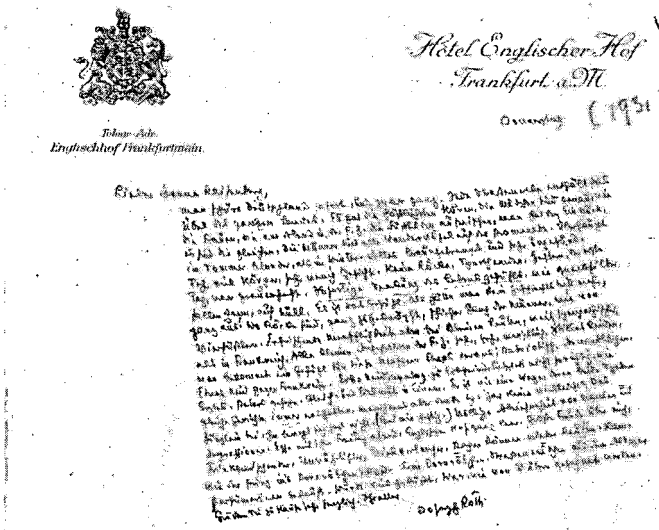
Die Frankfurter Zeitung betrachte ich *nicht* als Sprungbrett, höchstens als eine Sprung*matratze*, ähnlich der, die wir im Varietee gesehn haben, mit den zebragestreiften Springern. Sie ist mein einziger heimatlicher Boden und ersetzt mir so etwas wie ein Vaterland und ein Finanzamt.
JRB, S. 117

Jedoch schon im Februar 1926, noch vor der Mitteilung, daß er seine Pariser Stellung an Friedrich Sieburg abzutreten habe (siehe auch den Unterabschnitt »Zerwürfnisse und Entfremdungen«), fand er seine Arbeit nicht ausreichend gewürdigt.

148 **Joseph Roth an Benno Reifenberg**
Brief. Düsseldorf, 16. 2. 1926. 2 S. hs. mit Unterschrift. Nachtrag. 1 Bl. mit Unterschrift.
JRB, S. 79–81
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

Das Verhältnis zwischen Heinrich Simon, dem Mitbesitzer und Hauptverantwortlichen der »Frankfurter Zeitung«, und Joseph Roth war nicht immer ungetrübt. So hatte Roth bereits am 30. August 1925 aus Marseille an Benno Reifenberg geschrieben:

[. . .] er hält mich für einen »Durchtriebenen« — — und ich bin nur klug. Sagen könnte ich es ihm nicht. Ich fürchte ja immer, daß er die



35. Joseph Roth an Benno Reifenberg. Vermutlich 1931

Hälfte nicht hört. Von den zehn Minuten Zeit, die er für mich hat, verbringt er acht mit Gedanken an alle andern Dinge.
JRB, S. 64

Wie bei Roth in der Beurteilung von Menschen nicht selten, wechselten seine Ansichten, wie die folgende Stelle aus einem Brief an Benno Reifenberg vom 28. August 1932 zeigt:

Ich bitte Sie, sagen Sie es auch dem Verlag und Dr Heinrich Simon, daß seine Zuvorkommenheit eine wahre menschliche Noblesse ist: daß sie auch mich noch ehrt und adelt, nachdem sie mir geholfen hat. Sagen Sie es, bitte, bestimmt Dr Simon. Der alte Gott wird der alten Zeitung helfen. Er soll nicht verzweifeln.
JRB, S. 225

149 **Heinrich Simon**

Abb. 36 Photographie. Um 1930.

Vorlage: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

Heinrich (Victor) Simon
Geb. am 31. 7. 1880 in Berlin. Enkel von Leopold Sonnemann (1831—1909), dem Gründer der »Frankfurter Zeitung«. Studiert in Berlin und Freiburg i. Br. 1905 Dr. phil. 1906 Volontär bei der »Frankfurter Zeitung«, ab 1910 Leiter des Feuilletons, ab 1914 Vorsitzender der Redaktionskonferenz, ab 1919 Mitinhaber der »Frankfurter Zeitung«. Ins Exil 1934 nach Palästina, dort am Aufbau des Palestine Philharmonic Orchestra beteiligt, später über England in die USA.
Schriftstellerische Tätigkeit. Publiziert u. a. Der magische Idealismus. Studien zur Philosophie des Novalis. Heidelberg 1906. — Max Beckmann. Berlin 1930. — Übersetzt Vittorio Alfieri: Saul. Frankfurt a. M. 1927. Ermordet 1941 in Washington.

*

Eine enge Freundschaft verband Roth mit Benno Reifenberg, seit 1924 der Leiter des Feuilletons der »Frankfurter Zeitung«.

150 **Benno Reifenberg**

Abb. 37 Photographie. Um 1940.

Vorlage: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

Benno Reifenberg
Geb. am 16. 7. 1892 in Oberkassel bei Bonn. Seit 1919 Mitarbeiter der »Frankfurter Zeitung«, ab 1924 Leiter der Feuilletonredaktion, von 1930 bis 1932 Pariser Korrespondent, 1932—43 politischer Redakteur. 1945

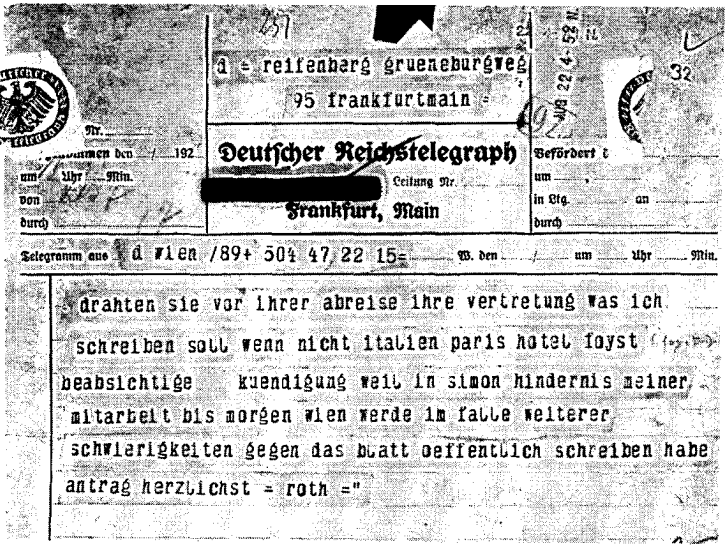


36. Heinrich Simon. Um 1930



37. Benno Reifenberg. Um 1940

45. Joseph Roth an Benno Reifenberg. Telegramm. 22. 8. 1928



Deutscher Reichstelegraph

Frankfurt, Main

d = reifenberg gruenebergweg
95 frankfurtmain =

d wien /89+ 504 47 22 15=

drahten sie vor ihrer abreise ihre vertretung was ich
schreiben soll wenn nicht italien paris hotel loyst
beabsichtige kuendigung weil in simon hindernis meiner
mitarbeit bis morgen wien werde im falle weiterer
schwierigkeiten gegen das blatt oeffentlich schreiben habe
antrag herzlichst = roth ="

Mitbegründer, bis 1958 Mitherausgeber der Zeitschrift »Die Gegenwart«. Von 1958 bis 1966 Mitherausgeber der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«. Schriftstellerische Tätigkeit als Essayist und Kunsthistoriker. Publiziert u. a. Karl Hofer. Leipzig 1924. — Das Abendland gemalt. Schriften zur Kunst. Frankfurt a. M. 1950. — Lichte Schatten. Aus den literar. Schriften. Frankfurt a. M. 1953. — In den Tag gesprochen. Gesammelte Vorträge. Frankfurt a. M. 1962. — Zusammen mit Wilhelm Hausenstein: Vermeer van Delft. München 1924. — Max Beckmann. Leben und Werk. München 1949. — Johann Christian Senckenberg in seiner Zeit. Frankfurt a. M. 1964. — Zusammen mit Anselm Jaenicke: Francofordia. Frankfurt 1963. — Zusammen mit Hermann Heimpel und Theodor Heuss Mitherausgeber von: Die großen Deutschen. 2. Ausg. 5 Bde. Berlin 1956—57. Goethe-Plakette, Goethe-Preisträger der Stadt Frankfurt 1964. Gest. am 9. 2. 1970 in Kronberg i. Ts.

In einem Brief vom 18. März 1926 spielt Roth auf einen Frankreich-Aufenthalt Reifenbergs — sie hatten sich im Juli 1925 in Paris gesehen — an:

151 Joseph Roth an Benno Reifenberg

Brief. Paris, 18. 3. 1926. 2 Bl. hs. mit Unterschrift.
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

[...] Es hat mich ein bißchen pikiert, daß Sie mir Ihren Aufsatz Champagne nicht zugeschickt haben. Er ist viel zu fein, zu intim für die Zeitung und durch sie degradiert. Ich hätte ihn auf keinen Fall so, ohne Zusammenhang veröffentlicht.
Es ist ja eine geflüsterte Sache, Nonpareille auf Borgis! [...] Ihre Ausstellungsaufsätze vom vergangenen Jahr hab ich unterwegs mit »ehrlicher Freude« gelesen. Wie Sie sich subjektiviert haben! Durch einen kleinen Aufenthalt in Frankreich. Wie menschlich und wie distanziert! Sie können: ich schreiben und werden trotzdem kein Deutscher. Gott sei Dank! [...]

Als Roth im Frühjahr 1926 seine Pariser Stellung an Friedrich Sieburg abtreten mußte (siehe auch den Abschnitt »Bei der ›Frankfurter Zeitung‹ / Zerwürfnisse und Entfremdungen«), wird seine Freundschaft zu Reifenberg von seiner Verbitterung über diese Entscheidung der Zeitung nicht berührt:

Wie dem aber auch sein und werden mag, mein Vertrauen zu diesem jüdischen Verlag ist dahin und nichts ist geblieben, als meine Freundschaft für Reifenberg. Ich weiß, daß er grau und alt werden wird, ehe er dort etwas erreicht und daß er selbst noch gar nicht ahnt, wie wenig er sich durchgesetzt hat. Es soll ihm nur eines Tages nicht sehr schlimm ergehn. Er ist gar nicht vorsichtig.
JR an Bernard von Brentano, 8. 4. 1926. — JRB, S. 86

Was macht Ihr Herz und was macht Jan? Schreiben Sie mir eine *private* Zeile. Nichts ist so gemein, wie, daß man einen Freund in einer Redaktion ausgerechnet gewinnt. Die Freundschaft der Armen! Die Kette rasselt an ihr.
JR an Benno Reifenberg, 9. 4. 1926. — JRB, S. 86

Hermann Linden über eine Begegnung zwischen Roth und Reifenberg in der Redaktion der »Frankfurter Zeitung«, vermutlich Ende des Jahres 1927:

Einmal saß ich mit dem Feuilleton-Redakteur der »Frankfurter Zeitung« zusammen in seinem Redaktionszimmer, um einen journalistischen Auftrag zu besprechen. Es klopfte leise. »Herein!« rief der Redakteur, der nicht gestört werden wollte, etwas unwirsch. Und herein trat der kleine Joseph Roth, dessen neuer Roman »Zipper und sein Vater« im Morgenblatt lief und dessen »Cuneus-Artikel« im Abendblatt durch ihre soziale Polemik die Industriebonzen des Saargebiets empörten. »Merkwürdiger Mensch«, knurrte der Redakteur, freundlich-verlegen, »machen Sie doch nicht solche Witze, indem Sie anklopfen!«
Hermann Linden: Tage mit Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 27—34, hier S. 31 f.

Zu Beginn von Friedls Krankheit wirken sich Roths Sorgen und seine gedrückte Stimmung auch auf sein Verhältnis zu dem Freunde aus.
Aus einem Brief an Benno Reifenberg, geschrieben auf der Rückreise von Polen:

Joseph Roth an Benno Reifenberg *152*

Brief. Wien [Juli 1928]. 2 S. hs. mit Unterschrift.
JRB, S. 134—135
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

Lieber guter Herr Reifenberg,
Ihren kurzen Brief habe ich sehr begrüßt, weil er wenigstens etwas von Ihnen gebracht hat, aber fast nicht verstanden. Lassen Sie Sich bitte den Durchschlag geben und lesen Sie ihn noch einmal. Er hat eine künstliche Knappheit und einen Durchhalteton und läßt durchblicken, daß Sie eine Mission zu erfüllen haben, indem Sie das Feuilleton machen und ich keine, weil ich einen Roman schreibe. Das sind nicht Sie, das ist nicht der Klang Ihrer Sprache [. . .] Wo sind Sie nur, lieber Freund? Ich weiß nicht mehr, wo Sie zu finden, als stünden wir beide in einem stockdunklen Zimmer. Die Streichung, die Sie selbst vorgenommen haben, tröstet mich, aber nur wenig. Sie sind nicht heiter, Sie sind zu lange in diesem Haus, das sich so wichtig nimmt — und Sie sollen wissen, daß

ich überzeugt bin, daß Sie allein (und auch nicht mit Krac und mir) die F. Z. bewahren werden vor dem Schicksal, ein General-Anzeiger zu werden. [...]
Grüßen Sie zu Haus. Ein Wort von Jan und Ihrer Schwiegermutter und ein Lächeln Ihrer Frau ist mehr als die ganze Aufgabe der deutschen Zeitungen *und* Bücher.

153 **Frankfurt am Main, Grüneburgweg 95 und 153**
Zwei Photographien. 1978. Von Brita Eckert.

Im Grüneburgweg 95 wohnte Benno Reifenberg mit seiner Familie einige Jahre bis zu seiner Übersiedlung nach Paris als Korrespondent der »Frankfurter Zeitung« im Jahre 1930, nach seiner Rückkehr im Jahre 1932 im Grüneburgweg 153. Wie Frau Helga Hummerich, die ehemalige Sekretärin Reifenbergs mitteilt, war Roth während seiner Frankfurt-Aufenthalte hier oft zu Gast. Er traf bei seinem Freunde auch Annette Kolb und Georg Swarzenski, den Leiter des »Städel«, und disputierte gern mit Reifenbergs Schwiegermutter, einer geborenen polnischen Gräfin, in ihrer Muttersprache.

154 **Joseph Roth an Romana Mazurkiewicz**
Abb. 38 Brief in polnischer Sprache. Goslar, 20. 11. 1930. 1 Bl. hs. mit Unterschrift.
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

Goslar, den 20. November 1930.
Liebe, verehrte gnädige Frau,
ich hoffe, daß Sie gesund sind, und daß bei den Reifenbergs alles in Ordnung ist! Ich schicke Ihnen einen italienischen Artikel über mich. Mein Buch ist schon vergriffen, der Verlag druckt neue 10 000 zu Weihnachten. Bis zum heutigen Tag erschienen Übersetzungen in 10 Sprachen: polnisch, holländisch, französisch, dänisch, schwedisch, spanisch, italienisch, amerikanisch, englisch, tschechisch. Und mir geht es gut!
Meine Adresse bis zum 10. XII.:
bei Grubel, Leipzig, Gohliserstrasse 18.
Allerherzlichste Grüße an alle!
Ich bleibe immer ihr treuer alter Freund
Józef Roth.

In seiner 1949 erstmals erschienenen »Erinnerung an Joseph Roth« berichtet Reifenberg von gemeinsamen Spaziergängen, die sie in Paris, vermutlich im Jahre 1930, unternahmen:



Hotel „Der Achtermann" u. Niedersächsischer Hof, Haus Pieper

Fernsprecher: Achtermann alte Nummer 1 und 192, G.A. 2001 und 2102 * Fernsprecher: Niedersächsischer Hof alte Nummer 680, G.A. 2030
Beide Gasthäuser bieten ihren Gästen alle neuzeitlichen Annehmlichkeiten: Schreib- und Lesezimmer, vornehme Gesellschaftsräume, Beratungszimmer, Versammlungssäle / Sämtliche Schlafzimmer mit Warm- und Kaltwasserleitung / Abgeschlossene Wohnungen, bestehend aus Wohn-, Schlaf- und Badezimmer / Doppeltüren, Personenfahrstuhl / Ein Teil der Zimmer mit Reichsfernsprechanschluß, Haustelephon und Lichtsignale auf jedem Zimmer / Großer, schattiger Garten und wintergartenartig eingerichtete Terrassen / Kaffeehaus mit eigener Konditorei / In dem 500 Jahre alten Achtermannsturm die altdeutsche Bierhalle mit Bismarcknische und der Turmsaal mit geschichtlichen Wand- und Deckenmalereien / Verschließbare Kraftwagen-Unterstände

Hauptbahnhof **Goslar, den** 20. Oktober 1930.
Kaiserstr.

Kochana, miła i szanowna Pani,

Spodziewam się, że Pani zdrowa i że z Reisepässen Pań wszystko dobrze! Przyjęłem Pani artykuł [illegible]. Moja książka już sprzedana, wyszło dotychczas 10.000. na Boże narodzenie. Do dyrektorów dwie tłómaczenia sprzedane na 10 języki: polski, holenderski, francuski, duński, szwedzki, węgierski, włoski, hiszpański, angielski, czeski. Już zdrowo!

Adres mój do 10. XII.:

bei Grüfel
Leipzig
Jahlisstrasse 18.

Najserdeczniejsze pozdrowienia dla wszystkich!

Jeszcze jeszcze Pani wiarny stary przyjaciel

Józef Roth.

411.4.30.10000

38. Joseph Roth an Romana Mazurkiewicz. 20. 11. 1930

155 **Benno Reifenberg**
Erinnerung an Joseph Roth.
In: Benno Reifenberg: Lichte Schatten. Aus d. literarischen Schriften.
Frankfurt a. M.: Societäts-Verl. 1953, S. 205—214.
Erstveröffentlichung in: Die Gegenwart. 4 (1949), S. 15—17.

Damals, es sind nun bald zwanzig Jahre her, da haben wir manche Wanderungen unternommen. Es hatte freilich seinen Grund, warum wir zu Fuß vom Hotel Foyot aus so lange durch Paris, durch die Vorstädte spazierten, bis wir auf richtigen Feldwegen zu den ersten Äckern und Wiesen kamen. Mein Gefährte wollte rechtschaffen müde werden, um abends gleich einschlafen und auf solche Art nicht mehr trinken zu müssen. Man hatte ihm gesagt, er könne am Alkohol erblinden, und der Schreck vor diesem Ende trieb ihn dazu, mit Listen seinem Abgrund auszuweichen, dem »verführerischen, sanftgebetteten Abgrund«, wie er später, ein Jahr vor dem Tod, das Trinken bezeichnet hat. Trotz diesem trüben Anlaß und trotz dem gewaltigen Selbstzwang, mit einem Mut von sich abverlangt, den vielleicht nur ein Arzt ermessen kann, war er heiter unterwegs, und wir freuten uns an den Landschaften weit im Osten vor dem großen Paris [...]
Seite 205

156 **Joseph Roth**
Abb. 39 Porträtskizze. 1926. Von Benno Reifenberg.
Vorlage: Benno Reifenberg: Erinnerung an Joseph Roth, a.a.O., nach S. 208

Stehen Sie gut mit Benno Reifenberg? Lieben Sie ihn! Er ist ein guter, guter Mensch. Er ist wahrhaftig, auch wo er es nicht ganz mit der Wahrheit hat!
JR an Friedrich Traugott Gubler, o. D. [1932]. — JRB, S. 219

Als Benno Reifenberg nach Hitlers Machtergreifung nicht das Exil wählte, sondern versuchte, mit den Mitteln der Zeitung Widerstand zu leisten, brach Roth die Beziehung zu ihm kompromißlos ab.

Es tut mir leid, daß es der Familie Reifenberg schlecht geht. Es ist mir aber keineswegs möglich, irgend ein Mitgefühl für meinen Freund Reifenberg aufzubringen. Menschen, die ihre Ehre vernachlässigen, sind nicht mehr meine Freunde. Wer mit dem III. Reich eine Beziehung ein-

geht, und gar eine öffentliche, wie es mein armer Freund Reifenberg tut, der ist aus dem Register meiner Freunde gestrichen.
JR an Blanche Gidon. Rapperswil am Zürichsee. 27. 9. 1933.— JRB, S. 280

Reifenbergs Frau Maryla besuchte Roth noch einmal 1938 in Paris. In seiner »Erinnerung an Joseph Roth« schreibt Reifenberg rückblickend über die »Wandlungen« in Roths Freundschaft:

Ich denke, vor siebzehn Jahren haben wir uns zum letztenmal gesehen. Er umarmte mich; wenn ich ihn brauche, wolle er mir nachkommen und helfen, gegen die Feinde der Freiheit zu kämpfen. [...] Auf einer Widmung vom »Radetzky-Marsch« steht in der zierlichen Rankenschrift: »... in wandelbarer, aber ewiger Freundschaft.« Die Wandlungen schmerzten, wenn sie auch vor der Ewigkeit nicht gelten mögen. Soll ich mit ihm rechten? Nun, da der Dichter längst bei dem Kaiser ist, nach dem er nicht aufgehört hat, sich zu sehnen? Es war die Sehnsucht nach



39. Joseph Roth. Porträtskizze von Benno Reifenberg. 1926

einem Alter, dem angesichts der silbernen Schläfen wie vor einer natürlichen Majestät Ehrfurcht gezollt werden müßte. Es gab solch ein Alter nicht mehr, und keine Ehrfurcht. Dies war der Grund des Sterbens von Joseph Roth. Es ist mir nicht möglich, mit ihm zu rechten. Die Zartheit seines Herzens überstrahlt das Zeremoniell des Kaiserreiches, das ihm so teuer war. Ertönt sein Name, ist mir, als werde mir mutig und freundlich zugerufen. Ich sehe ihn auf mich zukommen, er hat den Mantel offen über die Schulter geworfen, den leichten Hut etwas im Nacken. Die Wandlungen sind zu Ende, ich meine, er würde mir die Hand entgegenstrecken; wie einst.
Benno Reifenberg: Erinnerung an Joseph Roth, a.a.O., S. 212–214

157 **Benno Reifenberg**
Photographie einer Kreidezeichnung von Hans Scheil. 1963.
Vorlage: Historisches Museum, Frankfurt a. M.

*

Zu Roths Kollegen bei der »Frankfurter Zeitung«, mit denen er in engerer Beziehung stand und für deren Fortkommen er sich einsetzte, gehören Siegfried Kracauer und Bernard von Brentano. In einem bisher unveröffentlichten Brief an Benno Reifenberg urteilt er über beide:

158 **Joseph Roth an Benno Reifenberg**
Brief. Paris, 13. 5. 1926. 2 Bl. hs. mit Unterschrift.
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

[...] Krac ist klar, fundiert, scharf, bitter. Krac holt Abstraktionen aus der Luft und macht sie lebendig. Krac ist ein philosophischer Poet, deshalb journalistisch zu verwerten. [...] Krac ist ein siamesischer Prinz. [...]
Brentanos Fehler kenne ich. Er ist reich an Ressentiments, er *wird* erst ein Stilist von Rang werden, aber er gehört zu *uns*, ein gojischer Benjamin, er ist unser junger Bruder, er ist mutig. [...]

159 **Siegfried Kracauer**
Photographie. 1966. Von Fred Stein.

Siegfried Kracauer
Geb. am 8. 2. 1889 in Frankfurt a. M. Vor 1920 Architekt in München und Frankfurt a. M. 1920–1933 Redakteur der »Frankfurter Zeitung«,

zuletzt Berliner Vertreter des Feuilletons. Ins Exil 1933 nach Paris, 1941 nach New York. Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Museum of Modern Art (Film Library). Rockefeller-Stipendium zur Analyse der NS-Filmpropaganda. Seit 1952 Mitarbeiter des Bureau for Applied Social Research der Columbia University. Publiziert u. a. Ginster. Von ihm selbst geschrieben. Roman. Berlin 1928. — Die Angestellten aus dem neuesten Deutschland. Frankfurt a. M. 1930. — Jacques Offenbach und das Paris seiner Zeit. Amsterdam 1937. Neuausg. u. d. T. Pariser Leben. Jacques Offenbach und seine Zeit. München 1962. — From Caligari to Hitler. A psychological history of the German film. Princeton 1947. Dt. Ausg. Hamburg 1958. — Theorie des Films. Frankfurt a. M. 1964. Gest. am 26. 11. 1966 in New York.

Vergessen Sie, bitte, nicht, Herrn *Reifenberg* in der Fr. Z. zu besuchen. Auch Herrn Dr Kracauer. Es gibt nicht viele solcher Menschen in Deutschland.
JR an Félix Bertaux. Zürich, 26. 3. 1928. — JRB, S. 126

Siehe auch Kat.Nr. 282—284.

*

Bernard von Brentano *160*
Tuschzeichnung. Um 1933. Von Clément Moreau / Carl Meffert. Abb. 40
In: Clément Moreau / Carl Meffert: Grafik für den Mitmenschen. Deutschland, Schweiz, Argentinien.
Berlin: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst 1978, S. 130.

Bernard von Brentano
Geb. am 15. 10. 1901 in Offenbach a. M. Urgroßneffe von Clemens von Brentano. Von 1925 bis 1930 Berliner Korrespondent der »Frankfurter Zeitung«. In Verbindung mit Benn, Brecht, Bronnen u. a. 1931 und 1932 Mitarbeiter der »Linkskurve«, Zeitschrift des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. 1933 ins Exil in die Schweiz. Rückkehr 1949.
Publiziert u. a. Kapitalismus und schöne Literatur. Essays. Berlin 1930. — Der Beginn der Barbarei in Deutschland. Berlin 1932. — Theodor Chindler. Roman einer deutschen Familie. Zürich 1936. — Prozeß ohne Richter. Roman. Amsterdam 1937. — A. W. Schlegel. Geschichte eines romantischen Geistes. Stuttgart 1943. — Franziska Scheler. Roman. Zürich 1945. — Die Schwestern Usedom. Roman. Wiesbaden 1948. — Streifzüge. Tagebuch mit Büchern. Neue Folge. Zürich 1948. — Du Land der Liebe. Autobiographie. Tübingen 1952. — Schöne Literatur und öffentliche Meinung. Literar. Essays. Wiesbaden 1962. Gest. am 29. 12. 1964 in Wiesbaden.

Durch Roths Vermittlung war Bernard von Brentano zur »Frankfurter Zeitung« gekommen. Hierzu Bernard von Brentano in seiner Autobiographie »Du Land der Liebe«, Tübingen 1952 (siehe auch Kat.Nr. 161):

Im Frühjahr 1925 kam eines Tages Joseph Roth zu mir in meine Wohnung und fragte mich, ob ich wohl Lust hätte, seine Stelle bei der Berliner Redaktion der »Frankfurter Zeitung« zu übernehmen. Roth hatte genug von der Zeitungsschreiberei, er hatte im Sinn, nach Paris zu ziehen und einen Roman zu schreiben.
Seite 224



40. Bernard von Brentano. Tuschzeichnung von Clément Moreau/Carl Meffert. Um 1933

In einem Brief Roths an Bernard von Brentano vom 19. Dezember 1925 aus Frankfurt am Main wird seine Haltung als Mentor Brentanos deutlich:

Sie sagen mir einige verworrene und schöne Worte über meinen Einfluß auf Ihre Entwicklung. Er ist offenbar noch nicht stark genug, so lange Sie so verworrene Geständnisse machen. Eine klar ausgedrückte Grobheit ist mir lieber. Und Ihnen auch. Nicht nur, wenn man nichts zu sagen hat, muß man schweigen, sondern auch, wenn man etwas nicht genau ausdrücken kann. Sie werden die schriftstellerische Vollkommenheit nie erreichen, wenn Sie nicht in dem Augenblick, in dem Sie Papier und Feder ergreifen, nüchtern werden, wie ein Schläfer durch einen Kübel Wasser. Sie sind ein Mitteiler, vergessen Sie das nicht. Auch Ihre Dämmerzustände müssen verständlich ausgedrückt sein. Es trägt in Deutschland wenig Ruhm ein. Nur die Stammler sind hier große Dichter. Aber Sie sind ja ein Liebling der Vernunft, wie ich. Bleiben Sie ihr auch treu und lassen Sie Sich nicht von den Lockungen deutschen holden Wehes verführen. Sie werden Ihren Weg schon—nicht machen, wie ich. Aber Sie werden Ihre Genugtuung haben.
JRB, S. 70 f.

Später, Ende der zwanziger Jahre, änderte sich Roths Haltung zu Brentano, als sich Brentano der KP näherte. Aus einem Brief an Pierre Bertaux, Paris, 28. März 1929:

Wenn Brentano unglücklich ist, wie Sie meinen, so ist er es mit Recht. Noch nie hat jemand so sehr Unglück verdient, wie er.
JRB, S. 150

Brentano über sein letztes Zusammentreffen mit Roth in der Emigration, Paris, im Frühjahr 1939:

Bernard von Brentano *161*
Du Land der Liebe. Bericht von Abschied u. Heimkehr e. Deutschen.
Tübingen, Stuttgart: Wunderlich (1952). 284 S.

Eines Nachmittags saß ich im Café »Des deux Magôts« und wartete auf Henri de Montherlant, mit dem ich verabredet war, als plötzlich Joseph Roth das Lokal betrat. Ich kannte ihn gut. Wir hatten uns in Frankfurt und Berlin oft gesehen, und ich bewunderte Roths unvergleichliches Talent. [...]
Gemeinsame Freunde von Roth und mir hatten mir erzählt, Joseph Roth befinde sich körperlich in einem beklagenswerten Zustand. Das

fürchterliche Trinken – um nicht zu sagen: Saufen – das er betreibe, zerstöre seine Gesundheit. Aber der Anblick, den er bot, als er jetzt das Café betrat, übertraf meine schlimmsten Befürchtungen. Roth war völlig betrunken. Er öffnete die Tür, blieb aber beim Eingang stehen und wartete, bis ein alter Kellner, der ihn wahrscheinlich kannte, auf ihn zutrat und ihn langsam an einen Tisch führte, wie eine Krankenschwester einen Schwerbeschädigten. Roth bestellte einen doppelten Cognak. Seine zarte, schöne Hand, die einmal den »Radetzkymarsch« geschrieben hatte, zitterte wie die Hand eines kranken, alten Mannes, aber er packte das Cognakglas, so gut er konnte und schüttete sich den Schnaps in den Hals. Dann stützte er den Kopf in beide Hände und blieb unbeweglich sitzen. Nach einer Weile bezahlte er, was er schuldig war, stützte sich wieder auf den Arm des Kellners und verließ schlürfenden Schrittes das Café. Auf der Straße hielt er ein Taxi an, ließ sich auf den Sitz fallen und fuhr nach Hause.
Hätte ich Roth ansprechen sollen? Wäre es Freundespflicht gewesen, dem alten Kameraden Guten Tag zu sagen?
Ich weiß es nicht. Ich blickte Roth nach und konnte mich nicht dazu aufraffen, den Mann, den ich bei unserer letzten Begegnung als so lebendigen, so geistvollen und witzigen Kopf verlassen hatte, mich anlallen zu sehen, das schaurige Wrack zu begrüßen, das ich gekannt hatte, als es noch ein stolzes Schiff war.
Seite 75 und Seite 77 f.

162 **Bernard von Brentano**
Photographie aus seinen letzten Lebensjahren.
Vorlage: Margot von Brentano, Wiesbaden, über Suhrkamp-Verlag, Frankfurt a. M.

PARIS

» . . . ich bin ein Franzose aus dem Osten.«
Joseph Roth an Bernard von Brentano. Moskau, 18. 10. 1926. – JRB, S. 98

Auf Roths Wunsch, die Zeitung zu verlassen und sich als freier Schriftsteller in Paris niederzulassen, schlug Benno Reifenberg dem Freunde als Kompromiß vor, seine Tätigkeit bei der »Frankfurter Zeitung« als Feuilletonkorrespondent in Paris fortzusetzen. – Mitte Mai 1925 fuhr Roth mit seiner Frau von Berlin nach Paris.

Joseph Roth an Benno Reifenberg *163*

Brief. Paris, 16. 5. 1925. 2 S. hs. mit Unterschrift.
JRB, S. 45–46
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

Sehr verehrter Herr Reifenberg,
dieser Brief darf Sie nicht glauben lassen, ich wäre verrückt geworden vor Entzücken über Frankreich und Paris. Ich schreibe ihn in klarster Geistesgegenwart, im Vollbesitz meiner Skepsis und auf die Gefahr hin, eine »Schmockerei« zu begehn, das Schlimmste, was mir passieren könnte. Es drängt mich, Ihnen »*persönlich*« zu sagen, daß Paris die Hauptstadt der Welt ist und daß Sie hieher kommen müssen. Wer nicht hier war, ist nur ein halber Mensch und überhaupt kein Europäer. Es ist frei, geistig im edelsten Sinn und ironisch im herrlichsten Pathos. Jeder Chauffeur ist geistreicher, als unsere Schriftsteller. Wir sind wirklich ein unglückliches Volk. [...]

Joseph Roth mit Freund *164*

Photographie. Paris, Jardin du Luxembourg. Vermutlich 1925.
Vorlage: LBI

Friederike Roth, geb. Reichler *165*

Photographie. Paris, Jardin du Luxembourg. Vermutlich 1925.
Vorlage: LBI

Joseph Roth mit Bernard von Brentano *166*

Photographie. Paris. Vermutlich 1925.
Vorlage: LBI

Paris wurde seit dieser Zeit Roths bevorzugter Aufenthaltsort, das Hotel Foyot in der Rue de Tournon sein Stammquartier. Józef Wittlin spricht geradezu von der

Domäne Roths, [...] dem berühmten, heute nicht mehr existierenden Hotel Foyot in der Rue de Tournon, gegenüber vom Senat. Dort, wo Radiguet starb und wo Rilke wohnte. Überhaupt betrachteten wir den ganzen Komplex zwischen dem Palais und dem Odeon als Roths unumschränktes Reich. Dort irrt sicher noch heute sein Geist umher.

[. . .] Das eigentliche Vaterland des großen österreichischen Dichters, der an der slawischen Grenze zweier Monarchien geboren wurde, war Paris, das Pariser Pflaster, auf dem er mit seinen dünnen Beinen leicht dahinschritt, mit seinem Stöckchen klopfend, wie ein Zauberer, einem Magier gleichend oder einer der Gestalten von E. Th. A. Hoffmann!
Józef Wittlin: Erinnerungen an Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 48—58, hier S. 58. — Siehe auch Kat. Nr. 58

167 **Hotel Foyot, Paris**
Abb. 41 Abbildung auf Hotelkarte.
Kopie. — Vorlage: LBI

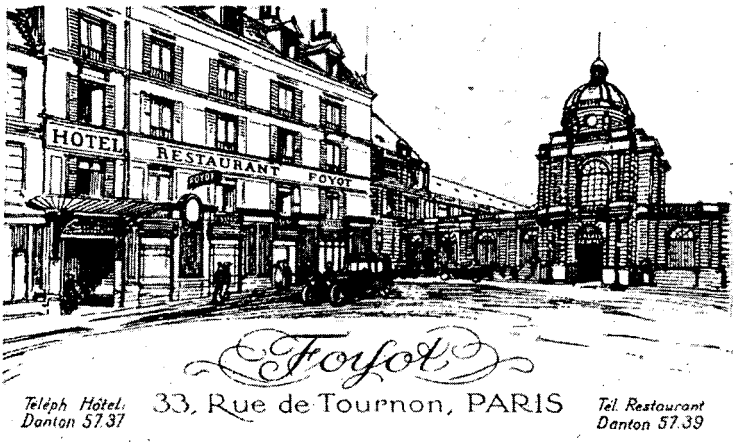
Aus Moskau, wohin ihn eine im Auftrag der »Frankfurter Zeitung« unternommene Reportagereise führte, schreibt Roth am 18. Oktober 1926 an Bernard von Brentano:

Ich sehne mich nach Paris, ich habe es nicht aufgegeben, niemals, ich bin ein Franzose aus dem Osten, ein Humanist, ein Rationalist mit Religion, ein Katholik mit jüdischem Gehirn, ein wirklicher Revolutionär.
JRB, S. 98

Anläßlich der geplanten Übersetzung seines Romans »Die Flucht ohne Ende« beschreibt er sein »privates Verhältnis zu ›Frankreich‹« in einem Brief vom 27. Februar 1929 an Félix Bertaux:

[. . .] Ich bin nicht imstande, Ihnen ganz erklärlich zu machen, was für mich die Aussicht bedeutet, von jungen Franzosen gelesen zu werden. Wenn ich ein Pathetiker wäre, à la Pazifist Curtius und ähnliche »Europäer«, würde ich jetzt die große Trommel schlagen und »stolz« sein. Aber diese Mittel stehn mir nicht zur Verfügung. Ich überschätze keine »Nation« und kein Verhältnis zwischen »Nationen« und fühle mich nicht berechtigt, irgendetwas zu »repräsentieren«. Mein bescheiden privates Verhältnis zu »Frankreich« (ich muß jedes zweite Wort in Anführungszeichen setzen, so mißbraucht empfinde ich die Worte) ist ungefähr: die liebevolle Hoffnung, daß in diesem Land die schlichte menschliche Freiheit nie untergehn wird, wie in andern. Und vielleicht kann ich dem und jenen jungen Franzosen eine Ahnung vermitteln, wie schrecklich die individuelle Unfreiheit sein kann. Eine Warnung! [. . .]
JRB, S. 146 f.

168 **Joseph Roth**
Photographie. Paris. Vermutlich 1925.
Vorlage: LBI



41. Hotel Foyot, Paris

42. Joseph Roth mit Friederike und Ernst Weiss[?] Paris. Vermutlich 1925



169 **Friederike Roth, geb. Reichler**
Photographie. Paris. Vermutlich 1925.
Vorlage: LBI

170 **Joseph Roth mit Friederike und Ernst Weiss[?]**
Abb. 42 Photographie. Paris. Vermutlich 1925.
Vorlage: LBI

171 **Joseph Roth an Benno Reifenberg**
Wie man eine Revolution feiert. [Feuilleton.] Paris, Juli [1925]. 2 Bl. hs. ohne Unterschrift.
JRB, S. 51–53
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

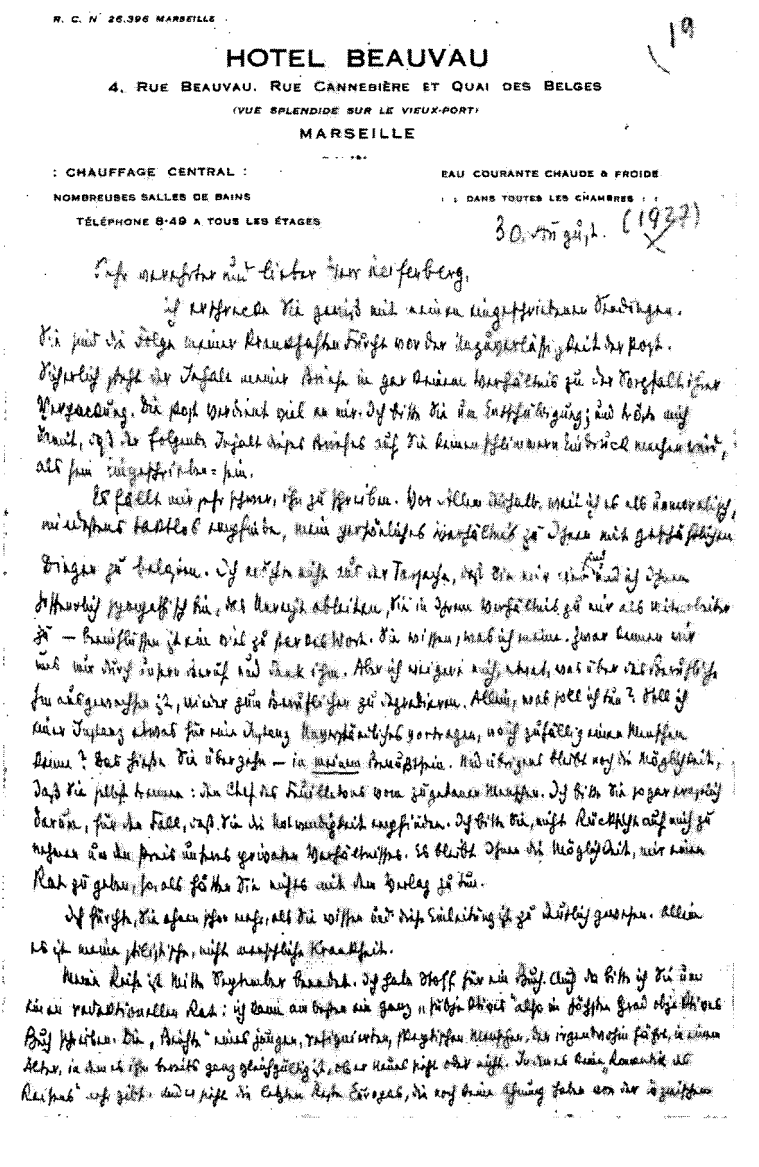
Gleichzeitig mit seiner Begeisterung für Frankreich – insbesondere für Paris – wuchs seine »Trauer über Deutschland« und seine Verzweiflung über die Wirkungslosigkeit seiner Publizistik auf die dortigen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse.
Aus Briefen an die Freunde Brentano und Reifenberg:

Es hat wirklich keinen Sinn, ein deutscher Schriftsteller zu sein. Man sieht von hier, wie von einem großen Turm des Europäertums und der Zivilisation hinunter, tief hinunter, Deutschland liegt in irgendeiner Schlucht. Es ist mir unmöglich, einen deutschen Satz zu schreiben – mit dem Bewußtsein, für deutsche Leser zu schreiben.
JR an Bernard von Brentano. Paris, 2. 6. 1925. – JRB, S. 46

Meine Begeisterung ist nicht kleiner geworden, meine Trauer über Deutschland nicht geringer. Ich verstehe, daß ein deutscher Dichter herkommt, sich eine Matratzengruft gräbt und krepiert.
JR an Bernard von Brentano. Paris, 14. 6. 1925. – JRB, S. 48

172 **Joseph Roth an Benno Reifenberg**
Abb. 43 Brief. Marseille, 30. 8. [1925]. 3 S. hs. mit Unterschrift.
JRB, S. 61–66

[...]
Nichts bindet mich. Ich bin nicht sentimental genug, um an Zukunft, Familie und dergleichen zu denken. Aber sentimental genug, für diesen Verlag und diese Zeitung, die letzten Überreste der alten, von mir humanistisch genannten Kultur, Liebe zu empfinden. Das ist aufrichtig – ich spreche ja zu Ihnen privat. Ich weiß ganz genau, daß ich für kein deut-



R. C. N° 26.396 MARSEILLE

HOTEL BEAUVAU

4, RUE BEAUVAU, RUE CANNEBIÈRE ET QUAI DES BELGES

(VUE SPLENDIDE SUR LE VIEUX-PORT)

MARSEILLE

: CHAUFFAGE CENTRAL :

NOMBREUSES SALLES DE BAINS

TÉLÉPHONE 8-49 A TOUS LES ÉTAGES

EAU COURANTE CHAUDE & FROIDE

DANS TOUTES LES CHAMBRES

19

30. VIII 25. (1925)

Lieber Herr Reifenberg,

Ich erfreute Sie gestern mit meinem ungeschriebenen Manuskript. Sie sind die Folge meiner Romantischen Feigheit vor der Niederschrift. Tatsächlich steht der Inhalt meiner Arbeit in gar keinem Verhältnis zu der Vorsichtigkeit meiner Vorbereitung. Die Form verdient viel zu viel. Ich bitte Sie um Entschuldigung; und höre auf damit, ehe die Folgen Ihnen meine Arbeit so sehr verleidet haben, als sie mir selbst verleidet sind.

Es fällt mir sehr schwer, Ihnen zu schreiben. Vor allem deshalb, weil ich es als Anmaßung empfinde, mein persönliches Interesse an Ihnen mich gedruckt fühlen zu lassen. Ich weiß nicht, ob Sie mir Taktlosigkeit übel nehmen, wenn ich Ihnen offenbar gestehe, daß Sie mir ein Vorbild sind, dem ich nacheifern möchte, ohne es erreichen zu können. Ich weiß, daß Sie mir — Bewußtsein ist ein viel zu hartes Wort. Sie wissen, daß ich meine. Zwar kommen mir Sie mir sehr fern vor und doch nahe. Aber ich weiß nicht, was Sie eigentlich für Anforderungen an mich stellen. Allein, was soll ich Ihnen? Soll ich Ihnen etwas für mein Interesse Kompetentliches vortragen, soll zufällig einen Aufsatz senden? Das sicher. Sie übergeben — in meinem Auftrag. Und übrigens bleibt noch die Möglichkeit, daß Sie selbst kommen: Ich bin Ihnen sogar dankbar dafür, für den Fall, daß Sie die Notwendigkeit empfinden. Ich bitte Sie, nicht Rücksicht auf mich zu nehmen und den Preis meines gewagten Vorschlages. Es bleibt Ihnen die Möglichkeit, mir einen Rat zu geben, sogar soll es Ihr Recht auch sein. Denken Sie.

Ich fürchte, Sie essen schon mehr, als Sie wissen. Und doch Entschuldigung ist zu wenig gesagt. Allein es ist meine Pflicht, mich auszudrücken. Kraftlich.

Meine Reise ist mir Erholung. Ich habe Stoff für ein Buch. Auch in Wien ist Ihnen ein Zimmer reserviert. Das ist: ich habe ein ganz kleines Zimmer, also in jedem Fall eine Bitte. Die „Bitte" meine ich, ratsam wäre, Ihnen die Angelegenheit selbst, in einem Brief, zu schreiben, da ich ihn heute ganz gleichgültig ist, ob er meine Pläne oder nicht. Jedenfalls meine Adresse ist Reifenberg auf Zeit, und wie die Ihnen Ihre Einfälle, die auf meine Zeitung Sie von der Zeitung

43. Joseph Roth an Benno Reifenberg, 30. 8. 1925 (Seite 1)

sches Blatt mehr arbeiten könnte. Ich weiß, daß mich keines mehr drukken könnte. Und ich könnte trotzdem nicht jetzt nach Deutschland. Es ist eine tragische Sache und keine Laune. Vielleicht ist es höchster »Patriotismus«, nicht sehen zu können, wie die Spitze einer Pyramide nicht von einem Gipfel gebildet wird, sondern von einem Quadratschädel. Ich kann nicht sehn, wie ganz Deutschland ein großer masurischer Sumpf wird. Wäre ich jetzt dort, ich würde wahnsinnig. Alles wird bei mir persönlich. Wenn man den Becher einsperrt, sitze *ich* in Haft. Ich weiß nicht, was geschehen könnte. Ich wäre imstande, jemanden zu erschießen, Bomben zu werfen, ich glaube, ich würde ein Ende nehmen und kein gutes. Ich begebe mich in Lebensgefahr, wenn ich nach Deutschland fahre. Ich kann es physisch nicht.
[...]
Seite 64

173 Joseph Roth mit Ernst Weiss[?]

Photographie. Paris. Vermutlich 1925.
Vorlage: LBI

Einige Monate später hat sich seine Verbitterung über Deutschland auch auf die »Frankfurter Zeitung« übertragen:

Das Haus der F. Z. ist so ein Deutschland im Kleinen. Es ist mir noch verhaßter geworden. In diesem Land habe ich keinen Verlag, keine Leser, keine Anerkennung. Aber auch keinen Schmerz, weil mich nichts traurig macht, keine Enttäuschung, weil ich nichts erhoffe, keine Wehmut, weil ich gleichgültig bin und kalt.
JR an Bernard von Brentano, 29. 11. 1925. — JRB, S. 68

Von Juli bis Anfang September 1925 bereiste Roth, zusammen mit Friedl, im Auftrag der »Frankfurter Zeitung« den Süden Frankreichs (siehe den Abschnitt »Reiseberichte«). Von November bis zu Beginn des kommenden Jahres hielt er sich in Frankfurt zur Teilnahme an einer Redaktionskonferenz auf.
Dieser Deutschlandaufenthalt steigerte seine Empfindlichkeit und Übererregbarkeit dem Land gegenüber. An Brentano schreibt er, wohl Ende 1925 aus Frankfurt:

Mich erregt jetzt Alles, das Gespräch am Nachbartisch, ein Blick, ein Kleid, ein Gang. Es ist wirklich nicht »normal«. Ich fürchte, ich werde jede Gesellschaft aufgeben, alle Verbindungen abbrechen müssen. Ich glaube gar nichts mehr. Ich sehe durch Lupen. Ich schäle die Häute von den Dingen und Menschen, lege ihre Geheimnisse bloß — — dann kann man freilich nicht mehr glauben. Früher als das Objekt, das ich betrachte, weiß ich, wie es sich gestalten wird, verändern und was es tun

wird. Vielleicht würde es ganz anders. Aber mein Wissen von ihm ist so stark, daß es sich genau so benimmt, wie ich gedacht hatte. Fällt mir von jemandem ein, er würde eine Schlechtigkeit begehn, flugs begeht er sie. Ich werde den anständigen Menschen gefährlich, einfach durch mein Wissen von ihnen.
JRB, S. 75

Ich bin tief unglücklich. Verbittert über Deutschland, meine Arbeit und »das Leben«. Ich möchte gerne ein französischer Autor werden. Unter uns: ich bin überzeugt, daß die deutschen 100 Jahre Barbaren bleiben werden und daß ich keinen Sinn, kein Ziel, keine Berechtigung in Deutschland habe.
JR an Félix Bertaux. Paris, 24. 2. 1929. — JRB, S. 144

ZERWÜRFNISSE UND ENTFREMDUNGEN

Bei seiner Rückkehr nach Paris, wohl Mitte März 1926 — er hatte auf der Rückreise von Frankfurt das Ruhrgebiet besucht (siehe auch S. 181) — fand er die Nachricht von der Redaktion der Zeitung vor, daß er ab 1. Mai seine Pariser Stellung an Friedrich Sieburg abzutreten habe, der als politischer Korrespondent gleichzeitig das Feuilleton mitbetreuen wollte.
Über diesen ersten ernsthaften Riß zwischen Roth und der Zeitung bemerkt Rudolf Leonhard in seinem Nachruf:

[. . .] er war stolz darauf, der Frankfurter Zeitung anzugehören, der letzten Zeitung, konnte er damals sagen, in der man unangefochten, die Wahrheit sagen könne; es war ein erster Vorwurf und ein erster Riß, als die Zeitung einen neuen Vertreter nach Paris schickte und diesem die unkameradschaftliche Bedingung zubilligte, daß er hier ganz allein wirtschaften und auch über die Vertretung des Feuilletons verfügen könnte; dieser Vertreter mit der unkameradschaftlichen Bedingung hieß Friedrich Sieburg.
Rudolf Leonhard: Geschichten vom Joseph Roth. In: Die neue Weltbühne. 35 (1939), 25, S. 792—794, hier S. 793. — Siehe auch Kat. Nr. 539

Von Roths Enttäuschung und Verbitterung über diese Entscheidung zeugen seine Briefe an Reifenberg und Brentano:

Ullstein möchte mich zum Pariser Feuilletonkorrespondenten haben. Tucholsky ist es nicht. Die *Voß* leistet sich also 3. Wir möchten einen halben.
JR an Benno Reifenberg. Paris, 18. 3. 1926. — Siehe auch Kat. Nr. 151

174 Joseph Roth an Bernard von Brentano

Abb. 44 Brief. Paris, 24. 3. 1926. 1 Bl. hs. mit Unterschrift.

Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

24. III. 1926.
Lieber Freund,
soeben kommt Ihr Brief vom 23. Inzwischen dürften Sie schon den meinigen haben. Machen Sie sich nichts aus der Tätigkeit in der Redaktion. An sich ist sie natürlich keine. Aber als *Vorwand* ist sie gut. Und Sie sollten sie auch nur als Vorwand betrachten. Ich danke Ihnen sehr für Ihre Mitteilung über Sieburg. Ich werde nichts unternehmen, bis man mir nicht schreibt, ich möchte Paris verlassen. Sie brauchen auch nicht zu fürchten, daß ich irgendjemanden von Ihren Mitteilungen schreiben werde. Aber Sie können *selbst* Herrn Reifenberg sagen, daß ich die Zeitung verlassen werde, wenn man mich nicht bleiben läßt und das Versprechen vom Herbst vergangenen Jahres nicht hält. Sie können, wie ich Ihnen schon einmal schrieb, mit Reifenberg aufrichtig sein und ihm sogar diesen Brief zeigen.
Vielleicht hätte ich mich noch auf irgendeine Kompromißlösung eingelassen, wie z. B. Wohnsitz in Paris und Berichterstattung außerhalb, wenn nicht Sieburg die Absicht geäußert hätte, *ohne* mich zu arbeiten. Dadurch ist alles zu einer *Prestigefrage* geworden. Ich kann auf keinen Fall nachgeben. Es gab hier kein anderes Recht als das der Priorität. Seit anderthalb Jahren ist es mir versprochen. Es kann nicht plötzlich ein Beliebiger daherkommen und sagen: Roth muß aus Paris weg.
Während ich dies schreibe, fällt mir ein, daß ich eigentlich eine Unaufrichtigkeit begehe, wenn ich Reifenberg *nichts* sage. Allein, ich bin durch Ihre Bitte gezwungen, vor ihm, der auch mein Freund ist, zu schweigen. Nur Sie allein könnten mich aus diesem Dilemma befreien, indem Sie Herrn Reifenberg *selbst* diesen Brief zeigen. Ich bitte Sie darum und auch um Nachricht, ob Sie es getan haben.
Ich bin Ihr alter
Joseph Roth
6. place de l'Odeon.

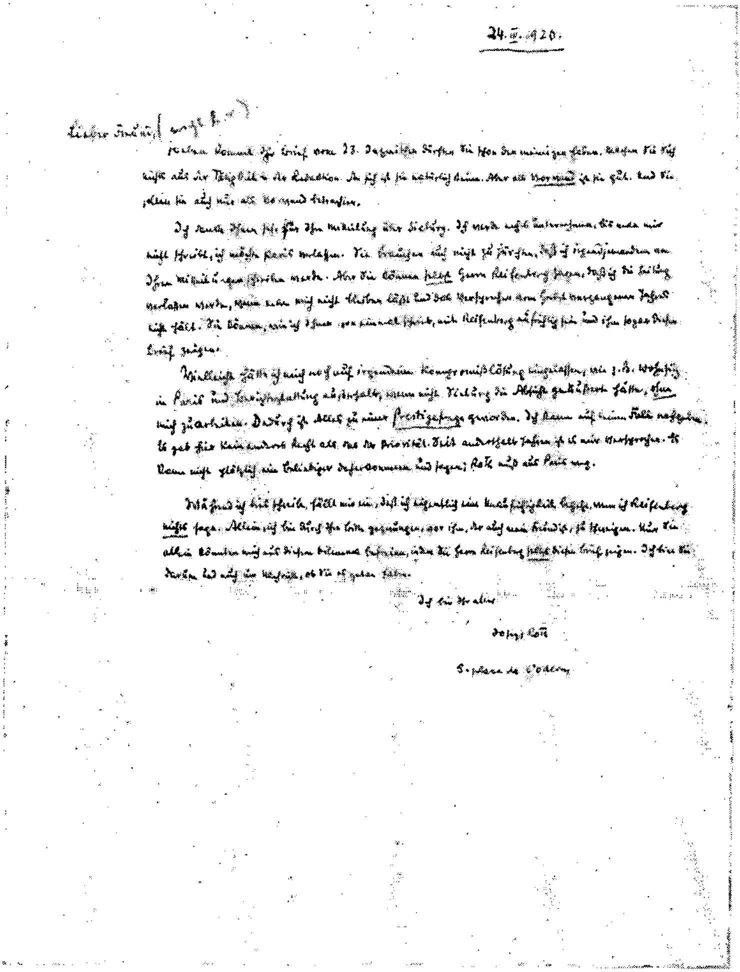
Daß Brentano auf Roths Bitte hin diesen Brief an Reifenberg weiterleitete, beweist die Tatsache, daß er sich im Besitz Benno Reifenbergs befand.

175 Joseph Roth an Benno Reifenberg

Brief. Paris, 26. 3. 1926. 3 Bl. ms. mit Unterschrift.

Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

[...] Ich habe die Empfindung, dass der Verlag mich als eine Art heimatloses Subjekt betrachtet, das von der Zeitung nur so mitgeschleppt



44. Joseph Roth an Bernard von Brentano. 24. 3. 1926

wird. Es müsste sonst nicht so sein, dass man für einen Mitarbeiter von meinen Fähigkeiten nach Verlegenheitsposten sucht und ihn gerade, wenn er einem andern nicht passt, aus dem Ort entfernt, in dem er sich aufhält. Sie wissen, dass ich, seitdem ich bei der Frankfurter Zeitung bin, den Wunsch hatte, ein Jahr lang für die Zeitung von Paris aus zu berichten. Es war mir auch zugesagt. Und nicht einmal, sondern einigemal. Es ist nun eine Prestige-Frage geworden und somit liegt die ganze Angelegenheit auf einem toten Gleis. Meine Bitte um einen Vertrag ist vom Verlag nicht berücksichtigt worden, mein Honorar ist ein lächerliches und nicht einmal mein bescheidener Wunsch, von Paris aus zu schreiben, ist berücksichtigt worden. Ich kann auf keinen Fall, nur weil es einem andern Mitarbeiter so passt, Paris verlassen und auf Reisen gehn. [...]
Es wird also, wenn ich nicht in Paris bleiben kann, zu einer Kündigung kommen müssen. Es liegt mir daran, dass Sie *nicht* etwa glauben, das Angebot von Ullstein machte mich mutig. Sie wissen, daß ich zu stolz dazu bin, Sie wissen, wie ich über Ullstein denke und um wieviel mir die Frankfurter Zeitung angenehmer wäre. Auch wenn ich gar nichts habe, lasse ich mich nicht so behandeln. [...] Wenn der Verlag nun glaubt, daß ich *hier* überflüssig bin, so wird er wohl nicht weit von der Meinung entfernt sein, ich wäre überhaupt überflüssig und wichtig seien nur die Leute, die Parlamentsberichte machen. Das Feuilleton lesen ja doch nur Frauen. [...]

Die Redaktion nahm ihre Entscheidung nicht zurück. Als Entschädigung wurden Roth drei Monate lang Vorschläge für verschiedene Auslandsreisen unterbreitet — Moskau, Italien und Spanien standen zur Debatte; er entschied sich für die Sowjetunion und erreichte, daß er diese Reise erst im Spätsommer anzutreten hatte. Ende Dezember 1926 fuhr er zurück. Schon im Mai des darauffolgenden Jahres reiste er für zwei Monate nach Albanien; auf der Rückreise besuchte er Jugoslawien. Die nächsten größeren Reportagereisen ins Ausland folgten 1928: von Mitte Mai bis Mitte Juli 1928 Polen, im Oktober und November Italien. (Zu den auf diesen Reisen entstandenen journalistischen Arbeiten siehe den Abschnitt »Reiseberichte«; zu Italien den Abschnitt »›Erste Begegnung mit der Diktatur‹: Die Internationale des Faschismus und Antisemitismus«).

*

Roths durch die Krankheit seiner Frau (siehe den Abschnitt »Friederike (Friedl)«) noch verstärkten ständigen Geldnöte und sicherlich auch die Kränkung, die ihm durch die Streichungen bei seinen Artikeln über den italienischen Faschismus durch die Redaktion der »Frankfurter Zeitung« zugefügt wurde (siehe Kat. Nr. 232), führten schließlich zu einem fast eineinhalb Jahre dauernden Bruch mit der »Frankfurter Zeitung« und Benno Reifenberg.

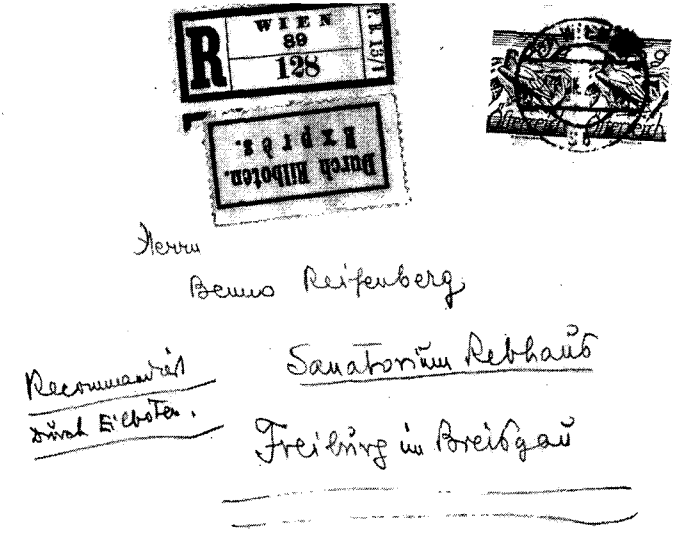
Schon vor seiner Italienreise hatte er in einem Telegramm Benno Reifenberg eine mögliche Kündigung angezeigt:

Joseph Roth an Benno Reifenberg *176*
Telegramm. Wien, 22. 8. 1928. 1 Bl. Abb. 45
JRB, S. 138
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

Joseph Roth an Benno Reifenberg *177*
Briefumschlag. Wien, 24. 8. 1928. Abb. 46
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

Ein Angebot der nationalistisch eingestellten »Münchner Neuesten Nachrichten« bewog ihn schließlich im Juni 1929 zur Kündigung. Schon am 29. März 1929 hatte er an Stefan Zweig aus Paris geschrieben:

Inzwischen haben mich die Münchener Neuesten eingeladen, sie wollen mir offenbar einen Antrag zur Mitarbeit machen. Ich habe so wenig Geld und die Zeitungen sind mir so gleichmäßig verhaßt, daß ich noch nicht weiß, ob ich nicht doch annehmen soll.
JRB, S. 152



46. Joseph Roth an Benno Reifenberg. Briefumschlag. 24. 8. 1928

Benno Reifenberg gegenüber versuchte er, seinen Schritt zu rechtfertigen:

178 Joseph Roth an Benno Reifenberg

Brief. Berlin, 3. 7. 1929. 5 Bl. ms. mit Unterschrift.
Ausgelegt: Bl. 1 u. 2.
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

[...] Sie selbst wissen sehr gut, daß der Glanz meines Radikalismus' die ganze Frankfurter Zeitung verschönt und verjüngt und sogar manches Mal mit Ihrer Zustimmung legitimiert hat. Wenn ich von ihr gehe, so ist das also nicht ein Fall, bei dem irgend jemand nach »moralischen Gründen« nachträglich oder gleichzeitig zu suchen hätte. Das ist eine Katastrophe. Ich selbst bin identisch mit Radikalismus; und wo Joseph Roth schreibt, wird es radikal, im Abort oder im Parlament, so wie es überall kühl wird, wo der Wind bläst. Ich also bleibe Joseph Roth, so lange ich eine Zeile schreibe. Die Frankfurter Zeitung aber ändert sich, sobald sie den Glanz meiner Zeilen entbehrt.
[...]

Roths Übertritt zu den »Münchner Neuesten Nachrichten« bewirkte Entrüstung bei mehreren linksgerichteten Zeitungen, darunter »Berlin am Morgen« und »Welt am Abend«, Berlin, die Roth Käuflichkeit vorwarfen. Indes dauerte Roths Mitarbeit bei dem Münchner Blatt nur knapp 9 Monate — vom 18. August 1929 bis 1. Mai 1930 veröffentlichte er dort etwa 30 Artikel. Danach nahm er den Kontakt zu Benno Reifenberg wieder auf. Über seine damalige Situation gibt der folgende Brief an Benno Reifenberg Aufschluß:

179 Joseph Roth an Benno Reifenberg

Brief. Berlin, 17. 7. 1930. 1 Bl. ms. mit Unterschrift.
JRB, S. 172—173
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

[...]
Ich glaube, ich bin verpflichtet, Ihnen folgendes mitzuteilen: ich werde in der nächsten Zeit für die Kölnische Zeitung eine kleine Reise durch Deutschland machen müssen. Nun weiß ich ja, daß Der und Jener meine neuerliche Mitarbeit an der Frankfurter Zeitung wünschen wird; daß Diese und Jene aber dagegen sind. Der Verlag Kiepenheuer, dem ich, wie sie wissen, meine journalistischen Arbeiten verkauft habe, kann mir aber nicht weiter Geld zahlen, wenn ich nicht diese Gelegenheit ergreife, die ziemlich viel einträgt. [...]

Ab 14. September 1930 erschien Roths neuer Roman »Hiob« als Vorabdruck in der »Frankfurter Zeitung«. Vom November an konnte er seine journalistischen Arbeiten wieder in der FZ veröffentlichen.

Zur Einschätzung der »Frankfurter Zeitung« durch Joseph Roth in den letzten Jahren der Weimarer Republik:

Ich kann nicht mehr die Zeitung anders sehn, als nur: relativ besser als andere in Dtschld. *Absolut* gut und nützlich ist sie nicht mehr. Und weder Sie noch Reifenberg noch Picard werden sie gutmachen.
JR an Friedrich Traugott Gubler. Marseille, 31. 1. 1931. — JRB, S. 191

Der Verlag Gustav Kiepenheuer

Im Verlag Gustav Kiepenheuer erschienen die beiden Meisterwerke Roths, die Romane »Hiob« und »Radetzkymarsch«.
Seine ersten beiden Romane — »Hotel Savoy« und »Die Rebellion« sowie der Essay »Juden auf Wanderschaft« — waren in dem 1922 gegründeten fortschrittlichen Berliner Verlag Die Schmiede erschienen. Der expressionistische Lyriker Rudolf Leonhard, Lektor beim Verlag Die Schmiede, hatte ihre Veröffentlichung vermittelt. Bevor dieser Verlag in den Jahren 1928/29 seine Produktion einstellte, war es Roth — nach Verhandlungen mit den Verlagen Ullstein, Zsolnay und S. Fischer — gelungen, Kurt Wolff in München als Verleger zu gewinnen (»Die Flucht ohne Ende«, »Zipper und sein Vater«). Auf der Suche nach höheren Einnahmen verhandelte er von Dezember 1927 bis März 1928 wieder mit dem S. Fischer Verlag; es kam zu einem Vertragsabschluß. Als sich jedoch Samuel Fischer abfällig über die Manuskripte von »Der stumme Prophet« und »Rechts und Links« äußerte, entschloß sich Roth, den Vertrag wieder zu lösen. Durch Vermittlung und Fürsprache von Hermann Kesten, des Cheflektors des Gustav Kiepenheuer Verlags, und Walter Landauer, des Verlagsprokuristen, kaufte Gustav Kiepenheuer Roths Vertrag von S. Fischer und sicherte Roth eine ansehnliche Monatsrente zu. 1929 erschien der Roman »Rechts und Links« als erste Veröffentlichung Roths bei Gustav Kiepenheuer.

180 **Gustav Kiepenheuer**

Abb. 47 Photographie.
In: Vierzig Jahre Kiepenheuer. 1910—1950. Ein Almanach. Hrsg. von Noa Kiepenheuer.
Weimar: Kiepenheuer 1951. 240 S. mit Abb.

Gustav Kiepenheuer
Geb. am 10. 6. 1880 in Wengern/Ruhr. Buchhändlerlehre in Bremen. Übernahm 1908 die Telemannsche Buchhandlung in Weimar. Gründete dort 1910 den nach ihm genannten Verlag. 1918 Umzug des Verlags nach Potsdam. Verlegte zahlreiche moderne Autoren, darunter Georg Kaiser, Leonhard Frank, Ernst Toller und Bertolt Brecht sowie einzelne Werke von Ernst Glaeser, Carl Zuckmayer, Anna Seghers u. a., ferner Hermann Kasack und Hermann Kesten, die im Verlag als Lektoren tätig waren. Im Dritten Reich mußten Kiepenheuers wichtigste Autoren emigrieren oder erhielten Schreibverbot. Kiepenheuer beschränkte sich auf Nachdrucke älterer Werke und auf Übersetzungen. Kehrte 1945 auf Einladung der Regierung des Landes Thüringen nach Weimar zurück. Der ursprüngliche Verlag besteht dort noch heute. 1947 kam es zur Gründung einer Tochterfirma, dem Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln, durch G. Kiepenheuer und Dr. Josef Caspar Witsch, der nach dem Tode von Gustav Kiepenheuer am 6. 4. 1949 in Weimar selbständig wurde.



47. Gustav Kiepenheuer

Über seine erste Begegnung mit Joseph Roth und die daraus erwachsene Freundschaft berichtet Gustav Kiepenheuer in seinem Nachruf in dem von Hermann Linden herausgegebenen »Gedächtnisbuch«:

Gustav Kiepenheuer *181*

Eine Reverenz vor Joseph Roth.
In: Joseph Roth. Leben und Werk. Ein Gedächtnisbuch. (Gesammelt, ausgew. u. hrsg. von Hermann Linden.) Köln, Hagen: Kiepenheuer 1949, S. 40—47.

Joseph Roth begegnete ich zum erstenmal am Anhalter Bahnhof, als er aus dem Wiener D-Zug stieg; von diesem Augenblick an war unsere Freundschaft besiegelt. Er, der ewige Passagier, kam für einige Wochen oder Monate nach Berlin und nun begannen für mich eine Reihe von ersprießlichen Begegnungen menschlicher und verlegerischer Art, die sich bei all seinen späteren Aufenthalten dort oder anderswo fortsetzten. Unsere Treffpunkte waren sein Zimmer im Hotel am Zoo, seine Ecke bei Mampe am Kurfürstendamm, in Paris das Café Deux Magots und vor allem die Schreibstube des Hotel Foyot. Für kurze Zeit hatte er einmal eine Wohnung gemietet, und ich sah ihn in dem düsteren, riesigen Berliner Zimmer, die Hände in den Manteltaschen, wie in einem Wartesaal auf- und abgehen, als lauere er auf das Abfahrtszeichen seines Zuges. [...]
Seine blauen Augen schienen oft besinnlich auf einem auszuruhen und wichen dann langsam ab in einen fernen Himmel oder eine ferne Hölle. Hinter ihrem versöhnenden Aufblitzen lag es stets wie Verzicht. Man war ihm nah, aber manchmal nicht näher als einem heißgeliebten, schon dahingegangenen Freund.
Seite 40 und Seite 42

In seinem Nachruf druckt Gustav Kiepenheuer den hier schon mehrfach zitierten autobiographischen Essay-Brief ab, den ihm Joseph Roth zu seinem 50. Geburtstag am 10. Juni 1930 — mit einem schottischen Schäferhund —schickte. Darin berichtet Roth seinerseits über den Beginn ihrer Freundschaft:

Joseph Roth an Gustav Kiepenheuer *182*

Brief. 10. 6. 1930.
In: Gustav Kiepenheuer: Eine Reverenz vor Joseph Roth.
In: Joseph Roth. Leben und Werk. Ein Gedächtnisbuch.

(Gesammelt, ausgew. u. hrsg. von Hermann Linden.) Köln, Hagen: Kiepenheuer 1949, S. 43—47.
JRB, S. 164—168

Ich schrieb die dümmsten Artikel und erwarb mir infolgedessen einen Namen. Ich schrieb schlechte Bücher und wurde bekannt. Zweimal lehnte mich Kiepenheuer ab. Auch das drittemal hätte er mich abgelehnt, wenn wir uns nicht kennengelernt hätten.
An einem Sonntag tranken wir Schnaps. Er war schlecht, wir wurden beide krank davon. Aus Mitleid schlossen wir Freundschaft, trotz der Verschiedenheit unserer Naturen, die sich nur im Alkohol finden. Kiepenheuer ist nämlich ein West-Phale, ich ein Ost-Phale. Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken. Er ist ein Idealist, ich bin ein Skeptiker. Er liebt die Juden, ich nicht. Er ist ein Fortschritts-Phantast, ich bin ein Reaktionär. Er ist immer jung, ich bin immer alt. Er wird fünfzig, ich werde zweihundert. Ich könnte sein Urgroßvater sein, wäre ich nicht sein Bruder. Ich bin radikal, er ist konziliant. Er ist höflich-unbestimmt, ich bin prägnant. Er ist gerecht, ich bin ungerecht. Er ist ein Optimist, ich ein Pessimist. Es muß wohl geheime Zusammenhänge geben zwischen uns beiden. Denn manchmal stimmen wir in allem überein. Es ist, als ob wir uns gegenseitig Konzessionen machten, aber es sind gar keine. Denn er hat keinen Sinn für das Geld. Diese Eigenschaft haben wir gemeinsam. Er ist der ritterlichste Mann, den ich kenne. Ich auch. Das hat er von mir. Er verliert an meinen Büchern. Ich auch. Er glaubt an mich. Ich auch. Er wartet auf meinen Erfolg. Ich auch. Ihm ist die Nachwelt sicher. Mir auch.
Wir sind unzertrennlich; das ist sein Vorzug.
JRB, S. 168

Bettina Hürlimann, die mit dem Schweizer Verleger Martin Hürlimann verheiratete Tochter von Gustav Kiepenheuer, erinnert sich in ihren »Aufzeichnungen« an die Beziehung Gustav Kiepenheuer—Joseph Roth:

183 **Bettina Hürlimann**
Sieben Häuser. Aufzeichnungen e. Bücherfrau. (Zürich, München:) Artemis-Verl. (1976). 246 S. mit Abb. Aufgeschlagen S. 32 f. mit Photographie des Verlags- und Wohnhauses Gustav Kiepenheuers in Berlin.

Joseph Roth war ein guter Freund meines Vaters, vielleicht der beste, den er in jenen Jahren hatte. Das war überraschend.
Seite 33

Zu Roths Geburtstagsbrief schreibt sie:

Selten hat ein Autor etwas Liebevolleres über seinen Verleger gesagt. Roth sagte es, als seine Bücher noch kein so großer Erfolg waren.
Seite 33

Bettina Hürlimann schließt ihre Erinnerungen an Joseph Roth:

Ich werde den kleinen, fast militärisch aufrechten Joseph Roth, dem man den ehemaligen Offizier ansah, der er vorgab gewesen zu sein, aber niemals war, und der im Angesicht des Todes vom Schreiben sprach und sich nach den Sorgen der anderen erkundigte, nie vergessen.
Seite 34

Ludwig Marcuse schildert die Feier von Gustav Kiepenheuers 50. Geburtstag im Berliner Hotel »Einsiedler«, zu der hundertzwanzig Gäste eingeladen waren:

Einer schlief mittendrin. Einer las in einer Ecke andächtig seine eigenen Werke (im Zweifelsfalle war es immer der damals Schweigsamste, Leonhard Frank — groß, düster, elegant, Salonlöwe und Trappist in Personal-Union). Der Bajuwar Brecht dozierte preußisch, knapp befehlend, humorlos, das Gefolge stand wie eine Mauer um ihn herum. Roth hatte verglaste Augen und schlürfte Sarkasmus aus jedem Satz, der ihm serviert wurde.
Ludwig Marcuse: Mein zwanzigstes Jahrhundert. München 1960, S. 146. — Siehe auch Kat. Nr. 185

Joseph Roth *184*

Zeichnung von Max Schwimmer. Undatiert.
Vorlage: K & W

Etwa zur gleichen Zeit, als Roth für Gustav Kiepenheuer den Geburtstagsbrief schrieb, beklagte er sich — wenn auch nicht ohne Verständnis — über das Einstellen seiner Vorschüsse:

Aber das Wasser geht mir bis zum Hals. Kiepenheuers teurere Autoren, Feuchtwanger Zweig Glaeser Heinrich Mann rücken jetzt mit ihren Manuscripten an, bekommen enorme Gelder, und Kiepenheuer stoppt mir *mit Recht* die Vorschüsse. Ich habe mehr als vernünftig ist, brauche 1200 M. für meine Frau, 800 für mich monatlich und habe 22 000 Mark Vorschuß. Nun habe ich seit voriger Woche wieder angefangen, Artikel zu schreiben — blöde Arbeit bei meiner Erschöpfung, Phantasielosigkeit, — und Kiepenheuers Zeitungsvertrieb vertreibt sie.
JR an Stefan Zweig. Berlin, 20. 6. 1930. — JRB, S. 169

Anders als den meisten anderen Menschen gegenüber, von denen er finanziell abhängig war, empfand Roth Kiepenheuer gegenüber Achtung. In einem Brief an Stefan Zweig vom 27. September 1932 aus Rapperswil am Zürichsee, worin er ihm einen Brief G. Kiepenheuers mit der Bitte, den »Radetzkymarsch« zu rezensieren, ankündigt, beurteilt er seinen Verleger so:

Kiepenheuer hat mir heute gedroht, er würde Ihnen einen Brief schreiben, bitte, reagieren Sie keineswegs darauf. Ich bitte Sie herzlich um Entschuldigung für ihn. Er hat ja Recht, er ist ein Buchhändler, er fürchtet ja für meinen immensen Vorschuß und für sein Geschäft. Seien Sie nicht bös auf ihn! Er hat gute kameradschaftliche Fähigkeiten. An der Front wäre er mein guter Feldwebel gewesen, tapfer und taktlos.
JRB, S. 231 f.

Sympathien — Antipathien

Einer der engsten Freunde Roths, von ihrer ersten Begegnung 1923 in Berlin bis zu ihrem Abschied im Exil in Paris, war der Schriftsteller Ludwig Marcuse.
Beim Abschiednehmen erinnerten sich beide an den Beginn ihrer Freundschaft. Marcuse berichtet in seiner Autobiographie:

185 **Ludwig Marcuse**
Mein zwanzigstes Jahrhundert. Auf d. Weg zu e. Autobiographie.
München: List (1960). 388 S.

An einem März-Morgen des Jahres 1939, einige Stunden vor unserer Auswanderung nach Amerika, kam Freund Joseph Roth zu uns in die Rue de Constantinople. Er saß da: den Hut auf dem Kopf, ein dünnes Stöckchen glitt zwischen den schlanken Fingern hin und her, der Mantel hing wie ein Cape leicht an der Schulter—er wollte gar nicht erst den Gedanken aufkommen lassen, als beabsichtige er, sich häuslich niederzulassen. Und so kam denn auch, nach zwei Minuten, das Sätzchen, das unabwendbar war, wenn er, selten einmal, sich gezwungen sah, in eine Privatwohnung einzutreten: »Gehen wir hinüber ins Bistro!« Im Bistro blickte er dann einer grellen Flüssigkeit tief auf den Grund.

Die schönsten Gespräche zwischen alten Freunden beginnen: »Weißt du noch, damals vor zwanzig Jahren?« »Da habe ich dich gründlich beschwindelt«, sagte Roth mit zynischer Wärme, »gleich zu Beginn und mit einer ausgewachsenen Lüge. Ich ließ dir sagen, ich wollte dich kennenlernen, weil dein letztes Buch mir gefallen habe. Ich hatte es gar nicht gelesen. Und als ich es dann las, gefiel es mir nicht. Ich war neugierig auf dich gewesen.« »Ich habe damals, beim ersten Zusammensein, noch viel kräftiger gelogen«, entgegnete ich. Er holte den Blick aus dem Glas langsam zurück; das farbige Nasse schwamm jetzt in seinen Augen, die mich absuchten wie die Augen eines Lehrers, der ganz zufrieden mit seinem Schüler ist—aber noch einmal das Einzelne überprüft. Er dachte etwas schärfer zurück und sagte erstaunt: »Du warst doch aber damals ein Pathetiker mit einem Wahrheits-Fimmel.«
»Es war so gekommen«, erklärte ich ihm, »du bildetest dir gerade ein, ein ganz großer Graphologe zu sein, und batest mich, viele Schriftproben mitzubringen. Ich brachte eine Reihe von Briefen bekannter Schriftsteller. Jede einzelne deiner Deutungen war grundfalsch—aber so phantasiereich, so geistreich, so witzig, so graziös, du warst deiner Sache so sicher, und deine reizende Wienerin war so glücklich über ihren zarten Hellseher, daß ich euch Beiden schwor: du müßtest die Handschriften bereits gekannt haben, es wäre gar nicht anders möglich.« Roth war schon wieder in einem kleinen Ozean, der noch giftiger aussah, untergegangen. Von dem spärlichen blonden Schnauzbart, den er sich im letzten Jahrzehnt zugelegt hatte, tropfte es grünlich herab, als sei der Mann bereits ertrunken. Zwei Monate später war er es. Und noch ein paar Monate weiter: ganz Europa.
Seite 250 f.

Aus einem Brief Roths an Ludwig Marcuse vom 28. Juni 1927 aus Paris:

Ihre Freundschaft aber, muß ich Ihnen sagen, erschreckt mich beinahe, Ihre Kameradschaftlichkeit geht bis zu einem Grad, den ich schwerlich je erreichen werde—und es hat keinen Sinn, daß ich mich noch bei Ihnen bedanke, denn es ist viel zu *wenig*. Ich werde es nicht vergessen—das ist vielleicht etwas mehr.
JRB, S. 106

Ludwig Marcuse *186*

Photographie. 1962. Von Fred Stein.

Ludwig Marcuse
Geb. am 8. 2. 1894 in Berlin. Vor 1933 freier Schriftsteller und Theaterkritiker, u. a. beim »Frankfurter Generalanzeiger«, der »Vossischen Zeitung« und »Berliner Tageblatt«. Ins Exil 1933 nach Frankreich, Sanary-sur-

mer, 1939 nach Los Angeles. 1940 a. o. Professor, 1947 bis 1962 Professor für Philosophie an der University of Southern California, Los Angeles. Rückkehr 1963, letzte Lebensjahre in Bad Wiessee, Obb.
Publiziert u. a. Strindberg. Berlin 1922. — Revolutionär und Patriot. Das Leben Ludwig Börnes. Leipzig 1929. — Heinrich Heine. Berlin 1932. — Plato and Dionysius. A double biography. New York 1947 (deutsch als: Der Philosoph und der Diktator. Plato und Dionys. Berlin 1950). — Philosophie des Glücks. Zürich 1949. — Sigmund Freud. Hamburg 1956. — Mein zwanzigstes Jahrhundert. Auf dem Weg zu einer Autobiographie. München 1960. — Obszön. Geschichte einer Entrüstung. München 1962. — Aus den Papieren eines bejahrten Philosophiestudenten. München 1964. — Nachruf auf Ludwig Marcuse. München 1969. Gest. am 2. 8. 1971 in München.

*

1927 beginnt Roths lebhafte Korrespondenz mit dem französischen Germanisten und Gymnasialprofessor Félix Bertaux, den er in Paris kennengelernt hatte.

187 **Félix Bertaux**
Abb. 48 Photographie.
Vorlage: Professor Dr. Pierre Bertaux, Sèvres

Félix Bertaux
Geb. 1881. Germanist und Kritiker. Deutschlehrer an einem Pariser Gymnasium. Freund von Heinrich und Thomas Mann. Einer der besten Kenner und Vermittler deutschen Gedankengutes in Frankreich, vor allem durch seine Schulbuchreihe, die von Generationen junger Franzosen nach dem Ersten Weltkrieg benutzt wurde, und sein Panorama de la littérature allemande contemporaine, Paris 1928, ein Standardwerk über die deutsche Literatur zwischen 1880 und 1927. Mit Hermann Kesten Herausgeber der Anthologie Neue französische Erzähler, Berlin 1931. Durch seine Persönlichkeit und seine Gastfreundschaft bedeutende Rolle in den Versöhnungsversuchen zwischen den beiden Weltkriegen. Gest. 1948.

188 **Heinrich Mann und Félix Bertaux**
Photographie. 1927.
In: Volker Ebersbach: Heinrich Mann. Leben, Werk, Wirken.
Leipzig: Reclam 1978, S. 213.
(Reclams Universal-Bibliothek. Bd. 754.)

Seine Beziehung zu Félix Bertaux charakterisierte Roth folgendermaßen:

[. . .] ich sehe Sie, wie Sie selbst wissen, ebenso gern als meinen litterarischen Schutzpatron, wie als warmen und klugen Menschen, von dem ich immer eine Freude mitnehme.
JR an Félix Bertaux. St. Raphael, 24. 2. 1928. — JRB, S. 124

Mit dem Germanisten Pierre Bertaux, dem Sohn von Félix Bertaux, verband Roth eine herzliche Freundschaft.
In Briefen an den Vater äußert Roth seine Begeisterung über Pierre:

Von Ihrem Sohn Pierre bin ich aufrichtig *entzückt.* Er ist klug, graziös und ironisch, überlegen, kritisch und gutherzig. Er hat alle Eigenschaften eines jungen, echten Geistes, das Maß und die Fähigkeit zur Begeiste-



48. Félix Bertaux

rung gleichzeitig. Ich beglückwünsche Sie und Ihre Frau zu diesem Sohn.
JR an Félix Bertaux. Frankfurt a. M., 9. 3. 1928. — JRB, S. 125

Von Ihrem Sohn Pierre kam ein reizender, kluger, sehr persönlicher Brief. Er ist ein »Kerl«, wie man in Deutschland sagt.
JR an Félix Bertaux. Marseille, 18. 1. 1929. — JRB, S. 142

In Berlin — Pierre Bertaux war Ende der zwanziger Jahre Assistent am romanischen Seminar der Friedrich-Wilhelms-Universität — traf sich Roth öfters mit ihm und führte ihn bei seiner Tischrunde in der Mampestube ein.

189 **Pierre Bertaux**
Photographie. Um 1925.
Vorlage: Brigitte B. Fischer: Sie schrieben mir oder Was aus meinem Poesiealbum wurde.
Zürich, Stuttgart: Classen 1978, vor S. 273.

Pierre Bertaux
Geb. am 8. 10. 1907 in Lyon. Sohn des Germanisten Félix Bertaux. Studiert in Paris und, ab 1927, in Berlin. Assistent an der Friedrich-Wilhelms-Universität.
Bertaux's politische, wissenschaftliche und Verwaltungstätigkeit von 1933 bis zum Ende des 2. Weltkriegs referiert Brigitte Bermann Fischer in ihren Erinnerungen:

Bertaux wurde 1933 Leiter des »Gesprochenen Wortes« am französischen Rundfunk Paris, PTT und 1934 persönlicher Referent im dortigen Auswärtigen Amt. Er leitete die französischen Rundfunksendungen in deutscher Sprache als Gegenaktion gegen die Sendungen der Nazis in französischer Sprache über den Stuttgarter Rundfunk. Pierre habilitierte sich 1936 und wurde Professor für Germanistik an der Universität Toulouse. Nebenbei diente er dem Staat in verschiedenen Missionen und bei Ausbruch des Krieges wurde er Dolmetscher beim Generalstab. Nach der deutschen Invasion 1940 organisierte er eine der ersten Untergrundaktionen Südfrankreichs, weswegen ihn die Pétainregierung zu drei Jahren Festungshaft verurteilte. Nach seiner Befreiung zog er im August 1944 als Kommissar der Republik in das befreite Toulouse ein.
Brigitte B. Fischer: Sie schrieben mir ... a. a. O., S. 283 f.

Als weitere Funktionen in Politik und Verwaltung folgen u. a. das Amt des Préfet du Rhône (1947 und 1948) und des Generaldirektors der »Sûreté Nationale« (Polizeiminister) (1949—1951). 1953 wird er zum Senator für den Französischen Sudan (heute Mali) gewählt (bis 1955). 1958—1965 Professor für Germanistik in Lille, ab 1965 an der Sorbonne. Direktor des

von ihm gegründeten Institut d'allemand d'Asnières an der Universität Paris.
Publiziert u. a. Hölderlin. Essai de biographie intérieure. Paris 1936. — Le lyrisme mythique de Hölderlin. Paris 1936. — Mutation der Menschheit. Frankfurt a. M., Hamburg 1963 (La Mutation humaine. Paris 1964). — Afrika. Von der Vorgeschichte bis zu den Staaten der Gegenwart. Frankfurt a. M., Hamburg 1966 (= Fischer-Weltgeschichte, Bd. 32). — Hölderlin und die französische Revolution. Frankfurt a. M. 1969. — La Libération de Toulouse et de sa région. Paris 1973. — Zur Entstehung des Henri Quatre. Berlin 1973. — Friedrich Hölderlin. Frankfurt a. M. 1978. — Herausgeber von: Friedrich Hölderlin. Dichtung, Schriften, Briefe. Frankfurt a. M., Hamburg 1957. — Dictionnaire français-allemand; Dictionnaire allemand-français (»Wörterbuch [Félix] Bertaux — [Emile] Lepointe«). Neue Bearbeitung. Wiesbaden 1966 und 1968. — Friedrich Hölderlin. Werke, Briefe, Dokumente. München 1969. — Lebt in Sèvres bei Paris.

Der Briefwechsel mit Félix Bertaux endet im Jahre 1935, während der letzte vorhandene Brief an Pierre Bertaux am 24. Februar 1938 geschrieben wurde.

*

Vom 8. September 1927 datiert der erste von mehr als zweihundert Briefen Roths an Stefan Zweig. Es ist der Auftakt zu einem Verhältnis, bei dem Stefan Zweig immer mehr die Rolle von Roths Mäzen und Vertrauten — zunehmend in der Zeit des Exils — übernahm.

Stefan Zweig *190*

Photographie. 1939. Von Gisèle Freund.
Vorlage: Gisèle Freund: Memoiren des Auges.
Frankfurt a. M.: S. Fischer 1977, S. 96.

Alfred Beierle berichtet, daß er die Bekanntschaft Roths mit Zweig vermittelt habe:

Er schrieb ein kleines kulturkritisches und kulturhistorisches Buch voller Wahrheit und Weisheit von großartiger Gestaltungskraft und Prophetik (1927 Verlag die Schmiede — »Juden auf der Wanderschaft«). Ich schickte es Stephan Zweig, und durch dieses Buch erwuchs beiden eine tiefe Freundschaft, in der Roths Produktivität zu ihrer schönsten Kraft gesteigert wurde und sein Stil, von seinen kleinen, feinen, gestochenen Buchstaben geschrieben, sich zu meisterhafter Vollendung entwickelt.
Alfred Beierle: Ich lebte mit Joseph Roth.
In: Roland von Berlin. (1949), 23, S. 8—10. — Siehe auch Kat. Nr. 118

Aus einem der frühen Briefe Roths an Stefan Zweig, Marseille, 2. Januar 1929:

Lassen Sie mich Ihnen noch einmal sagen, daß ich mich sehne, zu Ihnen in eine Vis a vis-Beziehung zu kommen. Ich spüre bei Ihnen etwas Menschliches, obwohl — ich will offen sagen, was Ihnen nicht neu sein wird — alle Literaturhunde Sie ankläffen. Gerade deshalb! wäre zu billig. Nein! Es ist noch etwas in Ihnen! ein humanes Herz sicherlich und eine sehr schöne humanistische Verachtung.
JRB, S. 141

Während Stefan Zweig Roth als den schriftstellerisch Überlegenen bewunderte, äußert sich Roth Dritten gegenüber oft kritisch über Zweig. Auch in seinen Briefen an Zweig verbindet er (übertriebenes?) Lob mit Kritik. So schreibt er — vermutlich über einen Korrekturabzug des Kapitels über Franz Anton Mesmer aus Zweigs Buch »Die Heilung durch den Geist. Mesmer, Mary Baker-Eddy, Freud«, das 1931 im Insel-Verlag, Leipzig, erschien:

Sie setzen zu viel voraus, im Anfang. Dennoch führt er nicht medias in res, sondern medias in scientias. Aber dann, aber dann! Es ist viel schöner als die Christian Science, und in den letzten Seiten wird es wirklich großartig. Dazwischen Stellen mit dem gewissen Schauder. »Wohin nun alter Mann?« Es hat mich getroffen. Und der allerletzte Absatz — bis auf ein Paar Tempora Imperfect z. B. statt Perfect — ist von einer wahren klassischen Schönheit, erinnert an Burckhardts Prosa, hat die gewichtige Leichtigkeit des wirklich Guten.
JR an Stefan Zweig. Frankfurt a. M., [September 1930]. — JRB, S. 181

*

191 Joseph Roth an Benno Reifenberg

Brief. Frankfurt a. M., 6. 7. 1931. 2 S. ms. mit Unterschrift.
JRB, S. 206
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

Roth berichtet über den Besuch einer Ausstellung über moderne Malerei im Frankfurter »Städel«:

[...] Grauenhafter Eindruck von aller moderner Malerei, ohne Ausnahme. Selbst bei Beckmann glaube ich einen enormen Abstand von den Alten zu sehen und eine Porosität. Ich glaube zu erkennen, daß die Malerei unmöglich geworden ist, noch weniger möglich als die Literatur.

Natürlich ist der Abstand zwischen Beckmann und den Anderen gegenwärtigen beinahe so groß wie der zwischen ihm und den Alten. Trotzdem bleibt es für mich rätselhaft, warum ich ohne was von Malerei zu verstehen, von einem alten Bild direkt körperlich berührt werde und bei einem guten neuen erst eine Anstrengung des Gehirns und der Phantasie bedarf. [...]

*

Mit René Schickele, den Roth 1930 kennenlernte und den er in der Emigration in Nizza und Sanary-sur-mer wiedersah, verband Roth eine »Literatenfreundschaft«. Begeistert schreibt er Schickele am 3. November 1931 nach der Lektüre von Schickeles neuem Roman »Der Wolf in der Hürde« aus Paris:

Sehr verehrter und lieber Meister Schickele,
soeben lege ich Ihr letztes Buch aus der Hand, Fischer hatte es mir zugeschickt, und es bedrängt mich, so stark ist es, so stark und rein ist es. Ich muß es Ihnen schnell sagen. Man wird es zu wenig, heute, fürchte ich. Sie sind einer der letzten echten Schriftsteller von heute in Deutschland, Sie lieber René Schickele. Ich habe Sie immer lieb gehabt und hab' Sie heute und seit 3 Tagen, an denen ich Ihr liebes Buch las, doppelt lieb.
[...]
JRB, S. 213 f.

René Schickele *192*
Der Wolf in der Hürde. Roman.
Berlin: S. Fischer (1931). 552 S.
(Schickele: Das Erbe am Rhein. Bd. 3.)
Leihgabe: StuUB Frankfurt a. M.

Joseph Roth *193*
[Antwort auf die Umfrage] Die besten Bücher des Jahres.
In: Das Tagebuch. 12 (1931), 51, S. 1978.
Leihgabe: Dr. Werner Berthold, Frankfurt a. M.

Ich habe in diesem Jahr nur wenig lesen können:
René Schickele: »Der Wolf in der Hürde« (S. Fischer Verlag)
Leonhard Frank: »Von drei Millionen Drei« (S. Fischer Verlag).
Hans Sochaczewer: »Die Untat« (Kiepenheuer Verlag).
haben mir die stärksten Eindrücke verschafft. Jedes dieser Bücher scheint mir geeignet, den Leser mit der einzigen Quelle dichterischer Schöpfung vertraut zu machen, die es gibt: *dem Herzen.*

Wenn ich diesem Bekenntnis noch einen Wunsch hinzufügen darf, so wäre es der, die Artikel *Leopold Schwarzschilds* gesammelt zu sehen. Alles, was er in diesen Wochen geschrieben hat, ist köstlicher Beweis dafür, daß noch *Vernunft* in der Welt vorhanden ist. Und wenn ich gewohnt wäre, Weihnachten Geschenke zu geben: ich würde auf die Tische der Sentimentalen die Worte des Vernünftigen legen.

194 René Schickele
Photographie.

René Schickele
Geb. am 4. 8. 1883 in Oberehnheim/Elsaß. Sohn eines Deutschen und einer Französin. Schriftsteller, journalistische Tätigkeit. Pazifist. Gründet 1902 mit Ernst Stadler und Otto Flake eine Aktionsgemeinschaft für progressive Dichtung, gibt die Zeitschrift der Gruppe, »Der Stürmer«, heraus. Seit 1909 Pariser Korrespondent, später Chefredakteur der Straßburger »Neuen Zeitung«. 1914–1920 Herausgeber der pazifistisch-expressionistischen Zeitschrift »Die weißen Blätter«. 1916 ins Exil in die Schweiz. Lebt von 1920–1932 in Badenweiler. 1932 ins Exil nach Frankreich, Sanary-sur-mer. Zeitlebens um Verständigung des deutschen und französischen Volkes bemüht. Publiziert u. a. Der Fremde. Roman. Leipzig 1913. — Benkal, der Frauentröster. Roman. Leipzig 1914. — Hans im Schnakenloch. Schauspiel. Berlin 1915. — Das Erbe am Rhein. Romantrilogie (Bd. 1: Maria Capponi. München 1925; Bd. 2: Blick auf die Vogesen. München 1927; Bd. 3: Der Wolf in der Hürde. Berlin 1931). — Symphonie für Jazz. Roman. Berlin 1929. — Die Witwe Bosca. Roman. Berlin 1933. — Liebe und Ärgernis des D. H. Lawrence. Amsterdam 1934. — Die Flaschenpost. Roman. Amsterdam 1937. — Le retour. Paris 1938 (dt. Strasbourg 1939). Gest. am 31. 1. 1940 in Vence bei Nizza.

*

Annette Kolb traf Roth öfters in den zwanziger Jahren im Hause Benno Reifenbergs in Frankfurt. Aus einem Brief vom 5. Juli 1932 aus Berlin spricht seine Verehrung:

Sehr verehrte, sehr liebe Frau Annette Kolb,
Ihre lieben Briefe jagen einander mit einer so reizenden Schnelligkeit, daß ich kaum antworten kann. Heute kam Ihr liebes Bild, ich danke Ihnen von Herzen. Wenn ich ein Bett hätte, ich hängte es darüber, vorausgesetzt, daß Sie nichts dagegen hätten. Es ist ein sehr schönes Bild von Ihnen, ein pfingstlicher Ernst ist darüber.
[...]
JRB, S. 219 f.

Annette Kolb *195*

Photographie.
Vorlage: Colpach. Luxembourg: Amis de Colpach 1978, vor S. 185.

Annette Kolb
Geb. am 2. 2. 1870 in München. Tochter eines Münchner Gartenarchitekten und einer französischen Pianistin. Romanschriftstellerin, Essayistin, Biographin und Übersetzerin. Pazifistin, Kosmopolitin. Lebt während des 1. Weltkrieges in der Schweiz, setzt sich von hier aus für den Frieden ein. Nach dem Krieg bis 1933 in Badenweiler. Ins Exil 1933 nach Paris, 1940 in die USA. 1945 Rückkehr nach Europa (Paris, dann München und Badenweiler). Zeitlebens um einen Ausgleich zwischen Deutschland und Frankreich bemüht.
Publiziert u. a. Das Exemplar. Roman. Berlin 1913. — Briefe einer Deutsch-Französin. Berlin 1916. — Daphne Herbst. Roman. Berlin 1928. — Kleine Fanfare. Berlin 1930. — Die Schaukel. Roman. Wien 1934. — Mozart. Wien 1937. — König Ludwig II. und Richard Wagner. Amsterdam 1937. — Festspieltage in Salzburg und Abschied von Österreich. Amsterdam 1938. — Franz Schubert. Sein Leben. Stockholm 1941. — Memento. Erinnerungen. Frankfurt a. M. 1960. — 1907—1964. Zeitbilder. Frankfurt a. M. 1964. Gest. am 3. 12. 1967 in München.
Siehe auch Kat. Nr. 287 und 288.

*

Über Roths Haltung zur »Gruppe 1925«, einem Zusammenschluß junger Schriftsteller, der auf Initiative von Rudolf Leonhard 1925 in Berlin entstanden war, berichtet Leonhard in seinem Nachruf auf Roth:

Als wir in Berlin die Gruppe 1925, eine Vereinigung junger Schriftsteller aktiven Charakters und mit aktivistischen Absichten, gründeten, trat Roth sofort bei und telegraphierte: »Empfehle Kliquenbildung im guten Sinne!«
Rudolf Leonhard: Geschichten vom Joseph Roth. In: Die neue Weltbühne. 35 (1939), 25, S. 792—794, hier S. 793. — Siehe auch Kat. Nr. 539

»Grupa 1925« *196*

Rozmowa z Józefem Rothem. Korespondencja własna.
In: Wiadomości Literackie. 16. 5. 1925.

Interview eines polnischen Journalisten mit Joseph Roth auf dem Boulevard St. Michel in Paris im Frühjahr 1926. Unter anderem berichtete Roth über die »Gruppe 1925«:

Unsere Gruppe vereinigt eine Reihe hervorragender deutscher Schriftsteller, darunter Johannes R. Becher, Walter Hasenclever, Alfred Döblin, Ernst Toller, Hermann Ungar, Rudolf Leonhard, Walther von Hollander, Klabund, Ehrenstein, Hans Siemsen, und viele andere. Lauter Schriftsteller, die mit der geistig revolutionären Bewegung unserer Epoche eng verbunden sind. Unsere Gruppe macht es sich zur Hauptaufgabe, den heutigen deutschen Autoren zu helfen, sich aus der Vereinsamung und Isolierung, welche in moralischer und materieller Hinsicht destruktiv wirken, herauszuarbeiten, sie mit einer starken Organisation zu verbinden und ihre Stellung auf diese Art und Weise zu stärken.
Übersetzung nach Bronsen, S. 270

In einem Brief an Bernard von Brentano (undatiert, vermutlich Jahreswende 1925/26) äußert er jedoch Skepsis und Zurückhaltung – Roth meinte fälschlich, die Initiative zum Zusammenschluß sei von Alfred Döblin ausgegangen:

Ich habe eine Einladung zu Döblins Runde bekommen. Ich werde in einer Form annehmen, die keine Bindung ist, sondern nur eine Artigkeit. Ich will keine Bindung mit deutschen Schriftstellern. Keiner von ihnen empfindet doch so radikal, wie ich. Lesen Sie meinen Aufsatz über Döblin. Es wird ihn, glaub' ich, kränken. Es täte mir leid. Fragen Sie ihn einmal darüber.
JRB, S. 75 f.

Und kurze Zeit später, gleichfalls an Bernard von Brentano, am 11. Februar 1926 aus Essen:

Ich habe nicht Döblin, der nicht Vorsitzender des Klubs ist, geschrieben, sondern Rudolf Leonhard, von dem die Sache ausgeht. Es ist kein Vorzug, unter uns gesagt, diesem Klub anzugehören. Einige sind dort, auf die ich pfeife. Ich habe Leonhard geschrieben, daß ich skeptisch bin, daß ich einen Verein loben würde, dessen Aufgabe es wäre, alle anständigen Menschen zur Auswanderung zu bewegen. Im Staate Geßlers, Stresemanns, Gerhart Hauptmanns, aber auch Heinrich Eduard Jacobs', Alfred Kerrs und Rowohlts ist nichts für uns zu holen.
JRB, S. 79

197 Rudolf Leonhard
Photographie. Von Fred Stein.

Zu Beginn des Jahres 1927 trat Leonhard selbst aus der Gruppe aus, deren mangelnde politische Aktivität ihn enttäuschte. Auch fühlte er sich bei einer Ausschußwahl hintergangen.

Im Nachlaß Roths findet sich die hier gezeigte Abschrift eines Briefes von Rudolf Leonhard an Alfred Döblin, in dem er die Gründe seines Austritts erklärt:

Rudolf Leonhard an Joseph Roth u. a. *198*
Rundschreiben. Pyrmont, 23. 1. 1927. 5 Bl. ms. mit Unterschrift.
Kopie. — Original: LBI
Enthält die Abschrift eines Briefes von R. Leonhard an Alfred Döblin.

*

Soma Morgenstern, in den zwanziger Jahren ebenfalls Mitarbeiter der »Frankfurter Zeitung« und im Pariser Exil einer der ergebensten Freunde Roths, hat ein Gespräch zwischen Robert Musil und Joseph Roth aufgezeichnet, das im Wiener Café Museum, etwa im Jahre 1930, stattfand. Dieses Gespräch ist aufschlußreich für Roths Verhältnis sowohl zu Musil als auch Angehörigen der »Frankfurter Schule« gegenüber:

Soma Morgenstern *199*
Dichten, denken, berichten. Gespräche zwischen Roth u. Musil.
In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. (1975), 79, Beil.: Bilder und Zeiten, S. [4].

[...] Musil äußerte den Wunsch, Roth kennenzulernen. Das wunderte mich, denn er war sonst gar nicht so neugierig, Schriftsteller kennenzulernen. Ich hatte Bedenken, die zwei zusammenzubringen. Ausweichend sagte ich: ›Er ist hier nur auf kurzen Besuch, aber ich treff' ihn noch einmal, und ich werde es so einrichten, daß er wieder ins ›Museum‹ kommt.‹

Ich war fast sicher, daß die zwei nicht zueinanderfinden würden. Musil war ein *poeta doctus*. Das fand man leicht heraus, wenn man ihn so gut kannte wie ich, auch vor dem Erscheinen seines großen Werks ›Der Mann ohne Eigenschaften‹. Roth hatte eine Abneigung gegen Denker-Künstler. Schriftstellern wie Ernst Bloch, Walter Benjamin — obwohl beide wie er auch für die ›Frankfurter Zeitung‹ geschrieben haben — wich er in weitem Bogen aus. Gegen den damals mit mir befreundeten Dr. Wiesengrund-Adorno zeigte er offene Gehässigkeit.

[...] »Ich bin kein Denker. Soma hat mich verleitet, eine Roman-Theorie von Georg Lukács zu lesen. Ich habe ihm zuliebe den Versuch gemacht, das Buch zu lesen. Zwei Seiten lang habe ich mich quälen lassen. Und damit war ich mit dem Buch fertig. [...]
Als Musil sich verabschiedet hatte — damals ging er noch allein nach Haus, ohne zu warten, daß ihn Frau Martha abholte —, sagte Roth: »Er spricht wie ein Österreicher, aber er denkt wie ein Deutscher. Fast so, wie deine Freunde Benjamin oder Bloch. Lauter Philosophen.«
[...]
Ein Jahrzehnt später, vielleicht schon im Jahre 1938 in Paris, fragte mich ein österreichischer Emigrant, ob Roth den »Mann ohne Eigenschaften« gelesen habe. Es saßen mehrere Leute an unserem Tisch, auch Roth, er schrieb, aber er hörte die Frage und beeilte sich, sie selbst zu beantworten: »Ich habe ein ganzes Stück mit Vergnügen gelesen. Aber wie er dann auf tausend Seiten Österreich immer wieder Kakanien nennt, und noch einmal Kakanien und noch einmal Kakanien, habe ich aufgehört. Das ist ekelhaft!« Das war alles über den »Mann ohne Eigenschaften«. Doch in jenem Jahr habe ich Roths Urteile über Bücher und Menschen nicht so ernst genommen wie die Leute, die an seinem Tisch saßen.
[...]

200 **Robert Musil**
Photographie. Um 1935.
Vorlage: Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften. Bd. 3.
Lausanne: Impr. Centrale 1943, Titelbild

*

Unverhohlene Antipathie empfand Roth der Zeitschrift »Die Weltbühne« gegenüber. Ihren Mitherausgeber Kurt Tucholsky bezeichnete er in einem Brief an Stefan Zweig vom 7. November 1933 aus Rapperswil am Zürichsee als »meinen alten Feind«. Bezeichnenderweise hat sich auch Tucholsky kaum — und dann nicht positiv — über Roth geäußert.

Als sich nach Roths Bruch mit der »Frankfurter Zeitung« von 1929/30 im Mai 1930 erneut Verhandlungen zwischen ihm und der Zeitung anbahnten, schreibt ihm Benno Reifenberg:

Es muß diese lästige Geschichte in der Weltbühne zu Ende gebracht werden. Sie wissen vielleicht nicht, daß die gesamte Redaktion Ihren Artikel damals als eine Diffamierung der F. Z. aufgefaßt hat, und daß Sie dort also mit einem außerordentlichen Ressentiment zu rechnen haben. Ich habe mir vorgestellt, man könnte durch einen offenen Brief an Sie

und Antwort, die Sie uns dann gäben, die Geschichte aplanieren. Es werden aber auch Stimmen laut, Sie sollten in der Weltbühne die Sache noch einmal aufgreifen.
Benno Reifenberg an JR, 14. 5. 1930. — JRB, S. 163

Roth antwortet dem Freund:

In der Weltbühne könnte ich nichts widerrufen. Ich stehe mit der Weltbühne ganz schlecht. Ich will mit dieser *Bagage* nichts zu tun haben.
JR an Benno Reifenberg, 17. 5. 1930. — JRB, S. 163

Was war vorausgegangen?
Roths Bereitschaft, an den »Münchner Neuesten Nachrichten« mitzuarbeiten (siehe den Abschnitt »Bei der ›Frankfurter Zeitung‹/Zerwürfnisse und Entfremdungen«), war in der »Weltbühne« von Hans Bauer scharf kritisiert worden:

Hans Bauer *201*

Ein Vorschlag und seine Erfüllung.

In: Die Weltbühne. 25 (1929), 39, S. 492—493.
JRW 4, S. 228—229

Immer wieder muß man der Wirklichkeit vorwerfen, daß, wenn sie nur will, ihre Unwirklichkeiten den gemeinsten Kolportageroman in den Schatten stellen und daß sie Vorgänge abrollen läßt, die zu erfinden niemandem erlaubt ist, der den bescheidensten Wert auf guten Geschmack und den Ruf legt, sich nicht in Kraßheiten zu verlieren.
Ich schlage das Heft 14, sechster Jahrgang, einer verschollenen Zeitschrift auf, des ›Drachen‹ nämlich, den ich vor Jahr und Tag in Leipzig herausgab und finde darin einen besonders ausgezeichneten Artikel des ausgezeichneten Schriftstellers Joseph Roth. Joseph Roth beschäftigt sich mit einem Preisausschreiben, das der Verlag der ›Münchner Neuesten Nachrichten‹ gemeinsam mit dem des ›Hamburger Fremdenblattes‹ veranstaltete und das nicht weniger als 100 000 Mark für den ›besten deutschen Zeitungsroman‹ auslobte. Ein Motiv, auf dem Joseph Roth köstlich boshafte Angriffe gegen die beiden Blätter, vor allem aber gegen die ›Münchner Neuesten‹ aufbaut.
›Die deutschen Schriftsteller‹, schreibt er, ›sind an solche Honorare nicht gewöhnt.‹ Und er weiß auch die Erklärung dafür: ›In einem Lande, in dem Zeitungen von der Qualität und der Gesinnung der ›Münchner Neuesten Nachrichten‹ erscheinen, kann es Schriftstellern von Qualität und Gesinnung nicht gut ergehen. Es wäre zu wünschen, daß die ›Münchner Neuesten Nachrichten‹ als Buße für ihre Existenz und ihr Erscheinen jedem anständigen deutschen Schriftsteller 100 000 Mark

zahlen, selbst wenn er ihnen keinen Roman liefert, auf daß er instand gesetzt werde, seine Heimat zu verlassen und die ›Münchner Neuesten‹ nie mehr zu sehen.« [...] Aber da vollzieht sich nun das Wunderbare und wahrhaft Unglaubliche. Im Jahre 1929 greifen die »Münchner Neuesten Nachrichten«, freilich wohl ohne seinerzeit die schriftliche Fixierung zu Gesicht bekommen zu haben, Joseph Roths Gedanken von der Bußgeldzahlung auf und wenden sich, da er für ein normales Geld ihnen keine Zeile schreiben würde, mit dem königlichen Honorarangebot von 2000 Mark pro Monat für zwei Artikel an einen der Schriftsteller, die Joseph Roth gewiß im Sinne seines Artikels unter die anständigen und die von Qualität und Gesinnung rechnet: an ihn selber! [...]
Es wäre pharisäerhaft, dem Schriftsteller Joseph Roth mit moralischen Erwägungen zu kommen und ihn das den meisten Menschen eigne Streben nach besserer Entlohnung entgelten zu lassen. In Wahrheit wird er auch bei den »Münchner Neuesten Nachrichten« keine Zeile gegen seine Überzeugung schreiben – das allein wäre charakterlos! – und seine Konzessionen werden sich nur auf diejenigen Zeilen erstrecken, die er ungeschrieben läßt. Er hat gehandelt, wie neunundneunzig unter hundert Menschen handeln würden, und niemandem, der es sich nicht selber zumutet, darf von einem Fremden zugemutet werden, daß er der eine, die Norm sprengende Sonderfall sei.
In der politischen Chronik unserer Tage aber bleibt der bemerkenswerte Fall zu registrieren, daß eine Begabung, die sich nicht zuletzt durch ihre Kritik an der Qualität einer reaktionären Zeitung unter Beweis gestellt hatte, von eben dieser Zeitung, weniger wohl um die eignen Spalten zu füllen als um fremden eine Kraft zu entziehen, aufgekauft wird.

Roth verteidigte sich mit einer Replik »Joseph Roth antwortet«:

202 Joseph Roth antwortet

In: Die Weltbühne. 25 (1929), 39, S. 493–494.
JRW 4, S. 230–231

Seit dem Jahr 1925 sind, wie man weiß, vier Jahre vergangen, ein Zeitraum, in dem es mir wohl gestattet sein könnte, eine Meinung zu ändern. Heute würde ich die zitierten Sätze nicht schreiben, auch wenn ich inzwischen nicht Mitarbeiter der »Münchner Neuesten Nachrichten« geworden wäre. Denn obwohl ich natürlich immer noch von meinen schriftstellerischen Qualitäten überzeugt bin, die mir Hans Bauer schon damals zugestand, kann ich doch seine Meinung über den gelungenen Witz jenes von mir im »Drachen« gemachten Vorschlags nicht teilen. Ja, ich finde diesen Vorschlag heute billig. Folge einer polemischen Flüchtigkeit, die von einer geübten Dialektik geschickt cachiert wird und mei-

ner formalen Gewissenhaftigkeit unwürdig. Zwar erinnere ich mich nicht mehr, in welcher Stimmung ich damals über die »Münchner Neuesten Nachrichten« geschrieben habe. Aber es fällt meinem Gewissen leicht, heute noch zu versichern, daß ich 1925 von keiner deutschen Zeitung, die einen Preis von 100 000 Mark für den »besten deutschen Roman« ausgesetzt hätte, anders hätte denken können als von den »Münchner Neuesten Nachrichten«. Meine Meinung von den Zeitungen war überhaupt nicht die beste — und heute noch halte ich mehr von mir als von ihnen.

Hierin scheint mir, unterscheide ich mich von Hans Bauer (und manchen Andern). Ich bin mehr von mir eingenommen, als er. Wo immer ich schreibe, wird es »radikal«, das heißt: hell, klar und entschieden. Fremd und verhaßt ist mir die subalterne Anschauung, die Institution wäre stärker als der Schriftsteller. (»Er schreibt für . . . .«, »er ist bei . . .«). Niemals habe ich die »Weltanschauung« irgend einer Zeitung, in der ich gedruckt war, geteilt oder gar repräsentiert. Der anständige Radikalismus, den in der ›Frankfurter Zeitung‹ mit mir noch zwei, drei Freunde vertreten und repräsentiert haben, ist nicht der Radikalismus der ›Frankfurter Zeitung‹. Von dem Standpunkt aus, von dem ich Reaktionäre, Liberale, Radikale, Oppositionelle einzig sehen kann, sehen die ›Kreuzzeitung‹ aus wie der ›Vorwärts‹, Wilhelm II. wie Scheidemann, die Juden wie die Antisemiten, die jüdische Konfektion wie die arische Industrie. Ich habe erfahren, daß ein wirklich unabhängiger Schriftsteller beinahe in keiner einzigen Zeitung schreiben kann, was er will und wie er will, ohne mit der Inseratenabteilung in Kollision zu geraten, mit den Herren Abonnenten, mit den Interessen des Verlagsdirektors. Ich nehme es den Zeitungen nicht übel. Sie sind höchst mangelhafte Einrichtungen. Sie müssen Geschäfte sein. Ich ziehe daraus nur zwei Konsequenzen: erstens war ich nie Redakteur, bin kein Redakteur, werde nie einer sein; zweitens lasse ich mich nur von jenen Zeitungen bezahlen, die mich schreiben lassen, was ich will und wie ich will.

Es ist sachlich falsch: daß ich bezahlt werde, um etwas zu verschweigen und um in andern Zeitungen oder Zeitschriften nichts zu publizieren. Im Gegenteil: ich darf nicht nur in den »Münchner Neuesten« schreiben, was und wie ich will. Niemals und nirgends hat ein Verlag einem »radikalen« Schriftsteller gegenüber eine größere Noblesse gezeigt. Der Verlag der »Münchner Neuesten« bringt sogar meine in der »Frankfurter Zeitung« erschienenen »radikalen« Aufsätze gesammelt heraus. Wenn diese Noblesse Klugheit ist, um so besser.

Es bleiben von der Glosse Hans Bauers nur zwei Tatbestände übrig, die ich anerkennen kann: erstens, daß ich im Jahre 1925 einen faulen Witz über die »Münchner Neuesten« gemacht habe (und den bedauere ich); zweitens, daß ich ein »ausgezeichneter Schriftsteller« bin.

Siehe auch Kat. Nr. 260.

Roth fand im Lager der Linken nur noch wenig Sympathien. In der Zeitschrift des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands, »Die Linkskurve«, die damals allerdings selbst mit Tucholsky, Toller, Heinrich Mann und anderen unabhängigen radikalen Demokraten unsanft umging, urteilte Oto Bihalji-Merin über eine Rezension des Eisenstein-Films »Panzerkreuzer Potemkin« von Joseph Roth sehr scharf:

203 **Bi [d. i. Oto Bihalji-Merin]**
Die Sorgen des Joseph Roth.
In: Die Linkskurve. 2 (1930), 5, S. 27.
Nachdruck. Glashütten i. Ts.: Auvermann 1970.

In einer mehr an Worten als an Gedanken reichen Besprechung schreibt Roth im »Scheinwerfer« unter anderem folgenden Satz, den wir der Vergessenheit zu entreißen gewillt sind: »Der Potemkin-Film fand eine günstige Bereitschaft: Das humane Gewissen Europas, das immer Feind des Zarismus war. Die »Generallinie« findet überhaupt keine Bereitschaft: 1. weil unsere Maschinenmüdigkeit zu groß ist; 2. weil uns Stalins (und selbst Lenins) Programm zu banal ist. Wir haben ganz andere viel kompliziertere Sorgen und allerdings auch noch einen Rest von romantischer Zuneigung zum »rätselhaften Osten« . . . .«
Fürwahr, die Gedanken des Herrn Joseph Roth beschäftigen sich mit wichtigeren Dingen. Diese lächerliche und aufgeblasene Schreiberseele, dieses armselige Licht mit der romantischen Zuneigung (der irrtümlicherweise zur neuen Literatur gerechnet wurde) kennt selbstverständlich nur die eine gebieterische und maßgebende Sorge aller Literaturkonfektionäre und geistigen Agenten des Kapitals: nämlich die des Profits.

Neue Bindung: Andrea Manga Bell

An einem Augustsonntag 1929, im zweiten Jahr von Friedls Krankheit, besuchte Roth Lotte Israel, eine Freundin von Ernst Toller, in ihrem Landhaus am Stölpchensee bei Berlin. Neben Walter Hasenclevers Schwester Marita traf er dort Andrea Manga Bell, eine schöne Mulattin, mit der ihn sechs Jahre lang eine tiefe geistige und erotische Beziehung verbinden sollte.

Andrea Manga Bell *204*

Photographie. Um 1929. Von Franz Pfemfert Abb. 49

Leihgabe: K & W

Andrea Manga Bell
Geb. 1900 in Hamburg. Tochter eines farbigen Kubaners — Pianist, Liszt-Schüler, Komponist — und einer Hamburgerin hugenottischer Herkunft.
Heiratet nach 1918 »le Prince de Douala et Bonanyo«, früher Deutsch-Kamerun, Alexandre Manga Bell, der zeitweise am kaiserlichen Hof in Berlin erzogen worden war. (Sein Vater war von den Deutschen hingerichtet worden.) Lebt mit ihm in Versailles. Zwei Kinder. Folgt ihrem Mann nicht nach Duala. Lebt etwa seit 1925 in Berlin. Wird durch Fürsprache von Franz Blei Redakteurin der Kunstzeitschrift »Gebrauchsgraphik« im Ullstein-Verlag. Lernt 1929 Joseph Roth kennen, mit dem sie von 1931 bis 1936, zuerst in Berlin, dann in Paris zusammenlebt.
Lebt in Paris.

Joseph Roth *205*

Photographie. Vermutlich Ende der zwanziger Jahre.

Vorlage: K & W

Seit 1931 lebte Roth mit Andrea Manga Bell zusammen. Etwa im September zogen sie nach Paris. Ein Brief Roths an Friedrich Traugott Gubler, den Nachfolger Benno Reifenbergs in der Feuilleton-Redaktion der »Frankfurter Zeitung«, vermutlich vom September 1931, läßt Glück und Selbstbewußtsein erkennen:

Ich bin in Paris, will hier möblierte Wohnung nehmen. Kann Ihnen nichts Genaues privates mitteilen. Brauche viel Geld, bin sehr zufrieden, nüchtern und gescheit.
JRB, S. 210



49. Andrea Manga Bell. Um 1929

Kurze Zeit danach ist aber auch diese Beziehung von Sorgen überschattet. Aus einem Brief vom 10. Oktober 1931, ebenfalls an Gubler:

Meine Gegenwart ist trübe und meine Zukunft finster. Ich habe nach allen Seiten hin zu sorgen, und es ist mir manchmal, als hätte ich 10 Pferde nach allen Richtungen laufen und müßte sie krampfhaft zusammenhalten. Und ich selbst bin auch ein dummes Roß und laufe mir selbst davon.
[...]
Frau M. B. konnte ich nicht lassen. Im letzten Moment war mein Herz weh, und mein Gewissen, das ihm benachbart ist, auch — und nun glaube ich, an dieser Einen gut machen zu können, was ich an vielen gesündigt habe — an mir selbst auch — (und sie läßt Sie herzlich grüßen und sagt manchmal, mit mir im Verein Liebes von Ihnen).
JRB, S. 211 f.

Wieder sind es Geldnöte, die Roth bedrücken. Da Andrea Manga Bell von ihrem Mann keine finanzielle Unterstützung erhielt, fiel die Sorge auch für ihre beiden Kinder Roth zu. Er versuchte, die Tochter in einem Kloster und den Sohn in einem Pensionat unterzubringen, und bat in dieser Angelegenheit seine französische Übersetzerin Blanche Gidon um Hilfe.

Joseph Roth an Blanche Gidon *206*

Brief. Frankfurt a. M., 11. 10. 1932.
Kopie. — Original: K & W
JRB, S. 233—235

[...] Der Vater der Kinder ist der unter französischem Protektorat stehende Fürst von »Dualla und Bunanjo«. — Er hat Frau Manga-Bell, die Mutter der Kinder, böswillig verlassen. — Die Kinder sind in Paris geboren, also Franzosen. — Sie werden in Deutschland — ihrer Rasse wegen — und ihrer Zukunft wegen — nicht lange bleiben können! — 1.) Sie sind Neger und also a priori auf Frankreich angewiesen. — 2.) Sie sind französische Neger, also Franzosen. 3.) Sie haben gute Möglichkeiten in Frankreich, weil ihr Vater ein französischer »Negerhäuptling« ist. Die Kinder sind: 12 und 11 Jahre alt: der Junge 12, das Mädchen 11 Jahre. Von Kinderkrankheiten kann keine Rede sein — von unvoraussehbaren Zufällen abgesehen.
[...]
Ich selbst bin sehr präokkuppiert von dem Schicksal der Kinder. Ich liebe sie, als wären sie meine eigenen. — Ich würde sie auch adoptieren, wenn ich sie dadurch nicht des viel mächtigeren natürlichen Vaters berauben würde.
[...]

Und aus einem Brief an Ernst Křenek vom 10. September 1932 aus Paris:

Ich komme nicht mehr zu Rande mit meinen verworrenen privaten Verhältnissen. Sie gehen allzu parallel mit den »öffentlichen«.
JRB, S. 226

Auch diese Bindung scheiterte an Roths Unabhängigkeitsbedürfnis. Einige Monate vor der Trennung, am 26. November 1935, schreibt er Stefan Zweig aus Paris:

Ich *muß frei sein,* am Abend, ich muß *allein* sein können, und mit gutem Gewissen allein sein können. Es steckt in dieser Frau — wie übrigens in allen — der fatale und sehr natürliche Drang, mich einzuengen, familiär und zum Haustier zu machen, und ich kann mich *mit gutem Gewissen* nur dann davor schützen, wenn ich sie nicht entbehren lasse. Ohne gutes Gewissen aber kann ich mich nicht für frei halten. Dann litte ich doppelt.
JRB, S. 442

207 Hertha Pauli

Der Riß der Zeit geht durch mein Herz. Ein Erlebnisbuch.

Wien, Hamburg: Zsolnay 1970. 270 S.

Hertha Pauli, eine mit Roth befreundete Schriftstellerin, erinnert sich in ihren Memoiren an »eine schöne, dunkelhäutige Frau, die Roth wie ein Schatten durchs Exil begleitete«:

Sie hieß Manga Bell und war mit einem Häuptling oder König von Französisch-Kamerun verheiratet. Man erzählte sich, daß der König immer noch auf ihre Rückkehr warte, und daß Kamerun-Neger in Paris bei jeder zufälligen Begegnung vor ihr auf die Knie fielen.
Ich hielt das immer für ein Märchen, bis ich dreißig Jahre später im Schweizer Kanton Tessin zufällig mit zwei Austauschstudenten aus der Republik Kamerun ins Gespräch kam und meine einstige Freundin Manga Bell erwähnte. Der Ausdruck der jungen Afrikaner verwandelte sich schlagartig von freundlicher Distanz in respektvolles Staunen. *»La femme du chef«* sagte der eine. *»Du roi«,* verbesserte der andere. Wir hatten Manga Bell beim Fall von Paris aus den Augen verloren. Nun hörte ich, daß auch in Kamerun niemand wisse, was aus ihr geworden war. Ihr Gatte habe sich nach dem Zusammenbruch Frankreichs mit de Gaulle solidarisiert, um Hitler zu bekämpfen, und sei dann auf mysteriöse Weise gestorben. An der italienischen Grenze trennten wir uns; die Studenten schüttelten mir die Hand und schauten mir lange nach — jemand, der ihre Königin gekannt hatte ...

An Roths Stammtisch war Manga einfach eine von uns. Sie allein hätte heimkehren können, zog es aber vor, bei Roth und uns zu bleiben. Als einzigen Schmuck trug sie meist eine rote Rose, die ihr der Dichter jeden Morgen überreichte. So welkte sie dann langsam und leise zwischen uns dahin.
S. 46 f.

Auch Karl Retzlaw erinnert sich an ein Zusammentreffen in der Emigration:

Fast drei Jahrzehnte später saß ich in Paris bei Josef Roth im Café Tournon, es waren auch Valeriu Marcu, Josef Bornstein und Hermann Kesten in der Runde, als sich eine dunkelhäutige Dame zu uns setzte. Josef Roth stellte sie vor: »Madame Manga Bell«. Sie war eine intelligente und schöne Frau; teilweise deutscher Abstammung, ihre Mutter war Hamburgerin. Bei Nennung des Namens fiel mir der Negerknabe aus der Sonntagsschule meiner Schwester ein, und ich erzählte ihr von meiner Bekanntschaft mit dem Jungen Manga Bell 1912 in Berlin. Sie sagte, dieser Manga Bell sei ihr Mann; jetzt Senator für Kamerun im Senat der Französischen Republik. So erneuerte ich meine Bekanntschaft mit der Familie Manga Bell in der Tischrunde Josef Roths. Der Mord an King Manga Bell war nicht vergessen. Die Tochter des Ehepaares bestand das französische Fliegerexamen und wurde Fliegeroffizier in der Armee de Gaulles.

Karl Retzlaw: Spartakus. Frankfurt a. M. 1972, S. 22. — Siehe auch Kat. Nr. 434

Die journalistischen Arbeiten

»Ich zeichne das Gesicht der Zeit.«
Joseph Roth an Benno Reifenberg, 22. 4. 1926. – JRB, S. 88

In die Scharen der verblüffend Produktiven, der fixen Könner, der blumigen Expressionisten, nüchtern Neu-Sachlichen und abgekehrten Individualisten trat *Joseph Roth* als ein Autor mit unverwechselbaren Zügen. Roth, aus Ostgalizien über Wien nach Berlin gekommen, begann als Feuilletonist, dessen Name mit der »Frankfurter Zeitung« für immer verbunden bleibt. Obwohl er völlig »modern« sah, urteilte und schrieb, lehnte er sich keiner Stilrichtung an. Eine hohe geistige Souveränität und die Kraft eines mitleidenden Herzens zeichneten ihn aus vor vielen seiner schreibenden Zeitgenossen. Schon mit seinen ersten Veröffentlichungen entwickelte er einen eigenen Stil, den Stil einer einmaligen dichterischen Persönlichkeit.
Hermann Linden: Vorwort des Herausgebers. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 7–11, hier S. 7

Überlegungen zum Métier

208 **Joseph Roth an Benno Reifenberg**
Brief. 22. 4. 1926. 4 Bl. hs. mit Unterschrift.
JRB, S. 87–89
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

[...] Man kann Feuilletons nicht mit der linken Hand schreiben. Man *darf* nicht *nebenbei* Feuilletons schreiben. Es ist eine arge Unterschätzung des ganzen *Fachs.* Das Feuilleton ist für die Zeitung ebenso wichtig, wie die Politik und für den Leser *noch* wichtiger. Die moderne Zeitung wird gerade von allem andern, nur nicht von der Politik, geformt werden. Die moderne Zeitung braucht den Reporter nötiger, als den Leitartikler. Ich bin *nicht* eine Zugabe, nicht eine Mehlspeise, sondern eine *Hauptmahlzeit.*

[...] *Mich* liest man mit Interesse. *Nicht* die Berichte über das Parlament. *Nicht* die Leitartikel, *nicht* die Telegramme. Aber der Verlag glaubt, der Roth ist ein nebensächlicher Plauderer, den sich eine große Zeitung gerade noch leisten kann. Es ist sachlich falsch. Ich mache keine »witzigen Glossen«. *Ich zeichne das Gesicht der Zeit.* Das ist die Aufgabe einer großen Zeitung. Ich bin ein Journalist, kein Berichterstatter, ich bin ein Schriftsteller, kein Leitartikelschreiber.
[...]
Seite 87 f.

Ich bin langsam, gründlich, voller Angst, ich könnte was Falsches sehn, mein »Stil« ist ja nichts anderes, als eine genaue Kenntnis des Zustands — ohne sie schreibe ich schlecht — wie Sieburg im Osterblatt. Ich bin kein Leerschreiber. Ich habe keine »Gedanken« — nur Kenntnisse.
JR an Benno Reifenberg, 23. 4. 1927. — JRB, S. 102

Bei Einem, der Tag und Nacht schreibt, spielt die Eitelkeit keine Rolle. Sie ist es auch nicht, die das Anhängsel an meinem Aufsatz kritisiert. Sondern die journalistische formale Gewissenhaftigkeit. Es gibt ein typographisches Gewissen. *Das gebietet eine Vornotiz und leidet kein Nachwort.*
JR an Benno Reifenberg. Marseille, 30. 8. 1925. — JRB, S. 65

Man muß nicht nur streichen und sogar verändern dürfen, man *soll* es sogar beinahe immer. Von 40 Artikeln, die ich geschrieben habe, sind vielleicht zehn »unversehrt« erschienen. Sie sind kein Solosänger, sondern ein Chorsänger. Sie haben Sich einzufügen. Sie können im Einzelnen über den Grund dieses und jenes Striches streiten. Aber Sie müssen es prinzipiell zulassen. Vielleicht werden Sie mit dieser eifersüchtigen Liebe zu jeder Zeile, die Sie von Sich geben, ein genialer Dichter. Ein guter Journalist niemals. Die Sache, der Sie Ihren Aufsatz widmen, ist heilig. Ihr Aufsatz ist Mittel zum Zweck.
JR an Bernard von Brentano. Essen, 11. 2. 1926. — JRB, S. 78

Würden Sie oft und viel schreiben, so kämen Sie von selbst zu dem Ergebnis, daß der *Rausch* des Schreibens nur 2—3 mal im Leben dem beschriebenen Gegenstand entspricht, und daß man gerade dort, wo man ungehemmt und mit Wollust schreibt, dreifach aufpassen muß, um sich nicht zu verraten. Der Rausch und die Wollust müssen *eingesperrt* liegen in den Objekten der Arbeit, so daß sie Glanz bekommen. Von da allein beziehen sie ihren Glanz.
JR an Benno Reifenberg. Wien, 30. 7. 1928. — JRB, S. 135

209 **Joseph Roth**
Feuilleton.
In: Berliner Börsen-Courier. 53 (1921), 341, S. 5—6.
JRW 4, S. 803—806

[...]
Die Leute sagen: Heine hat das Feuilletonunheil in die Welt gebracht. Heines Reisebriefe sind aber nicht nur amüsant, sondern eine künstlerisch große Leistung und somit eine ethische. Der entartete Homo sapiens hätte zehn Jahre die Pariser verschiedenen Statistiken studiert und dann ein langweiliges, also unmoralisches, Buch geschrieben.
Heine hat vielleicht kleine Tatsachen umgelogen, aber er sah eben die Tatsachen so, wie sie sein sollten. Denn sein Auge bestand nicht nur aus optischem Instrument und Sehsträngen.
Wenn das »bürgerlich« ist, so ist »bürgerlich« sehr ethisch. Dann lebe das Bürgertum!
[...]
Seite 805

Politik

»EIN UNPOLITISCHER GEHT IN DEN REICHSTAG«: WEIMARER REPUBLIK

210 **Reichstagsgebäude, Berlin**
Photographie.
In: Reichstag-Aspekte.
Bonn: Dt. Bundestag, Presse- u. Informationszentrum [1972], S. 9.

211 **rth [d. i. Joseph Roth]**
Ein Unpolitischer geht in den Reichstag.
In: Frankfurter Zeitung. 68 (1924), 402, S. 1.
JRW 4, S. 32—35

Joseph Roth berichtet von der Eröffnungssitzung des am 4. Mai 1924 neugewählten Reichstages, in dem erstmals die Nationalsozialisten, mit der Deutschvölkischen Freiheitspartei zur Nationalsozialistischen Freiheitspartei vereinigt, mit 32 Sitzen vertreten waren.

Joseph Roth *212*

Ebert.
In: Das Prager Tagblatt. 48 (1923), 257, S. 2.
JRW 4, S. 95–98

Seine persönliche Tragik wächst mit dem Unglück Deutschlands. In diesem Sinne repräsentiert er es menschlich, nicht nur beruflich. Er wurde Reichspräsident, unfreiwillig und aus Verlegenheit. Er blieb es aus Notwendigkeit. Niemals hat er sich selbst überschätzt. Immer unterschätzten ihn andere. [...] Zwischen der rohen Mißgunst kleinbürgerlichen Pöbels und der Verständnislosigkeit des flachköpfigen Gewerkschaftssekretärs spielt sich die deutsche Tragödie Ebert ab.
[...]
So, mit Erfolg, um Achtung werbend, wuchs er in den Augen seiner politischen Gegner. So konnte im Oktober 1922 sein Provisorium aufhören und seine Präsidentschaft eine endgültige bleiben. Aber je mehr Ebert Gegner verlor, desto geringer wurde die Zahl seiner — Freunde. Je mehr er an Achtung gewann, desto mehr verlor er an Liebe. Er war den Parteien entrückt, nicht mehr Gegenstand ihres Haders, sondern ihrer Achtung, einer kühlen Achtung, und ihres leisen Mißtrauens. Er hatte die einen angenehm enttäuscht und sich von den anderen entfernt. Und weil es in diesen fünf Jahren der deutschen Sozialdemokratie nicht gelang, die deutsche Republik zu repräsentieren, Präsident Ebert es aber konnte und mußte, entstand — ohne beider Schuld — ein deutlicher Gegensatz zwischen den grundsätzlichen Anschauungen der Partei und den Auffassungen Eberts von seiner Pflicht.
[...]
Wenn ihn jetzt die Partei verläßt, verlassen muß, wird Ebert ein Heimatloser sein und ein — Ohnmächtiger. Denn die Politik im Innern Deutschlands ist nicht durch eine menschliche Kapazität zu beeinflussen, sondern durch einen brutal Mächtigen. Aber aus dem Gegensatz zwischen Eberts Machtlosigkeit, Einsamkeit, Verlassenheit und den äußeren Widerständen der deutschen Parteien erblüht das tragische Schicksal einer einzigartigen Gestalt, eine Art traurigen Königtums, das nicht von dieser Welt ist.

Friedrich Ebert *213*

Gemälde von Lovis Corinth. 1924. Farbphotographie.
In: Fragen an die deutsche Geschichte. Ideen, Kräfte, Entscheidungen von 1800 bis zur Gegenwart. Histor. Ausstellung im Reichstagsgebäude in Berlin. Katalog. 4., erw. Aufl.

Bonn: Dt. Bundestag, Presse- u. Informationszentrum 1979, Taf. XVIII.

214 **Joseph Roth**
Besuch im Rathenau-Museum. Zum Todestage Walter Rathenaus.
In: Frankfurter Zeitung. 68 (1924), 466, S. 1.
JRW 4, S. 115–118

Roth besuchte das zum »Rathenau-Museum« erklärte Wohnhaus des am 24. Juni 1922 ermordeten Reichsaußenministers Walther Rathenau in der Königsallee in Berlin-Grunewald:

[...]
Und sah doch das nahe Ende nicht deutlich. Auf seinem Schreibtisch im oberen Teil des Hauses sah ich ein Buch: »Die deutsche Jugend und das Gebot der Stunde«. Ach! er überschätzte den Teil der deutschen Jugend, dessen Opfer er wurde. In einem Zimmer fand ich auf *einem* Tisch in friedlicher und sinnreicher Nachbarschaft den alten, weisen »Schulchan-Aruch«, den religiösen bon-Ton der jüdischen Diaspora-Orthodoxie, und das alte — »Weißenfelsische Gesangbuch«. Durch das ganze Haus und durch das ganze Wesen dieses Mannes ging dieser versöhnende Geist. Sein Leben kennzeichnet der Versuch, Antike, Judentum und Urchristentum in Harmonie zu bringen. Es weht ein starker Akkord der Versöhnlichkeit durch die Bücher, die er las und schrieb. Es war der Versuch, in die Gemeinschaft *eines* Orchesters die verschiedenen Instrumente der Kulturwelten zu bringen. Er las am Tage das Neue Testament, um es zu erforschen. Es lag neben seinem Bett, um ihn mit Liebe zu erfüllen. Er war ein Christ; ihr findet keinen Besseren.
[...]

215 **Das Studierzimmer im Haus Rathenau, Berlin, Grunewald**
Photographie.
In: Harry Wilde: Walther Rathenau in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten.
Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1971, S. 68.
(rowohlts monographien. 180)

»REISE DURCH DEUTSCHLANDS WINTER«: AUFKOMMENDER NATIONALSOZIALISMUS

Schon in seinem ersten größeren Artikel in der »Frankfurter Zeitung«, »Reise durch Deutschlands Winter«, der am 9. Dezember 1923 erschienen war, hatte Roth geschrieben: »Es fehlt in Deutschland an einem regulierenden Bewußtsein.« *(JR: Reise durch Deutschlands Winter. In: FZ. 68 (1923), 912, S. 1. — JRW 3, S. 651—654.)*

Nach dem Besuch eines Kostümfestes, wohl zu Beginn des Jahres 1926, das »zur Hälfte von [Heinrich] Simon arrangiert« worden war und Roth mit Kreisen der Frankfurter »Haute volée« bekannt gemacht hatte, schreibt er Bernard von Brentano — der betreffende Brief ist undatiert — :

[...]
Nein, lieber Brentano, in dieser Gesellschaft möchte ich nicht bekannt und nicht gelesen sein. Die Aristokratie ist der Industrie sichtbar untertänig, die Industrie der Bank und umgekehrt. Es ist eine in Häßlichkeit sterbende Welt. Wenn so die Gesellschaft Andrä in Berlin aussieht, verzichte ich auch. Ich täusche mich wahrscheinlich nicht. Diese Leute haben noch 5 Jahre die Macht. Ihre Form verlieh ihnen Macht über das Proletariat. Aber jetzt sind sie selbst formlose Plebejer. Die Proletarier haben viel mehr Geschmack. Ich hasse das Land und seine Machthaber seit gestern um ein Beträchtliches mehr. Ich verlasse es bestimmt.
[...]
JRB, S. 77

Joseph Roth *216*

Einstein, der »Fall«.
In: Freie Deutsche Bühne. 2 (1920), 2, S. 33—35.
JRW 4, S. 66—67

Zur Berichterstattung der Ullstein- und Mosse-Presse über Einsteins Relativitätstheorie und zu den Angriffen einer »deutschnationalen Vereinigung der Naturforscher«:

[...]
Die christlich-germanische Weltanschauung aber, die Wahrheiten auf ihre arische Abstammung prüft, war irritiert durch das Jüdeln der bei Ullstein und Mosse erschienenen Relativitätstheorie und horchte auf. Zwischen Reporter und Reportarier geworfen, verwandelte sich ein Forschungsergebnis zum politischen Fußball. Im Saal der Disharmonie vereinigten sich deutsche Naturforscher zu wissenschaftlichen Disputen auf antisemitischer Grundlage. Aus Relativitäts- wurde Rassentheorie.

[...]
Er verlasse das Land der Reportage und der Karikultur. Wenn die Jahrhunderte erweisen, daß seine Lehre eine wissenschaftliche Tat von Bedeutung gewesen, bleibt der Ruhm der »deutschen Wissenschaft« ja doch ungeschmälert.
[...]

217 Albert Einstein

Photographie. Anfang der zwanziger Jahre.
Vorlage: Albert Einstein, Arnold Sommerfeld: Briefwechsel.
Basel, Stuttgart: Schwabe 1968, vor S. 17.

218 Joseph Roth

Der tapfere Dichter.
In: Vorwärts. 41 (1924), 85, S. 3.
JRW 4, S. 205–207

Die Tradition des politisch »indifferenten« deutschen Dichterwaldes gebeut Schweigen in allen Fragen des öffentlichen Lebens. Vor der Revolution war diese Schweigsamkeit gerade noch vernehmbar, heute ist sie betäubend. Sie übertönt das barbarische Geräusch der Reaktion und den gellenden Todesruf ihrer Opfer. Niemals haben die deutschen Dichter so laut gesprochen, wie sie jetzt schweigen.
Seit Goethe halten sie es für ihre Pflicht, die obligate wirkliche und metaphorische »Reise nach Italien« zu unternehmen, die eine Flucht vor Deutschland ist, — aber niemals eine zugestandene. Immer war es eine vorgetäuschte »innere Notwendigkeit«, die verwerflichen, unwürdigen Zustände des nationalen, politischen, sozialen Diesseits zu vergessen und von den heiteren Himmeln anderer Zonen das sogenannte »innere Gleichgewicht« zu entlehnen. [...] Immer sitzen sie in einem Schwabing, die Dichter. Es ist kein geographischer Begriff mehr, sondern ein symbolischer.
Der ruht von der Feier seines eigenen Geburtstages aus und jener fährt durch die Städte und hält Vorträge über sein okkultistisches Erlebnis. Er wohnt in München und erlebt nicht die Materialisation der Brutalität Adolf Hitler — sondern die Materialisationsphänomene des Schrenck-Notzing. Aber die phänomenalen Ereignisse der deutschen Reaktion sieht er nicht. Er ist ein »deutscher Dichter«. [...]
In Deutschland trennt man »Politik« von »Poesie«. Der Dichter, aus dem Gefüge seiner Zeit, seiner Klasse gelöst, lebt in einer abstrakten »Hei-

mat«. Kein Wunder, daß ihn die metaphysischen Wunder mehr interessieren als die irdischen, als diese Geschehnisse: Fechenbach, München, Diktatur, die dadurch, daß eine Republik ihr Geburtsort ist, wunderbarer werden als sämtliche Geistererscheinungen in Deutschland.

[...]

Diese Vorrede war notwendig, um eine Erscheinung zu erklären, die in allen anderen europäischen Ländern eine Selbstverständlichkeit wäre und bei uns eine Tat ist. *Heinrich Mann*, seit Jahren der einzige Rufer von Geist im brüllenden Streit der reaktionären Barbaren (des Großkapitals, des Nationalismus, des völkischen Gedankens), schreibt ein Buch: *»Die Diktatur der Vernunft«*, in dem folgende Sätze stehen:

[...]

Wie viele Dichter von Ansehen und Rang schreiben noch so in Deutschland? Wen von ihnen kümmert das Parlament, dieser Stinnes, diese Industrie, dieser Patriotismus? Wäre dieses Buch von Heinrich Mann selbst nicht so geistreich, selbst nicht so von musikalischem Rhythmus, vom edelsten dichterischen Atem durchweht, wie es ist, — es müßte nur als eine deutsche Kuriosität verzeichnet und verbreitet werden, zur Erleuchtung der Anständigen, zur Beschämung der schweigenden Dichter. Ich fürchte nur: sie werden sich nicht schämen. Auch sie sagen: ihr Reich sei nicht von dieser Welt, und glauben sich dadurch berechtigt, zusehen zu dürfen, wie die anderen gekreuzigt werden. In einigen Jahren, wenn die Republik eine Legende geworden, wird sie ihnen das gegebene »distanzierte« Thema geworden sein. Denn ihr Blick ist so auf die Nachwelt gerichtet, daß sie an dem Untergang der Mitwelt schuldig werden.

Heinrich Mann *219*

Zeichnung. 1928. Von Benedikt Fred Dolbin. Abb. 50

Joseph Roth *220*

Geträumter Wochenbericht.
In: Vorwärts. 41 (1924), 105, S. 3.
JRW 4, S. 531—533

Zu dem Hochverratsprozeß, der gegen Adolf Hitler, Erich Ludendorff, Ernst Röhm und sieben weitere an dem Münchner Putschversuch vom 8./9. November 1923 Beteiligte vom 26. Februar bis 1. April 1924 vor einem Sondergericht in den Münchner Militärbildungsanstalten stattfand:

Ich leugne die Wirklichkeit des bedeutenden Ereignisses, das in dieser Woche Deutschland so schwer betroffen hat: ich leugne die Wirklichkeit des Hitler-Prozesses.

Man muß solche phantastischen Erlebnisse in das Gebiet der ohnehin in München heimischen Metaphysik verweisen. Auch der Zeitpunkt, in dem dieser angeblich tatsächliche Prozeß sich vollzieht, ist meiner Auffassung sehr günstig. Mitten im Karneval kommt ein Gerichtshof zusammen, macht seine Reverenzen vor den Angeklagten, diese werfen den Damen im Hörsaal Kußhände zu, die Justiz ist in eine Kaserne übersiedelt, die Angeklagten erheben die Anklage, die Spanischen Reiter dräuen fürchterlich vor dem Eingang in den Kasernensaal [. . .]
Es scheint mir, daß die deutsche Geschichte der Gegenwart und der letzten Vergangenheit irgendeinen konservierenden Stoff ausscheidet, mit dem sie ihre Verstorbenen umgibt, so daß sie zur Faschingszeit auferste-



50. Heinrich Mann. Zeichnung von Bendedikt Fred Dolbin. 1928

hen und ihre Weltanschauungen in München darlegen können. Aber das wäre die private Angelegenheit eines Geister beschwörenden Zirkels gewesen und nicht eine der Öffentlichkeit und der Politik. Weil aber dem so ist und weil sechzig Berichterstatter die Worte der Toten stenographierten, muß ich annehmen, daß ich diesen hier geschriebenen Aufsatz und seine Veranlassung geträumt habe; daß ich ganz Deutschland geträumt habe; seinen analphabetischen Tapezierer, meinen Kollegen, der, kaum daß er lesen und schreiben aus einer Rassenfibel gelernt, schon Schriftsteller und eine politische Persönlichkeit ward; seinen General, der, ein Schweizer im Vatikan zu werden, wozu seine Begabung ausgereicht hätte, gegen den Papst zu Felde zieht; dieses Rasseln verrosteter Säbel, dieses Kadaverleuchten lebender Leichname, diese Zeitungen, die Witzblätter werden, indem sie über den Prozeß in München berichten.

Es ist nicht anders: ich träume einen Fastnachtstraum, und der heißt: Deutschland.

Traditionen deutscher Justiz *221*

Politische Prozesse 1914—1932. Ein Lesebuch zur Geschichte d. Weimarer Republik. Hrsg. von Kurt Kreiler. Berlin: Wagenbach (1978). 310 S. mit Abb.
(Politik. 80.)
Aufgeschlagen S. [184—185]:
vier Photographien zum Hitlerprozeß:
Verhandlungssaal während der Vernehmung Pöhners; Pernet, Dr. Weber, Frick, Kriebel, Ludendorff, Hitler, Brückner, Röhm, Wagner; Der Verteidiger im Hitlerprozeß; Vor der Verhandlung.

Joseph Roth an Bernard von Brentano, Marseille, 22. August 1925:

[...]
Mächtig in Deutschland zu werden—was bedeutet es? Ich kann schon über die »Nationalität« hinweg. Aber nicht über die Sprache. Deutsch ist eine tote Sprache, wie das mittelalterliche Latein. Es wird nur von Gelehrten und Dichtern gesprochen. Von Juden. Aber im Mittelalter war Einer mächtig, der eine solche Sprache schrieb. In der demokratischen Neuzeit ist er ein Dreck. Ich kann darüber hinweg, daß die Deutschen Barbaren sind. Aber nicht darüber, daß ich sie nicht bekehren kann. Wir gleichen Missionaren, die lateinisch zu Heiden sprechen, um sie zu bekehren. Vergebliches Bemühen.
[...]
JRB. S. 56

222 Joseph Roth

Vom Attentäter zum Schmock.

In: Das Tagebuch. 11 (1930), 30, S. 1191—1193.
JRW 4, S. 379—381

In einem Berliner Spät-Abendblatt erschienen einige Wochen lang die Erinnerungen des Herrn Ernst von Salomon, der am Rathenau-Mord beteiligt war, unter dem Titel: »Wie wir Empörer wurden. Erinnerungen aus dem deutschen Nachkrieg.« [...] die Kräfte, die damals den Mord an Rathenau verursacht haben, sind immer noch lebendig. Zwischen einer illegalen Organisation, die mit Parabellum-Pistolen hantiert, und einem legalen Minister, der Haßgebete produziert, ist der Unterschied so gering wie zwischen einer aufgelösten Verschwörergruppe und einer nationalsozialistischen, legal zum Reichstag kandidierenden Partei. Der Autor mag die Zeit, in der er den Mord vorbereitet hat, heute überwunden haben. Die Welt, zu der er spricht, hat ihn noch nicht bis zu dem Grad vergessen, daß sie ohne zwingenden Grund anfangen könnte, den Urhebern des Mordes Honorare zu zahlen. [...]
Eine okkultistische Verworrenheit hat die nationalistischen Organisationen, ihre Symbole und ihre Morde geboren. Eine okkultistische Verworrenheit führt jetzt die Schreibfedern der Männer von der Feme, wie früher ihre Pistolen. Vergeblich gemordet! Die Opfer sind zwar erledigt. Aber der Nebel, der die Attentäter umgab, ist nicht von ihnen gewichen. Er hinderte sie nicht, gut zu zielen. Aber er hinderte sie, gut zu schreiben. Der Mord an Rathenau war eine traurige Sensation. Die Erinnerungen des Herrn von Salomon sind eine langweilige Schmockerei.

Ernst von Salomon
Geb. am 25. 9. 1902 in Kiel. 1919—1921 Freikorpskämpfer im Baltikum und Oberschlesien. Mehrjährige Zuchthausstrafe wegen Beteiligung an der Ermordung des Reichsaußenministers Walther Rathenau am 24. 6. 1922. 1945—1946 in einem amerikanischen Lager interniert. Publiziert u. a. Die Geächteten. Berlin 1930. — Die Kadetten. Berlin 1933. — Der Fragebogen. Hamburg 1951. — Das Schicksal des A. D. Hamburg 1960. — Die schöne Wilhelmine. Hamburg 1965. Gest. am 9. 8. 1972 in Winsen an der Luhe.

Der von Roth erwähnte Titel »Wie wir Empörer wurden. Erinnerungen aus dem deutschen Nachkrieg« ist vermutlich mit dem 1930 als Buch erschienenen autobiographischen Roman »Die Geächteten«, der gleichfalls von den Ereignissen um den Rathenau-Mord handelt, identisch.

Ernst von Salomon *223*
Die Geächteten. (25.—54. Tsd.)
Gütersloh: Bertelsmann [1938]. 559 S.
Copyright: Berlin: Rowohlt 1930.
Leihgabe: Harro Kieser, Bad Homburg v. d. H.

*

Im Spätherbst 1930 unternahm Joseph Roth im Auftrag der »Frankfurter Zeitung« eine Reise durch Mitteldeutschland und besuchte vor allem die Städte im Harz. Die Reise fand nach den Reichstagswahlen vom 14. September 1930 statt, die der NSDAP einen unerwarteten Zuwachs von 95 Sitzen zu ihren bisherigen 12 gebracht hatte. (Die KPD konnte 23 neue Sitze gewinnen und war nun mit 77 Abgeordneten im Reichstag vertreten.) Die »Frankfurter Zeitung« hatte am Morgen nach der Wahl geurteilt:
»[...] Über ein Drittel der Abgeordneten kommt für eine Regierungsarbeit überhaupt nicht in Frage — sie sind der Feind jeder parlamentarischen Regierung. Das ist ein schlimmer Zustand. Der neue Reichstag wird ein äußerst schwierig zu handhabendes Instrument sein [...]«.

Reichstagssitzung *224*
Gemälde von Annot Jacobi. 1930. Farbphotographie
In: Fragen an die deutsche Geschichte. Ideen, Kräfte, Entscheidungen von 1800 bis zur Gegenwart. Histor. Ausstellung im Reichstagsgebäude in Berlin. Katalog. 4., erw. Aufl.
Bonn: Dt. Bundestag, Presse- u. Informationszentrum 1979, Taf. XIX.

Vor Reiseantritt hatte Roth am 23. Oktober 1930 an Stefan Zweig von Frankfurt aus geschrieben:

Ich muß natürlich die kleinen Städte besuchen, Sie haben vollkommen Recht; es ist auch der Vorschlag der Zeitung gewesen. Vielleicht, wenn ich sie vor der Wahl besucht hätte, wäre das Resultat der Zeitung nicht so überraschend gekommen und Anderen vielleicht auch nicht.
JRB, S. 186

225 Joseph Roth

Briefe aus Deutschland. 1. Brief (aus dem Harz).
In: Frankfurter Zeitung. 75 (1930), 930, S. 1—3.
JRW 3, S. 685—689

[...] Kein Museum, keine Kirche kann mich für den unheilvollen Anblick entschädigen, den mir zum Beispiel das Schaufenster einer Buchhandlung in einer kleinen Stadt liefert: eine repräsentative Fülle von Dummheit, lyrischem Dilettantismus, mißverstandener, idyllischer »Heimatkunst« und einer phrasenreichen Anhänglichkeit an eine »Scholle« aus Zeitungspapier und Pappendeckel, in der man höchstens einen Zylinder einpacken kann, die niemals ein Gefühl birgt, keinen Keim und keinen Samen. Aus einem gespenstischen, aber über Millionen Volksgenossen verbreiteten Halbdämmer steigt da eine Literatur ans Tageslicht, mit Namen schreibender Gespenster, die sich großer Auflagen erfreuen und die aller Gesetze gegen Schmutz und Schund spotten dürfen, weil sie die »Keuschheit« im Schilde führen und die vollbärtige »Männlichkeit« und weil sie die gesamte Zukunft des Dritten Reiches vorwegnehmen. Wieviel Gift in veilchenblauen Kelchen! [...]
Seite 688 f.

226 Versammlung der rechten Opposition in Bad Harzburg: Hugenberg am Rednerpult

Photographie. 1931.
In: Fragen an die deutsche Geschichte. Ideen, Kräfte, Entscheidungen von 1800 bis zur Gegenwart. Histor. Ausstellung im Reichstagsgebäude in Berlin. Katalog. 4., erw. Aufl.
Bonn: Dt. Bundestag, Presse- u. Informationszentrum 1979, Abb. V/206.

Ähnlich wie Tucholsky sah Roth den Nationalsozialismus bereits in der Weimarer Zeit völlig illusionslos. An Reifenberg schreibt er am 9. August 1932 gegen jeden Optimismus,

[...] daß unter den 14 Millionen Wählern der nationalsozialistischen Partei Manche wären, die nichts von Mord und Bürgerkrieg wissen wollen. Selbst, wenn dieser Optimismus zu didaktischen Zwecken geäußert worden sein sollte, ist er töricht. Die Zeitung muß sich nicht nur darüber klar sein, daß alle Wähler des Nationalsozialismus Blut sehen wollen, sondern, daß es auch nutzlos ist, diesen Wählern eine zivilisatorische christliche Haltung zu imputieren. Es gilt heute höchstens, die von den 14 Millionen *Gewählten* zu erziehen.

Er kündigt ein eigenes Feuilleton an, dessen Tenor sein sollte:

Jeder, der vertuscht, daß Blut geflossen ist, ist *mitschuldig* am vergossenen Blut, bis zum harmlosen »Ansager« am Radio. Es muß ganz im Allgemeinen ein Mal wenigstens in der Zeitung stehn: daß: Blut kein Wasser ist. Wenn es geflossen ist, darf man es nicht verschweigen. Wenn man den Kain kennt, darf man nicht sagen, es könnte vielleicht Abel gewesen sein. Diese, gerade diese alte heilige Geschichte vom Brudermörder muß man in aller Naivität *wiederholen.* Ja, hätte ich eine Zeitung, so stünden in ihr die täglichen Berichte über die politischen Morde unter dem Titel: Kain und Abel in Deutschland.
JRB, S. 224

Josef [Joseph] Roth 227

Der Kulturbolschewismus.

In: Das Tagebuch. 13 (1932), 28, S. 1050—1057.
JRW 4, S. 589—597

Unter den Ausgrabungen, welche die neuen politischen Archäologen Deutschlands auf den wüsten Friedhöfen der verstorbenen Phrasen zu veranstalten beginnen, fand sich als erste, wie man weiß, das längst vermoderte Wort vom »Kulturbolschewismus«. [...]
»Zerstörer«, die mit jedem Wort, das sie ihrer lahmen Zunge abringen, das ewige Gesetz der Sprache, der Logik und des Volkstums schänden, dürfen in diesem, von ohnmächtigen Autoritäten verteidigten Staat zu legalisierten Kulturhütern ernannt werden, und Tölpel, die weder eine Ahnung von »Kultur« noch eine vom »Bolschewismus« haben, dürfen ein sinnloses, offizielles Schlagwort prägen, das ihr einziges Programm und das einer »christlichen Regierung« wird. Autoritäten, die ihre Autorität nicht anders bewahren können als dadurch, daß sie betonen, sie wären welche, dürfen das Kreuz verteidigen, von den karikierenden Haken unterstützt, von denen es geschändet wird, wie noch niemals im Verlauf der zweitausend Jahre, in denen es der Erde und der deutschen Erde leuchtet. Niemals hat ein »Jude«, niemals hat ein »russischer Bolschewik« das Symbol der europäischen (und der deutschen) Kultur dermaßen verhöhnt, wie jene Bewegung, die das Kreuz durch Haken verkrümmt und verunstaltet.
Leute, die, von Hakenkreuzen unterstützt, den »Kulturbolschewismus« bekämpfen, erscheinen uns schlimmer als »Bolschewiken«. Der Sowjetstern karikiert zumindest nicht das Kreuz. Der Sowjetstern ist ein Feind des Kreuzes, gewiß. Aber das Hakenkreuz ist ein Sakrileg! Und aktueller als der Kampf gegen den »Kulturbolschewismus« scheint uns der Kampf der wahrhaft Konservativen gegen das Heidentum des Hakenkreuzes,

den Schänder des Kreuzes, den nationalen, den wirklichen »Kulturbolschewismus«.
Seite 589 und Seite 597

228 Joseph Roth

»Bekenntnis zu Deutschland«. Aus d. Einl. zu e. Buch von Joseph Roth, das u. a. seine in d. »Frankfurter Zeitung« gedruckten Aufsätze über Deutschland enthält.
In: Frankfurter Zeitung. 76 (1931), 719/720, S. 1.
JRW 3, S. 703–707

[...]
Es wird überliefert, daß Napoleon von diesem Land gesagt habe: »Acht Monate Schnee, zwei Monate Regen, und das nennt die Bande Vaterland!« Zu diesem Schnee, zu diesem Regen und zu diesem Vaterland sich bekennen heißt: eine europäische, eine kosmopolitische, eine große Gesinnung bekennen. Noch peinlichere Dinge als Schnee und Regen haben wir zu dulden und vielleicht, hoffentlich auch, zu überwinden: den törichten Ehrgeiz und die Rekordsucht, den eitlen Stolz auf die Maschine und die Phrase, die unglückliche Veranlagung, sich nicht aussprechen zu können, also: nicht aussagen zu können, die sprachliche Unbegabtheit, die Langsamkeit des Denkens und also den leichtfertigen Griff nach der papiernen Wendung, die Liebe zum Klischee und den großen, großen Abstand zwischen dem, was wir fühlen, und dem, was wir sagen. Also die Unverstandenheit. Und dies ist unser wahres Unglück: die Unverstandenheit. [...] Das Bekenntnis erstirbt auf den Lippen, weil es von andern in den Straßen gebrüllt wird. Und der Schwur verliert seine Gültigkeit, die Beschwörung ihre Kraft, und der Ruf wird ein Geschrei. Wie schwierig ist es da, ein Patriot zu bleiben! Und wie notwendig ist es aber auch! Kein Land hat dermaßen Liebe nötig. Ein junges Land, ein wandelbares auch [...]
Seite 706 f.

»ERSTE BEGEGNUNG MIT DER DIKTATUR«: DIE INTERNATIONALE DES FASCHISMUS UND ANTISEMITISMUS

Joseph Roth *229*

»La Renaissance latine«.
In: Frankfurter Zeitung. 70 (1926), 358, S. 1.
JRW 4, S. 550–552

Bericht aus Paris, Mai 1926:

Ich bin durch Zufall in die »Grande Salle des Sociétés Savantes« gekommen. Der Universitätsprofessor Achille *Mestre,* der Professor am Institut Catholique, der Abbé *Yves de la Brière,* und einige andere Autoritäten saßen auf der Bühne. Im Saal standen und saßen dichtgedrängt die Studenten. Den Vorsitz führte Herr Henri *Massis,* Chefredakteur der »Revue Universelle«, welche die Zeitschrift der Lateinischen Renaissance ist. Aus den Reden der Autoritäten, aber auch aus den gedruckten Ankündigungen erfuhr ich, daß die »Renaissance latine« den Zweck verfolgt, den »schädlichen Wirkungen des Germanentums und des Bolschewismus« wirksam zu begegnen.
[...]
Die mit diesem Bild versehenen Studenten stimmen einen Gesang an — es ist wahrscheinlich die Faschistenhymne, die ich nicht kenne. Sie sehen, wenn sie singen, den deutschen Hakenkreuzlern zum Verwechseln ähnlich. Es scheint, daß Nationalhymnen, die doch den Zweck haben, die Nationen gegeneinander aufzubringen, den ganz entgegengesetzten Erfolg haben: sie machen alle Völker, die singenden Teile wenigstens, einander verwandt.
[...]
Weshalb klatscht er Beifall? Weshalb gründet er Lateinische Renaissancen mit singenden Faschisten? Wo ist die Gemeinschaft zwischen Portugiesen und den slawischen Rumänen? Ist nicht *stärkere Gemeinschaft* zwischen Franzosen lateinischer Kultur und Deutschen lateinischer Kultur?
Ist das neue *Europa* nicht ein gesünderer Begriff als die »Renaissance latine«?
Weshalb? Weshalb?

Joseph Roth *230*

Der Franzose auf der Wodans-Eiche.
In: Der Morgen. 7 (1931), 3, S. 289–293.
JRW 4, S. 395–400

Georges Bernanos, französischer Romanschriftsteller von Rang, veröffentlicht ein Buch über den im Krieg verstorbenen antisemitischen Publizisten Edouard Drummont, den die literarische Welt bereits vergessen hatte [...]
Dieses Werk wäre, auch wenn es einigermaßen Aufsehen erregt, eine rein französische Angelegenheit, und wir hätten keinen Anlaß, uns damit zu beschäftigen, wäre es nicht in einer Zeit erschienen, in der der deutsche Antisemitismus Triumphe feiert, die ihn allmählich aus dem Stadium des Kannibalismus in das des Parlamentarismus zu führen scheinen. In dieser Zeit ist es von Bedeutung zu hören: daß ein guter Franzose und ein guter Katholik die Juden (besonders die Juden deutscher Herkunft) für bestimmte französische Mißstände haftbar macht; daß auch Franzosen für eine garantierte Blondheit schwärmen können und manchmal in die Lage geraten, einen »Normannen« einem »Kelten« vorzuziehen und diesen wieder einem »Mediterraneer«; daß man imstande sein kann, den Katholizismus zu einer Angelegenheit der »französischen Rasse« zu machen, und daß also eine alte katholische Tradition gewisse Franzosen nicht hindert, sich einen Gott nach dem Ebenbild Wodans zu schaffen; daß auch unter den »Welschen« die Blauäugigkeit geschätzt wird und daß sie keineswegs ein deutsches Reichspatent ist. Wir haben allen Anlaß, die Franzosen zu beneiden, weil ihre Antisemiten bedeutend begabter sind als die unsrigen. Aber welch ein Vergnügen zu hören, daß jene ebenso töricht sind! Welch eine Genugtuung zu vernehmen, daß ein von dem Katholiken Bernanos geschätzter katholischer Antisemit die Tatsache bedauert, daß Jesus Christus der Sohn einer Jüdin war! Der Beweis dafür, daß die barbarische Geschmacklosigkeit kein ausschließliches Kennzeichen bestimmter europäischer Länder ist, wird geradezu eine Garantie für das kommende geeinigte Europa! [...] Wir haben einander nichts mehr vorzuwerfen. Wir sind quitt. Auch Frankreich hat sein Thüringen! ...
[...]
Seite 395 und Seite 396 f.

231 **Georges Bernanos**
La grande peur des bien-pensants.
Paris: Plon; Genève [Genf]: La Palatine (1947). 333 S. (Bernanos: Werke. 3.)
Leihgabe: StuUB Frankfurt a. M.

Im Oktober und November 1928 fuhr Joseph Roth im Auftrag der »Frankfurter Zeitung« über Wien nach Triest, Meran, Mailand, Rom, Neapel und Genua. Am 22. April 1926 hatte er zwar auf Benno Reifenbergs Vorschlag, als Ersatz für seine Pariser Stellung nach Moskau, Italien und Spanien zu reisen, dem Freunde geantwortet:

Wir haben *nicht* das Recht, gegen einen fascistischen Diktator zu schreiben, solange wir eine verborgene, viel schlimmere Diktatur haben, Fememörder und Paraden, Richter, die Mörder sind und Staatsanwälte, die Henker sind. ICH persönlich habe ein zu starkes Gewissen, um als unterdrückter Deutscher die Welt auf italienische Unterdrückungen aufmerksam zu machen. Es wäre ein sehr billiger Mut, hinter dem Rüken Mussolinis zu berichten und in der Heimat den eigenen Rücken gebeugt zu halten und Steuern für die Ertüchtigung durch schwarze Reichswehr zu zahlen. Während mein Feuilleton über, d. h. gegen den Fascismus unter dem Strich stehn wird, wird oben in der Politik ein ganz sanftes Flüstern gegen Herrn Geßler gewagt werden. Das wäre FEIG.
JRB, S. 88 f.

Jetzt jedoch griff er derart schonungslos den italienischen Faschismus an, daß der ständige Korrespondent der »Frankfurter Zeitung« in Rom Einspruch gegen die Veröffentlichungen von Roths Reportagen erhob. Drei der Artikel konnten schließlich — allerdings anonym und nach Streichungen durch die Redaktion — erscheinen:

[Joseph Roth] *232*

Das vierte Italien.
Anonym erschienene Artikelserie in der Frankfurter Zeitung vom 28. 10—11.11.1928. Umfaßt die Artikel:
Erste Begegnung mit der Diktatur.
FZ 73 (1928), 808, S. 1.
Diktatur im Schaufenster.
FZ 73 (1928), 827, S. 1—2.
Die allmächtige Polizei.
FZ 73 (1928), 846, S. 1.
JRW 3, S. 1092—1103

Aus »Erste Begegnung mit der Diktatur«:

[...]
Der erste Faschist zeigte sich mir am Bahnhof. An seinem schwarzen Hemd war er leicht zu erkennen. Außerdem trug er einen feldgrauen Anzug, dessen Schnitt an die Uniform englischer und amerikanischer Offiziere erinnerte. Der Kragen und die Rockklappen waren schwarz umsäumt. Unwahrscheinlich breite Reiterhosen mündeten in schönen, glänzenden, gelben Ledergamaschen. Die Hosen erinnerten an große Schmetterlingsflügel. Wenn der Faschist ging, glaubte man, daß er wehte. An seiner rechten Hüfte hing in einem neuen, braunen Lederetui ein

winziges, reizendes Pistölchen, eher einem Schmuckstück ähnlich als einer Waffe. Die Hand des Faschisten fuchtelte mit einer eleganten Reitgerte, metallener Knopf und Lederschlaufe am Ende. Außer einem Pferd und Sporen besaß der Mann alle kavalleristischen Zubehöre. [...]
Wenn ich mich an der Grenze Italiens an die Grenze Rußlands erinnere, so geschieht es nur, weil täglich in Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren der Faschismus mit dem Bolschewismus verglichen wird, die Diktatur mit der Diktatur und Mussolini mit Lenin. Ich erliege gewissermaßen einem Wunsch, aber auch dem Einfluß der öffentlichen Meinung, wenn ich vergleiche. *Aber ich finde vorläufig nur Unterschiede.* Die Sowjetspitzel waren unauffällig und unsichtbar und wußten längst, noch ehe ich sie bemerkt hatte, wer ich sei und was ich wollte. Der Rotgardist an der russischen Grenze war einfach und massiv. Er hatte kein imperatorisches Profil und keine kokette Pistole. Weit und breit kein Bahnhofskommandant mit Schärpe. Der Rotgardist hob nicht die Hand, wenn er grüßte, er grüßte überhaupt nicht. Einfache Frauen untersuchten das Gepäck — aber sehr genau. An der Wand hing eine billige Photographie von Lenin, der aussah wie ein Beamter, ohne die Pose Cäsars, mit einer schlechten und schiefen Kravatte für zwei Francs fünfzig, in Zürich gekauft. Ich hatte nicht den Eindruck, von der durchsichtigen Romantik eines Kriminalfilms empfangen zu werden, sondern von einer gefährlichen, schweren Unerbittlichkeit.
Ich wehre mich dagegen, zu glauben, daß diese Pistölchen knallen können. Und doch können sie knallen.
JRW 3, S. 1092 f. und S. 1095 f.

233 **Benito Mussolini**
Photographie.
Vorlage: Louise Diel: Mussolini. Kampf, Sieg u. Sendung des Faschismus. Nach Dokumenten u. Gesprächen. Leipzig: List 1937, Titelbild.

Gesellschaft und Sozialprobleme

»KARNEVAL«: SATIRISCHES

Vom 18. 1. 1924 bis 12. 12. 1924 erschienen mehr als 30 Beiträge Roths — Feuilletons und Gedichte — in der satirischen Zeitschrift »Lachen links. Das republikanische Witzblatt«. Hierzu Alfred Kantorowicz, Politik und Literatur im Exil. Hamburg: Christians 1978, S. 275: »Schon 1924, als fast jedermann glaubte, mit der neugeschaffenen Festmark sei der Nachkriegsspuk — Räterevolution, Freikorps, Inflation — zu seinem Ende gekommen, diagnostizierte er die Krankheitsherde. In seinen »Deutschen Elendsreimen« hat er die Saat der deutschen Fememörder, die ja nun aufgegangen war, gekennzeichnet: ›Das ist der Lump, der alle Feind' / aufs neue gegen Deutschland eint. / Eh' Ihr dies Untier nicht gefällt, / wird niemals Frieden auf der Welt!‹ Man glaubt Tucholsky zu lesen und liest — erstaunt — Joseph Roth.«

Joseph Roth *234*
Karneval. [Gedicht.]
In: Lachen links. 1 (1924), 9, S. 107.

JOSEPH ROTH: KARNEVAL

Alle Tage feiern wir Karneval,
wir haben es nicht nötig, uns eigens zu maskieren,
weil wir unser eigenes Angesicht verloren;
wir sind: ein Untertan, ein Sergeant, ein General,
ein deutscher Student mit Bändern und Schmissen,
eine Pickelhaube, ein geschliffenes Bajonett,
Ein schleppender Säbel, ein Pastorenbarett,
und eine Prothese, ewig zu hinken befliffen.

Wir sind ein Volk in Masken und Kostümen —
uns schuf ein göttlicher Feldwebel nach seinem Ebenbilde.
Wir sind ein Unteroffiziersverein, eine Millionenmaskengilde,
eine Schupopostenkette, ein fast lebendiger Drahtverhau,
ein beständender Wirrwar aus Uniformgrau,
unterbrochen von reizenden roten Striemen ...

Also gekleidet in verschiedene Trachten,
leben wir munter, schießen und bedienen
bald einen Kaiser und bald ein Maschinengewehr — —
Kriege verlierend gewinnen wir Schlachten,
arbeiten nach dem Lesebuchmuster der Bienen
vierundzwanzig Stunden im Tage und manchmal mehr.

Ueber uns ein Gott, der Eisen wachsen läßt,
auf einem gelbmasierten Himmel aus giftigen Gasen,
umgeben von Engeln, die den Fridericus-Rex-Marsch
blasen, — —
mit eisernen Kreuzen geziert, livriert und betreßt,
nehmen sie teil an unserm Karnevalsfest.
Und ertönt ein Kommando, das ein oberster Kriegsherr rief —
so können wir nicht anders und werden erschossen,
insofern wir Proleten, Juden und Genossen — —
Und flüstern sterbend, dankerfüllt und tief:
Ehre sei dem General in der Höh' und Kants kategorischem
Imperativ!

Joseph Roth *235*
Wer hat uns in Montur gepreßt ... [Gedicht.] Abb. 51
In: Lachen links. 1 (1924), 15, S. 178.
Abdruck: Roth, Der Neue Tag, S. 72—74, mit einer zusätzlichen ersten Strophe u. d. T. »Ritter Meuchelmord«. Diese Strophe stammt vermutlich nicht von Roth.



Zeichnung von Hans Baluschek

Wer hat uns in Montur gepreßt
und unsre Opferstirn betreßt
mit Troddeln, Totenköpfen,
und mit Manschettenknöpfen?
Wer tränkte uns im Bad aus Stahl
von Celsiusgraden ohne Zahl?
Der Kaiser und der General,
der Junker und das Kapital,
der Priester und der Fabrikant,
Professor mit dem Burschenband
Der Krämer, der im Laden stand,
Profite zog vom Hinterland,
und noch einmal und noch einmal:
der Kaiser und der General!

Wer war der Trommler Komm-nur-mit,
der bleich an unsrer Seite schritt?
Er paukte leis, er paukte laut
auf einer toten Menschenhaut
wer hat den Trommler kommandiert,
und ihn mit Kreuzen tapeziert?
Der Kaiser und der General,
der Junker und das Kapital,
die Zeitung mit dem Extrablatt,
das unser Weh besungen hat,
der Doktor mit dem Burschenband,
der Priester und der Fabrikant —
und noch einmal und noch einmal:
der Kaiser und der General!

Wer stampft aus unserm Fleisch und Blut
den Dünger für sein Rentengut?
Und wer kassiert den Restbetrag
vom Vierundzwanzigstundentag?
Wer pflanzt den goldnen Zepterstab
auf unser Proletariergrab?
Der Kaiser und der General,
der Journalist, das Kapital,
Bankier, Professor, Burschenband,
und Priester, Junker, Fabrikant —
und noch einmal und noch einmal und n e c h e i n m a l:
der Kaiser und der General! Joseph Roth

178

51. Joseph Roth: Wer hat uns in Montur gepreßt ...
In: Lachen links. 18. April 1924

Justitia *236*
Von Erich Weinert und Joseph Roth. [Gedichte.]
In: Lachen links. 1 (1924), 32, S. 396.

Gerecht iſt ungerecht und umgekehrt:
es iſt nicht alles eins, ob ein Prolete
erſchoſſen ward und ein Prophete
an's Kreuz geſchlagen — oder ob
verſehrt
die Fenſterſcheibe eines Fabrikanten
vom Steinwurf eines Unbekannten:
denn oft iſt eine Scheibe mehr als
ein Leben wert —
es hängt nur davon ab, wem es,
wem ſie gehört. Joſeph Roth.

ÜBER DIE LAGE DER ARBEITER IN DEUTSCHLAND

Roth unterbrach seine Rückreise nach Paris von einer Redaktionskonferenz in Frankfurt im Februar 1926 für einen kurzen Aufenthalt im Ruhrgebiet. Über seine damalige psychische Verfassung und seine Geldsorgen gibt ein undatierter Brief an Bernard von Brentano vor seiner Abreise Aufschluß:

Ich habe gar kein Geld. Ich komme nicht aus. Mit allen Einnahmen nicht. Es ist mir mieß vor Dtschld. Ich lerne jeden Tag mehr hassen und bin mit Verachtung zum Ersticken gefüllt. Die Sprache ist mir auch

schon zuwider. Nirgends lernen Sie so das Land kennen, wie in der Provinz. Diese falsche Eleganz, diese Lautheit, dieses Toben, diese Stille, diese Andacht, diese Frechheit. Es ist eine Unfreiheit in den Menschen, die schlimmer ist, als die subordinierte Untertänigkeit vor dem Feldwebel. Ich verstehe, daß Preußen alle Deutschen unterwirft. Es hat die einzige Methode: die Leute durch äußeren Zwang von ihrer inneren Unfreiheit abzulenken. So wie jemand Zahnschmerzen durch Ohrfeigen heilt.
JRB, S. 74

Daß sich seine Lage während der Reise keinesfalls gebessert hat, zeigt ein Brief an Brentano vom 11. Februar aus Essen:

Meine Frau ist in Paris, Hotel de la place de l'Odéon. Ich reise jetzt einige Wochen herum. Aber ohne Geld. Es ist furchtbar, so zu fahren, ich bin verzweifelt, kann meine kostspieligen Bedürfnisse nicht aufgeben und die Zeitung spart und spart erbärmlich. Es macht mir keine Freude mehr, man hat mir nicht einmal einen Vorschuß für März gegeben, ich habe keinen Vertrag, ich bin ganz trostlos.
Es ist nicht schön im Ruhrgebiet, nationalistisch, wie überall, oder noch ärger, in Köln Alles schwarz-weiß-rot, in allen Kinos nationalistische Schundfilme, die »Schwarze Schmach« an allen Ecken ausgerufen, der »Feind ist weg«, unsere Kultur ist eingezogen.
JRB, S. 78

Aus Paris schreibt Roth am 18. März 1926 an Benno Reifenberg über den Artikel »Privatleben des Arbeiters«, in dem er die Eindrücke seiner Reise durch das Ruhrgebiet wiedergibt:

Geschäftlich: ich schreibe einen großen Artikel: *Privatleben des Arbeiters.* Er ist (zum ersten Mal) sehr lang, sehr aufrichtig, sehr prinzipiell. Ich glaube: sehr neu, nicht das Gesagte, sondern der Umstand, daß es in der Zeitung gesagt ist.
Siehe auch Kat. Nr. 151

Am 10. April 1926 erscheint der Artikel in der »Frankfurter Zeitung«:

237 **Joseph Roth**
Privatleben des Arbeiters.
In: Frankfurter Zeitung. 70 (1926), 263, S. 1—2.
JRW 3, S. 673—677

Ich habe die *Arbeiter des Ruhrgebiets* in ihren freien (und arbeitslosen) Stunden gesehn. Ich habe ihre Wohnungen, ihre Buchhandlungen, ihre Versammlungen, ihre Kinos, ihre Tanzabende gesehn. Nicht ihre Not, von der ich gewußt und die ich vorausgesetzt hatte, war erschütternd,

sondern ihre *Anspruchslosigkeit.* Es scheint demnach, daß schwere Arbeit die Bedürfnisse des Menschen nicht steigert, sondern reduziert. Es gibt wahrscheinlich ebenso traurige, aber nicht ebenso trostlose Erkenntnisse.

[...]

Wie aber soll man in dieser Enge, dieser Qual ästhetische Forderungen aufstellen? Wieviel Arbeiter des Ruhrgebiets wohnen noch in dichtgefüllten *Häusern* mit krummen, ausgetretenen Stiegen, zahnlosen Geländern, miauenden Katzen, zerbrochenen Fenstern, trocknender Wäsche, gefüllten Kübeln, tropfenden Wasserleitungen. Sie wohnen in abgegrenzten Winkeln auf Dachböden, in feuchten Kellern, Bettgeher schlafen in einem Bett mit Vermietern, Kinder auf Strohsäcken, Großmütter auf Kochherden. (Es sind polnische, ruthenische Arbeiter, aber auch deutsche.) Sie wohnen in Baracken, in schlecht gedeckten Hütten, der Regen rinnt, der Wind schneidet, aus der Erde strömt die Kälte, der Atem des Todes, der Gruß des Grabes....

[...]

JRW 3, S. 673 und S. 676

Ruhrgebiet, Schichtwechsel *238*

Drei Photographien.
In: Ruhr-Gebiet. Hrsg. von Ludwig Niemann.
Berlin: Stapp 1967, Abb. 133—135.

Auf eigenen Wunsch unternahm Roth im Herbst 1927 eine Reportagereise für die »Frankfurter Zeitung« durch das Saargebiet. Er brach die Reise vorzeitig ab; die Begründung findet sich in einem (undatierten) Brief an Benno Reifenberg aus Straßburg:

3.) Bin ich mit dem Saargebiet fertig. Ich bin weggefahren, weil es mir unmöglich ist, im Saargebiet zu schreiben. Ich muß noch *2 solcher Hefte schreiben, fast ein Buch.* Ich war in Werken und in einer Kohlengrube. Ich war einen halben Tag Verkäufer in einem Warenhaus, in einer Schenke betrunken und habe vor Besoffenheit mit einem häßlichen Hotelmädchen geschlafen, vor dem mir heute noch übel ist. Aber ich bin durchsättigt von Saargebiet und kenne es wie Wien. Sie werden sehn.
JRB, S. 111

Die Artikel über das Saargebiet erschienen vom 16. November 1927 bis 28. Januar 1928 als Folge »Briefe aus Deutschland« unter dem Pseudonym »Cuneus«, der Keil. In ihnen kommt Roth sozialistischen Vorstellungen besonders nahe.

239 Cuneus [d. i. Joseph Roth]
Briefe aus Deutschland. Unter Tag.
In: Frankfurter Zeitung. 72 (1927), 882, S. 1—2.
JRW 3, S. 738—745

Der Bericht vom Besuch einer Kohlengrube schließt mit folgendem Absatz:

[...]
Um halb zehn Uhr abends kam ich aus der Grube. Während ich badete und ein erschüttertes Wiedersehn mit meinen geliebten Kleidern feierte, saß der Steiger auf einem Schemel und aß ein belegtes Brot. Er mußte noch einmal hinunter. Obwohl er, kaum fünfzigjährig, eine Nachtschicht nicht mehr mitmachen kann. »Würden Sie, wenn Sie Söhne hätten, sie auch in die Grube schicken?« »Keinesfalls« sagte der Steiger. Und nach einer Weile: » Aber mein Vater hat das auch gesagt — und mein Großvater auch.«
Lieber Freund, die geradezu naturhafte Ausweglosigkeit scheint mir am erschütterndsten in dieser Antwort ausgedrückt. Daß die Arbeit erblich sein kann wie ein mythologischer Fluch, haben Sie das gewußt? Er ist seit den Tagen des Tantalus breiter und anonymer geworden, er ist gewachsen wie ein schauderhafter Baum, und der furchtbare Schatten seiner furchtbaren Krone liegt nicht über *einem* Geschlecht, sondern über tausend Geschlechtern. Ich weiß, mein lieber Freund, daß Sie mit diesem Brief unzufrieden sein werden. Denn die etwas nachlässige, aber produktive Güte, die Sie haben, möchte gerne Auswege erzeugen und Hilfe aus Regionen holen, von denen ich genau weiß, daß sie unzugänglich und verschlossen sind. Wenn die »Rentabilität« wichtig ist, kann die Humanität nicht bestehen. Das scheint mir unabhängig von Gesellschaftsordnung und Revolution. Es bleibt, glaube ich, nichts übrig als der hoffnungslose Blick, mit dem ich gestern abend, als ich die Unterwelt verließ, den nächtlichen Himmel begrüßte. Er erschien mir nicht tröstlicher als das »Hangende«.
[...]
JRW 3, S. 745

240 Cuneus [d. i. Joseph Roth]
Briefe aus Deutschland. Nach Neunkirchen.
In: Frankfurter Zeitung. 72 (1927), 905, S. 1—2.
JRW 3, S. 746—752

Joseph Roth begleitete die bekannte Sozialistin Angelica Balabanoff zu einem Vortrag über den italienischen Faschismus vor Arbeitern in Neunkirchen:

[. . .] Frau Balabanoff ist eine alte junge Frau, sie spricht jeden Abend in überfüllten, stickigen Sälen, ihre Zuhörer sind Proletarier, die keine Zeit haben, Andacht vom Hunger, Hunger vom spärlichen Genuß und diesen vom politischen Unterricht zu trennen. Diese Frau reist durch das Saargebiet, als wäre sie dreißig Jahre alt und als wäre sie hier zu Hause, wie vor dreißig Jahren in Rußland, in Italien, in der Schweiz. Sie ist auch in allen Ländern zu Hause, in denen Proletarier leben, aber weil nicht nur Proletarier in allen Ländern leben, ist sie aus vielen ausgewiesen. Rußland hat sie freiwillig verlassen, in der Stunde, in der sie zu merken glaubte, daß es den Sozialismus verließ. Niemals hat sie einer »Gruppe«, einer »Fraktion«, einem »Flügel« angehört. Wie man ein Christ sein kann ohne Kirche, ist sie ein Sozialist ohne Partei. Niemals sah ich einen unerbittlicheren Sozialisten und niemals einen nachsichtigeren. Nirgends sah ich einen heißeren Eifer und nirgends eine weichere Toleranz. Die Gleichzeitigkeit dieser Eigenschaften scheint mir dieser Frau besonderes Abzeichen.

[. . .]

Die Frauen haben das unbestimmbare Alter der Proletarierinnen: zwischen fünfundzwanzig und sechzig. Viele sind dunkel gekleidet. Sie tragen keine Hüte. Sie tragen die Haare schütter und lang und bleich und farblos, in gleichgültigen, verlegenen Knoten zusammengebunden. Strähnen streifen sie mit harten Händen aus den Gesichtern. Lockere Haarnadeln drücken sie wie Dolche in das Haarfleisch des Knotens. Ihre Gesichter sind grau und zerfurcht, Physiognomien von männlichen Denkern. Die Sorgen machen Schnäbel aus Nasen, Spalten aus Mündern, kleine, blasse Lichtfünkchen aus Augen. Auf den Stirnen Landkarten aus Falten, die Geographie des Kummers. Die Leiber in langen, breiten Stoffen, die keine Ahnung haben von den Formen eines weiblichen Körpers. Manchmal zeigt sich ein rotes, gesundes Mädchengesicht. Es muß noch sehr jung sein, sonst wäre es nicht rot und nicht gesund. [. . .]
JRW 3, S. 746 und S. 749

Angelica Balabanoff *241*
Erinnerungen und Erlebnisse.
Berlin: Laub 1927. 299 S., 1 Titelbild
Leihgabe: StuUB Frankfurt a. M.

Angelica Balabanoff
Geb. 1878 in Tsjernigov. Sozialistische Publizistin. Studiert in Zürich, Berlin, Leipzig, Brüssel und London. 1902—1904 Privatlehrerin in der Schweiz; lernt hier Mussolini kennen. Arbeitet mit ihm 1912—1914 bei der sozialistischen Zeitung »Avanti« zusammen. Während des 1. Weltkriegs wichtige Rolle bei der »Zimmerwalder Bewegung« und der Gründung der

III. Internationale. 1917 Anschluß an die russische Kommunistische Partei. 1919 Sekretärin der III. Internationale. 1920 Bruch mit Lenin. Verläßt 1922 die Sowjetunion; 1927 Ausschluß aus der KPdSU. Emigriert nach Paris; dort Redakteurin der ins Exil verlegten Zeitschrift »Avanti«. 1937 in die USA.
Publiziert u. a. Erinnerungen und Erlebnisse. Berlin 1927. — Erziehung der Massen zum Marxismus. Berlin 1927. — Die Zimmerwalder Bewegung 1914—1919. Leipzig 1928. — Wesen und Werdegang des italienischen Faschismus. Wien 1931. — My life as a rebel. London 1938. — Il traditore (The traitor). Benito Mussolini and his »conquest« of power. New York 1942. — Lenin. Hannover 1961. — Gest. 1965 in New York.

Die »Briefe aus Deutschland« erschienen 1929 in einer von Ernst Glaeser herausgegebenen Anthologie deutscher Publizistik als erster Beitrag auf den Seiten 11 bis 55:

242 **Fazit**
Ein Querschnitt durch die deutsche Publizistik. Hrsg. von Ernst Glaeser.
Hamburg: Enoch (1929). 313 S.
Leihgabe: Harro Kieser, Bad Homburg v. d. H.

ÜBER DIE LAGE DER OSTJUDEN

243 **Joseph Roth**
Abb. 52 Juden auf Wanderschaft.
Berlin: Verl. Die Schmiede (1927). 103 S.
JRW 3, S. 293—369
Leihgabe: Harro Kieser, Bad Homburg v. d. H.
Zitiert auch in Kat.Nr. 6—8, 10, 12—15, 17, 46.

Der Verfasser hegt die törichte Hoffnung, daß es noch Leser gibt, vor denen man die Ostjuden nicht zu verteidigen braucht; Leser, die Achtung haben vor Schmerz, menschlicher Größe und vor dem Schmutz, der überall das Leid begleitet; Westeuropäer, die auf ihre sauberen Matrazen nicht stolz sind; die fühlen, daß sie vom Osten viel zu empfangen hätten und die vielleicht wissen, daß aus Galizien, Rußland, Littauen, Rumänien große Menschen und große Ideen kommen; aber auch (in ihrem Sinne)



52. Joseph Roth: Juden auf Wanderschaft. Berlin: Verl. Die Schmiede 1927

nützliche, die das feste Gefüge westlicher Zivilisation stützen und ausbauen helfen — nicht nur die Taschendiebe, die das niederträchtigste Produkt des westlichen Europäertums, nämlich der Lokalbericht, als »Gäste aus dem Osten« bezeichnet.
Seite 8. — JRW 3, S. 293

244 Joseph Roth

Das Moskauer jüdische Theater.
In: Das Moskauer jüdische akademische Theater.
Berlin: Verl. Die Schmiede 1928, S. 9—16.
JRW 4, S. 467—472
Leihgabe: SNM/DLA

Auf seiner Reportagereise durch die Sowjetunion besuchte Roth im Winter 1926 das jüdische Theater in Moskau:

[...]
Ich bin erschüttert und erschrocken. Der grelle Glanz der Farben hat mich geblendet, der Lärm betäubt, die Lebhaftigkeit der Bewegung verwirrt. Dieses Theater ist nicht mehr gesteigerte Welt, es ist eine andere Welt. Diese Schauspieler sind nicht mehr Träger von Rollen, sondern verwunschene Träger eines Fluches. Sie sprechen mit Stimmen, wie ich sie noch in keinem Theater der Welt gehört habe, sie singen mit der Inbrunst der Verzweiflung, wenn sie tanzen, erinnern sie mich an Bacchanten, ebenso wie an Chassidim, ihre Gespräche sind wie die Gebete der Juden im Talles am Jom Kippur und wie die lauten Lästerungen der Rotte Korah, ihre Bewegungen sind wie ein Ritual und wie ein Wahnsinn, die Szenen sind nicht gestellt und nicht gemalt, sondern geträumt. [...] Alle Maßstäbe, die ich aus dem Westen mitbringe, versagen in diesem Theater.
[...] das jiddische Theater in Moskau ist der einzige Ort, wo die jüdische Ironie mit einem gesunden Witz über das zensurierte und sogar vorgeschriebene »revolutionäre« Pathos triumphiert. Im jiddischen Theater herrscht jene kritische Begabung, die man in den staatlichen Bildungsanstalten der Sowjets so dringend braucht und so vergeblich suchen würde. [...]
JRW 4, S. 470 und S. 472

245 Das hebräische Theater »Habimah«, Moskau

Bühnenfoto.
Vorlage: Hubmann, Familienalbum, S. 71.

»DIE FRAUEN NEBBE UND KLEIN«: RANDGRUPPEN DER GESELLSCHAFT

Joseph Roth *246*
Die Frauen Nebbe und Klein.
In: Berliner Börsen-Courier. 55 (1923), 129, S. 5.
JRW 4, S. 87–89

Roth berichtet über den Prozeß gegen zwei kleinbürgerliche Frauen, die als Giftmörderinnen angeklagt sind. Wegen ihrer lesbischen Beziehung wollten sie ihre Ehemänner, vor deren Brutalität sie sich in ihr Liebesverhältnis geflüchtet haben, töten. »Frau Klein hat ihren Mann umgebracht, Frau Nebbe ist es nicht gelungen.« Alfred Döblin nahm diesen Fall zum Anlaß für seine Abhandlung »Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord«. Berlin: Verl. Die Schmiede 1924.

Alfred Döblin *247*
Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord.
(Frankfurt a. M.:) Suhrkamp (1971). 96 S.
(Bibliothek Suhrkamp. Bd. 289.)

Joseph Roth 248
Der Zug der Fünftausend.
In: Frankfurter Zeitung. 68 (1924), 185, S. 3–4.
JRW 4, S. 20–22

Wenn die Spitze des Zuges (den man täglich in der Frankfurter Allee in Berlin erschrocken und erschüttert sehen kann) die Fröbelstraße erreicht hat, ist es zwei Uhr nachmittags, und noch vier Stunden dauert es, bis die letzten der Fünftausend angelangt sind. Den Zug bilden die Elendesten, die Ärmsten, die Verworfensten dieser Stadt. Verworfenheit und Elend sind nicht genau zu unterscheiden. Es ist gut so. Denn dieses ist unverdient wie jene, und das Verbrechen, das im erschütternden Gewande der Armut erscheint, verdient wenigstens für eine einzige bitterkalte Nacht die Gnade, die man dieser zu spenden beflissen ist. Das Ziel der Fünftausend ist das *Obdachlosenasyl* in der *Fröbelstraße.* [...]
Fünftausend Menschen ziehen täglich schweigend durch die Straße. Welche lärmvolle Demonstration könnte sich mit diesem Zug vergleichen. Man hört nur Keuchen, Husten, Aufschlagen der Krücken in In-

tervallen, das Schlurfen zerrissener und nachhängender Stiefelsohlen, das Wimmern eines Kindes, dünn und gläsern und fern, wie hinter einer Eismauer. Wären diese akustischen Anzeichen des Lebens nicht, der Zug wäre ein stummer Film, ohne Musikbegleitung, durch ein technisches Wunder losgelöst von seiner Grundbedingung: der Leinwand, ein Zug von fünftausend photographischen Schatten, aus einem großen Kino an der Ecke in die Straße verbannt. Die Gesichter unglaubhaft charakterisiert: halbe Bärte; Basedowsche Krankheitsgesichter; hervorquellende Augen; leere Augenhöhlen; zerrissene Uniformen; geschenkte Cutaways; Lackstiefel ohne Sohlen; die Statisterie eines grausamen Gottes.
[...]

249 Joseph Roth

Noch einmal Prügel.

In: Frankfurter Zeitung. 73 (1929), 362, S. 1.
JRW 4, S. 555–557

Anlaß zu diesem Artikel, der sich gegen die Benachteiligung Farbiger durch die Justiz in Amerika und Südafrika wendet, ist eine »Nonpareille-Notiz in einigen europäischen Blättern« über die Exekution einer Prügelstrafe in Wilmington sowie eine Meldung des »Manchester Guardian« über die Verurteilung eines Transvaal-Farmers zu zehn Stockschlägen und sieben Jahren Zwangsarbeit wegen »Totschlags« an einem Eingeborenen.

[...]
Man kann also immer noch lernen, selbst wenn man ein Skeptiker ist. Eines Tages findet man in der Zeitung eine Nonpareille-Notiz über eine Prügelexekution — und gerät in Aufregung. Ein anderer Tag kommt, und man erfährt aus einer Zeitung, daß ein Mensch einen Menschen gestoßen und gesteinigt hat; daß der Steiniger nur wegen Totschlags verurteilt wird; nur zu zehn Stockstreichen; daß dieses Urteil eine Sensation ist, weil der Steiniger eine weiße Hautfarbe hat; daß also Farbige und Schwarze seit Jahren, seit Jahrzehnten geprügelt werden, ohne daß sie eine Sensation verursachen. Und beinahe ist man imstande, sich zu der Anschauung zu bekehren, daß die Prügelstrafe notwendig ist. Insbesondere für steinigende Farmer von weißer Hautfarbe ...
Die vierzig Rutenhiebe aus Wilmington tun mir weh, und die zehn Stockstreiche, die der Herr Nafte erhält, tun mir wohl. So kompliziert ist der Mensch.
[...]

Joseph Roth 250

Psychiatrie.
In: Das Tagebuch. 11 (1930), 26, S. 1036—1041.
JRW 4, S. 567—573

Roth greift anläßlich des Todes einer schwachsinnigen Patientin durch eine grobe Fahrlässigkeit einer Pflegerin in der Landesirrenanstalt Teupitz in der Mark Methoden der zeitgenössischen Psychiatrie an:

[...] Depraviert die Irren schon das »Bewußtsein«, abgesperrt und also aufgegeben zu sein, so werden sie durch Bemühungen der Psychiatrie, sie Mores zu lehren, noch mehr depraviert. Es muß jedem Einsichtigen klar sein, daß die Absperrung die asoziale Tendenz der Krankheit *steigert und nicht mindert.* Man hat in der Anstalt gewissermaßen die Berechtigung, zu toben und unsauber zu sein. Die Krankheit fühlt sich durch die Institution der geschlossenen Anstalt unterstützt und nicht bekämpft. Und es ergibt sich die groteske Schlußfolgerung: daß die praktische Anstaltspsychiatrie die Bundesgenossin der Geisteskrankheit ist.
Wollen wir uns aber selbst schon mit der Tatsache abfinden, daß die praktische Psychiatrie keine medizinischen, sondern polizeiliche Aufgaben erfüllt, so müßten wir immerhin noch gegen die *Art* protestieren, in der sie diese ihre polizeilichen Funktionen ausübt. [...]
JRW 4, S. 570

Roths Aufsatz rief unter Psychiatern starken Widerspruch hervor. Eine Stellungnahme von Dr. Lilienstein (Bad Nauheim) u. d. T. »Wie ein Dichter die Psychiatrie sah« sowie Roths »Erwiderung« erschienen in »Das Tagebuch« vom 2. 8. 1930 (JRW 4, S. 574—580).

Literatur

Musil wunderte sich über Roths fast leichtsinnige Art, Probleme zu behandeln. Roth sei der einzige Schriftsteller, erwiderte ich, der jedem Gespräch über Literatur ausweicht aber gern über Schriftsteller spricht und von einem zum anderen Mal vergißt, wie er sie einschätzt.
Soma Morgenstern: Dichten, denken, berichten. Gespräche zwischen Roth u. Musil. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. (1975), 79, Beil.: Bilder und Zeiten, S. 4. — Siehe auch Kat. Nr. 199

LITERATURSOZIOLOGIE – LITERATURBETRIEB

251 **Joseph Roth**
Von Büchern und Lesern. Ermittlungen aus den wichtigsten Bibliotheken Berlins.
In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung. 50 (1921), 177, S. ungezählt. [1. Beibl.]
JRW 4, S. 188–191

Ein Bericht aus der ersten Zeit der jungen deutschen Republik:

[...] Betrachtet man nun *die Berliner Bibliotheken* und ihre Besucher jetzt, im dritten Jahre nach dem Zusammenbruch, und vergleicht man die gegenwärtigen Verhältnisse mit denen vor dem Kriege und während des Krieges, so gelangt man im allgemeinen zu demselben Resultat, das so oft schon verschiedene Untersuchungen über die Wirkung der Revolution und ihrer Begleiterscheinungen auf die geistigen Gebiete deutschen Lebens ergeben haben: die deutsche Revolution war im wesentlichen *keine Revolution auf geistigem Gebiet.* Die geistige Entwicklung vollzieht sich in einer steten, nur zeitweise abirrenden oder gehemmten *Evolution.*
[...]
Man sieht: es sind die gleichen Schichten, die auch *vor dem Krieg,* vor der Revolution für Bibliotheken in Betracht kamen. Wo sind die eigentlichen »Proletarier«? Lesen die *Arbeiter* nur in den Arbeiterbibliotheken? Und die jugendlichen Arbeiter nur in ihren Zirkeln, deren Bibliotheken ja zum großen Teil äußerst mangelhaft sind?
[...]

252 **Joseph Roth**
E. T. A. Hoffmann in der Staatsbibliothek.
In: Berliner Börsen-Courier. 54 (1922), 326, S. 2.
JRW 4, S. 201–203

Die gerechte Nachwelt hat dem toten Ernst Theodor Amadeus Hoffmann durch ihre autoritativen Vertreter der Wissenschaft eine Rehabilitierung zukommen lassen: ein ganzer, wenn auch an Umfang geringer Raum in der Staatsbibliothek umfaßt eine »E. T. A. Hoffmann-Ausstellung«.

Das ist die literaturhistorische Pointe eines skurrilen und respektlosen Poetenlebens. Hoffmann hätte seine Nachwelt erleben müssen. Wenn es ihm gelungen ist, im Jenseits als Beweis für seine im körperlichen Leben erwiesene Wundergläubigkeit bewußt weiterzuleben und in einen Kontakt mit der Preußischen Staatsbibliothek zu gelangen – den er leider nicht mehr beschreiben darf –, so sieht er wohl mit jenem satirischen Behagen, das ihn auf Erden gekennzeichnet hat, auf die offiziellen Vertreter der Presse, die zu einem Rundgang durch die Ausstellung von Doktor Uhlendahl eingeladen sind.
Es entspräche dem Wesen des Gefeierten wenig, wenn man durch seine Ausstellung mit der ganzen Seelenrüstung eines Jubiläumspathetikers rasselte. [...]
Er war ein Gespensterhoffmann. Aber in seinen kühnsten Träumen – wer hätte paradoxer geträumt – wäre ihm nie der Gedanke gekommen, daß ihn die offizielle Nachwelt in der Preußischen Staatsbibliothek ehren würde. Sie versetzte ihn gewissermaßen vom Blocksberg direkt auf den Olymp.

Preussische Staatsbibliothek, Berlin, Außenansicht und Kuppellesesaal *253*

Zwei Photographien. 1929 u. um 1920.
Vorlage: Winfried Löschburg, Heinz Wegehaupt, Leonhard Penzold: Die Deutsche Staatsbibliothek und ihre Kostbarkeiten.
Weimar: Böhlau 1966, Abb. 4 u. 5.

Joseph Roth *254*

Epilog zum Reigenprozeß.
In: Berliner Börsen-Courier. 54 (1921), 537, S. 5.
JRW 4, S. 194–196

Arthur Schnitzlers »Reigen«, 1896/97 entstanden, 1900 als Privatdruck und 1903 im Buchhandel erschienen, wurde erst am 23. Dezember 1920 vollständig im Berliner Kleinen Schauspielhaus uraufgeführt. Der Aufführung folgte eine Anklage auf Pornographie. Der Gerichtsprozeß erwies sich jedoch als Bumerang: »Die bürgerliche ›Moral‹, in deren Namen dem Berliner ›Reigen‹ der Prozeß gemacht wurde, offenbarte ihre ganze Verlogenheit und Niedertracht. Die Sorge um die gesunde Volksmoral kam aus recht trüben Quellen: Man suchte den ›zersetzenden‹ Juden Schnitzler zu treffen [...]; was katholische und nationalistische Verbände einte, waren Antise-

mitismus, vermischt mit heuchlerischer Prüderie.« (Dieter Borchmeyer: Reigen. Zehn Dialoge. Komödie von Arthur Schnitzler. [Lexikon-Artikel.] In: Kindlers Literatur-Lexikon. Zürich: Kindler 1971, Bd. VI: Werke Rb—Tz, Spalte 94—97). Der Prozeß endete mit einem Freispruch der Angeklagten.

Aus dem Artikel Joseph Roths:
[...]
Der Prozeß zeigte mancherlei: erstens, daß eine gesetzliche Begriffsbestimmung über »Sittlichkeit« (insofern sie aus einem Kunstwerk spricht) lächerlich ist. Es gibt keine »normalmenschliche« Empfindung, die als Grundlage für eine Gesetzesbestimmung über Sittlichkeit dienen könnte. Zweitens: daß das ganze große Gebiet der Kunst einem großen Teil der gebildeten deutschen Menschheit verschlossen und unverständlich ist; daß Regierungsräte in künstlerischen Dingen Analphabeten sein können. Drittens: daß solche Regierungsräte dem Gericht maßgebend und sachverständig sind; daß also die Behörden um ein paar Jahrhunderte hinter der Kulturentwicklung zurückgeblieben sind.
[...]

Ein weiterer Artikel Roths zum Reigenprozeß erschien u. d. T. »Sieg der Vernunft. Der Freispruch im Reigenprozeß« im »Berliner Börsen-Courier« vom 18. 11. 1921 (Abdruck: JRW 4, S. 196—198).

255 **Der Reigen**
Spielfilm nach der Novelle von Arthur Schnitzler von Richard Oswald.
Darsteller: Asta Nielsen, Conrad Veidt, Theodor Loos u. a.
Uraufführung: 27. 2. 1920.
Szenenfoto mit der Aufschrift »Verboten«.
In: Zeit-Magazin. 1978, Nr. 41, S. [58].

256 **Joseph Roth**
Lob der Dummheit.
In: Die literarische Welt. 5 (1929), 39, S. 3.
Nachdruck. Nendeln, Liechtenstein: Kraus-Reprint 1973.
JRW 4, S. 231—234

Roth wendet sich gegen jene Gattung der deutschen Literatur, die er als »barbarische Belletristik« bezeichnet und die unter dem Begriff »Blut- und Boden-Dichtung« bekannt werden sollte:

[...] Jedenfalls glaube ich ohne Übertreibung sagen zu können, daß man in Deutschland wenn schon nicht die Dummheit für eine Hauptbe-

dingung des Dichtens hält, so doch die Vernunft für ein großes Hindernis eines Dichters. Die unausrottbare Neigung, den Begriff des »Dichters« mit der Vorstellung von dessen holdem Wahn automatisch zu verbinden, war selbst während der letzten Monate, in denen die »Neue Sachlichkeit« schon einen neuen, tatkräftigen deutschen Dichtertyp zu erzeugen drohte (eine Mischung von einem Piloten, einem Marxisten und einem Reporter), so stark, daß an ihr, jener Neigung nämlich, die Neue Sachlichkeit überhaupt gescheitert sein dürfte. [...]
Aus diesen Gründen ist bei uns jene Gattung Literatur so beliebt, die ich die barbarische Belletristik nennen möchte. Bei uns ist es schon ein Vorzug, nicht schreiben zu können. Wenn einer stottert, so sagt man: er schreibe »unvermittelt und ungekünstelt«. Wir lieben die frischen Jungens (die blauen unter den frischen werden bevorzugt), die so rasch von der Realität herkommen wie die Semmeln vom Bäcker und richtig was »erlebt« haben. Autodidakten schon werden mit Mißtrauen behandelt. Akademische Bildung wäre sogar abzuraten, wenn es sich nicht wieder empfehlen würde, der deutschen Sitte: Herr Doktor zu sagen, nicht gerade demonstrativ entgegenzutreten. Daß ein »Dichter« vor allem schreiben muß; daß das Schreiben die primäre Ausdrucksmöglichkeit des »Gedichteten« überhaupt ist; daß das Schreibenkönnen aber erst die Frucht einer langen, langen geistigen Disziplin ist, der akustische Ausdruck der Vernunft also; daß diese selbst eine wirkliche »Gnade« ist und eine größere als die ahnungslose Unmittelbarkeit; das alles versuche man erst einmal einem Leser klarzumachen. [...]
Wenn ich Antisemit wäre — wozu ich aber gar keine Veranlassung habe —, so würde ich diese hysterische Naivitätshascherei des deutschen Lesers aus der Tatsache zu erklären suchen, daß er größtenteils ein jüdischer ist. Das heißt: ich würde den hochmütigen Aberglauben der Juden: intelligent und schwarzhaarig seien sie selbst und von Dichtern hätte man etwas Blond-Ahnungsloses zu erwarten, mit dem sich absolut keine Vernunft-Transaktion machen läßt: ich würde diesen Aberglauben verantwortlich machen für die großen Auflagen der barbarischen Bücher, in denen die Plumpheit als »Frische« gilt, die Torheit als eine »Gnade«, deutsche Sprachfehler als Beweise für arische Abstammung und Ungebildetheit als »Urkraft«. Aber ich bin kein Antisemit.
[...]

Joseph Roth *257*
Eine Rede Rudolf Borchardts.
In: Die literarische Welt. 6 (1930), 7, S. [1]—2.
Nachdruck. Nendeln, Liechtenstein: Kraus-Reprint 1973.
JRW 4, S. 258—261

Überlegungen anläßlich der Bremer Rede Rudolf Borchardts über »Die Aufgaben der Zeit gegenüber der Literatur« vom 8. Februar 1929.

258 **Rudolf Borchardt**
Die Aufgaben der Zeit gegenüber der Literatur.
Rede, geh. am 8. Februar 1929 zu Bremen.
Bremen: v. Halem (1929). 64 S.
Leihgabe: StuUB Frankfurt a. M.

259 **Joseph Roth**
Schluß mit der »Neuen Sachlichkeit«!
In: Die literarische Welt. 6 (1930), 3, S. 3—4 u. 6 (1930), 4, S. 7—8.
Nachdruck. Nendeln, Liechtenstein: Kraus-Reprint 1973.
JRW 4, S. 246—258

[...]
Es gab nur ein einziges Land, in dem das Wort von der »Neuen Sachlichkeit« erfunden werden konnte: Deutschland. Bei uns wurde (wie oft im Lauf der Geschichte) ein Ziel, was bei den andern primäre Voraussetzung war. Wir sind das einzige Volk, dem die Sachlichkeit »neu« erscheinen konnte. Äußerst kennzeichnend, daß der Verfasser der jüngsten deutschen Literaturgeschichte in französischer Sprache, Félix Bertaux, kein anderes Wort für die »Neue Sachlichkeit« gebraucht als »l'ordre froid«, die kalte Ordnung — eine sehr schmeichelhafte Übersetzung, nur für jene Werke anzuwenden, die *irrtümlich* unter der Marke »Neue Sachlichkeit« erschienen sind. [...]
JRW 4, S. 251

[...] ich habe lange nachgedacht über Ihre nahezu *geniale* Übersetzung der »Neuen Sachlichkeit« und finde, daß »l'ordre froid« viel zu gut ist für jenes häßliche Wort, das aus der deutschen Malerei in die deutsche Litteratur gekommen zu sein scheint. Es erhebt all die litterarischen Produkte, die unter jenem deutschen Stichwort gesegelt sind, auf ein ganz bedeutendes Niveau, das sie nicht haben. Der französische Leser würde geneigt sein, diese Sachlichkeit besser zu finden als sie ist, einfach *unter der Suggestion,* Ihres prächtigen Wortes. Deshalb würde ich an Ihrer Stelle ausdrücklich sagen, daß die Übersetzung (»ordre froid«) besser ist, als das Original (Neue Sachlichkeit) und weniger die Leistung, als die *Tendenz* der meisten »Sachlichen« kennzeichnet.
JR an Félix Bertaux. Paris, 9. 1. 1927 [vielm. 1928]. — JRB, S. 118

Joseph Roth

260

Abb. 53

100 000 Mark für einen Roman.
In: Der Drache. 6 (1925), 14, S. 1—4.
JRW 4, S. 212—215

Ein Artikel anläßlich eines Preisausschreibens der »Münchner Neuesten Nachrichten« und des »Hamburger Fremdenblattes«, die 100 000 Mark für den »besten deutschen Zeitungsroman« ausgesetzt haben. Roth schließt mit Anspielung auf ein Mitglied der Jury:

[...]
Und dennoch sind 100 000 Mark eine Summe, für die es lohnt, sich dem Urteil des Münchner Landgerichtspräsidenten zu unterwerfen. Wenn er sich nur nicht irrt und, aus Gewohnheit, einen deutschen Schriftsteller zum Zuchthaus verurteilt. Dergleichen Dinge sollen in München schon passiert sein. Und die »Münchner Neuesten Nachrichten« haben damals für die Befreiung kein Preisausschreiben erlassen!...

Siehe auch Kat. Nr. 201 und 202.

Joseph Roth

261

Eine halbe Stunde Kauderwelsch.
In: Frankfurter Zeitung. 76 (1931), 759, S. 5.
JRW 4, S. 275—277

Über die Folgen des zeitgenössischen »Zeitungsdeutsch« für die Leser der Massenblätter:

[...] Hunderttausende lesen Tag für Tag diesen grauenhaften Widersinn, kauen ihn wieder, denken ihn gewissermaßen nach — und hören auf, Menschen zu sein; *weil sie die Sprache verlieren.* Ja, in einer Zeit, in der man vor lauter amerikanisch — großkapitalistisch — sowjetistisch — revolutionärer Hast keine Ruh' mehr findet, Namen auszusprechen, und, statt eine Institution zu nennen, irgend etwas daherbellt, was wie »SOW — komproß — tong« klingt, oder ähnlich, den Zeppelin »Zepp« nennt, unser Zepp, weil man noch schneller sprechen will, als er fliegen kann, und den Dramatiker Zuckmayer: »Zuck« und den Publizisten Tucholsky: »Tucho« (um nur ein paar Beispiele zu nennen): in solch einer Zeit findet man kaum noch das »Tempo«, es selbst auszusprechen, und man möchte vor lauter Eile nur »Temp« sagen, nur um ein »o« zu ersparen. Und jenem geschlechts- und artikellosen »Mann auf der Straße« wird es nicht erspart bleiben, das unmenschliche Schicksal: auch noch die Sprache zu verlieren. [...]

Der Drache

Einzelheft 40 Goldpfennige. / Abonnementspreis vierteljährlich nur durch Kreuzband 4.50 Goldmark, Ausland 5 Goldmark. / Durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. Leipzig: Verlag Viktor Engel, Leipzig, Bayersche Str. 1. Tel. 23833. Postscheckkonto Leipzig 58700. Dresden: Dresdner Verlag „Der Drache". Dresden-A., Wettinerstr. 47 II. Postscheckkonto Dresden 7355. Tel. 28159.

Leipzig/Dresden, den 6. Januar 1925 6. Jahrgang, Heft 14

100000 Mark für einen Roman.

Von Joseph Roth, Berlin.

Der Verlag der „Münchener Neuesten Nachrichten" und der des „Hamburger Fremdenblattes" veröffentlichen ein Preisausschreiben im Inseratenteil der großen deutschen Tagesblätter: beide Verlage zahlen 100000 Mark, in Worten: hunderttausend Mark, für den „besten deutschen Zeitungsroman". Dieses Inserat ist geeignet, Aufsehen zu erregen. Die deutschen Schriftsteller sind an solche Honorare nicht gewöhnt. In einem Lande, in dem Zeitungen von der Qualität und der Gesinnung der „Münchener Neuesten Nachrichten" erscheinen, kann es Schriftstellern von Qualität und Gesinnung nicht gut ergehn. Es wäre zu wünschen, daß die „Münchener Neuesten Nachrichten" als Buße für ihre Existenz und ihr tägliches Erscheinen jedem anständigen deutschen Schriftsteller 100000 Mark zahlen, selbst, wenn er ihnen keinen Roman liefert, auf daß er instandgesetzt werde, seine Heimat zu verlassen und die „Münchener Neuesten" nie mehr zu sehen.

Fürwahr, wenn ich bedenke, daß ein Mann, der 100000 Mark besitzt, wirklich nicht mehr in die fatale Lage geraten muß, die „demokratische" und pseudodemokratische Presse Deutschlands zu lesen, so bin ich fast geneigt, mich den Bedingungen des oben erwähnten Preisausschreibens zu unterwerfen und den besten deutschen Zeitungsroman zu schreiben — obwohl ich Anlaß genug habe, zu zweifeln, ob er den „Münchener Neuesten Nachrichten" gefallen wird. Und was das „Hamburger Fremdenblatt" betrifft, bin ich sehr skeptisch. Es ist ein „demokratisches Organ" und hat vor der Wahl gegen die Rechte „gekämpft"; mit den Waffen gekämpft, die zu der überlieferten Rüstung der deutschen Demokratie gehören. Diese Waffen sind: Würde, gemäßigter Republikanismus und Sanftheit des Gemüts. Wenn so ein Republikaner sehr aufgeregt ist, so schreibt er: „Es erübrigt sich, näher auf die Anwürfe der Rechtspresse einzu-

1
KAFFEEHAUS BITTNER
Leipzig, Petersstraße (Ecke Schloßgasse) Inhaber: RICHARD FISCHER
In- u. ausländische Zeitungen Billard- u. Spielzimmer
gut bürgerlicher Verkehr.

53. Joseph Roth: 100 000 Mark für einen Roman. In: Der Drache. 6. Januar 1925

ZEITGENOSSEN

Joseph Roth *262*

Rainer Maria Rilkes »Marienleben«.
Manuskript. Undatiert. 2 Bl. hs.
Kopie. — Original: LBI
JRW 4, S. 329—331

Rezension von:
Rainer Maria Rilke: Das Marienleben.
Leipzig: Insel-Verl. 1913. (Insel-Bücherei. 43.)

Ein Vergleich der Schrift dieses Manuskripts mit Manuskripten Roths, die während seiner Studienzeit entstanden sind, legt nahe, daß es sich bei dieser Rezension um eine Stilübung aus Roths Studienzeit handelt. Hierfür spricht auch das Erscheinungsjahr der Erstausgabe von Rilkes Dichtung.

Wenn in deutschen Landen die Sitte bestünde, einem Dichter für jeden schlechten Vers eine derbe Ohrfeige zu versetzen, wie es einstens einem Poeten in den seligen Gefilden Griechenlands geschah, so müßte Rainer Maria Rilke für sein »Marien-Leben« eine tüchtige Tracht solcher Ehrenbezeugungen einheimsen. Dieser Lyriker scheint auf der schiefen Ebene des Modernismus unaufhaltsam hinabzurollen. Oder hinaufzuklettern. Vielleicht hat er sogar schon den Gipfel der Moderntuerei erreicht. — Von seinen schlichten, innigen Liedern, die er uns bei seinem ersten Auftreten vorsang, bis zu seinen letzten, »schwülstig-farbenprotzenden«, heimlichtuenden Wort- und Bilderhäufungen ist freilich ein langer Weg. Aber mit der Geschwindigkeit eines Schnelläufers, der im Wettlaufen Sieger geblieben, hat ihn Rainer Maria Rilke zurückgelegt. [...] Wenn ein Effekthascher, wie es Rilke offenbar ist, heutzutage noch originell sein will, so bleibt ihm nichts übrig, als Dilettant zu werden oder sich mindestens als solcher zu gebärden. Das ist ja das Traurige unserer Zeit: die Dilettanten heißen Dichter, und die Dichter werden Dilettanten. Beides gelingt leider nur zu häufig!
Daß besonders das letztere gelingt, beweist das »Marien-Leben« von Rainer Maria Rilke. [...]
Aber wie wenn ein König schlechtes Gewand anlegt, um als Bettler zu erscheinen, und danach das Königliche durch alle häßlichen Lumpen bricht, so bricht das Dichterische in Rainer Maria Rilke durch die Lumpen des Dilettantismus, die er nur zufällig angelegt. »Bettler können dir Bruder sagen, und du kannst doch ein König sein«, singt er selbst an anderer Stelle. In Hinsicht auf sein »Marien-Leben« möchte man ihm zurufen: Dilettanten können dir Bruder sagen, und du kannst doch ein Dichter sein.
[...]

263 **Rainer Maria Rilke**
Das Marien-Leben. (136.—141. Tsd.)
[Wiesbaden:] Insel-Verl. 1948. 23 S.

Später äußerte Roth eine andere Ansicht über Rilke. Im Gespräch mit Frédéric Lefèvre 1934 in Paris spricht er als Verehrer und Bewunderer:

— J'ai été voir Rilke à l'hôtel Foyot quand je suis arrivé à Paris en 1922. Je lui apportais des lettres d'amis de Prague et de Vienne. Un jour que je me rendais chez lui, on me frappe sur l'épaule: »M. Rilke?« Je me retourne. C'était une dame qui, de dos, m'avait pris pour lui. Il existe une allure autrichienne. Je portais, comme Rilke, un complet bleu, uniforme des civils autrichiens. Je l'aimais beaucoup. Quel poète et quel homme!
Frédéric Lefèvre: Une heure avec Joseph Roth. In: Nouvelles littéraires. 2. 6. 1934

264 **Rainer Maria Rilke**
Reproduktion eines Gemäldes von Helmut Westhoff.

265 **R-th. [d. i. Joseph Roth]**
Franta Slin.
In: Berliner Börsen-Courier. 53 (1921), 218, S. [7].
JRW 4, S. 332

Rezension von:
Ernst Weiss: Franta Zlin. Erstveröffentlichung in: Genius. 1 (1919), S. 298—308.

[...] Die unerbittliche Konsequenz dieses unerbittlichen Kriegsgeschicks mit der grausamen Genauigkeit nüchterner Tatsachensprache verfolgt und verzeichnet zu haben ist ein unschätzbares Verdienst eines überaus schätzenswerten Dichters. Vielleicht ist trotz Barbusse und Frank in keiner der vielen Antikriegsgeschichten die Bestialität der vaterländischen Mörderei eindringlicher in menschliches Bewußtsein gehämmert worden als in »Franta Slin«.
[...]

266 **Ernst Weiss**
Dämonenzug. Fünf Erzählungen.
Berlin: Ullstein (1928). 277 S.

Unter Menschen, die diese bajuwarische Abart der deutschen Sprache — in ihrer Form gleich schauderhaft wie in ihrem Inhalt — reden, sitzt Ernst Toller gefangen. Daß es ihm möglich ist, »mit dem Ernste« eines solchen »Strafvollzugs« die Tätigkeit des Dichtens überhaupt »vereinbar sein« zu lassen, ist allein schon ein technisches Verdienst und ein Beweis für moralische Ausdauer. Einem Schriftsteller, der sie nicht besäße, müßte die Hand verdorren, ehe sie nach der Feder greift — in dieser Umgebung, deren Befehlen und Vorschriften »seitens der Opfer« leider »Folge gegeben werden« muß. Unter solchen Umständen ringen nur eine reine Glut und ein heiliger Wille mit der Gestaltung eines Stoffes. Den reinen Willen besitzt Ernst Toller. Aber er ist nicht stark genug, den dichterisch konzipierten, dramatisch bewegten und stellenweise sogar visionär bearbeiteten Stoff zu »bewältigen«; das heißt: bis zur einzigen Gültigkeit durchzuformen. [. . .]
Und dennoch beginnt dieses Drama (neben anderen) einen historischen Abschnitt in der dramatischen Literatur. Denn es führt, wie einmal das »bürgerliche Trauerspiel« den Bürger statt der Könige, den Proletarier statt des Bürgers auf der Bühne ein. Es bricht Bahn für die dramatische Behandlung der neuen Klasse, des kommenden Menschen. Das ist der Anfang einer neuen Literatur. [. . .] Der Bürger mag den »Hinkemann« nur kritisch werten. Ihm ist es eine literarische Erscheinung. Uns aber ist jedes Drama, dessen Gestalten Blut von unserem Blut sind, dessen Handlung proletarisches Erlebnis einschließt, eine historische *und* eine persönliche Angelegenheit. Auch der künstlerisch unvollkommene Hinkemann berührt uns tief: weil er ein Proletarier ist, ein Opfer der herrschenden Klasse und jenes Krieges, den sie auf ihrem mangelhaften Gewissen hat. [. . .]

Ludwig Marcuse erzählt von Tollers Minderwertigkeitsgefühl gegenüber Roth:

Ende Mai [1939] war er in unserer Wohnung. Er wollte am nächsten Tag nach London fliegen. Wir machten einen Spaziergang, den Hudson entlang, und sprachen über unsern Freund Roth. »So möchte ich schreiben können«, sagte Toller sehr niedergeschlagen. Mehr als alles andere zermürbte ihn das Mißverhältnis zwischen seinem Weltruhm und seiner Leistung. Es ist nie hinreichend beachtet worden, wieviel Selbstmorde zurückgehen auf die Unfähigkeit, sich selbst Genüge zu tun.
Ludwig Marcuse: Mein zwanzigstes Jahrhundert. München 1960, S. 253. — Siehe auch Kat. Nr. 185

Ernst Toller *300*
Photographie. 1936.
Original: Professor John M. Spalek, Albany

301 **Joseph Roth**
Die heilige Johanna.
In: Prager Tagblatt. 49 (1924), 245, S. 2.
JRW 4, S. 464–467

Rezension einer Aufführung Max Reinhardts am 14. 10. 1924 im Deutschen Theater, Berlin, (mit Elisabeth Bergner) von:
George Bernard Shaw: Die heilige Johanna. Berlin: S. Fischer 1924.

[...] Dieser Satiriker liebt es, das Erhabene in jenen Staub zu ziehen, in dem die Hennen Eier legen. Alles Strahlende, Welthistorische, scheinbar Übermenschliche, Heroische gelangt, ein bißchen zerzaust, auf das menschliche Niveau des Alltäglichen, Kleinen, Lächerlichen. Aus der Perspektive eines Wochentages blickt man auf die Historie.
[...] Die Menschen können nur tote Heilige brauchen. Deshalb verbrennen sie die lebendigen.
Das ist die Weltanschauung des großen Satirikers, des größten unserer Zeit. Dieses Drama ist eine der größten Schlachten, die er der Menschheit geliefert. [...]
Dieses Drama hat ein leuchtender Verstand geschaffen, und ein dramatisches Temperament hat es durchheizt. Es hat große dramatische, leidenschaftliche Momente. Den leidenschaftlichsten offenbart wohl jene Szene vor dem Tribunal der heiligen Inquisition, wenn Johanna beim Anblick des Henkers so wunderbar natürlich erschrickt, aufhört, eine »Heldin« zu sein, und aus Furcht vor dem Flammentod alles abzuleugnen bereit ist. Aber als sie erfährt, daß selbst ihr erlogenes Geständnis ihr nicht die Freiheit wiedergeben soll, sondern nur eben ein Leben in der Gefangenschaft, meldet sie sich freiwillig zum Tode. Das ist der dritte echte Shaw. »Held« ist man nur, wenn Heldentum das bessere Teil ist. Schlimmer als der Scheiterhaufen ist der ewige Kerker. Wer vor die Wahl zwischen Kerker und Scheiterhaufen gestellt, den letzten wählt, handelt nur höchst natürlich. Er wird ein Held aus Zwang. Es gibt kein anderes Heldentum.
[...] Elisabeth Bergner hatte zu wenig robuste Vitalität für das gesunde Landmädchen, zu wenig des Metaphysischen für die verzückte Schwärmerin. Ihre liebliche Kindlichkeit versöhnte dennoch. Sie war eine junge Jeanne aus einem äußeren Bezirk, wo zwar noch nicht die Wiesen beginnen, aber immerhin die Villen schon stehen. [...]

302 **Elisabeth Bergner als »Heilige Johanna«**
Photographie.
Vorlage: Elisabeth Bergner: Bewundert viel und viel gescholten ... Unordentliche Erinnerungen.
München: Bertelsmann 1978, zwischen S. 96 u. 97.

Joseph Roth an Therese Giehse *303*
Brief. Undatiert. 1 Bl. hs. mit Unterschrift.
Faksimile in: Wolfgang Drews: Die Schauspielerin Therese Giehse.
Velber bei Hannover: Friedrich 1965, S. 53.
(Reihe Theater heute. 20)

Siehe auch Kat. Nr. 244 und 245.

*

rth [d. i. Joseph Roth] *304*
»Der letzte Mann«.
In: Frankfurter Zeitung. 69 (1925), 20, S. 1.
JRW 4, S. 493–496

Rezension von:
Der letzte Mann. Spielfilm von Friedrich Wilhelm Murnau. Buch: Carl Meyer. Darsteller: Emil Jannings u. a. Deutschland 1924.

Der große, künstlerische deutsche *Film* dieses Jahres heißt: »*Der letzte Mann*«. Sein Verfasser ist Carl *Mayer*, der einzige deutsche Film-*Dichter*. Ich betone »Dichter«, weil es viele Manuskriptverfasser und -verfertiger gibt. Carl Mayer aber dichtet Filme, wie man Gedichte, Erzählungen und Dramen dichtet: das heißt: er überträgt einen »Stoff« aus der materiellen, irdischen und zufälligen Ebene der »Existenz« und der »Begebenheit« in die metaphysische, einmalige, gültige und notwendige Atmosphäre.
[...]
Das ist die ganze »Handlung«. Ist das ein Film? Es ist eine gefilmte *soziale* Skizze. Sie könnte eine Novelle von Gogol sein; oder auch eine von Tschechow. Ihr Autor hätte sie bestimmt als Skizze geschrieben und nicht als Filmmanuskript, wenn er ein Sprachdichter, ein Worte-Dichter wäre. Aber weil *zufällig* nicht die Sprache sein Werkzeug ist, sondern das Bild und der photographische Apparat, wurde ein Film daraus. [...]
Die Hauptrolle spielte *Jannings*. Seine Bewegungen sind reich und kräftig und zielsicher. Niemals ist eine Geste, eine Miene, ein Augenaufschlag verschwendet. Unerschöpfliche Fülle in knappster Konzentration. Und dazu eine stille, heitere, verstehende Einsicht in die letzten Geheimnisse der armen Seele. Wie Jannings ein gebrochener Greis in der Toilette und ein würdiger, reicher Herr ist im vierspännigen Wagen — — und doch immer derselbe: das gehört zu den größten Filmleistungen der letzten Jahre.
[...]

305 **Carl Mayer und Friedrich Wilhelm Murnau**
Photographie. 1926.
Vorlage: Hätte ich das Kino! Die Schriftsteller und der Stummfilm. Eine Ausstellung d. Dt. Literaturarchivs Marbach a. N. Ausstellung u. Kat.: Ludwig Greve u. a. München: Kösel [in Komm.] 1976, vor S. 369. (Sonderausstellungen des Schiller-Nationalmuseums. Katalog Nr. 27.)

306 **Der letzte Mann**
Zwei Szenenfotos: Emil Jannings.
Vorlage: Jerzy Toeplitz: Geschichte des Films. Bd. 1: 1895–1928.
Berlin: Henschelverl. 1975, Abb. 210 u. 211.

307 **Joseph Roth**
Ehre den Dächern von Paris!
In: Frankfurter Zeitung. 75 (1930), 805, S. 1
JRW 4, S. 505–507

Rezension von:
Unter den Dächern von Paris (Sous les toits de Paris). Spielfilm von René Clair. Frankreich 1930.

[...]
Die Handlung dieses Tonfilms entsteht ebenso aus der Atmosphäre der Stadt Paris, wie etwa ein Volkslied entsteht aus der Seele einer bestimmten Landschaft. Es ist, als gebäre der zitternde, ewig bewegte Nebel über den Dächern von Paris die Geschehnisse, die sich unter ihnen abspielen. Der leichte, graue Dunst über dem tänzelnden Gewirr der Schornsteine, der das erste Bild des Films überschwebt, gleicht einem Vorhang, der sich auflöst und in das Spiel verwandelt, das er in sich geborgen hat. Ist das Spiel dann zu Ende, so hat es nicht etwa aufgehört, sondern es ist wieder eingekehrt in den fruchtbaren Nebel, der sein Ursprung ist und seine Heimat. [...]

308 **Unter den Dächern von Paris**
Szenenfoto.
Vorlage: Horst Knietzsch: Filmgeschichte in Bildern.
Berlin: Henschelverl. 1971, S. 152.

Joseph Roth *309*

Schluß mit den Kriegsfilmen!
In: Frankfurter Zeitung. 76 (1931), 631, S. 1.
JRW 4, S. 508–510

Rezension von:
Douaumont. Dokumentarischer Spielfilm von Heinz Paul. Buch: Karl Günther Panter u. a. Darsteller: Formationen der Deutschen Reichswehr sowie ehemalige Teilnehmer des Kampfes um Douaumont, unter ihnen Hauptmann Haupt u. Leutnant Radtke. Deutschland 1931.

[...] Der Gedanke, daß man Statisten als Todeskandidaten verkleidet und in künstlichen Schützengräben herumlaufen und zum Schein sterben läßt, hat für sensiblere Kriegsteilnehmer etwas Schnödes und Verletzendes. Es gibt eben Grenzen. Es gibt ein ungeschriebenes, aber sehr klares Gesetz von den Rechten, die sich der gute Geschmack in gewissen Fällen gegenüber der Kunst herausnehmen darf, und von den Schranken, die eine so zweifelhafte Kunst, wie es die filmische ist, einhalten müßte. Nicht die künstlerischen Leistungen der einzelnen im Film wollen wir bezweifeln. Und wenn wir auch gestatten würden, daß etwa ein Schauspieler den Tod eines einzelnen Soldaten im Weltkrieg darstellte und also (wenn so etwas überhaupt möglich wäre) die große und unbegreifliche Tragödie von Millionen einmalig und infolgedessen gültig nachschüfe, so bleiben wir doch zweifelnd und sogar gekränkt vor den Versuchen, beliebig viele namenlose Darsteller zu Schein und Spiel kämpfen und sterben zu lassen und auf diese läppische Weise das große Entsetzen kümmerlich wiederholen zu wollen. Alle Kriegsfilmversuche sind einfach unglaubhaft. [...]
Und wir glauben, sagen zu dürfen, daß wir endlich auf alle und jede Kriegsdarstellung verzichten: ob die Filme »gut« sind, »besser« oder »schlecht«. Es gibt ihrer schon zu viele. Blut und Fleisch und menschliche Herzen haben dort die »Hauptrolle« gespielt. Dieses Material ist etwas ganz anderes als Zelluloid. Eines vom andern ist genausoweit entfernt wie die Front von der Branche und weiter als Neubabelsberg von Verdun! Sie mögen es weiter mit Harry Liedtke treiben und den Krieg in Frieden lassen ...

Douaumont *310*

Szenenfoto: Hauptmann Haupt.
Vorlage: Der Weg ins Dritte Reich. Deutscher Film u. Weimars Ende. Eine Dokumentation.
Oberhausen: Laufen 1974, nach S. 110.
(Information u. Propaganda. 2.)

*

311 **Joseph Roth**
Die »Girls«.
In: Frankfurter Zeitung. 69 (1925), 313, S. 1.
JRW 4, S. 546–548

Die »*Girls*« sind jüngere und ältere Mädchen in Schwimmkostümen, die augenblicklich die Varieté- und Revuebühnen Europas, die etwas auf sich halten, in trockene Strandbäder verwandeln. Die ohne Zweifel anmutig gebauten Geschöpfe können Beinchen schleudern, auf Seilen klettern, auf Händen gehn. Sie sind wie eine Übersetzung des männlich ernsten Militärexerzierens ins Weibliche. Ihre Spiele sind Kompositionen aus Militarismus und Erotik.
[...] Sie arbeiten im Dienste der Hygiene, nicht der Erotik. Ihre Nudität ist prüde. Ihre Schwimmkostüme sind weniger lockend als Nonnengewänder. Von ihren Tänzen geht ein frischer, morgenkühler Hauch von Schichts Kernseife, von Schwüle tötender Sauberkeit und kalten Abreibungen aus. Sie sind wie die süßen Fabelwesen der Liebe beim großen Reinemachen des Hörselberges.
[...]

Reiseberichte

Wie auf Seite 130 bereits erwähnt, unternahm Roth im Auftrag der »Frankfurter Zeitung« mehrere Reisen in Deutschland und im Ausland (siehe auch den Abschnitt »Bei der ›Frankfurter Zeitung‹«).

REISEN IN DEUTSCHLAND

312 **Joseph Roth**
Ausflug nach Chorin.
In: Frankfurter Zeitung. 69 (1925), 273, S. 12.
JRW 3, S. 664–668

Über einen Besuch der Ruine des Zisterzienserklosters Chorin im Kreis Eberswalde in der Mark Brandenburg, vermutlich im Frühjahr 1925:

[...]
Wir [...] sehen einen lebendigen Bau aus rohen, roten Backsteinen, einen Überrest und dennoch vollendet, ein Fragment und dennoch voll-

kommen, tot und dennoch ewig, gewaltig im Umfang und lieblich als Erscheinung, primitiv und formal raffiniert, eine Festung, ein Requisit der Frömmigkeit, in die Wolken strebend, im Irdischen wurzelnd, real und spielerisch, nüchtern und verträumt, sinnlich und abstrakt. Die zünftige Wissenschaft nennt es »Backsteingotik«.
[...]
1542, im Zeitalter der Reformation, wurde das Kloster leer. Ein Zufall bewahrte es vor der Zerstörung. Die Mönche flüchteten. Ein großer Teil wurde erschlagen. Ein Teil kam durch wilde Tiere um. Die Reformation zerriß das Volk. Der Schnee kam, der Regen, der Sturm. Die Eulen nisteten im Gemäuer. Das Dach zerfiel. Die hölzernen Tore zersplitterten. Die Zeit fraß sich durch alles widerstandslose Material.
Bis »Ordnung und Zucht« in das Land kamen, Fürsten aufs neue anfingen, was die Mönche längst vollendet hätten: Wege gehauen wurden, die längst vorhanden waren, Wald gerodet wurde, wo Acker schon gewesen war. Die letzten Konsequenzen sind: der Draht um die Ruine, der Mann mit der Amtsmütze und die Verbotstafeln. Es sind mit der Zeit mehr Verbotstafeln als Wegweiser geworden. Die Nation hat kein Verhältnis mehr zu diesem Denkmal. Es ist ein deutsches Denkmal, Backstein von unseren Backsteinen, Historisches von unserer Historie, Blut von unserem Blut.
Wer kennt heute noch Chorin? Ich war einer von zehn zufälligen Besuchern. Es waren Touristen, die anderen neun. [...]
Stünde dieses Kloster in einem anderen Land, — es hätte rings um sich zwanzig Gasthöfe, und sein Ruf hallte wider in allen Reiseführern.

Das Kloster Chorin *313*

(Hrsg. von Fritz Löffler. 6. neubearb. Aufl.)
(Berlin: Union-Verl. 1973.) 28 S. mit Abb.
(Das christliche Denkmal. H. 4.)

Joseph Roth *314*

In Deutschland unterwegs. Glashütte.
In: Frankfurter Zeitung. 69 (1925), 382, S. 1.
JRW 3, S. 708—712

In *Glashütte,* von Dresden bequem in zwei Stunden zu erreichen, werden die besten deutschen Taschenuhren geboren, die kleinen, lebendigen Dinge, die uns von der Konfirmation bis zum Grabe begleiten. Jeden Abend vor dem Schlafengehen ziehen wir sie auf, ihre Herzen, ihre Lungen, ihr Leben um neue vierundzwanzig Stunden verlängernd, und

legen sie auf das Nachtkästchen neben Brieftasche, Füllfeder, Zigarrenabschneider, Taschenmesser, Schlüsselbund und die anderen Trophäen, mit denen sich der Europäer tagsüber behängt. [...]
Die Hand stellt Werkzeuge und Werkzeugteile her, die Augen ohne Lupe nicht erkennen. Man schafft mit dem dichterischen Tastgefühl eines Blinden. Man feilt an unsichtbaren Windungen und schleift Stahlnadelspitzen, die nicht vorhanden sind, wenn man sie nicht mit dem Glase sucht. Das ist schon die Grenze zwischen Arbeit und Schöpfung. Die Objekte leben in den Grenzgebieten zwischen materieller Welt und metaphysischer. Sie leben — — und sind nicht da. Sie sind die letzten Ausläufer der »Materie«, dort, wo sie bereits in das Immaterielle vorfühlt. [...]
JRW 3, S. 708 f.

Zeit seines Lebens hatte Roth eine besondere Beziehung zu Uhren, die in späteren Jahren geradezu zur Manie wurde. Ihn faszinierte das Minutiöse am Uhrwerk, das ihn an seine eigene schriftstellerische Tätigkeit erinnerte. Er sammelte Uhren und schenkte viele davon seinen Freunden mit eingravierten Widmungen.

Wie er sich darauf verstand, Uhren zu reparieren, und vor jedem Optikerladen stehenblieb, um die Instrumente zu bewundern, so hielt er die Sprache als das allerfeinste Element unter den kritischen Feuerproben. Seine Handschrift war so geschmiedet, zierliche und federnde Ranken.
Benno Reifenberg: Erinnerung an Joseph Roth. In: Benno Reifenberg: Lichte Schatten. Frankfurt a. M. 1953, S. 205—214, hier S. 210. — Siehe auch Kat. Nr. 155

315 Joseph Roth, mit seinen Uhren beschäftigt, Paris, Hotel Foyot

Photographie. 1932.
Vorlage: Bronsen, Bildteil.

316 Joseph Roth

In Deutschland unterwegs. Der Rebell des Erzgebirges.
In: Frankfurter Zeitung. 69 (1925), 390, S. 1.
JRW 3, S. 712—715

Am 24. September 1841 ist Karl Stülpner gestorben. Sein Name, seine Taten, seine tief ethische und antigesetzliche Persönlichkeit leben im Volk des Erzgebirges heute noch frisch und unmittelbar fort, denn seine revolutionäre Kraft war der in einer einzigen Persönlichkeit gesammelte und zum Ausbruch gelangte rebellische Wille der ganzen Bevölkerung. [...]

Auf dem Friedhof zu Großolbersdorf ist er begraben. Das ganze Volk im Erzgebirge liest heute von seinen Taten. Er ist einer der ersten deutschen Revolutionäre, der Vertreter des unbekannten, verkannten und als spießerhaft verschrienen oder gewaltsam zum Spießertum erzogenen deutschen Volkes, das Blut hat und wirkliche Empörer hervorbringt. Nur, daß man sie nicht kennt. Wo sind die Dichter, die sich dieser wirklich deutschen Menschen annehmen? In welche Fernen schweifen Autoren, um Helden zu finden.

Carl Stülpner *317*

Carl Stülpner's merkwuerdiges Leben und Abenteuer als Wildschütz im saechs. Hochgebirge, so wie dessen erlittene Schicksale ... Von ihm selbst der Wahrheit treu mitgetheilt, u. hrsg. von Carl Heinrich Wilh. Schönberg.
Zschopau: Schön [in Komm.] 1835. 154 S. mit 2 Abb.
Nachdruck. Leipzig: Zentralantiquariat d. Dt. Demokrat. Republik 1973.

Unter »Stülpner, Karl« findet sich in »Meyers neues Lexikon«, Bd. 13, Leipzig: Bibliographisches Institut 1976, folgende Eintragung:

Wildschütz im Erzgebirge, geb. 30. 9. 1767, gest. 24. 9. 1841; wurde zum Anwalt der Armen, indem er sie seit den achtziger Jahren vor der Willkür der Obrigkeit durch zahlreiche Aktionen zu schützen suchte. S. konnte mit der Unterstützung der Bevölkerung rechnen, so daß es trotz hoher von den Behörden ausgesetzter Kopfprämien nicht gelang, seiner habhaft zu werden.

FRANKREICH

Joseph Roth *318*

Im mittäglichen Frankreich.
Artikelserie in der Frankfurter Zeitung vom 8. 9. — 4. 11. 1925.
Umfaßt die Artikel:
Lyon. FZ 70 (1925), 667, S. 1.
Kino in der Arena. FZ 70 (1925), 679, S. 1—2.
Nichts ereignet sich — in Vienne. FZ 70 (1925), 688, S. 1.

Tournon. FZ 70 (1925), 709, S. 1.
Stierkampf am Sonntag. FZ 70 (1925), 732, S. 1.
Marseille. FZ 70 (1925), 770, S. 1.
Ein Bootsmann. FZ 70 (1925), 776, S. 1.
Die Gasse der Liebe. FZ 70 (1925), 786, S. 1.
Nizza. FZ 70 (1925), 799, S. 1.
Ein Kino im Hafen. FZ 70 (1925), 824, S. 1.
JRW 3, S. 856–879

Aus dem Artikel »Stierkampf am Sonntag«:

[...]
Der Stier ist schwarz, kräftig, um seinen Nacken kräuselt sich das Fell, sein guter, breiter Schädel glänzt bläulich in der Sonne, seine Augen sind groß, ratlos, dunkelgrün und in aller Wildheit noch fromm. Die Menschen, die ihn reizen, sind jung, braunhäutig, dumm. [...]
Ratlos, erschöpft, mit fließendem Schaum steht der Stier, den Blick gegen das Tor gerichtet, hinter dem der gute, warme, riechende Stall ist, die bergende Heimat. Ach! das Tor ist geschlossen und öffnet sich vielleicht nicht wieder! Die Menschen schreien und lachen, und es scheint, daß der Stier jetzt schon zu unterscheiden weiß zwischen den reizenden Rufen und dem billigen Spott. Eine ungeheure Verachtung, größer als diese Arena, erfüllt die Seele des Stiers. Jetzt weiß er, daß man ihn auslacht. Jetzt ist er zu schwach, um wütend zu sein. Jetzt erkennt er seine Ohnmacht. Jetzt ist er kein Tier mehr. Jetzt ist er, in einem, die Verkörperung aller Märtyrer der Weltgeschichte. Jetzt sieht er aus wie ein verspotteter, geschlagener Jude aus dem Osten, jetzt wie ein Opfer der heiligen Inquisition, jetzt wie ein zerrissener Gladiator, jetzt wie ein gemartertes Mädchen vor dem mittelalterlichen Rat, und in seinem Blick liegt ein Schimmer von dem leuchtenden Schmerz, der im Auge des Gekreuzigten gebrannt hat. Der Stier steht und hofft nicht mehr.
[...]
JRW 3, S. 867 f.

Am 26. August 1925 schreibt Roth Benno Reifenberg aus Marseille über den Besuch eines Stierkampfes:

Ich habe der Feuilletonredaktion heute 3 Feuilletons geschickt. In ihnen steht nicht alles so, wie es soll. Aber sie sind ganz ehrlich, ich glaube man wird es fühlen müssen. Ich habe hier zum ersten Mal Stierkämpfe gesehn. Wenn Sie noch nie so was gesehn haben, können Sie Sich keinen Begriff machen von dieser Bestialität. Ich kenne keinen französischen Schriftsteller, der über, geschweige denn gegen die provencalischen Stierkämpfe etwas geschrieben hätte. Daudet nicht, Mistral, glaub' ich, auch nicht. Ich glaube, sie schämen sich und sind zu feig. Sie schrei-

ben vom Wind, vom Himmel, von den Menschen, von den Reitern, von den Frauen. Sagen Sie mir, warum ein großer Schriftsteller nicht die Verpflichtung hat, sein Land zu tadeln, statt, es zu loben.
JRB, S. 58

Marseille *319*
Zwei Photographien aus dem Nachlaß Joseph Roths. Vermutlich 1925.
Vorlage: LBI

Joseph Roth, lesend auf einer Parkbank *320*
Photographie. Vermutlich Südfrankreich, Spätsommer 1925.
Vorlage: LBI

Friederike Roth, geb. Reichler *321*
Photographie. Marseille. Vermutlich August 1925.
Vorlage: LBI

Joseph Roth *322*
Die weissen Städte. Typoskript mit hs. Korrekturen. Undatiert.
Kopie. — Vorlage: K & W
JRW 3, S. 880—934
Ausgelegt: Avignon. Bl. 33—46.

Aus der Einleitung:

[...]
Als ich dreißig Jahre alt war, durfte ich endlich die weißen Städte sehen, die ich als Knabe geträumt hatte. [...]
Ich habe die weißen Städte so wiedergefunden, wie ich sie in den Träumen gesehn hatte. Wenn man nur die Träume seiner Kindheit findet, ist man wieder ein Kind.
Das zu hoffen, hatte ich nicht gewagt. Denn unwiederbringlich weit lag die Kindheit hinter mir, durch einen Weltbrand getrennt, durch eine brennende Welt. Sie war selbst nicht mehr als ein Traum. Sie war ausgelöscht aus dem Leben; verstorbene und begrabene, nicht entschwundene

Jahre. Was dann kam, war wie ein Sommer ohne Frühling. Ich fuhr mit der Skepsis in dieses Land, welche die Folge eines Lebens ohne Kindheit ist. [...]
JRW 3, S. 880 und S. 883

Aus dem Beitrag »Avignon«:

[...]
Avignon ist die weißeste aller Städte. Sie braucht keinen Wald. Sie ist ein steinerner Garten voll steinerner Blüten. Ihre Häuser, Kirchen und Paläste sind gewachsen und nicht gebaut. Noch um ihre klaren Formen webt ein Geheimnis. In ihren Mauern rauscht es wie in Wäldern. Ihr Stein ist weiß und grenzenlos tragisch wie alles Unermeßliche. Einfältige Legendenbücher enthalten manchmal Bilder von solchen Städten. Törichtfromme Menschen stellten sich so die himmlische Stadt vor, in der die Seligen wohnen. Knaben träumen von solchen Städten mit weißen, breiten Mauern, hundert Glocken, flachen Dächern, auf denen Königinnen spazierengehn.
[...]
Ist das eine mittelalterliche, ist das eine römische Stadt? Ist sie orientalisch oder europäisch? Sie ist nichts von alledem und alles zusammen. Sie ist eine katholische Stadt. Und wie diese Religion alle Völker umfaßt und wie die Religion kosmopolitisch ist, so ist Avignon die Festung der katholischen Kirche, kosmopolitische, organische Verschmelzung aller Traditionen und Stile. Es ist Jerusalem und Rom, und es ist Altertum und Mittelalter.
[...]
JRW 3, S. 901 f.

323 Avignon

Photographie.
Vorlage: Amtliches Französisches Verkehrsbüro, Frankfurt a. M.

Aus dem Beitrag »Marseille«:

[...]
Weiß leuchtet die Stadt, sie ist aus demselben Stein wie das Schloß der Troubadours in Les Beaux und der Palast der Päpste in Avignon. Aber sie ist nicht festlich. Sie ist betriebsam. Millionen zertrümmerter Existenzen birgt sie. In Avignon waren noch die Bettler stolz. Im alten Hafen von Marseille ist die Armut mehr als eine Not. Sie ist eine unausweichliche Hölle. Aufgeschichtet in höllischer Unordnung lagern die menschlichen Wracks aufeinander. Die Krankheit blüht gelb und giftig aus den verstopften Kanälen. Räudige Hunde spielen mit Kindern in den Pfützen. Die Zerlumpten kämpfen mit den Tieren um weggeworfe-

ne Knochen, Tausende Frauen und Männer sammeln Zigarettenstummel, der Hund belauert den Menschen, die Katze den Hund, die Ratte die Katze, und alle lauern auf dasselbe Stück faules Fleisch im Misthaufen.
[...]
JRW 3, S. 929

Marseille *324*

Photographie.
Vorlage: Amtliches Französisches Verkehrsbüro, Frankfurt a. M.

Am 18. August 1925 schreibt Roth an Benno Reifenberg aus Marseille:

Ich habe Material für ein schönes Buch mit dem Titel: »Die weißen Städte« für den Buchverlag. Ich weiß aber nicht, ob der Verlag noch Bücher drucken wird, in denen solche Töne rauschen, wie in meinen Dingen. Ja, ich sehe, daß die Luft in Dtschld. sehr dick geworden ist.
JRB, S. 55

Roth hatte sich nicht getäuscht. Der Essay »Die weißen Städte« wurde zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht. Der Erstabdruck — allerdings in unvollständiger Fassung — findet sich im 3. Band der dreibändigen Werkausgabe des Verlags Kiepenheuer & Witsch von 1956, S. 509—560 (fälschlich u. d. T. »Im mittäglichen Frankreich«).
Ungewiß bleibt, ob das nachfolgend erwähnte geplante Reisebuch mit dem Essay »Die weißen Städte« identisch ist.

[...]
Meine Reise ist Mitte September beendet. Ich habe Stoff für ein Buch. Auch da bitte ich Sie um einen redaktionellen Rat: ich kann am besten ein ganz »subjektives« also im höchsten Grad objektives Buch schreiben.. Die »Beichte« eines jungen, resignierten, skeptischen Menschen, der irgendwohin fährt, in einem Alter, in dem es ihm bereits ganz gleichgültig ist, ob er Neues sieht oder nicht. In dem es keine »Romantik des Reisens« mehr gibt. Und er sieht die letzten Reste Europas, die noch keine Ahnung haben von der inzwischen immer stärker gewordenen Amerikanisierung und Bolschewisierung Europas. Denken Sie, bitte, an die Bücher der Romantik. Abstrahieren Sie davon die Utensilien und Requisiten der Romantiker, die sprachlichen und die der Weltanschauung. Setzen Sie dafür die Requisiten der modernen Ironie und der Sachlichkeit ein. Dann haben Sie das Buch, das ich schreiben will, kann und beinahe muß. Es ist ein Reisebuch durch die Seele des Schreibers, wie durch das Land, das er durchfährt. Was halten Sie davon? Es ist im höchsten Grade dichterisch, mehr, als ein Roman. Ich glaube, daß diese Gat-

tung für den Buchverlag geeignet wäre. Um es zu formulieren, was Sie nicht mögen und ich immer muß:
Bücher mit sachlichem Anlaß in dichterische Sphäre gehoben. Wäre ich der Verleger, es wäre mein Motto.
[...]
JR an Benno Reifenberg. Marseille, 30. 8. 1925. — JRB, S. 62

SOWJETUNION

Auf die Vorschläge der Redaktion der »Frankfurter Zeitung«, die ihm als »Entschädigung« für den Verlust seiner Pariser Stellung unterbreitet wurden, antwortete Roth Benno Reifenberg am 22. April 1926:

Von allen Ihren Vorschlägen: Moskau, Italien, Spanien ist nur Moskau ein Ersatz für Paris. Ich will dabei das andere nicht ausschließen. Sie werden verstehen, daß ich darauf angewiesen bin, meine journalistische Reputation aufrechtzuerhalten. Sie wird beschädigt durch die Abreise aus Paris und eine Ablösung durch Herrn Sieburg. Nur eine *russische Berichterstattung* kann meinen guten Ruf retten.
JRB, S. 88

Wohl um Bedenken, ihn in die Sowjetunion fahren zu lassen, zu zerstreuen, schreibt er am 2. Juni 1926 aus Paris an die Redaktion:

Ich möchte aber nicht, daß Sie, auch wenn Sie es mir nicht übelnehmen, von mir glaubten, ich neigte infolge meiner spezifischen Begabung, gewisse Institutionen, Sitten und Gebräuche der bürgerlichen Welt ironisch zu behandeln, zur Anerkennung der zweifelhaften Erfolge der russischen Revolution.
[...] Ich glaube nicht an die Vollkommenheit der bürgerlichen Demokratie, aber ich zweifle noch weniger an der tendenziösen Enge der proletarischen Diktatur. Ich glaube — im Gegenteil — an die furchtbare Existenz einer Art von »Spieß-Proleten«, wenn Sie mir diese Bezeichnung gestatten, einer Spezies, die mir die Freiheit, die ich meine, noch weniger gestattet, als ihre bürgerliche Verwandtschaft.
JRB, S. 91

Im Spätsommer 1926 konnte dann Roth die Reise in die Sowjetunion antreten.
Aus einem Brief an Benno Reifenberg vom 30. August 1926, aus der ersten Zeit der Reise:

Unglaublich viel erlebe ich. Fast zu viel, als daß meine Aufsätze dem Erlebnis, seiner Fülle und Stärke entsprechen könnten. Meine Krankheit ist beinahe verschwunden. Ich esse schwarzes Brot und Zwiebeln und lebe 3—4 Tage in der Woche wie ein Bauer. Die anderen muß ich allerdings im besten auffindbaren Hotel verbringen. Ich bin acht Tage zu Fuß durch Tschuwaschendörfer gegangen. Ich war in Minsk und Weißrußland. Jetzt fahre ich Baku, Tiflis, Odessa, die ganze Ukraine. Einige Zeitungen haben meine Ankunft begrüßt: der »revolutionäre deutsche Schriftsteller ist in Rußland«. Noch immer erscheinen Rezensionen über meine Bücher. Ich habe nichts offiziell besucht, obwohl mir die meisten Türen offen stehn.
JRB, S. 93

Joseph Roth *325*

Reise in Russland.
Artikel 1 und 2 u. d. T.: Reise nach Russland.
Artikel 6 u. d. T.: Russische Reise.
Artikelserie in der Frankfurter Zeitung vom 14. 9. 1926—19. 1. 1927.
Umfaßt die Artikel:

1. Die zaristischen Emigranten. FZ 71 (1926), 683, S. 1.
2. Die Grenze Niegoreloje. FZ 71 (1926), 702, S. 1.
3. Gespenster in Moskau. FZ 71 (1926), 721, S. 1—2.
4. Auf der Wolga bis Astrachan. FZ 71 (1926), 740, S. 1—2.
5. Die Wunder in Astrachan. FZ 71 (1926), 759, S. 1.
6. Der auferstandene Bourgeois. FZ 71 (1926), 778, S. 1.
7. Das Völker-Labyrinth im Kaukasus. FZ 71 (1926), 797, S. 1—2.
8. Wie sieht es in der russischen Straße aus. FZ 71 (1926), 812, S. 1.
9. Die Lage der Juden in Sowjetrußland. FZ 71 (1926), 835, S. 1—2.
10. Der neunte Feiertag der Revolution. FZ 71 (1926), 851, S. 1.
11. Rußland geht nach Amerika. FZ 71 (1926), 871, S. 1.
12. Die Frau, die neue Geschlechtsmoral und die Prostitution. FZ 71 (1926), 898, S. 1—2.

13. Die Kirche, der Atheismus, die Religionspolitik. FZ 71 (1926), 909, S. 1—2.
14. Die Stadt geht ins Dorf. FZ 71 (1926), 925, S. 2.
15. Jewgraf oder der liquidierte Heroismus. FZ 71 (1926), 947, S. 1.
16. Oeffentliche Meinung, Zeitungen, Zensur. FZ 71 (1926), 963, S. 1—2.
17. Die Schule und die Jugend. FZ 71 (1927), 43, S. 1—2. FZ 71 (1927), 46, S. 1—2.

JRW 3, S. 935—937, 601—603, 938—966, 351—357, 967—1008

Aus dem Artikel »Rußland geht nach Amerika«:

Wer in den Ländern der westlichen Welt den Blick nach dem Osten erhebt, um den roten Feuerschein einer *geistigen* Revolution zu betrachten, der muß sich schon die Mühe nehmen, ihn selbst an den Horizont zu malen. Viele tun es. Sie sind weniger Revolutionäre als Romantiker der Revolution. Indessen ist die russische Revolution schon längst in das Stadium einer gewissen Stabilität gekommen. Der illuminierte laute Feiertag ist ausgeklungen. Der nüchterne, graue, mühselige Wochentag hat angefangen. Im Westen aber wartet ein großer Teil der geistigen Elite auf das bekannte Licht vom Osten. Die Stagnation europäischen geistigen Lebens, die Brutalität politischer Reaktion, die korrupte Atmosphäre, in der das Geld gemacht und ausgegeben wird, die Hypokrisie der Offiziellen, der falsche Glanz der Autoritäten, die Tyrannei der Anciennität: das alles zwingt die Freien und die Jungen, von Rußland mehr zu erwarten, als die Revolution geben kann. Wie groß ist ihr Irrtum! Sie mögen herkommen und durch trübe, graue Straßen wandern; überladene Menschen sprechen, die ewig zwischen einer Konferenz und einem notdürftigen Einkauf auf Rabatt und Ratenzahlung im Staatlichen Warenhaus stehn; in Wohnungen sitzen, um die fortwährend Prozesse in Mietämtern schweben und deren Insassen seit Jahren in einem Provisorium leben wie in einem Wartesaal; den emsigen, millionenarmigen Apparat dieses Riesenstaates sehn — in einer unaufhörlichen, verwirrenden und manchmal verwirrten und zwecklosen Bewegung — sie mögen das alles sehn und dann noch glauben, daß hier Zeit und Raum ist für geistige »Probleme« und Ekstase. Die Brandfackeln der Revolution sind ausgelöscht. Sie zündet wieder die ordentlichen, guten und braven Laternen an.

[...]

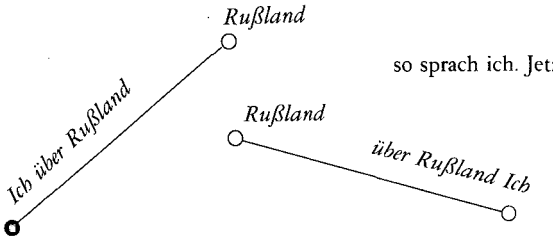
Im heutigen Rußland muß man leider den Durchschnitt züchten. Man meidet die Gipfel, man baut breite Heerstraßen. Es ist allgemeine Mobi-

lisierung. Ein zuverlässiger Marxist ist mehr wert als ein kühner Revolutionär. Ein Ziegelstein ist nützlicher als ein Turm. Traktoren! Traktoren! Traktoren! — ruft es im ganzen Land. Zivilisation! Maschinen! Abc-Bücher! Radio! Darwin! — man verachtet »Amerika«, das heißt den seelenlosen großen Kapitalismus, das Land, in dem Gold Gott ist. Aber man bewundert »Amerika«, das heißt den Fortschritt, das elektrische Bügeleisen, die Hygiene und die Wasserleitung. Man will die vollkommene Produktionstechnik. Aber die unmittelbare Folge dieser Bestrebungen ist eine *unbewußte* Anpassung an das geistige Amerika. Und das ist die geistige Leere. [...]
JRW 3, S. 970 und S. 972

Joseph Roth an Bernard von Brentano *326*

Brief. Odessa, 26. 9. 1926. 3 S. hs. mit Unterschrift.
Kopie. — Vorlage: K & W
JRB, S. 94—96

[...]
Es kommt mir vor, daß ich schon ein halbes Jahr aus Europa weg bin. So viel erlebe ich und so sehr fremd ist Alles. Niemals habe ich so stark gefühlt, daß ich ein Europäer bin, ein Mittelmeer-Mensch, wenn Sie wollen, ein Römer und ein Katholik, ein Humanist und ein Renaissance-Mensch. Alles, was ich Ihnen in Paris über mich gesagt habe, war schief und vieles von Dem, was Sie gesagt haben, *war richtig.* Es ist ein Glück, daß ich nach Rußland gefahren bin. Ich hätte mich niemals kennen gelernt. [...]
Daß ich hier berühmt bin, wissen Sie. Ich lege Ihnen einen Ausschnitt bei, aus dem Sie ersehen, daß ich interviewt werde, wie ein Schuhpasta-König in Amerika. In jeder Stadt kommen Journalisten. Sie schreiben nicht immer das Richtige. Aber ich bin der Letzte, der nicht erfreut wäre über ein falsches Echo, wenn es nur ein Echo ist. (Jesuit)
Alles, was Toller und Kisch über Rußland erzählt haben, war falsch. Alles, was gegen es geschrieben wird, ist nicht nur ungerecht, sondern auch verkehrt. Es ist, als wenn man mit Fliegenaugen eine menschliche Wohnstätte gesehn hätte. Es handelt sich mir nicht um die positive oder negative Einstellung den Sowjetstaaten gegenüber — ich will Ihnen deutlich machen, daß sowohl die Positiven als auch die Negativen vollkommen falsch sehn, wenn sie politisch sehn. Das Problem aber ist hier keineswegs ein politisches, sondern ein kulturelles, ein geistiges, ein religiöses, ein metaphysisches. Sie werden die richtige Vorstellung haben von Dem, was ich meine, wenn Sie Sich an unsere Gespräche über Rußland erinnern, an meine Ausführungen und wenn Sie Sich graphisch die Sache darstellen.



[...]

327 **Hans Dollinger**
Rußland. 1200 Jahre in Bildern u. Dokumenten. Vorw. von Klaus Mehnert.
(München, Gütersloh, Wien:) Bertelsmann (1977). 303 S.
Aufgeschlagen S. 218—219: Stalins Weg zur Alleinherrschaft 1924 bis 1929 — Industrialisierung, Kollektivierung, erster Fünfjahresplan 1928/29. Mit 6 Abb.

328 **Joseph Roth**
Über Die Verbürgerlichung der russischen Revolution? Fragment [?] eines Entwurfs zu e. Vortrag. Manuskript. 1927. 10 Bl. hs.
Kopie. — Original: LBI
JRW 3, S. 1027—1032
Abdruck auch in: Joseph Roth: Der Neue Tag. Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1970, S. 149—157, u. d. T.: Vortrag über die Eindrücke der Rußlandreise.

Meine Herren,
ich werde mich bemühen, Ihnen heute abend zu beweisen, daß das Bürgertum unsterblich ist. Die grausamste aller Revolutionen, die bolschewistische, hat es nicht zu vernichten gemocht. Und nicht genug daran: diese grausame bolschewistische Revolution hat ihren eigenen Bürger geschaffen. [...]
Bindender als eine Gesinnungsgemeinschaft ist die Gegenwartsgemeinschaft, und näher als der tote Parteigenosse ist mir der lebendige Zeitgenosse. Wenn also der Kommunismus Rußland, das hundert Jahre hinter Europa war, in die vollste Gegenwart hineinstoßen will, so muß er es schon bürgerlich machen. Denn diese Gegenwart ist bürgerlich. Die rus-

sische Revolution ist nicht etwa eine proletarische, wie ihre Repräsentanten meinen. Sie ist eine bürgerliche. Rußland war ein feudales Land. Es fängt an, ein urbanes, ein stadtkulturelles, ein bürgerliches zu werden. Aber weil eine bestimmte Ideologie diese Revolution geleitet hat und weil bestimmte Ideologen sie noch heute verwalten, beziehungsweise das, was von ihr übriggeblieben ist, wird in Rußland so getan, als regierte man sozialistisch, als bereite man wirklich den Sozialismus vor. Noch sieht es heute oberflächlich so aus, als wäre dieses Land wirklich eine ganz neue Welt. Noch sieht es heute so aus, als gäbe es die alten Klassen wie in europäischen Ländern nicht mehr. Aber man merkt bald, daß es eine falsche, eine verhüllende Nomenklatur für die alten, wohlbekannten Zustände ist. [...]
JRW 3, S. 1027 und S. 1030 f.

Wilhelm Emanuel Süskind berichtet in einer 1931 erschienenen Sammelrezension der bis zu dieser Zeit erschienenen Romane Roths über eine Episode im Anschluß an Roths Rußlandreise:

Vor etwa vier Jahren, als Joseph Roths Name in literarischen Kreisen viel genannt zu werden anfing, hörte ich bei einem Bekannten von ihm sprechen, und zwar erzählte der Bekannte eine kleine Geschichte, die mir im Gedächtnis geblieben ist. Er sei nämlich mit Roth zusammengetroffen und dieser habe viel von Rußland erzählt, woher er eben zurückgekehrt sei. Roth habe dies und jenes berichtet und sich von vielem sehr begeistert gezeigt, aber, so habe er schließlich ganz entsetzt hinzugefügt, die Erotik spiele in dem neuen Rußland gar keine Rolle, die Luft sei entsetzlich unerotisch, man könne es kaum aushalten.
Wilhelm Emanuel Süskind: Joseph Roth. In: Die Literatur. 34 (1931/32), 1, S. 17—20, hier S. 17. — Siehe auch Kat. Nr. 550

ALBANIEN

Joseph Roth *329*
Reise nach Albanien.
Artikelserie in der Frankfurter Zeitung vom 29. 5. — 30. 7. 1927.
Umfaßt die Artikel:
Beim Präsidenten Achmed Zogu. FZ 71 (1927), 393, S. 1—2.
Südslawien und Albanien. Innere Probleme. FZ 71 (1927), 416, S. 1—2.

Einzug in Albanien. FZ 71 (1927), 425, S. 1.
Die Hauptstadt Tirana. FZ 71 (1927), 435, S. 1.
Das albanische Volk. FZ 71 (1927), 451, S. 1—2.
Die albanische Armee. FZ 71 (1927), 473, S. 1.
Wo der Weltkrieg begann. FZ 71 (1927), 485, S. 1.
Die Zivilisierten im Barbarenland. FZ 71 (1927), 495, S. 1.
Artikel über Albanien. (Geschrieben an einem heißen Tag.) FZ 72 (1927), 558, S. 1—2.
JRW 3, S. 1033—1042, 594—596, 1043—1056, 596—601
Ausgelegt: Artikel über Albanien. (Geschrieben an einem heißen Tag.) In: FZ 72 (1927), 558, S. 1—2. — JRW 3, S. 596—601. — Abdruck auch in: JR: Panoptikum. Gestalten u. Kulissen. München 1930, S. 89—96. — Siehe auch Kat. Nr. 110.

330 **Joseph Roth in albanischer Tracht**
Photographie, aufgenommen während seines Aufenthaltes in Albanien. 1927.
Vorlage: LBI

Die Tracht ist alt und bunt wie vor Jahrhunderten, und von der ganzen europäischen Zivilisation der letzten hundert Jahre haben die Albanier in den Dörfern nur die Mannlicher-Gewehre übernommen und einige Systeme amerikanischer Trommelrevolver.
Aus dem Artikel »Das albanische Volk«. In: FZ 71 (1927), 451, S. 1—2. — JRW 3, S. 1045 f.

POLEN

Seine erste im Auftrag der »Frankfurter Zeitung« unternommene Reportagereise ins Ausland hatte Roth im Sommer 1924 — in Begleitung seiner jungen Frau — nach Polen, auch in seine Heimat, das ehemalige Galizien, geführt. In einem an den Rändern mit Karikaturen bekritzelten Brief vom 15. Juli 1924 kündigte er seiner Kusine Paula ihre Reise und ihren Besuch in Lemberg an:

Joseph Roth an Paula Grübel *331*

Brief. [Berlin, 15. 7. 1924.] 1 Bl. hs.
Kopie. — Original: LBI
JRB, S. 42—44

Paula (Pauline) Grübel mit Joseph Roth (links) und Freund *332*

Photographie. Vermutlich Mitte der zwanziger Jahre
Vorlage: LBI

Zu der auf dieser Reise entstandenen Reportage »Reise durch Galizien« siehe Kat. Nr. 4, 5 und 29.

Zum zweitenmal fuhr Roth im Auftrag der »Frankfurter Zeitung« von Mitte Mai bis Mitte Juli 1928 nach Polen, diesmal allein und in großer Sorge: bei Friedl hatten sich schon die ersten Anzeichen der unheilbaren Nervenkrankheit gezeigt.

Joseph Roth *333*

Briefe aus Polen.
Artikelserie in der Frankfurter Zeitung vom 24. 6. — 9. 9. 1928.

Umfaßt die Artikel:

1. Abreise und Ankunft. FZ 72 (1928), 466, S. 1.
[2.] Das polnische Kalifornien. FZ 72 (1928), 479, S. 1—2.
[3.] Blick auf die Straßen. FZ 72 (1928), 504, S. 1.
[4.] Russische Ueberreste — Die Textilindustrie in Lodz. FZ 72 (1928), 533, S. 1—2.
[5.] Das literarische Leben. FZ 73 (1928), 571, S. 1.
[6.] Die ukrainische Minderheit. FZ 73 (1928), 599, S. 1.
[7.] Die deutsche Minderheit. FZ 73 (1928), 675, S. 1.

JRW 3, S. 1067—1091

Aus dem Artikel »Das literarische Leben«:

[...]
Aber ich wollte Ihnen eigentlich den Enkel beschreiben, Ludwig Hie-

ronymus Morstin, eben jenen Mann, der die Idee hatte, eine *Dichterzunft* zu gründen. Er hat Horaz übersetzt und ein ausgezeichnetes, schwärmendes und dennoch gewissenhaftes Buch über Italien geschrieben, wo er zwei Jahre Militärattaché war. Es wird in der heutigen Diplomatie nicht viele Militärattachés geben, die Horaz übersetzen. Offenbar gehört dazu eine Tradition, das heißt: gleichsam eine ständig wache Erinnerung des Blutes an die Zeit, in der die Soldaten Schöngeister sein durften und der Militarismus wie der Dilettantismus ein Vorrecht der Geburt war.

Dieser Morstin bewirtete also die polnischen Dichter einige Tage, gab ihnen zu Ehren ein Fest und vermittelte zwischen ihnen und der in Polen (aus Mangel an einer machtvollen Industrie) immer noch bestimmenden Kaste des Adels. Welch ein Optimismus! Herr Morstin findet Beziehungen zwischen dem Adel der Geburt und dem der Genialität und will den Dichtern zu einer gesellschaftlichen Stellung verhelfen, indem er sie an der »Spitze der Nation« marschieren läßt. Das ist nur noch in Polen möglich, dem Land, von dem ich Ihnen vor einigen Wochen schrieb, es bewahrte im heutigen Europa die letzten Erinnerungen an den Feudalismus. Stellen Sie sich dieses Fest der Dichter vor: auf dem Gut defilieren *alle Schulen* der Umgebung vorbei, den Kindern erzählen die Lehrer, daß die Dichter die Schatzhüter der Nation seien und viel mehr als die Besitzenden, die Reichen, die Gutsherren und die Regierenden. Die Kinder sagen vor den Dichtern Gedichte auf, und die Dichter — als wären es Könige — küssen die Kinder auf die Stirn. Das klingt Ihren Ohren wie eine ganz alte Geschichte. Denn die Phantasie, die immer eine leise Neigung zum Grotesken hat, spiegelt Ihnen vor, unsere Großindustrie zum Beispiel hätte plötzlich ein so persönliches Interesse an den Autoren deutscher Bücher wie an den Verfassern der Reklame-Inserate (welche übrigens die Volksliteratur unserer Zeit genannt werden könnten), und wir alle wären im Ruhrgebiet zu Gast. Ermessen Sie an dieser Vorstellung und an jener Tatsache, wie weit Polen von uns entfernt ist und vom ganzen Zivilisationswesten! [...]

JRW 3, S. 1080 f.

Józef Wittlin hatte Roth in Krakau mit Ludwik Hieronymus Morstin bekannt gemacht. In seiner im Exil entstandenen Novelle »Die Büste des Kaisers« läßt Roth einen Grafen Franz Xaver Morstin auftreten, dessen Gestalt vom Porträt eines Vorfahren des Grafen Ludwik Hieronymus Morstin angeregt worden war. (siehe auch Kat. Nr. 622 u. 623).

334 **Ludwik Hieronymus Morstin**
Photographie
Geschenk: Professor Dr. Hubert Orłowski, Poznań

Ludwik Hieronymus Morstin
1886—1966. Polnischer Schriftsteller und Dramatiker. Entstammt einer Adelsfamilie, die im 16. Jahrhundert aus Italien nach Polen gekommen war. Publiziert u. a. Obrona Ksantypy (Die Verteidigung der Xanthippe). Komödie. Krakau 1939.

IM EXIL (1933—1939)

335 **Marschierende SA-Kolonne**
Photographie. 1931.
Vorlage: Erich Czech-Jochberg: Vom 30. Januar zum 21. März. Die Tage d. nationalen Erhebung.
Leipzig: Verl. »Das neue Deutschland« 1933, S. 27.

Joseph Roth hatte die Emigration für sich und seinesgleichen vorausgesehen. Brigitte Bermann Fischer berichtet in ihren Erinnerungen über einen Ausspruch Roths aus der Zeit seiner Verhandlungen mit dem S. Fischer Verlag, den Pierre Bertaux aufgezeichnet hat:

Bertaux erinnert sich in seinen Memoiren an einen Sonntag bei uns im Grunewald im Februar 1928, an dem er viele unserer Freunde bei uns traf: Jakob Wassermann, Alfred Döblin, Ernst Toller, Alfred Kerr, George Grosz und Joseph Roth, der sagte: »In zehn Jahren wird a) Deutschland gegen Frankreich Krieg führen, b) werden wir, wenn wir Glück haben, in der Schweiz als Emigranten leben, c) werden die Juden auf dem Kurfürstendamm geprügelt werden«. Keiner schenkte dem verzweifelt lächelnden Roth Glauben. Aber sehr bald sollten diese prophetischen Worte sich bewahrheiten.
Brigitte B. Fischer: Sie schrieben mir oder Was aus meinem Poesiealbum wurde. Zürich, Stuttgart 1978, S. 283. — Siehe auch Kat. Nr. 189.

Roth wurde zwar nicht offiziell ausgebürgert — einem österreichischen Bürger gegenüber hatten die Machthaber in Deutschland vor 1938 noch keine Handhabe — jedoch wurden seine Bücher sofort auf die Schwarzen Listen gesetzt.

336 **Liste Dr. Hermann**
In: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel.
100 (1933), 112, S. 357.
Eintrag »Roth«.

Diese Liste von 131 Autoren, die der vom Verband Deutscher Volksbibliothekare im März 1933 mit der »Neuordnung der Berliner Stadt- und Volksbüchereien« beauftragte Nationalsozialist Dr. Wolfgang Hermann zusammengestellt hatte, diente den Berliner Volksbibliothekaren und der Deutschen Studentenschaft bei ihren »Säuberungsaktionen« als Richtlinie. So dürfte erwiesen sein, daß auf den Scheiterhaufen der Deutschen Studentenschaft vom 10. Mai 1933 auch die Bücher von Joseph Roth verbrannt wurden.

Liste 1 des schädlichen und unerwünschten Schrifttums *337*
Gemäß § 1 d. Anordnung d. Präsidenten d. Reichsschrifttumskammer vom 25. April 1935 bearb. u. hrsg. von d. Reichsschrifttumskammer. Stand vom Okt. 1935.
Berlin: Reichsdruckerei (1935). 144 S.
Ausgelegt S. 102 mit Eintrag »Roth, Joseph: Sämtliche Schriften«.

Liste [2] des schädlichen und unerwünschten Schrifttums *338*
Stand vom 31. Dez. 1938.
Leipzig: Hedrich [1939]. 181 S.
Ausgelegt S. 123 mit Eintrag »Roth, Joseph: Sämtliche Schriften«.

Liste jüdischer und emigrierter Autoren *339*
[Stand vom] 31. 12. 1942.
Berlin: Reichsstelle f. d. Schul- u. Unterrichtsschrifttum [1943]. [4] S.
Kopie. — Vorlage: Bundesarchiv, Koblenz, Akte R 21/95.
Ausgelegt S. [4] mit Eintrag »Roth, Josef«.

Leitheft Emigrantenpresse und Schrifttum *340*
März 1937.
[Berlin:] Der Reichsführer SS, Der Chef d. Sicherheitshauptamtes (1937). 49 Bl.
Ausgelegt S. 22 u. 36.

Auf Seite 22 wird Joseph Roths Roman »Beichte eines Mörders« im Abschnitt »Die wichtigsten Verlage und ihre Produktion« als Beispiel für die Produktion des Verlags »Allert de Lange«, Amsterdam, mitgenannt.
Auf Seite 36 wird Roth im Abschnitt »Die Presse der einzelnen Gruppen / Die liberal-jüdische Emigrantenpresse« als Mitarbeiter der Zeitschrift »Das Wort«, Moskau, aufgeführt.

Hermann Kesten über Roths Emigration:

Am Tage, da ein Hitler Reichskanzler wurde, am 30. Januar 1933, verließ Joseph Roth das Deutsche Reich und lebte seine letzten Jahre teils in Wien und Salzburg, teils in Marseille und Nizza, teils in Amsterdam und Ostende, teils in Brüssel und Lemberg, in Warschau und bei Zürich und hauptsächlich in Paris, wo er am linken Seine-Ufer mit Unterbrechungen seit fünfzehn Jahren wohnte, zuerst im Hotel Foyot, neben dem Jardin Luxembourg und dem Senat, zuletzt, da dieses alte Hotel abgerissen wurde, gegenüber im kleinen Hotel und Café »Tournon«, in der Rue de Tournon.
Hermann Kesten: Der Mensch Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 15–26, hier S. 18 f.

Abweichend von Hermann Kesten berichtet Leonhard Frank in seinem autobiographischen Roman »Links wo das Herz ist«, daß Joseph Roth erst auf die Nachricht vom Reichstagsbrand in der Nacht des 27. Februar 1933 hin nach Paris abgereist sei:

341 **Leonhard Frank**
Links wo das Herz ist. Roman.
(München:) Nymphenburger Verlagshandlung (1952).
259 S.

In dieser Nacht saß Michael in der Likörstube »Mampe« am Kurfürstendamm. Ein Zeitungsverkäufer stürzte herein. Die dicke Schlagzeile schrie: Die Kommunisten haben den Reichstag angezündet.
Jeder wußte sofort, wer den Reichstag angezündet hatte. Ein Freund Michaels, der große Romanschriftsteller und Meister der deutschen Sprache Joseph Roth, erklärte prophetisch: »Wenn die etwa glauben sollten, mit Gangstermethoden auch Weltpolitik machen zu können, wären sie schon jetzt zum Untergang verurteilt und würden wie Gangster enden.«
Er eilte sofort heim, packte und fuhr ab nach Paris.
Seite 183

342 **Das brennende Reichstagsgebäude**
Photographie. 27. 2. 1933.
In: Erich Czech-Jochberg: Vom 30. Januar zum 21. März. Die Tage d. nationalen Erhebung.
Leipzig: Verl. »Das neue Deutschland« 1933, S. 97.

Da Briefe Roths aus Paris von der ersten Februarhälfte vorliegen — die beiden ersten vom 1. 2. 1933 — ist anzunehmen, daß das von Hermann Kesten angegebene Emigrationsdatum zutrifft.
In einem dieser Briefe — vom 9. Februar an Félix Bertaux — schreibt er:

Ich bin all dieser Dinge müde, ich kann ohnehin wegen der Vorgänge in Deutschland nicht einmal den geringsten *privaten* Entschluß fassen und bin überhaupt ganz niedergetrampelt.
JRB, S. 247

Und an Stefan Zweig, vermutlich Mitte Februar 1933:

Inzwischen wird es Ihnen klar sein, daß wir großen Katastrophen zutreiben. Abgesehen von den privaten — unsere literarische und materielle Existenz ist ja vernichtet — führt das Ganze zum neuen Krieg. Ich gebe keinen Heller mehr für unser Leben. Es ist gelungen, die Barbarei regieren zu lassen. Machen Sie Sich keine Illusionen. Die Hölle regiert.
JRB, S. 249

Paris, Insel Saint Louis *343*
Photographie. 1933. Von Gisèle Freund.
In: Gisèle Freund: Memoiren des Auges.
Frankfurt a. M.: S. Fischer 1977, S. 34-35.

Joseph Roth *344*
Emigration.
Typoskript [Ausz.], 1937. 4 Bl.
Kopie. — Original: LBI
JRW 4, S. 654—665

Ein Versuch, Emigration und Widerstand in ihren Hauptgruppen zu charakterisieren.

[...]
Täuschen wir uns nicht über folgende drei entscheidende Tatsachen: erstens darüber, daß die Mehrzahl der deutschen Emigranten Juden sind; zweitens, daß in den meisten Ländern ein latenter Antisemitismus herrscht; drittens, daß unter den Vorwürfen, die man gegen das Dritte Reich erhebt, jener gegen seinen tierischen Antisemitismus am wenigsten Wirkung haben kann.
Man könnte eher im Gegenteil sagen: der Antisemitismus des Dritten Reiches gehört zu seinen wirkungsvollsten Propagandamitteln. Er trifft haargenau den latenten bestialischen Instinkt jedes Plebejers außerhalb

des Dritten Reiches, der — zum Hassen geboren — das Heimische nur deshalb nicht hassen kann, weil es ihm das Gesetz verbietet, und der sich also mit verzehnfachter Gewalt gegen jenes Element stürzt, das von dem Gesetz weniger oder gar nicht geschützt wird.
Alle Sympathie — und täuschen wir uns nicht, sie ist nicht gering —, die das Dritte Reich außerhalb seiner Grenzen gefunden hat, hat ihren Grund in latentem Antisemitismus. In der Tat ist es dem Dritten Reich gelungen, die ganze Emigration mit dem Judentum identisch erscheinen zu lassen, und die Spekulation war richtig. Von vornherein nimmt man von jedem Emigranten an, er sei ein Jude. Dadurch wird — wenn kein ungerechter, so doch ein schiefer, ein »verquerter« — Blickpunkt erzeugt. Wir werden im folgenden nachzuweisen versuchen, wie falsch und schief und »verquert« er ist.
[...]
JRW 4, S. 657

Besonders würdigt Roth den Widerstand der Kirchen, — auch der protestantischen, der sonst seine Ablehnung gilt:

[...]
In den Augen der Hitlerischen Heiden sind nicht allein die Juden, sondern auch die Christen Kinder Israels — und augenscheinlich ist es jedem Klarsichtigen, daß der Antisemitismus ein Vorwand war und daß er eigentlich ein Antichristianismus ist. Man hat im Dritten Reich mit dem Boykott jüdischer Geschäfte angefangen, lediglich, um zu dem Boykott christlicher Kirchen vorzugehen. [...]
Der deutsche Protestantismus hat mit dem Anbruch des Dritten Reiches seine größte Überraschung erlebt. Überrascht war auch die Welt, die niemals geglaubt, irgendeine politische Staatsmacht in Deutschland könnte den Protestantismus bekämpfen. Der Antisemitismus war selbstverständliche Tradition. Der Kampf gegen die katholische Kirche war es beinahe ebenso. Wer hätte denken können, daß der Nationalsozialismus auch das Luthertum angreifen würde? Als Hitler an die Macht kam, und sein Werk »Mein Kampf« von allen ergebenen Zungen gelobt wurde, war der Vergleich Hitler — Luther geradezu landläufig. Wir haben hier nicht die innere Wahrheit dieses Vergleiches zu prüfen. Dem Verfasser dieser Zeilen scheint es in der Tat, daß das Neuheidentum Hitlers zusammenhängt mit den Thesen von Wittenberg und ohne diese undenkbar wäre. Aber angesichts der Verfolgungen der protestantischen Kirche verstummen die persönlichen Überzeugungen des Autors dieser Zeilen. Verstummt sind ja auch im Dritten Reich diejenigen, die Hitler mit Luther verglichen.
[...]
Die Protestanten sind ganze Christen und, wie es sich erwiesen hat, von einer Leidenschaft erfüllt, welche die Grenze des Märtyrertums erreicht.

Ja, es zeigt sich noch mehr: niemals war in Deutschland die Beziehung zwischen Protestantismus und Katholizismus so stark wie jetzt. Niemals das Bewußtsein so fest, daß das Bekenntnis zum gleichen Kreuz und gleichen Heiland wichtiger ist als die Reminiszenz an die Glaubenskämpfe der Vergangenheit. [...]
JRW 4, S. 658 und S. 661 f.

Andere Abschnitte betreffen die nach der jüdischen umfangreichste Emigration der »›revolutionären‹ Elemente«, an denen er »die abstruse und abstrakte Idee« kritisiert, »das Rebellische dem einzelnen zu verwehren, aber erst im Kollektiv dafür die Legitimation zu erteilen ...«, und die sogenannten bürgerlichen Emigranten, die Deutschland aus ökonomischen Gründen verlassen haben: in ihnen sieht er die »widerlichen Erscheinungen«, den obenauf schwimmenden »Absud der Emigration«.

»Die Aufgabe des Dichters in unserer Zeit«: Politische Publizistik

Roths politische Publizistik in deutschen und österreichischen Exilzeitungen und -zeitschriften bewegt sich zwischen »unerbittlichem Kampf« gegen das NS-Regime und »Resignation« über die Wirkungsmöglichkeiten der exilierten Politiker und Schriftsteller.

Es gibt kein Kompromiß mit diesen Leuten. [...] Unsere ganze Lebensarbeit ist — im irdischen Sinne — vergeblich gewesen. [...] Jede Hoffnung ist sinnlos. Diese ›nationale Erneuerung‹ geht bis zum äußersten Wahnsinn. Es ist genau die Form der in der Psychiatrie bekannten Manischen-Depressiven. So ist dieses Volk. Man kann nur still abwarten. Lassen Sie es Sich, bitte, nicht zufällig einfallen, an diese Leute direkt in irgend einer Form zu schreiben. Sie veröffentlichen es sofort oder später. Es gibt keine guten Sitten bei diesen Affen. Geben Sie nichts aus der Hand. *Protestieren Sie in keiner Form!!!* Schweigen Sie — oder kämpfen Sie: was Sie für klüger halten.
JR an Stefan Zweig. Paris, 6. 4. 1933. — JRB, S. 261

Ich fürchte, es gibt einen Augenblick, in dem die jüdische Zurückhaltung nichts mehr ist als eine Reaktion des taktvollen Juden gegen die Chuzpe des taktlosen.
Dann ist jene sinnlos und schädlich, wie diese.

Man hat — wie ich Ihnen schon sagte — eine Verpflichtung gegen Voltaire, Herder, Goethe, Nietzsche, wie gegen Moses und seine jüdischen Väter.
Es ergibt sich daraus die Verpflichtung:
das Leben zu retten, wenn es durch Bestien gefährdet ist und sein Schreiben.
Kein Sich-Ergeben in Das, was man voreilig Schicksal nennt.
Und »eingreifen«, kämpfen, sobald der richtige Augenblick da ist. Es ist die Frage, ob er nicht sehr bald da ist.
JR an Stefan Zweig. Paris, 26. 3. 1933. — JRB, S. 260 f.

»Unerbittlicher Kampf«

345 **Joseph Roth**
Unerbittlicher Kampf. (Antwort auf eine Umfrage.)
In: Pariser Tageblatt. Nr. 365 (12. 12. 1934), S. 4.
JRW 4, S. 287

Seitdem es Dichter gibt, haben sie keine andere Aufgabe als diese: ihre Werke zu gestalten. Solange es Dichter gibt, werden sie keine andere Mission haben.
Aber Ihre Frage, was die Aufgabe des Dichters in dieser unserer Zeit sei, erfordert wohl die Auskunft: ob der Dichter Stellung zu nehmen habe zu der Grausamkeit, zu der Niedertracht, zu der Unmenschlichkeit der Welt von heute.
Darauf ist zu antworten: daß der Dichter so wenig wie jeder andere ein Recht hat, keine Stellung zu nehmen zu der Unmenschlichkeit der Welt von heute;
daß der Dichter niemals — und auch heute nicht — das Recht hat, sich auf seine »Berufung« zu berufen und auf seine angebliche Pflicht, sich um »zeitlose« Dinge zu kümmern. Talent und Genie befreien keineswegs von der selbständigen Pflicht, das Böse zu bekämpfen.
Ein Dichter, der zum Beispiel heute gegen Hitler und gegen das Dritte Reich nicht kämpfte, ist gewiß ein kleiner, schwacher Mensch und wahrscheinlich auch ein wertloser Dichter.
Es gibt kein wahrhaft wertvolles Talent ohne die folgenden Eigenschaften: 1. Mitgefühl für die unterdrückten Menschen; 2. Liebe zum Guten; 3. Haß gegen das Böse; 4. Mut, das Mitgefühl für die Schwachen, die Liebe zum Guten, den Haß gegen das Böse auch laut und unzweideutig, also deutlich, zu verkünden.

Wer diese Eigenschaften nicht besitzt und nicht offenbart, ist gewißlich ein mittelmäßiges Talent oder ein Dilettant.
Die Aufgabe des Dichters in unserer Zeit ist — um Ihre Frage ganz präzise zu beantworten: der unerbittliche Kampf gegen Deutschland, denn dieses ist die wahre Heimat des Bösen in unserer Zeit, die Filiale der Hölle, der Aufenthalt des Antichrist.

Dazu die Schriftstellerin Irmgard Keun, Roths Lebensgefährtin in den Jahren 1936 bis Anfang 1938 (siehe auch den Abschnitt »Begegnung in der Emigration«: Irmgard Keun«):

Wenn er nicht an seinem Roman arbeitete, schrieb er Artikel gegen den Nationalsozialismus. Ich kenne niemand, der so unerbittlich klar, so überzeugend stark, so leidenschaftlich kompromißlos darüber und dagegen schrieb wie Roth. Ich kenne niemand, der so erbarmungslos auch die kleinste politische Schwäche prominenter und prominentester Emigranten entdeckte und so furcht- und rücksichtslos angriff. Ich kenne niemand, der besser und folgerichtiger hassen konnte. Und ich kenne niemand, dessen Haß so nobel, so großzügig, so weltenweit entfernt von jeder kleinlichen persönlichen Beleidigung war. Ich kenne niemand, der immer so sauber und so mutig Stellung nahm gegen jede Ungerechtigkeit — ganz gleich, wer sie beging, ganz gleich, wo sie begangen wurde. Ich habe nie wieder einen Menschen gekannt, der so viel reiner Empörung fähig war. Nie wieder einen Menschen, der weniger Rücksicht auf eigenen Schaden oder Nutzen nahm.
Irmgard Keun: Bilder und Gedichte aus der Emigration. Köln 1947, S. 19. — Siehe auch Kat. Nr. 417

NS-DEUTSCHLAND

Joseph Roth *346*

Ring der Nibelungen.
In: Das Neue Tage-Buch. 2 (1934), 27, S. 639—640.
JRW 4, S. 619—621

Ich glaube nicht, daß die Germanen, die heute Deutschland regieren, Fleisch vom Fleisch und Blut vom Blute der alten Nibelungen sind; aber es wäre lächerlich, zu leugnen, daß sie den *Geist* der Nibelungen geerbt haben. Man sollte der Wahrheit die Ehre geben, den Germanen von heute diesen Geist konzedieren und die unmenschlichen, jeder moralischen Eigenschaft baren Gestalten des Nibelungenliedes nicht etwa des-

halb überschätzen, weil sie aus mythologischem Dämmer entstehen oder weil sie ihre irdischen Konturen in einem literarisch wertvollen Dokument finden. Mögen also die Deutschen auch nicht in direkter Linie von den alten Germanen abstammen, so muß man doch einsehen, daß sich die Vorgänge und Charaktere des Nibelungenliedes oftmals in der neueren deutschen Geschichte wiederholen. [...]
Wie nun die Recken an die Donau kommen, begegnet ihnen ein christlicher Priester im Gottesgewand, das Kreuz auf der Brust. Was macht ein rechter germanischer Mann beim Anblick eines Christen? Herr von Tronje ergreift den Priester und wirft ihn in den Fluß! Ein Witz! Ein Kasinowitz! Alle Herren schauen dem Priester zu, der mit dem Wasser kämpft, und lachen sich krank. Ein Wunder geschieht: der Mann Gottes erreicht das andere Ufer. Und das ist der Anfang des Konkordats, das Germanien mit der katholischen Kirche schließt ...
[...]
Hierauf — wie man weiß — beginnt das blutige Fest, man könnte sagen: die Nacht der langen Messer. Freund und Feind gehen unter, Germanen, Hunnen, selbst ein Spielmann, fast ein Pazifist, der Fiedler Volker. Es ist jener Weltuntergang, nach dem die Nibelungen, die untergehen, aber nicht aussterben, ewiges Heimweh haben ...
Übrig bleibt der Christ, der Markgraf Rüdiger von Bechlaren, der konziliante Österreicher, der im Sinne des Gekreuzigten spricht. Er erwartet das Heil der Welt von dem Licht des neuen Glaubens.
Leider irrt der fromme Markgraf, wie Jahrhunderte nach ihm viele seinesgleichen. Er hatte gedacht, die Nibelungen und die Hunnen hätten sich gegenseitig umgebracht. *Aber sie leben noch.*
Der Ring der Nibelungen ist ein seltsamer Ring; sein Zauber besteht darin, daß er sich nicht schließen kann ...

347 Joseph Roth

Die Juden und die Nibelungen.

In: Das Neue Tage-Buch. 2 (1934), 33, S. 786—788.
JRW 4, S. 621—626

[...]
Im Brünner »*Tagesboten*« polemisiert ein jüdischer Herr namens Karl Toller gegen meinen im »Neuen Tage-Buch« erschienenen Artikel »*Ring der Nibelungen*«, an den sich die Leser dieser Zeitschrift hoffentlich noch erinnern.
[...]
Daß eines Tages ein israelitischer Herr aus Brünn in Mähren, derzeit Tschechoslowakei, die Nibelungen gegen mich in Schutz zu nehmen versuchen könnte, hätte ich wahrhaftig nicht geglaubt. Die Nibelungen

scheinen sehr tief gesunken zu sein! Mehr noch aber, als die Tatsache, daß die mährischen Israeliten eine Lanze für Germanen brechen, überrascht mich die Tatsache, daß einer von ihnen nicht weiß, wer ich bin, und daß er mich in frommer Tumbheit offenbar für einen aufgeklärten Spötter hält; während doch seine Landsleute und Glaubensgenossen wissen, daß ich ein sogenannter »Reaktionär« bin, ein Gläubiger, ein Monarchist sogar, und erfüllt von Achtung gegenüber allen überlieferten Werten, mit Ausnahme jener heidnischen, vor denen manche Juden und Nationalsozialisten gemeinsam ihren paganistischen Gottesdienst verrichten. [...]
JRW 4, S. 624 f.

Als ein Zeugnis von »Vansittartismus« noch vor Robert Gilbert Vansittart könnte der folgende — zu Roths Lebzeiten unveröffentlichte — Artikel gelten:

Joseph Roth *348*

Le »dynamisme« éternel.

Manuskript, Frühling 1939. 12 Bl. [Nur Bl. 1—3 Roths Handschrift.]
Kopie. — Original: LBI
JRW 4, S. 698—701

Der deutsche »Dynamismus« ist nicht von gestern und auch nicht von heute. Der Nationalsozialismus ist nicht etwa eine überraschende, eine verblüffende Umkehr des deutschen Volkes vom humanistischen und vom christlichen und vom humanen Geist zum barbarischen, gottlosen, unmenschlichen und antichristlichen; sondern der Nationalsozialismus ist die *Erfüllung* dessen, was die Deutschen selbst ihr »Wesen« nennen. Ihr sogenanntes »Wesen« ist nämlich: Protestantismus. Der Protestantismus ist der Dynamismus von Wittenberg. Von Luther über Friedrich den Zweiten, Bismarck, Wilhelm, Ludendorff bis zu Hitler und Rosenberg führt ein gerader Weg. Wer das nicht sieht, ist blinder als ein Blinder: nämlich ein »Realpolitiker«.
[...]
Es ist nicht meine Aufgabe, hier zu untersuchen, aus welchen uns unerklärlichen Gründen unter allen Nationen Europas gerade die Deutschen dazu verdammt sind, mit einer unheimlichen Präzision das Diabolische zu pflegen und sogar zu repräsentieren. Ich begnüge mich mit der Feststellung, die mir die Gläubigkeit allein erlauben kann, wo das Wissen aufhören muß: offenbar muß der Ewige bestimmte Gegenden auf dieser Welt dazu verdammt haben, furchtbare Elite für das Höllische abzugeben. Ich kann, was mich betrifft, bei aller Hochachtung vor den Protestanten, die unsere christlichen Dulder sind, keinen Unterschied sehen

zwischen den Schriften Luthers, wie die an den deutschen Adel zum Beispiel, und jenen des Herrn Rosenberg. [...] Wer in dem Verrat Luthers an den Bauern, an den Fürsten, an den Juden nicht schon das Vorbild der politischen Verrätereien des preußisch-protestantischen Leutnants an der Kirche und an der Welt sehen kann, ist geradezu ein idyllischer Narr. Ohne Luther und ohne den Protestantismus wären wahrscheinlich Hegel und Marx in Deutschland nicht möglich gewesen. Und selbst in der »dionysischen« Abwehr Nietzsches ist noch der als Heide verkleidete Protestant zu erkennen.
[...]

*

349 Joseph Roth

Gott in Deutschland.
In: Das Neue Tage-Buch. 2 (1934), 36, S. 861.
JRW 4, S. 627–628

Zum Abschluß des Konkordats zwischen dem Vatikan und der nationalsozialistischen Regierung Deutschlands am 20. Juli 1933.

350 Joseph Roth

Der apokalyptische Redner. Die Propaganda des 3. Reiches — eine Weltgefahr.
In: Pariser Tageszeitung. Nr. 639 (20./21. 3. 1938), S. 1–2.
JRW 4, S. 671–674

Den Deutschen blieb es vorbehalten — dank dem unerforschlichen Beschluß Gottes —, das diabolische Element in die Politik einzuführen, und zwar durch jenen ihrer Minister, der in Gebärde, Antlitz und Gebrest vom Schicksal und von der Hölle gezeichnet, nicht nur über den Lautsprecher zu verfügen hat, sondern auch der personifizierte Lautsprecher ist. Die Stimme der Wahrheit ist leise, die Stimme der Lüge laut. So wenig sicher ist die Lüge ihrer selbst, daß sie gewaltig schreien muß: als wollte sie sich selbst übertönen.
[...] Die Entstellung der Wahrheit erfolgt in jüngster Zeit durch die Übertreibung oder die glatte Negierung der Wirklichkeit. Das ist das Geheimnis, die Methode des Propagandaministers Goebbels. Hier grenzt — gestehen wir es offen — das Diabolische an das Geniale.
Das Dritte Reich war der erste Staat, der ein »Propagandaministerium« eingeführt hat, als wäre sein Land eine Seifenfabrik. Wenn die Welt kri-

tischer gewesen wäre und weniger wohlwollend gegenüber legalisierten Briganten, so hätte sie einfach durch die Tatsache, daß ein Staat Propaganda macht — und durch nichts anderes —, gegen diesen Staat mißtrauisch werden müssen. [...]
Die Propaganda des Ministers Goebbels erstreckt sich: 1. auf das Inland; 2. auf das Ausland.
Was die Propaganda im Inland betrifft, so gelten folgende Grundsätze:
a) Verschweigung, Vertuschung;
b) Leugnung;
c) Erhitzung, Begeisterung;
d) Fälschung, Übertreibung.
Die für das Ausland bestimmte Propaganda stützt sich nicht nur auf die vier für das Inland geltenden Grundsätze, sondern auch noch auf die folgenden:
e) Einschüchterung, beziehungsweise — materielle oder immaterielle Bestechung fremder Beobachter;
f) Schmeicheleien, beziehungsweise Drohungen;
g) unmerkliche Beeinflussungen.
Man sieht: diese Methoden sind plump, aber wirksam. Seitdem es Heiratsschwindler gibt, haben sie den Frauen (besonders jenen im reiferen Alter) gegenüber die gleichen Methoden angewendet [...]
Man täusche sich nicht darüber, daß Goebbels ebenso gefährlich ist wie Hitler, Goebbels ist der Radio-Herold Hitlers. Er redet ihm sozusagen voran. (Reiten können sie alle beide nicht ...)
Habe ich früher »Non olet« gesagt? Ja, es bezog sich auf jüdisches Geld. Nicht auf Goebbels ...

Joseph Goebbels als Redner *351*

Photographie. Um 1932.
Vorlage: Erich Czech-Jochberg: Vom 30. Januar zum 21. März. Die Tage d. nationalen Erhebung. Leipzig: Verl. »Das neue Deutschland« 1933, S. 75.

Joseph Roth *352*

Am Ende ist das Wort.
In: Pariser Tageszeitung. Nr. 873 (25./26. 12. 1938), S. 1.
JRW 4, S. 320—323

Anläßlich der Vergewaltigung und Verwilderung der Sprache in NS-Deutschland, die sich inzwischen auch auf andere Länder übertragen haben, erinnert Roth an »die sittliche Magie der Sprache«.

353 Joseph Roth

Die wilde, verwegene Jagd.
In: Pariser Tageszeitung. Nr. 886 (6. 1. 1939), S. 1.
JRW 4, S. 693–694

Zu einer Jagd, die der jugoslawische Ministerpräsident am 19. Januar 1939 in Bechyne an der ungarisch-jugoslawischen Grenze veranstalten wird. Als Jagdgäste sind u. a. der italienische Außenminister Graf Ciano und Hermann Göring geladen:

[...]
Es ist, als ob man in diplomatischen und politischen Kreisen heutzutage das dringliche Bedürfnis empfände, durch eine wirkliche, ziemlich harmlose Jagd auf Eber und Wildschweine die andere, viel gefährlichere auf ohnmächtige Gegner im Innern der Staaten und auf mächtige Nachbarstaaten zu sanktionieren. Im übrigen laufen schon in den Wäldern so viel staatenlose Nicht-Arier herum, daß die Jagd ein doppeltes Vergnügen werden kann, nämlich sehr wenig verschieden von jener, die man zu Hause in Straßen und Gassen zu veranstalten gewohnt ist. Es fehlt noch ein kleines, und man könnte endlich darangehen, die politischen Jagden nicht in den Grenzwäldern der Staaten zu organisieren, sondern in denen der Niemandsländer, von deren Existenz die Welt, nebenbei gesagt, bis in die jüngste Zeit hinein gar nichts gewußt hat. [...]
Ach! Welch eine Jagd, welch ein Gedränge von Jagden! Neben der Mitteilung von der in Bechyne liest man in der Zeitung von den 10 000 Juden, die aus der Tschechoslowakei nach Südamerika verjagt werden, von der Jagd des Deutschen Reiches nach den 265 Millionen des Wiener Barons Rothschild — man stelle sich jüdische Raffgierhände vor, wie sie zu germanischen Fäusten im gerechten Habsuchtszorn geballt werden — und von den Opfern der germanischen Judenjagd am 10. und 11. November 1938, nämlich 40 in Wien allein erlegten Menschen, 375 im ganzen Deutschen Reich, das eigentlich das »Dritte Jagd-Revier« heißen sollte.
[...]

354 Joseph Roth

Wiegenfest.
In: Die Österreichische Post. 1 (1939), 10, S. 5.
JRW 4, S. 702–703

Zu Adolf Hitlers 50. Geburtstag am 20. April 1939:

Nicht älter soll er werden! Ich wünsche ihm einen natürlichen Tod — freilich —, aber keinen schnellen und keinen leichten. Tausende, was

sage ich: Zehntausende, vielleicht mehr, sind seinetwegen, auf seine Veranlassung unter langsamen Qualen gestorben. Da wir leider aus dem Mittelalter in diese Neuzeit hineingewachsen sind und es also keinen Bannfluch mehr gibt, sehe ich mich veranlaßt, ihm zu fluchen. Obwohl ich kein Amt dazu habe, bin ich dennoch in den Augen aller anständigen Menschen dazu legitimiert. Es kann mich keiner verhindern, das Kreuz zu schlagen, wenn mir einer der vieltausend Schwänze des Gottseibeiuns entgegentritt, in Menschengestalt. Ja, meine Frömmigkeit gebietet mir geradezu, den Weihwedel zu schwingen gegen den Satan.
[...]

Adolf Hitler *355*

Photographie. 1938.
In: Heinrich Hoffmann: Das Antlitz des Führers.
Berlin: Zeitgeschichte-Verl. 1939, Abb. [14].

Joseph Roth *356*

Eine wirklich freie Stadt.
In: Pariser Tageszeitung. Nr. 885 (5. 1. 1939), S. 1.
JRW 4, S. 691–692

Im Anschluß an das Dekret der Freien Stadt Danzig, das dem früheren Senatspräsidenten Dr. Hermann Rauschning seine Staatsbürgerschaft entzieht, richtete der Senat einen Aufruf an fünfzig Danziger, sie möchten unverzüglich in die Heimat zurückkehren, widrigenfalls auch sie ihre Staatsbürgerschaft verlieren würden. Die fünfzig Staatsbürger sind Juden oder Sozialdemokraten. Es ist also anzunehmen, daß sie nicht heimkehren und ihre Pässe verlieren werden. [...]
Die strenge Einhaltung der Form aber, in der ein Staat, der tausendmal Bestimmungen, Verpflichtungen, Gesetze umgeht, verdreht, fälscht, verleugnet und aufgibt, seine fünfzig Bürger auffordert heimzukehren, beleuchtet den Zynismus der Gewalt- und Machthaber greller als die nackte Gewalttat selbst. Der Senat der »Freien« Stadt — wie widerlich höhnt da der Name schon sich selbst — sperrt die Danziger zwar willkürlich, formlos, widergesetzlich ein, aber er bedient sich einer peinlichen formellen Genauigkeit, um die Einzusperrenden bis vor die Gefängnistore kommen zu lassen. [...]

POLEMIK

357 **Joseph Roth**
Abb. 55 Dichter im Dritten Reich.
In: Das Neue Tage-Buch. 1 (1933), 1, S. 17—19.
JRW 4, S. 280—286

Dem im Dritten Reich verbliebenen und zum kommissarischen Leiter der Preußischen Akademie (vorübergehend) ernannten Schriftsteller und Nervenarzt *Gottfried Benn* schrieb vor einiger Zeit der Schriftsteller *Klaus Mann* einen bitteren und vorwurfsvollen Brief. Unverständlich sei es ihm — so ungefähr schrieb Herr Klaus Mann, der Herrn Gottfried Benn verehrt —, wie ein bedeutender Schriftsteller sich in den Dienst des Dritten Reiches begeben könne; warum ein Mann wie Benn seine Anhänger enttäusche, die sich jetzt in Paris, in London, in Prag aufhalten und die zu ihrer Verzweiflung am Vaterland auch noch die an ihrem geliebten Autor addieren müßten; er, der Schreiber des Briefes, sei zwar als »Rationalist« von jeher gegen die »irrationalistische« Weltauffassung des verehrten Autors gewesen: denn es scheine leider so zu sein, daß der Hang zum »Irrationalen« notwendig zur »Reaktion« führe: dennoch bestünde zwischen der unzweifelhaft starken schriftstellerischen Kraft Gottfried Benns und dem verständnislosen, geist- und literaturfremden Dritten Reich unmöglich irgendeine Beziehung.
[...]
Dieser antwortete: er antwortete mit einem langen Leitartikel in der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« — die übrigens ein paar Tage darauf verboten wurde und selbstverständlich nicht wegen der Antwort Gottfried Benns. [...]
[...]
Er ist einer der zahlreichen Kommentatoren der Revolution, dieser Doktor. Er (nebst manchen andern) bemüht sich, den »Rationalisten«, den »Liberalen«, den »Sozialisten« die elementare Unbegreiflichkeit der geschichtlichen Ereignisse zu erläutern. Aber auch einem »Liberalen«, einem Gehirn des »neunzehnten Jahrhunderts« könnte es plötzlich klar werden, daß ein Elementargeschehen, das sich selbst unaufhörlich kommentiert, gar kein echtes sei. [...]
[...] Und so wahr es ist, daß ein Dichter, dessen physisches Leben in Gefahr gerät und der deshalb (deshalb allein) auswandert, noch lange nicht aufhört, ein deutscher Dichter zu sein, so wahr ist es auch, daß die deutsche Literatur keine staatlichen Grenzen kennt; daß sie stärker und ewiger ist als jede Staatsform, die sich die Nation gelegentlich gibt; daß sie alle Staatsformen und »nationalen Revolutionen« (aber auch die »internationalen«) überleben wird; daß ein deutscher Schriftsteller, selbst wenn er emigriert ist, schon deshalb keinen Hohn verdient, weil er eben,

DAS NEUE

TAGE-BUCH

Herausgeber: Leopold Schwarzschild

PARIS-AMSTERDAM

N° 1 1. Juli 1933

Leopold Schwarzschild:
Nach Hugenbergs Ende

Bundeskanzler Dollfuss:
Oesterreich in diesem Augenblick

Wladimir d'Ormesson:
Der internationale Stammtisch

Joseph Roth:
Dichter im dritten Reich

PREIS DES HEFTES:
Frankreich ... 3 Fr.
Schweiz ... —.60 Fr.
U. S. A. ... —.15 $
Holland ... —.30 Fl.

ERSCHEINT JEDEN SAMSTAG
Hebdomadaire paraissant le samedi

NEDERLANDSCHE UITGEVERIJ. PARIS, S.A R.L.
(Société Néerlandaise d'Editions, Paris)

PREIS DES HEFTES:
Oesterreich ... —.70 Sch.
Tschechoslow. ... 4.— Kč
England ... 10 d
Deutschland ... —.50 RM

55. Das Neue Tage-Buch. 1. Juli 1933

stärker als die Industrie, die ihn druckt, »das Deutsche«, »das Nationale«, in sich trägt. Wo immer der deutsche Dichter ist, da ist Deutschland. [...]
JRW 4, S. 280 und S. 283–285

358 **Gottfried Benn**
Der neue Staat und die Intellektuellen.
In: Gottfried Benn: Der neue Staat und die Intellektuellen.
Stuttgart, Berlin: Deutsche Verl.-Anst. 1933, S. 9–21.

359 **Gottfried Benn**
Photographie. Um 1934.
In: Walter Lennig: Gottfried Benn in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. 49.–52. Tsd.
Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1971, S. [119].
(rowohlts monographien. 71.)

360 **Klaus Mann**
Gottfried Benn. Oder: Die Entwürdigung des Geistes.
In: Die Sammlung. 1 (1933/34), 1, S. 49–50.

Im Mai dieses Jahres schrieb ich an den Dichter Gottfried Benn einen Brief. Die Verehrung, die ich für ihn gehabt hatte, machte es mir zum Bedürfnis und gab mir das Recht, ihn um Aufklärung zu bitten, ob Gerüchte, die mir über seine geistig-politische Stellungnahme zu Ohren gekommen waren, den Tatsachen entsprächen. Die Aufklärung, um die ich ihn als Leser, als Bewunderer, fast als Freund, privat ersucht hatte, gab er mir in Form eines offenen Briefes, »An die Emigranten«, den er im Rundfunk verlas und der in der Deutschen Allgemeinen Zeitung publiziert wurde. Der peinlichen Aufgabe, auf diesen Brief Gottfried Benns, der mich durch die Tiefe seines sprachlichen und moralischen Niveaus, durch die Unhaltbarkeit und Verwirrtheit seiner Argumente und durch die Infamie seiner lügenhaften Angriffe gegen im eignen Land Wehrlose entsetzt hatte, meinerseits zu erwidern, war ich enthoben: andere sagten, was zu sagen war, Benn wurde mit Erwiderungen überschüttet. Ich konnte schweigen, und mit meiner Enttäuschung über den einst Hochgeschätzten allein fertig werden.

Dieser Brief, diese Ansprache an uns »Emigranten« bildet das zweite Stück in dem Buch »*Der neue Staat und die Intellektuellen*«. Ihm vorangestellt ist eine andre Rundfunkrede, die den Titel des Buches trägt und womöglich noch platter, geistig noch magerer, auch noch bösartiger ist. Beide Arbeiten zusammen nennt der Autor »das Resultat« seiner »fünfzehnjährigen gedanklichen Entwicklung«. Ein bescheidnes Resultat, muß man sagen. [...] als Resultat der Gedankenarbeit kann man wohl nur bezeichnen: das hingerissene Bekenntnis zum »totalen Staat«, das er mit allen Leitartikeln des vergewaltigten Deutschlands gemeinsam ausstößt; die Erkenntnis, daß das Volk nicht Glück will, auch nicht Arbeit, sondern »Züchtung«; die unsinnige, hohle und demagogische Formel von der »militanten Transzendenz« — nicht »militaristisch«, wohlverstanden. [...] den Hohn auf die Geistesfreiheit, die keinen Platz mehr hat im autoritären Staat, im »Sklavenstaat, um es einmal ganz klar auszudrücken« (ich zitiere;) schließlich noch das Kapitulieren vorm Kitsch, Marke Braunes Haus [...]
Was nutzt es zu polemisieren? Halb pathologisch, halb nur gemein entwürdigt sich ein großes Talent vor unseren Augen. [...]
Das Schauspiel dieses Verrates am Geist, das uns sonst nur Ekel einflößen könnte, lehrt uns doch Eines: Unversöhnbarkeit gegen die Verräter.

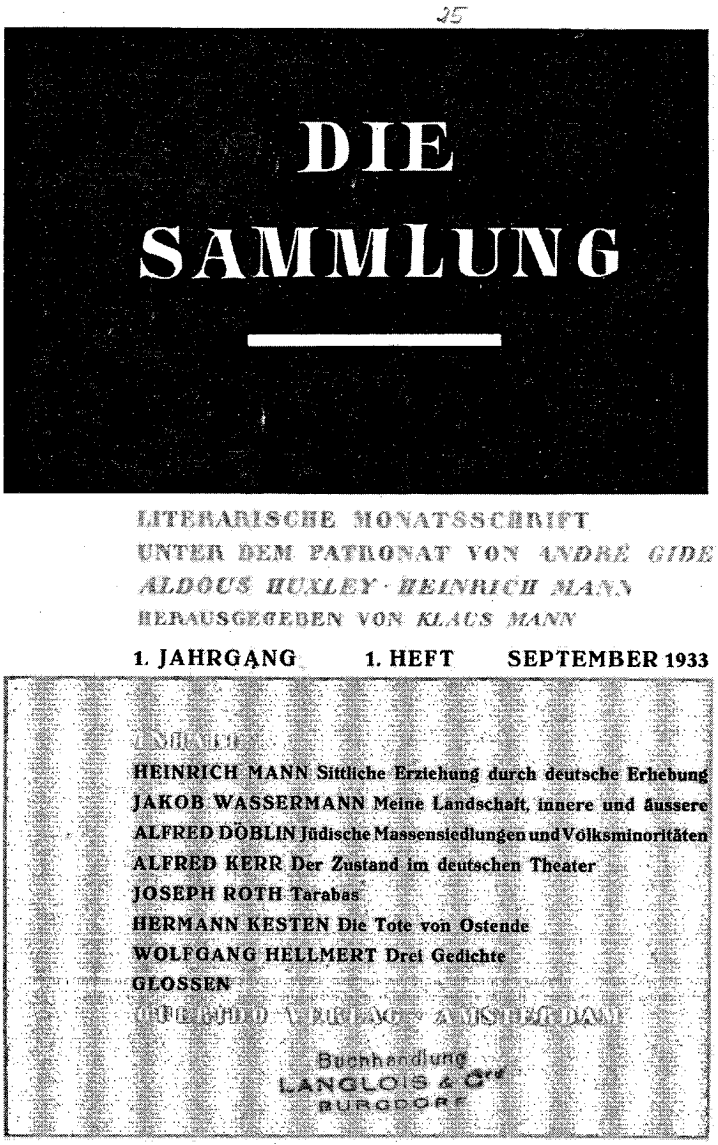
Klaus Mann *361*
Photographie. Undatiert.

*

Roth distanzierte sich sofort auch von im Exil lebenden Freunden und Kollegen, sobald er bei ihnen das geringste Entgegenkommen gegenüber den nationalsozialistischen Machthabern feststellte.

Die Sammlung *362*
Literar. Monatsschrift. Unter d. Patronat von André Gide, Aldous Huxley, Heinrich Mann hrsg. von Klaus Mann. Amsterdam: Querido. Abb. 56
1 (1933), 1. [Werbeprospekt.] 2 Bl.

Bei der Ankündigung seiner Exilzeitschrift »Die Sammlung« hatte Klaus Mann als Mitarbeiter auch Alfred Döblin, Thomas Mann, René Schickele und Stefan Zweig genannt. Auf Veranlassung der Inhaber des S. Fischer Verlags in Berlin gaben die drei erstgenannten Autoren — die Bücher von Mann und Schickele erschienen noch bei S. Fischer, Döblin hatte jedoch



56. Die Sammlung. Werbeprospekt. September 1933

schon für sein Buch »Jüdische Erneuerung« einen Vertrag mit dem Querido-Verlag abgeschlossen — Erklärungen ab, niemals an der »Sammlung« mitzuarbeiten. Der S. Fischer Verlag veröffentlichte die Telegramme seiner Autoren im »Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel«.

Über Roths Reaktion berichtet Franz Carl Weiskopf in seiner Rezension von Roths »Tarabas«:

Als Thomas Mann, Alfred Döblin und René Schickele sich von ihrem in Deutschland gebliebenen (und dort Bücher mit Siegheilwidmung für Goering produzierenden) Verleger bestimmen ließen, vor der »Reichsstelle zur Förderung deutschen Schrifttums« zu kapitulieren und öffentlich von einer Emigrantenzeitschrift abzurücken, da schrieb Joseph Roth in einem offenen Brief die Worte: »Ich verzichte darauf, im Dritten Reich, derzeit Deutschland genannt, zu erscheinen.« Auch ihm hatte, wie anderen »dem Dritten Reich nicht gefährlich erscheinenden Autoren« ein mit Rückversicherung gleichgeschalteter Berliner Verleger den Vorschlag gemacht, sich »den deutschen Markt zu erhalten«. Er sagte Nein. Dieses Nein charakterisiert Roth als aufrechten, mutigen, seine Überzeugung über seinen materiellen Vorteil stellenden Antinationalsozialisten. [...]

Weiskopf relativiert jedoch Roths Stellungnahme:

[...] Daß er darum nicht etwa zu den Antifaschisten gezählt werden darf, beweist die Begründung, die er seiner Absage an den geschäftsgesinnungstüchtigen Verleger gab. Er sagte Nein als »österreichischer Monarchist, als konservativer Mann und unerbittlicher Feind jeder Regierung, an deren Spitze ein Tapezierer steht.«
Roths Bekenntnis zum Konservatismus und Monarchismus ist keine Kampfansage, sondern ein Ausweichen. Der Dichter, der seit Jahren immer wieder den Typus des unstät Wandernden, Irrenden, Flüchtenden schildert, ist ein Bruder seiner Romanfiguren, ist selbst auf der Flucht.
[...]
F. C. Weiskopf: Auf der Flucht ohne Ende. In: Neue Deutsche Blätter. 1 (1933/34), 10, S. 642—644, hier S. 642. — Siehe auch Kat. Nr. 641

Bei dem von Weiskopf zitierten offenen Brief Roths handelt es sich um den Artikel »Ich verzichte«, der im »Prager Mittag« vom 6. September 1933 erschienen war:

363 Joseph Roth

Ich verzichte.

In: Prager Mittag. 1 (1933), 32, S. 3.

Kopie. Durch Vermittlung von Dr. Gabriela Veselá und Dr. Jaromir Loužil, Prag.

Sehr geehrte Redaktion:
In der Nummer vom 31. August Ihrer geschätzten Zeitung veröffentlichten Sie einen Aufsatz von Herrn Paul Stefan über die »bedrängte deutsche Literatur«.
In diesem Aufsatz teilt Herr Paul Stefan mit, daß demnächst im »Dritten Reich« Bücher der Autoren : Thomas Mann, Jacob Wassermann, Franz Werfel erscheinen sollen.
Im Interesse der mit Recht von Ihnen, beziehungsweise von Herrn Paul Stefan »bedrängt« genannten deutschen Literatur der Gegenwart (und vielleicht auch der zitierten drei Autoren) scheint es mir nötig, die Ausführungen des Herrn Paul Stefan zu ergänzen:
1. Die verhängnisvolle Lage derjenigen deutschen Autoren, die als Feinde und Gegner des »Dritten Reiches« gekennzeichnet sind, ist zum Teil auf die Tatsache zurückzuführen, daß ihre »langjährigen« Verleger in Deutschland geblieben sind: in der begreiflichen, aber irrigen Auffassung, man müsse »retten, was noch zu retten« sei.
2. Viele deutsche Schriftsteller von Rang und Namen können sich von den in Deutschland verbliebenen Verlegern nicht trennen, weil die Vorschüsse zu hoch sind.
3. Viele deutsche Buchhändler und Verleger hoffen immer noch, die rigorose Unversöhnlichkeit der Mörder und Banditen, die das »Dritte Reich« regieren, könnte aus außenpolitischen Gründen einer gewissen konzilianten Nachgiebigkeit auf dem Gebiete der Literatur weichen.
Einer der in Deutschland verbliebenen Verleger traf sich mit mir im Ausland — es sind ein paar Wochen her. Er sagte mir folgendes:
»Wir wollen, daß Sie, nebst anderen, dem ›Dritten Reich‹ nicht gefährlich erscheinenden Autoren, gleichzeitig in Deutschland und im Ausland erscheinen. Wir erhalten Ihnen somit den ›deutschen Markt‹.«
Als österreichischer Monarchist, konservativer Mann und unerbittlicher Feind jeder Regierung, an deren Spitze ein Tapezierer steht, erwiderte ich dem Verleger: daß ich darauf verzichte, im »Dritten Reich«, derzeit genannt Deutschland, zu erscheinen.
[...]
Ich glaube nicht, daß meine verehrten demokratischen und »linken« Kollegen anders denken als ich, der »Konservative«. Ihre Solidarität mit

dem in diesen Tagen (mittelbar oder unmittelbar auf des »Dritten Reiches« Veranlassung) ermordeten Schriftsteller Theodor Lessing — dessen politischer Gegner ich immer gewesen bin — kann nicht geringer sein, als die meinige.
Im übrigen: dem ausgezeichneten Spitzeldienst des »Dritten Reiches« wird es nicht entgehen, daß die in Deutschland verbliebenen Verleger, die noch Kompromisse zu schließen versuchen, den ausländischen »Emigrationsverlegern« zumindest ebenso nahestehen, wie dem Propagandaminister Goebbels.
Ihr ergebener
Joseph Roth

Thomas Mann erwähnt Roths Artikel in einer Tagebuchaufzeichnung vom 8. September 1933:

Thomas Mann 364

Tagebücher 1933—1934. Hrsg. von Peter de Mendelssohn.
(Frankfurt a. M.:) S. Fischer (1977). XXI, 817 S.

Im »Prager Mittag« sehr zweifelhafte Äußerung Joseph Roths an die Adresse der in Deutschland gebliebenen Verleger, teils geschmacklos, teils denunziatorisch. Alkoholisches Emigrantentum.
Seite 172

In dem Fragebogen der »American Guild for German Cultural Freedom«, den Roth am 31. Mai 1937 zur Erlangung eines Stipendiums ausfüllte, schreibt er irrtümlich, daß er erst »durch einen gegen Hitler gerichteten Artikel ›Ich verzichte‹ sein Verbot in Deutschland durchgesetzt« habe. Tatsächlich steht sein Name aber bereits auf der »Liste Dr. Hermann«, die am 16. Mai 1933 im »Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel« veröffentlicht wurde.
Siehe auch Kat. Nr. 336 und 461.

In einem Brief vom 5. November 1933 aus Rapperswil an Stefan Zweig urteilt Roth über Thomas Mann, Schickele und Döblin schonungslos:

Der absolut rechtschaffene Professor Thomas Mann ist einfach naiv. Er hat die Gnade, besser zu schreiben, als er denken kann. Er ist dem eigenen Talent nicht geistig gewachsen. Bei Schickele liegt schwankende Feigheit vor, bei Döblin der manchmal irritierende Infantilismus, der zwei Drittel seiner literarischen Tätigkeit ausmacht und alle drei Drittel seines privaten Lebens.
JRB, S. 285

Auch Stefan Zweig distanzierte sich — zwar nur in einem Brief vom 26. September 1933 an den Insel-Verlag — von Klaus Manns Zeitschrift, der jedoch ebenfalls im »Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel« (als Sonderdruck) veröffentlicht wurde. Daraufhin schreibt ihm Roth entrüstet und enttäuscht:

365 Joseph Roth an Stefan Zweig

Brief. Rapperswil [am Zürichsee], 7. 11. 1933.
Kopie. — Vorlage: K&W
JRB S. 286—289

[...] Ich habe das Buchhändler-Börsenblatt und die Arbeiter Zeitung gesehn; das heißt, man hat sie mir mit höhnischem Triumph gezeigt. Selbstverständlich habe ich den lächerlichen Versuch gemacht, zu dementieren. Sie können Sich denken, wie mir dabei zu mute war. Sie wissen nicht, daß ich im Begriffe war Thomas Mann, Döblin, Schickele wegen ähnlicher Erklärungen anzugreifen. Als ich das von Ihnen erfuhr, war es wie eine Ohrfeige. Dabei konnte man noch den Dreien zu Gute halten, daß sie von [...] Bermann Fischer materiell abhängig sind. Sie sind von der Insel unabhängig. Sie mußten, meiner Meinung nach, zu der Zeit, als Sie Ihren Brief schrieben, schon die ohrfeigende Schlußbemerkung gekannt haben, mit der die famose Reichsstelle die Loyalitätserklärung der Drei tapferen Schneiderlein geschmückt hatte: sie stünde nach wie vor nicht zu der geistigen Haltung der loyalen Dichter.
Nun, ich begrüße den Abstand, der Sie von den Dreien trennt: Diese schrieben an ihren Verleger mit dem Bewußtsein, daß es publik werde: Sie telegraphierten sogar. Sie aber schrieben privat an die Insel. Ich begrüße *nicht*, daß Sie überhaupt geschrieben haben. Gewiß trennt mich viel von Feuchtwanger. Aber nur, was Menschen trennen kann. Von allen aber, *ohne Ausnahme*, die heute für Deutschland, mit Deutschland, in Deutschland öffentlich tätig sind, trennt mich genau Das, was den Menschen vom Tier scheidet. Gegen stinkende Hyänen, gegen den Auswurf der Hölle ist selbst mein alter Feind Tucholsky mein Waffenkamerad. Und wenn die »Sammlung« tausendmal Unrecht hätte: gegen Goebbels, gegen Mörder, gegen die Schänder Deutschlands und der deutschen Sprache, gegen diese stinkenden Luther-Fürze hat sogar die »Sammlung« Recht. [...]
JRB, S. 286

In einem Beitrag: »Briefe, die den Weg beleuchten« nimmt die Zeitschrift »Neue Deutsche Blätter« in der Nummer vom 15. 11. 1933 zum Streit um die »Sammlung« Stellung. U. a. wird ein Brief ihres Mitarbeiters Ernst Fischer an Stefan Zweig als ein »Abschied von einer Freundschaft, die schön und beglückend war«, abgedruckt. Fischer erinnert Zweig auch an seine

Stellungnahme, die er früher einmal im PEN-Club gegen Vorwürfe, daß die Sowjetunion die Geistesfreiheit unterdrücke, abgegeben habe:

»Mag sein, daß der Bolschewismus die Freiheit der Wissenschaft und der Literatur einschränkt — aber eine Bewegung, die einen Kontinent so prachtvoll verändert, hat auch dazu das Recht. Es ist wichtiger, daß eine neue Welt aufgebaut wird, als daß ein Stefan Zweig schreiben kann, was ihm beliebt.«
Briefe, die den Weg beleuchten. In: Neue Deutsche Blätter. 1 (1933), 3, S. 129—139, hier S. 135

Joseph Roth nimmt dies zum Anlaß, Zweig in einem Brief vom 30. November 1933 aus Rapperswil schroff aufzuklären:

Aus den Neuen Deutschen Blättern erfahre ich ferner, daß Sie diesem Fischer gesagt haben sollen: es sei gleichgültig, ob ein Stefan Zweig noch schreiben könne oder nicht, in Anbetracht Dessen, daß die Kommunisten einen ganzen Weltteil verändern.
Nun: mir ist lieber, daß Sie und ich schreiben, als daß Rußland verändert werde, oder »verbessert«. Wenn Sie wirklich glauben, der »Kommunismus« sei besser, als der »Nationalsozialismus«, dann besteht Ihr Brief an die Insel zu Recht. Wenn Sie dem Fischer gesagt haben, die Sowjets hätten Recht, dann müssen Sie auch sagen, daß die Nationalsozialisten Recht haben.
Obwohl ich sehr bescheiden sein möchte: ein einziger kleiner Einfall den unsereins hat, ist wertvoller, als die ganze Scheiße von Proletariat, das Radio umsonst bekommt. Wo man unsereins unterdrückt, in Rußland, Italien, Deutschland, da ist der *Abort.* Da stinkt es. Keineswegs hat der Kommunismus »einen ganzen Weltteil verändert«. Einen Dreck hat er! Er hat den Faszismus und den Nationalsozialismus gezeugt und den Haß gegen die Freiheit des Geistes. Wer Rußland gutheißt, hat damit auch das Dritte Reich gutgeheißen.
JRB, S. 295 f.

*

Auf Thomas Manns Artikel »Bruder Hitler« im »Neuen Tage-Buch« vom 25. März 1939 schrieb Roth in der »Österreichischen Post« vom 15. April 1939 eine scharfe Entgegnung.

Thomas Mann *366*
Bruder Hitler.
In: Das Neue Tage-Buch. 7 (1939), 13, S. 306—309.

Ohne die entsetzlichen Opfer, welche unausgesetzt dem fatalen Seelenleben dieses Menschen fallen, ohne die umfassenden moralischen Ver-

wüstungen, die davon ausgehen, fiele es leichter, zu gestehen, daß man sein Lebensphänomen fesselnd findet. Man kann nicht umhin, das zu tun: niemand ist der Beschäftigung mit seiner trüben Figur überhoben.
[...]
Der Bursche ist eine Katastrophe; das ist kein Grund, ihn als Charakter und Schicksal nicht interessant zu finden.
[...] man kann unmöglich umhin, der Erscheinung eine gewisse angewiderte Bewunderung entgegenzubringen.
[...]
Ein Bruder ... Ein etwas unangenehmer und beschämender Bruder; er geht einem auf die Nerven, es ist eine reichlich peinliche Verwandtschaft. Ich will trotzdem die Augen nicht davor schließen, denn nochmals: besser, aufrichtiger, heiterer und produktiver als der Haß, ist das Sichwieder-Erkennen, die Bereitschaft zur Selbstvereinigung mit dem Hassenswerten, möge sie auch die moralische Gefahr mit sich bringen, das Neinsagen zu verlernen.
[...]
Wenn Verrücktheit zusammen mit Besonnenheit Genie ist (und das *ist* eine Definition!), so ist der Mann ein Genie: um so freimütiger versteht man sich zu dem Anerkenntnis, weil Genie eine Kategorie, aber keine Klasse, keinen Rang bezeichnet, weil es sich auf den allerverschiedensten geistigen und menschlichen Rangstufen manifestiert, aber auch auf den tiefsten noch Merkmale aufweist und Wirkungen zeitigt, welche die allgemeine Bezeichnung rechtfertigen. [...]

367 Thomas Mann
Photographie
Aus: The New York Times Magazine. 25. 4. 1937.

368 Joseph Roth
Schwarz-gelbes Tagebuch. Montag.
In: Die Österreichische Post. 1 (1939), 9, S. 7—8.
JRW 4, S. 757—762

Ich lese einen Artikel aus der Feder des großen und von mir aufrichtigen Herzens verehrten *Thomas Mann* unter dem Titel: »*Bruder Hitler*«. So stark oder so subtil kann die in den literarischen Kreisen bekanntgewordene Marke »Thomas Manns Ironie« gar nimmer sein, wie es der Gehalt des Wortes »Bruder« ist. Mit Worten dieser Art Ironie zu treiben scheint mir beinahe so verwegen, wenn auch nicht so frevelhaft, wie mit dem Entsetzen Scherz zu treiben. Meinem Sprachgefühl nach verträgt das

Wort »Bruder« ebensowenig eine ironische Note wie die Worte: Schwester, Vater, Mutter. Der Artikel Thomas Manns beginnt aber auch *mit* einem Satz, der den mir schrecklichen Titel nicht durch Ironie, sondern durch Ernst rechtfertigt: »Ohne die entsetzlichen Opfer. [...] Später: »Haß — ich darf mir sagen, daß ich es daran nicht fehlen lasse.« Ferner: »Dennoch fühle ich, daß es nicht meine besten Stunden sind, in denen ich das arme, wenn auch verhängnisvolle Geschöpf hasse.« Ferner: »... wie er, der auch rein technisch und physisch nichts kann, was Männer können, kein Pferd reiten, kein Automobil oder Flugzeug lenken, nicht einmal ein Kind zeugen ...« Ferner: »Künstlertum. Ich sprach von moralischer Kastrierung, aber muß man nicht, ob man will oder nicht, in dem Phänomen eine Erscheinungsform des Künstlertums wiedererkennen? Es ist im Grunde ... alles da ...« (nämlich: was das Künstlertum ausmacht) »das halbblöde Hinvegetieren in sozialer und seelischer Bohème ... dazu das schlechte Gewissen ...« Ferner: »Ein Bruder ... Ein etwas unangenehmer und beschämender Bruder; er geht einem auf die Nerven, es ist eine reichlich peinliche Verwandtschaft.« Und schließlich dies: »... und übrigens ist Moral, sofern sie die Spontaneität und Unschuld des Lebens beeinträchtigt, nicht unbedingt Sache des Künstlers.« Thomas Mann erzählt dann noch, daß er einen Sakraltanz von Bali-Insulanern im Film gesehen habe. Und er fragt sich, wo der Unterschied zwischen »diesen Bräuchen und den Vorgängen in einer politischen Massenversammlung Europas« sei?

Zwischen dem »Sakraltanz« der Bali-Insulaner und einer europäischen Massenversammlung besteht ja eben genau der gleiche Unterschied wie zwischen einem Gläubigen und einem Fortschrittsgläubigen; zwischen einem Heiden und einem Zivilisationsbarbaren. Bei den »Sakraltänzen« jener Bali-Insulaner ist die Kunst eben *unbedingt* Sache der Moral, das heißt: der *Religion,* wenn auch der heidnischen. Auch die Sakraltänzer von Bali können weder ein Automobil lenken noch ein Flugzeug. Und: diese beiden Fähigkeiten in einem Atem zu nennen mit jener, ein Kind zu zeugen, scheint mir ebenso gottlos wie Rosenbergs Berufung auf ein germanisches Heidentum. Die Balitänzer *glauben* eben, wenn sie tanzen. Und die modernen Volksversammlungen glauben an den Fortschritt. Nicht Instinkte sind es mehr, nicht Götzengläubigkeit, sondern Gottlosigkeit treibt sie zu jenen Verbrechen, die Thomas Mann in so edler und unerreichbar vollendeter Weise rügt. Aber wie kommt er dazu, gerade er, das »halbblöde Hinvegetieren« als ein Kennzeichen seines »Brudertums« anzusehen? »Eine peinliche Verwandtschaft«? Und »die Moral ist nicht unbedingt Sache des Künstlers«?

Nun, just die Moral ist *unbedingt* Sache des Künstlers. Und die »Sakraltänzer« von Bali sind (des bin ich gewiß) ganz meiner Meinung. Und mit ihnen die Volksversammlungen zu vergleichen, gelingt nur einem Fortschrittsgläubigen. Wenn ich zu wählen hätte zwischen zwei Freunden:

einem Götzenanbeter und einem Anhänger der Welt, die eine Fähigkeit, Autos zu lenken, als Männlichkeit betrachtet: fürwahr, ich wählte den Götzenanbeter. Und wenn ich gegen Hitler zu kämpfen hätte, gemeinsam mit irgendeinem seiner Feinde, ich wählte dazu niemanden unter jenen Lesern Thomas Manns, die diesen Artikel von ihm begrüßt haben. Kein Bali-Insulaner hätte, wenn er nur wirklich sakrale Tänze vollführt, Hitler auch nur einen »etwas beschämenden Bruder« genannt.

KOLLEGEN ALS MITSTREITER

369 **Ein Jahr »Gegen-Angriff«**
Freunde aus aller Welt schreiben uns:
In: Der Gegen-Angriff. 2 (1934), 18, S. [4].
Enthält Zuschriften von Egon Erwin Kisch, Joseph Roth, Graf Michael Karolyi, Wieland Herzfelde, Pauline Torry, Philippe Soupault, Max Hodann, Arthur Seehof.

Joseph Roth
Ich beglückwünsche Sie zu ihrem mutigen Kampf gegen die Barbarei des III. Reiches und ich wünsche Ihnen zu diesem Kampfe von Herzen viel Erfolg.
24. April

370 **Der Tag des verbrannten Buches**
[Mit Zitaten aus Zuschriften von] Henri Barbusse, Heinrich Mann, Joseph Roth.
In: Unsere Zeit. 8 (1935), 4/5, S. 85–86.

Joseph Roth:
Die Hitler-Regierung fördert den Dilettantismus wie jeden ›Ersatz‹. Sie fördert den Geist-Ersatz. Damit dieser wirke, mußte man zuerst das Echte vernichten.
Ich schätze alle Schriftsteller, die vom III. Reich verbrannt worden sind, selbst jene unter ihnen, die mir vorher fremd waren. Denn das Feuer hat sie geläutert, veredelt und mir nahe gebracht.

Joseph Roth *371*

Aus kameradschaftlichem Herzen.
In: Der deutsche Schriftsteller. 1938, Nov.: Sonderh. zum Jubiläum des SDS, S. 7.

Ich begrüße aus kameradschaftlichem Herzen die Existenz des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller und beglückwünsche ihn zu seinem dreißigjährigen Bestehen.
Er hat sich in der schwersten Zeit unseres Exils als die einzige repräsentative Stelle der Widerstandskraft gegen das Böse erwiesen.
Ich habe ihm als Österreicher und Legitimist nicht angehören können, aber ich bin mit ihm, solange das Böse nicht erledigt ist, aus vollem Herzen einverstanden.
Ich gehöre dem Schutzverband Deutscher Schriftsteller zwar nicht an, aber ich gehöre ihm zu in kameradschaftlichem Geiste.

*

Joseph Roth *372*

Fern von der Scholle.
In: Das Neue Tage-Buch. 2 (1934), 28, S. 666—667.
JRW 4, S. 425—427

Rezension von:
Antonina Vallentin: Henri Heine. Paris: Gallimard 1934;
Hermann Wendel: Jugenderinnerungen eines Metzers. Strasbourg: Ed. de la Mésange 1934;
Alfred Apfel: Les dessous de la justice allemande. Paris: Gallimard 1934.

Zur Heine-Biographie von Antonina Vallentin:

[...]
Diese Biographie ist wahrscheinlich die diskreteste von allen Heine-Biographien, behutsam, zart, nachsichtig und ein wenig verliebt. Alle private Misere des Dichters, das Glück und das Leid seiner Liebeserlebnisse sind mit größerer Zuverlässigkeit erraten, als es literarische Forschung und Wissen bis jetzt haben feststellen können. Womit wir nicht etwa sagen wollen, hier fehlte es an wissenschaftlichem Material. Im Gegenteil: von großer literarhistorischer Gewissenhaftigkeit zeugt dieses Werk. [...]
Es ist ein nobles Buch. Die Autorin tritt in den Schatten ihres großen Helden — und dennoch verrät gerade die diskrete Haltung ihre verständige Anwesenheit. Das Buch, deutsch verfaßt, ist in französischer Sprache erschienen, eines der wenigen würdigen Gastgeschenke, das die deutschen Autoren jenseits der Grenzen deutscher Barbarei den französischen Freunden Heines und seines Geistes bieten konnten.

373 **Antonina Vallentin**
Henri Heine [Heinrich Heine, franz.] 5. éd.
Paris: Gallimard (1934). 349 S.
(N[ouvelle] r[evue] f[rançaise].)

Zu dem Buch von Alfred Apfel:

[...] Die Deutschen, die dieses Buch lesen, werden sich daran mit Wehmut erinnern können, daß Deutschland lange noch vor Hitler reif gewesen ist, ein Drittes Reich zu werden. Die Franzosen werden aus diesem Buch ersehen, was sie vielleicht zu spät gelernt haben und was sie reichlich früher hätten lernen können. (An ihrer Justiz sollt ihr sie erkennen!) [...] Man kann, wenn man sein Leben nach Frankreich gerettet hat, diesem Land nicht anders danken, als indem man es aufklärt. Es ist nicht nur ein Dank, sondern auch ein Verdienst, was immer auch die Barbaren von »Vaterlandsverrätern« sagen mögen. [...]

Vorhanden in einer englischen Ausgabe:

374 **Alfred Apfel**
Behind the scenes of German justice. Reminiscences of a German barrister 1882—1933.
London: Lane (1935). IX, 172 S.

375 **Joseph Roth**
Lieber Walter Mehring.
In: Das Neue Tage-Buch. 2 (1934), 28, S. 670.
JRW 4, S. 423—425

Rezension von:
Walter Mehring: Und euch zum Trotz. Paris 1934.

[...] Befreit von der Notwendigkeit, jenes armselige deutsche »Kabarett« mit »Chansons« zu versorgen, das Kabarett, das niemals in Deutschland den Mut hatte, scharf und kritisch zu sein, die Feigheit der »Revolution« und die Bestialität der »Reaktion« anzukündigen, sind Sie, lieber Mehring, heimgekehrt in Ihre wirkliche Heimat: in die Einsamkeit, die dem Dichter ziemt — und in das Exil, das jedem anständigen Deutschen ziemt, der nicht im Konzentrationslager gefangen ist. In Ihrem

Gedicht »Mirakel des heiligen Bürokratius« haben Sie ein großartiges Wort geschaffen, um das ich Sie beneide:

Die Wache gab ihm einen Stoß —
da stand der Mann im *Staatenlos*

Das Land »Staatenlos«: dort sind wir zu Hause. [...]

Walter Mehring *376*

Und euch zum Trotz. Chansons, Balladen und Legenden. Paris: Europäischer Merkur (1934). 125 S.

Joseph Roth *377*

Wassermanns letzter Roman.
In: Das Neue Tage-Buch. 2 (1934), 39, S. 931—932.
JRW 4, S. 428—431

Als ich das letztemal Jakob Wassermann sah — es war in Zürich —, hatte ihn der Tod noch nicht gezeichnet. Er sprach mit Eifer, ja zuweilen mit Leidenschaft. Von Deutschland sprach er, seinem Vater- und Mutterland, dem Lande seines Herzens. Denn er war ein Jude, wie man weiß, und ein deutscher Jude gehört zweifach Deutschland an: er gehört in selbstloser und wirklich tragischer Liebe Deutschland an. Er sprach auch mit Bitterkeit: ja, mit Bitterkeit. Noch nicht der Tod, aber schon die Bitterkeit, die Vorläuferin des Todes, hatte ihn gezeichnet. Er war seinen Weg als Deutscher und Jude nicht zu Ende gegangen. Dieser Weg führte zu keinem Ziel. Er führte vor eine plötzlich aufragende Mauer aus Haß und Brutalität. Vor dieser Mauer mußte Jakob Wassermann umkehren, den alten jüdischen Wanderstab in der Hand, und das Exil aufsuchen. [...]

Nichts könnte den harmonisch vollendeten Sinn dieses Lebens besser beweisen als das letzte hinterlassene Werk Wassermanns: der Roman »Joseph Kerkhovens dritte Existenz«. Nachdem er den letzten Federstrich getan hatte, legte er sich hin und starb. [...]

[...] Um die Erscheinung des Wahns kreisten Wassermanns letzte bohrende Gedanken. Deshalb hat dieses Buch eine vielleicht ungewollte, aber für jeden Leser dieser Tage geradezu unheimliche Aktualität. Vielleicht mutet es wie eine Vergewaltigung an, wenn wir die Deutung, die dieses Buch einer Reihe von Ehewirren gibt, auf die politischen Wirren dieser Tage übertragen: aber Wassermanns Beitrag zur Erkenntnis von Geburt und Blüte des Wahns ist tatsächlich eines der aufhellendsten Lichter im Dunkel dieser Tage. [...]

[...] Dieser Roman ist die Vollendung eines literarischen Lebens. Daß Wassermann sich darnach hinlegte und starb, ist ein Beweis dafür, daß er

ein Liebling der Götter war. Sie schenken Bitterkeit und Kummer, aber auch Vollendung, die eben aus dieser Bitterkeit und aus diesem Kummer erstehen. Er starb nicht am gebrochenen Herzen. Er starb an einem übervollen.

378 Jakob Wassermann

Joseph Kerkhovens dritte Existenz. Roman.
Amsterdam: Querido 1934. 643 S.

379 Joseph Roth

Märtyrer und Kämpfer.
In: Pariser Tageszeitung. Nr. 682 (11. 5. 1938), S. 2.
JRW 4, S. 316–317

Am 5. Jahrestag der Bücherverbrennung am 10. Mai 1938 veranstaltete der Schutzverband Deutscher Schriftsteller in Paris eine Kundgebung zu Ehren des verstorbenen Carl von Ossietzky. Der Hauptherausgeber der Zeitschrift »Die Weltbühne«, ehemalige Sekretär der »Deutschen Friedensgesellschaft« und Friedensnobelpreisträger war einige Tage zuvor, am 4. Mai 1938, in einem Berliner Krankenhaus an den Folgen seiner langjährigen KZ-Haft gestorben.
Es sprachen André Wurmser, Joseph Roth, Manfred Georg, Egon Erwin Kisch und Bruno Frei.
Aus Roths Rede:

[...]
Meine Damen und Herren, wir brauchen keine Legenden von toten Heroen! Wir brauchen unlegendäre (und selbst namenlose) lebendige Kämpfer für die Sache der Menschheit. Wir wollen den Barbaren, die sich durch Maschinengewehre vor Attentaten schützen, keine Opfer entgegenhalten, die mit Sicherheit von diesen Maschinengewehren durchlöchert werden.
Unser verehrter toter Freund Ossietzky ist seinem eigenen Irrtum zum Opfer gefallen. Er ist für uns gestorben. Ich glaube, daß wir am besten ihn dadurch ehren, indem wir sagen: Wir wünschten, er hätte mit uns gelebt; und wir wünschten, daß keiner unserer Mitkämpfer seinem Beispiel folge. Er war eines der edelsten Beispiele, gewiß. Aber wenn es befolgt würde, verlören wir unsere edelsten Kräfte. Ich glaube, daß man das Andenken an unseren toten Freund am besten dadurch ehrt, daß man sagt:
Genug der toten Märtyrer!
Es leben die lebendigen Kämpfer!

Carl von Ossietzky *380*
Weltbürger Ossietzky. Ein Abriß seines Werkes. Zsgest. u. mit e. Biographie Ossietzkys versehen von Berthold Jacob. Vorw. von Wickham Steed.
Paris: Ed. du Carrefour 1937. 119 S.

Carl von Ossietzky *381*
Ein Schlag gegen die Brandstifter. Zur Verleihung des Friedens-Nobelpreises an Carl von Ossietzky. [Mit e. Foto Ossietzkys.]
In: Neue Front. 4 (1936), 22, S. 2.

Joseph Roth *382*
Gegen Selbstmörder. Manuskript, 1938. 2 Bl.
Kopie. — Original: LBI
JRW 4, S. 685–686

Zum Selbstmord des Theaterkritikers, Schauspielers und Kulturhistorikers Egon Friedell am 16. März 1938 in Wien:

[...] es wird berichtet, daß der Wiener Schriftsteller Egon Friedell sich zum Fenster hinausgestürzt hat. Vorher soll er auf die Hakenkreuzfahne über seinem Fenster (oder diesem gegenüber) geschossen haben. Vielleicht hat er eine Fahne getroffen und durchlöchert. Es war ein Schuß ins Leere, die Manifestation eines Verzweifelten, sinnlos, ohnmächtig und für uns Überlebende grausam. [...]
Auch ist meiner Meinung nach kein Mensch berechtigt, sich das Leben zu nehmen, da es ja nicht ihm gehört. Dennoch muß man sich fragen, woher es kommt, daß so viele sich das Leben nehmen, ohne die Ursachen ihres Selbstmords in den Tod mitzunehmen. Es ist eine theologische, eine metaphysische Frage.
Egon Friedell hat auf die Fahnen geschossen, bevor er Selbstmord begangen hat (wenn es ein Selbstmord war). Wenn dem so ist, so wird sein Tod symbolischer, als er, der Epikureer, es selbst gewußt haben mochte. Er wollte sterben, aber er konnte nicht töten. Er schoß auf Symbole.
Ich gestehe, daß ich ein Barbar bin, im Vergleich zu den vielen edlen Selbstmördern: hätte ich die Fähigkeit, mich umzubringen, ich ginge nicht so leichten Preises aus dem Leben.
[...]

383 **Egon Friedell**
Photographie (als Goethe). Undatiert.
Vorlage: SNM/DLA

384 **Joseph Roth**
»Tua culpa«.
In: Die Österreichische Post. 1 (1939), 4, S. 8–9.
JRW 4, S. 442–447

Zum Buch von Hermann Rauschning, »Revolution des Nihilismus«, Zürich 1938:

[...]
Der Autor versucht, den Nationalsozialismus zu erklären, indem er ihm abschwört. Die Gleichzeitigkeit dieser beiden Bemühungen erschwert seine Aufgabe beträchtlich. Alsbald stellt es sich heraus, daß er leichter imstande ist, seinen Irrtum zuzugeben, um nicht zu sagen seine Verfehlung, als den tiefsten Fall des deutschen Volkes begreiflich zu machen. Man kann erzählen, wie es zugegangen ist. Alle, die Augen hatten, zu sehen, sahen es. Man kann es eben nur als ein »negatives Wunder« betrachten. Wenn man es aber einigermaßen »erklären« will: dann von einem Standpunkt aus, der dem Rauschnings entgegengesetzt ist. Rauschning meint, der Ausbruch, dieser vulgäre, revolutionäre Ausbruch, den man weder »Elan« noch anarchisch nennen kann, ohne sich selbst zu degradieren, widersprüche vollkommen der organischen Natur des deutschen Volkes. [...]
[...] Der konstitutionell Konservative Rauschning erliegt dem Irrtum aller national Gebundenen: er unterlegt, um nicht zu sagen: unterschiebt, seine eigene »persönliche« Neigung der Nation, der er angehört und die er liebt. Man sieht jeden Menschen gerne so, wie man ihn haben möchte, wenn man an ihn gebunden ist. Rauschning sieht in dem nationalsozialistisch gewordenen Deutschen, das heißt: in dem Deutschland, das sich zu sich selbst bekennt, einen zwar seltsam anmutenden, aber dennoch aus »äußeren«, das heißt: politischen Gründen zu erklärenden »Umbruch«. [...]
JRW, S. 443 f.

Roth weist Rauschnings Erklärung zurück mit der schon früher erwähnten Auffassung einer deutschen Tradition, die organisch von Luther über Friedrich II. bis zu Hitler reiche.

385 **Hermann Rauschning**
Die Revolution des Nihilismus.
Zürich, New York: Europa-Verlag (1938). 510 S.

Hermann Rauschning als Senatspräsident von Danzig an seinem Schreibtisch *386*
Photographie. Um 1934.
In: Hermann Rauschning: Hitler m'a dit. Confidences du Führer sur son plan de conquête du monde.
Paris: Coopération 1939, nach S. 48.

Hermann Rauschning
Geb. am 7. 8. 1887 in Thorn. Wird 1933 als Nationalsozialist Präsident des Senats der Freien Stadt Danzig. Legt im November 1934 sein Amt nieder und emigriert 1936, u. a. in die Schweiz, Frankreich und die USA. Publizistische Tätigkeit gegen das NS-Regime. Lebt seit 1948 als Farmer in Gaston (Oregon, USA). Umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit.

»DER ANTICHRIST«

Roth sah die Ereignisse voraus, lange bevor sie eintraten. Diese Ereignisse waren die unmittelbare Ursache des frühzeitigen Todes dieses Sehers, wie es der unvergessene Verfasser des »Antichrist« einer war. Es gibt Propheten, die wie Jeremias auf den Trümmern der zerstörten Tempel sitzen und die Trümmer beweinen. Roth gehörte eher zu den Jesajas-Gestalten, die die von fern herannahende Apokalypse sehen und vor ihr warnen. Solche Propheten nimmt Gott von dieser Welt am Vorabend der Katastrophe.
Józef Wittlin: Erinnerungen an Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 48–58, hier S. 48. — Siehe auch Kat. Nr. 58

Während der Entstehungszeit des »Antichrist« legt Roth René Schickele die Intention seines Buches dar:

Joseph Roth an René Schickele *387*
Brief. Paris, 31. 1. 1934. 1 Bl. hs. mit Unterschrift.
Kopie. — Original: SNM/DLA
JRB, S. 312

[...] das Buch, an dem ich jetzt schreibe, heißt der Antichrist. Und die einzelnen Abschnitte enthalten eben alle Formen, in denen er auftritt. Und genau Das ist der Inhalt meines Buches: der Antichrist ist Freund und Feind. Und am Ende sitzt schon ein Teilchen von ihm in mir selber.
JR an René Schickele. Paris, 31. 1. 1934. — JRB, S. 312

Während der Niederschrift und in den ersten Monaten nach der Beendigung des »Antichrist« war Roth einmal zufrieden mit seiner Arbeit. Am 26. März 1934 schreibt er Stefan Zweig aus Paris:

Es ist eine Stunde her, daß ich den »Antichrist« beendet habe. Endlich, zum ersten Mal in meinem Leben, bin ich mit einem Buch zufrieden. Auch Sie, ich weiß es, werden zufrieden sein. Es ist tausendmal besser, als »Tarabas«. Ich habe Tag für Tag 10—12 Stunden gearbeitet, 8 geschrieben, 2—4 das zu Schreibende *vorbereitet.*
Ich bin ganz am Ende meiner Kraft, aber sehr glücklich.
JRB, S. 320

388 Joseph Roth
Der Antichrist.
Amsterdam: Allert de Lange 1934. 248 S.
JRW 3, S. 371—474

Aus dem Kapitel »Die Versucher«:

[...]
Und just in diesen Stunden kamen die Abgesandten mancher heidnischen Länder, um Frieden mit der Heiligen Kirche zu schließen.
Es waren drei Länder: drei verschiedene Länder. Aber die Abgesandten eines jeden Landes sagten fast das gleiche. [...]
Und der Abgesandte des zweiten Landes sprach: »Heiliger Vater, wir wollen in aller christlichen Demut nicht die halbe Welt, sondern die ganze.
Aber auch dies nur im Namen Gottes, des Gerechten.
Rom hat einst die halbe Welt beherrscht. Aber wir haben Rom besiegt. Deshalb gehört uns die ganze Welt.
Erlaube uns, Heiliger Vater, die ganze Welt zu erobern.
Dafür werden wir beten und dafür sorgen, daß wir keinen der Priester mehr foltern, denn wir sind Germanen, und wir foltern nicht gerne, wenn man uns etwas verspricht.
Wir wollen auch schießen und stechen und Messer tragen, und zweimal in der Woche werden wir die Lehren des Heilands unsere Kinder lehren.
Aber nur siebenmal, *nur* siebenmal in der Woche, Heiliger Vater, werden wir stechen und schießen.
Aber auch dies im Namen des Heilands.
Und wir werden nicht nur *ein* Kreuz anerkennen, sondern sogar deren zwei.
Eines, an dem der Heiland gestorben ist. Und das andere, an dem wir nur ein paar moderne Veränderungen vorgenommen haben. Wir nennen es das Hakenkreuz.

Das Kreuz hat einen Haken, Heiliger Vater, erlaube uns, daß es deren vier habe, Heiliger Vater!
Dafür werden wir die Gottlosen ausrotten, die Juden zugrunde richten, den Sonntag durch Schießübungen heiligen, aber auch vor jedem Schuß ein Gebet verrichten lassen.«
Und der Heilige Vater nickte.
[...]
S. 243–246. – JRW 3, S. 471 f.

Am 14. Juni 1934 antwortete Roth dem Freund aus Marseille, vermutlich auf einen den »Antichrist« lobenden Brief Zweigs:

Lieber Freund, Ihr Brief macht mich so glücklich, wie ich es überhaupt werden kann, unter den Umständen, in denen ich jetzt und seit Monaten lebe. Ich selbst glaube, daß mein Antichrist ein ehrlicher Schrei ist, kein Buch ist, ich weiß, wie bitter mir das Leben wird, aus allgemeinen Gründen — und leider auch aus privaten — aber es ist im Grunde dasselbe; und ich habe den Antichrist in der *persönlichen* Not geschrieben. In einer sehr »persönlichen«.
[...]
Sie haben recht: ich habe den Antichrist nicht aufgebaut, sondern einfach hingeschrieben, und ich fühlte mich in dieser Zeit zum ersten Mal in meinem Leben detachiert von dieser Welt. Ich bekam eine leise Ahnung davon, was ein Heiliger empfindet, wenn er sich einmal herabläßt, zu schreiben. Ich war grimmig und selig zugleich. Wahrscheinlich ist Zufälliges und Nebensächliches dazwischen geraten. Aber ich habe die Empfindung, daß dieses Buch nicht von mir ist und als hätte es mir Jemand diktiert. Ich habe nicht das Recht, mehr, als die Druckfehler zu korrigieren.
JRB, S. 339

Aus Stefan Zweigs »Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam« und Max Picards Buch »Das Menschengesicht«, das Roth in den »Münchner Neuesten Nachrichten« vom 29. Dezember 1929 besprochen hatte, nahm er Motti für seinen »Antichrist«.
Stefan Zweig bat er in einem Brief vom 11. Juli 1934 aus Marseille:

Und ich muß Sie doch um etwas bitten: es ist schwerer, als Alles, worum ich Sie bis jetzt gebeten hatte: geben Sie mir 10 Zeilen oder mehr aus Ihrem letzten Buch Erasmus, — nicht veröffentlichte Zeilen, an die Spitze zu stellen, oder das Buch mit ihnen zu beschließen — passend (oder assoziativ passend) für meinen Antichrist. Ich will mehrere Zitate haben, von Freunden, es ist — nennen Sie es Aberglauben — ein *stärkerer* Schlag gegen die Hölle.
JRB, S. 348 f.

389 **Stefan Zweig**
Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam.
Wien: Reichner 1934. 227 S.

390 **Max Picard**
Das Menschengesicht. Mit 29 Bildtaf. (5. Aufl. 12.—14. Tsd.)
Erlenbach-Zürich: Rentsch (1947). 250 S.
Erstausgabe: München: Delphin-Verl. 1930.

Einige Monate nach Erscheinen des Buches mußte Roth eingestehen:

Der Antichrist war ein Mißerfolg — außer in Holland. Beides [neben »Der Antichrist« der Roman »Tarabas«] war zu hastig gemacht, gegen meinen literarischen Rhythmus.
JR an Stefan Zweig. Nizza, 15. 2. 1935. — JRB, S. 402

391 **Joseph Roth**
Antichrist [Der Antichrist, engl.] (Transl. by Moray Firth [d. i. William Rose].)
London, Toronto: Heinemann (1935). 206 S.

392 **Joseph Roth**
De Antichrist [Der Antichrist, niederländ.] Vertaald door J[ohan] W[illem] F[rederik] Werumeus Buning.
Amsterdam: Allert de Lange 1935. 250 S.

393 **Joseph Roth**
Antikrist [Der Antichrist, tschech.] ([Übers. von] J. O. Novotny.)
Prag: Albert 1935. 190 S.
(Knihy století. Svazek 11.)

Joseph Roth gehört zu den Schriftstellern, die Intelligenz haben, und zu den Schriftstellern, die böse sind, wenn sie schreiben, so ingrimmig böse, wie es nur wahrhaft gute Menschen sein können, von jener richtenden, predigenden, »liebenswerten Bosheit«, die sieht, daß es schlecht bestellt

ist, und so gerne möchte, daß es gut bestellt sei. Roth gehört zum Geschlecht jener großen Moralisten und Prediger, die böse sind wie Korrektionsanstalten und feurig wie die kleinen Propheten. Er möchte reden wie das Buch der Dichter und er spricht in kleinen und kurzen Sätzen wie ein Kind, wie ein Neger, wie ein gutes Gesetz, wie ein Gebet.
Hermann Kesten: Der Schriftsteller Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 35–39, hier S. 35 f.

Sein politisches Vokabular hatte eine Einfachheit behalten, einfach wie die Fibel der Kinder, und wie diese unterschied er gute und böse Menschen und irrte sich auch nicht, denn er gedachte nicht zu verstehen, da wo es zu urteilen galt.
Benno Reifenberg: Erinnerung an Joseph Roth. In: B. Reifenberg: Lichte Schatten. Frankfurt a. M. 1953, S. 205–214, hier S. 212 f. — Siehe auch Kat. Nr. 155

»In trauriger Resignation«

»DAS UNSAGBARE«

394 **Joseph Roth**
Statt eines Artikels.
In: Das Neue Tage-Buch. 4 (1936), 42, S. 995–997.
JRW 4, S. 629–632

Liebe Redaktion,
Sie fragen mich, ob ich nach einer Pause, die Ihnen ungerechtfertigt lang erscheint, nicht wieder einen Aufsatz veröffentlichen wolle. Ich bin nicht mehr imstande, Artikel zu schreiben, von denen ich befürchten muß, sie könnten einen Grad von Pessimismus verraten, den vor einem weitern Publikum — und sei es noch so sehr der Wahrheit gewachsen — zu äußern nicht angebracht sein kann. Es gibt für mich — um unsern Metier-Ausdruck zu gebrauchen — kein »Thema«, das mir gestatten würde, einen Artikel mit jenem Mindestmaß von Zuversicht zu schließen, dessen eine Äußerung in einer Zeitschrift selbstverständlich bedarf. [...]
Eine ideale Zeitschrift! Ich könnte dort einen Roßtäuscher einen Roßtäuscher nennen, einen Minister einen Lautsprecher, die Niederlage des Proletariats eine Niederlage, die Demokratien Vorwände für den Mangel an Diktatoren, die Diktaturen Vorwände für Mangel an Vernunft, den Völkerbund eine Versammlung, in der seit ihrer Gründung der überflüssige Selbstmord eines jüdischen Journalisten das bedeutendste Ereignis war, die Monarchie der Habsburger in Österreich die sichere Niederlage der borussischen Dritten-Reichs-Ideologie, die Konkordatspolitik des Vatikan ein Unheil, das »andere Deutschland« eine bisher unbekannt gewesene Art von Fata morgana, die lediglich die deutschen Idealisten erblicken können, und schließlich den weltbekannten Soldaten des Weltkriegs: einen Gefreiten!
Wie gesagt: eine ideale Zeitschrift! Unbekümmert um die Pein der Leser könnte ich den »Trotz-allem-Hoffenden« zurufen, daß sie über ihren optimistischen Kundgebungen die einzige allzu oft vergessen, die ihnen gemäß ist: nämlich die Kundgebung: Vae victis! [...] Rom pilgert zur Wartburg, und der baltische Sachsenkönig Widukind Rosenberg kündet das Heil. Es ist eine Stunde vor dem Ende der Welt, oder auf lateinisch: die pax germanica, die Tochter des furor teutonicus. Wo sie sich hinstreckt, rötet sich das Gras.
All dies, oder das meiste, könnte ich in einer Zeitschrift, die ein Publikum hat, nicht noch näher ausführen. Es wäre auch zwecklos, denn ich glaube, wie gesagt, nicht, daß das Wort noch eine *unmittelbare* »aktuelle«

Kraft hat, selbst dort, wo es keiner Art von staatlicher Zensur oder redaktionellem Bedenken unterworfen ist. Den Sieben Weisen von Europa erzähle ich nichts Neues. Zu den siebzig Millionen andern spreche ich vergebens. Was soll mein Wort gegen Kanonen, Lautsprecher, Mörder, törichte Minister, ratlose Diplomaten, dumme Interviewer und Journalisten, die durch den Nürnberger Trichter die ohnehin verworrenen Stimmen dieser Babel-Welt vernehmen?
Wenn Sie wollen, veröffentlichen Sie diesen Brief als einen wirklich »offenen« — statt eines Artikels.
In trauriger Resignation,

Ihr Joseph Roth

Wir haben Alle die Welt überschätzt: selbst ich, der ich zum absoluten Pessimistischen gehöre.
Die Welt ist sehr, sehr dumm. Bestialisch. Ein Ochsenstall ist klüger.
Alles: Humanität, Zivilisation, Europa, selbst der Katholizismus:
Ein Ochsenstall ist noch klüger.
[...] Ich sehe, daß wir den Wahnsinn in Deutschland nicht übertönen werden. Ihre Bücher wurden in Breslau verbrannt. Die Kundgebung der Deutschen Studentenschaft dürften Sie gelesen haben.
JR an Stefan Zweig. Paris, 28. 4. 1933. — JRB, S. 262

Joseph Roth 395

Kriminalaffäre Nobelpreis.

In: Das Neue Tage-Buch. 5 (1937), 27, S. 638—639.
JRW 4, S. 647—649

Zur Resolution des deutschen PEN-Clubs im Exil anläßlich der Zuerkennung des Friedensnobelpreises des Jahres 1936 an Carl von Ossietzky im November 1936. Die Reichsregierung hatte Ossietzky die Annahme des Nobelpreises verboten.

Die löbliche, die verdienstliche Resolution, die der PEN-Club auf seiner letzten Tagung in der tragischen Angelegenheit Ossietzki gefaßt hat, wird leider wahrscheinlich den Weg aller Resolutionen antreten: den Weg in die Vergessenheit.
[...] Ich bewundere meine Kollegen, weil sie die Fähigkeit haben, hartnäckig an Methoden festzuhalten, die sich hundertmal als unwirksam, lächerlich und oft sogar als schädlich erwiesen haben. Der Minister und Schriftsteller Goebbels liest die Resolutionen mit dem gleichen Behagen, wie wir einst den »Simplizissimus«. Man kann nicht sagen, daß nach Ossietzki ein Hahn kräht. Im Gegenteil: Alle Hähne krähen nach ihm. In dieser Art, hartnäckig an unfruchtbaren Methoden festzuhalten, werden die Schriftsteller nicht einmal von der seligen Sozialdemokratie übertroffen. [...]

396 Resolutions of the German Group of the P.E.N. Federation at the XV. International Congress

Undatiert, i. A. geschrieben von [Rudolf Olden], Honorary secretary of the German Group.
1 Bl. ms. Durchschlag ohne Unterschrift.

Resolutionen des deutschen PEN-Clubs im Exil, die beim 15. Internationalen Kongreß des PEN vom 21.—24. 6. 1937 in Paris von Lion Feuchtwanger, dem offiziellen Delegierten der deutschen Gruppe, eingereicht werden sollten.

397 Joseph Roth

Der Maulkorb für deutsche Schriftsteller.
Manuskript, 1938? 3 Bl.
Kopie. — Original: LBI
JRW 4, S. 323—324

Die wirkliche Heimat des emigrierten Schriftstellers ist die Sprache, in der er schreibt, und seine Freiheit ist die Freiheit, ausdrücken zu dürfen, was er denkt.
Das kann er heute nicht mehr.
[...]
Die Zensur der diktatorisch regierten Länder arbeitet beinahe ebenso kollegial mit den Zensoren der freiheitlich regierten Länder wie die Polizei, die Kriminalpolizei nämlich. Und ebenso, wie man einen internationalen Taschendieb ehemals, in jenen seligen Zeiten, in denen nur Kriminalverbrecher den internationalen Steckbrief zu befürchten hatten, zu verfolgen pflegte, scheint man heutzutage angefangen zu haben, auch den heimatlos gewordenen Schriftstellern nachzustellen, deren Aufgabe es ist, nicht nur die Wahrheit über ihr eigenes Vaterland auszusagen, sondern auch das Gastland, in dem sie Unterkunft gefunden haben, vor dem Feind zu warnen.
Aber es scheint, daß die Gastländer gar nicht gewarnt sein wollen; es scheint, daß sie es vorziehen, bedroht zu werden, und die Warner zu verschmähen, welche die Feinde denunzieren.
Also wird uns, den Freunden des Auslands, ein Maulkorb angebunden. Auch diesen noch zu tragen kann ein Verdienst sein.
[...] Arme deutsche Hunde, die wir sind, werden wir schweigen müssen und keineswegs bellen können, sobald unsere alten deutschen Herren sich gefährlich dem Gastland nähern, das wir zu bewachen die Absicht hatten.
Die Tinte ist ebenso vergeblich vergossen wie das Blut. Finden wir uns damit ab, daß die Welt, für die wir einmal zu schreiben gedacht hatten,

taub und stupide geworden ist und daß wir nur noch wenig mehr — vielleicht gar nichts in ihr zu suchen haben.

Joseph Roth *398*

Das Unsagbare. Typoskript, 1938. 4 Bl.
Kopie. — Original: LBI
JRW 4, S. 687–689

Von Monat zu Monat, von Woche zu Woche, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, von einem Augenblick zum andern wird es schwieriger, das Unsagbare dieser Welt sagbar zu machen. Der Bannkreis der Lüge, den die Missetäter um ihre Untaten ziehen, lähmt das Wort und die Schriftsteller, dessen Diener sie sind. Dennoch gebietet die Pflicht, die einem die Gnade auferlegt hat, die unerbittliche, bis zum letzten Augenblick, das heißt: bis zum letzten Tropfen Tinte auszuharren, das Wort im wahrsten Sinne des Wortes zu ergreifen, das durch Lähmung bedrohte Wort. Man muß sich heutzutage entschuldigen, wenn man schreibt ... und man muß weiter schreiben ....
Man muß schreiben, gerade dann, wenn man nicht mehr glaubt, durch das gedruckte Wort etwas bessern zu können. Den Optimisten mag es leicht fallen zu schreiben. Den Skeptikern, um nicht zu sagen: den Verzweifelten, fällt es schwer, und deshalb sollte ihr Wort gewichtiger sein. Es sollten sozusagen Stimmen aus dem Jenseits sein. Umglänzt sollten sie sein von dem Glanz des Vergeblichen. (Denn es hat seinen Glanz, das Vergebliche!)
[...]

DAS AUSLAND UND NS-DEUTSCHLAND

Joseph Roth *399*

Das Dritte Reich, die Filiale der Hölle auf Erden.
In: Pariser Tageblatt. Nr. 206 (6. 7. 1934), S. 1.
JRW 4, S. 616–618

[...] Die epochale Erfindung der modernen Diktaturen aber besteht darin, daß sie die lärmende Lüge geschaffen haben, in der psychologisch richtigen Voraussetzung, daß man dem Geräuschvollen den Kredit gewährt, den man dem Leisen versagt. Seit dem Ausbruch des Dritten Reiches hat die Lüge, dem Sprichwort zum Trotz, lange Beine bekommen. Sie folgt nicht mehr der Wahrheit auf den Fersen, sie läuft der Wahrheit

voraus. Wenn man Goebbels eine geniale Leistung anmerken soll, so diese: er hat es vermocht, die offizielle Wahrheit genauso hinken zu lassen, wie er selber hinkt. Seinen eigenen Klumpfuß hat er der offiziellen deutschen Wahrheit verliehen. Es ist kein Zufall, sondern ein bewußter Witz der Geschichte, daß der erste deutsche Propagandaminister hinkt ...

Aber dieser sinnreiche Einfall der Weltgeschichte hat die ausländischen Berichterstatter bis jetzt nur selten überzeugt. Denn es ist falsch zu glauben, daß die Journalisten aus England, aus Amerika, aus Frankreich usw. den Laut- und Lügensprechern Deutschlands nicht anheimfallen. Auch Journalisten sind Kinder ihrer Zeit. Es ist eine Illusion, daß die Welt eine richtige Vorstellung vom Dritten Reich habe. Der Berichterstatter, der auf die Tatsachen zu schwören hat, beugt sich vor dem Fait accompli andächtig wie vor einem Götzen, diesem Fait accompli, das sogar die regierenden und mächtigen Politiker, Monarchen und Weise, Philosophen, Professoren und Künstler anerkennen. [...]

400 Joseph Roth

Juden auf Wanderschaft. Vorrede zur neuen Auflage. Manuskript. 1937. 17 Bl. hs.

Kopie. — Original: LBI
JRW 3, S. 359–369

Im 1927 erschienenen Essay geht es Roth um das Schicksal der Ostjuden. Er hatte hoffnungsvoll, mit dem Blick auf die Befreiung der Juden von ihrer Sonderexistenz in der Sowjetunion, geschlossen:

[...] Wenn diese Entwicklung dauert, ist die Zeit des Zionismus vorbei, die Zeit des Antisemitismus — und vielleicht auch die des Judentums. [...]
S. [104]. — JRW 3, S. 357. — Siehe auch Kart. Nr. 243

In der Vorrede einer 1937 für den Verlag Allert de Lange, Amsterdam, geplanten Neuausgabe wendet er sich den bedrohten Juden im Westen zu.

Als ich vor vielen Jahren dieses Buch schrieb, das ich jetzt in abgeänderter Fassung den Lesern wieder darbieten möchte, gab es noch kein akutes Westjuden-Problem. Es handelte sich nur damals in der Hauptsache darum, den Nichtjuden und Juden Westeuropas Verständnis für das Unglück der Ostjuden beizubringen: insbesondere im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, das nicht etwa Amerika heißt, sondern Deutschland. Ein latenter Antisemitismus war freilich immer dort (wie überall) vorhanden. In dem begreiflichen Bestreben, ihn entweder nicht zur Kenntnis zu nehmen oder ihn zu übersehen, und in jener tragischen Verblendung, die bei vielen, bei den meisten Westjuden den verlorenen

oder verwässerten Glauben der Väter zu ersetzen scheint und die ich den Aberglauben an den Fortschritt nenne, fühlten sich die deutschen Juden trotz allerhand bedrohlichen antisemitischen Symptomen als ebenbürtige Deutsche; an hohen Feiertagen bestenfalls als jüdische Deutsche. Manche unter ihnen waren leider oft versucht, für die Äußerungen der antisemitischen Instinkte die nach Deutschland eingewanderten Ostjuden verantwortlich zu machen. Es ist eine — oft übersehene — Tatsache, daß auch Juden antisemitische Instinkte haben können. Man will nicht durch einen Fremden, der eben aus Lodz gekommen ist, an den eigenen Großvater erinnert werden, der aus Posen oder Kattowitz stammt. [...]

Nun scheint es mir an der Zeit, die deutschen Juden vor ihren Lodzer Vettern ebenso zu verteidigen, wie ich damals die Lodzer Vettern vor den Deutschen zu verteidigen versucht hatte. Der deutsche Jude ist nicht einmal ein Ostjude. Das Wandern hat er verlernt, das Leiden und das Beten. Er kann nur arbeiten — und gerade dieses erlaubt man ihm nicht. Von den 600 000 deutschen Juden sind etwa 100 000 ausgewandert. Die Mehrzahl findet nirgends Arbeit. Ja, sie dürfen nicht einmal Arbeit suchen. Die Reisepässe laufen ab und werden ungültig. Und man weiß, daß die zeitgenössischen Menschenleben fast ebenso von den Pässen abhängig sein können wie die altertümlichen von den bekannten Fäden. Mit den von den klassischen Parzen ererbten Scheren stehen sie da, Gesandtschaften, Konsulate, Geheime Staatspolizisten. Unglückliche werden von niemandem geliebt, nicht einmal von ihren nächsten Kollegen, den Unglücklichen; lediglich von Frommen und Heiligen, die man in dieser plebejisierten Welt ebenso verachtet wie die Juden. Wohin soll man gehn? Der Emigrant errät dank der Feinfühligkeit seiner Wirrnis, die den sechsten Sinn verleiht, jene unsichtbare Inschrift, die ringsum, an allen Grenzen, ihm zuruft: »Bleibe im Lande und stirb elend!«

Diese ausgewanderten deutschen Juden bilden gleichsam ein ganz neues Volk: sie haben verlernt, Juden zu sein; sie fangen an, das Judensein langsam zu erlernen. Sie können nicht vergessen, daß sie Deutsche sind, und sie können auch ihr Deutschtum nicht verlernen. Wie Schnecken sind sie, die zwei Häuser zugleich auf ihrem Rücken tragen. [...]

Wenn eine Katastrophe hereinbricht, sind die Menschen nebenan hilfreich aus Erschütterung. Das ist die Wirkung akuter Katastrophen. Es scheint, daß die Menschen wissen, daß Katastrophen kurz sind. Aber chronische Katastrophen können die Nachbarn so wenig ertragen, daß ihnen allmählich Katastrophen und deren Opfer gleichgültig, wenn nicht unangenehm werden. So tief eingepflanzt ist in den Menschen der Sinn für Ordnung, Regel und Gesetz, daß sie der gesetzlosen Ausnahmen, der Verwirrung, dem Wahn und dem Irrsinn nur eine knappe Zeitspanne zugestehen wollen. Wenn der Wahn aber lange dauert, erlahmen die hilfreichen Arme, erlischt das Feuer der Barmherzigkeit. Man ge-

wöhnt sich an das eigene Unglück, weshalb nicht an das Unglück des Nächsten, insbesondere an das Unglück der Juden?
[...]
Es gibt keinen Rat, keinen Trost, keine Hoffnung. Möge man sich darüber klar sein, daß der »Rassismus« keine Kompromisse kennt, Millionen von Plebejern brauchen dringend ein paar armselige Hunderttausend Juden, damit sie bestätigt erhalten, schwarz auf weiß, daß sie bessere Menschen sind. Die Hohenzollern (und mit ihnen der deutsche Adelsklub) haben den Hausmeistern ihre Reverenz erwiesen. Was können da noch Juden erwarten. Der Pöbel ist schon unerbittlich genug, wenn er sich, gesetzlos und blinden Instinkten gehorchend, zusammenrottet. Wie erst, wenn er sich organisiert? [...]
JRW 3, S. 359–361 und S. 366

401 Joseph Roth

Die Eiffel ist eine sehr entlegene und zivilisationsfremde Gegend in Deutschland. ...
[Film-Entwurf.]
Manuskript. 5 Bl. hs.
Kopie. – Original: LBI

Der nicht realisierte Film-Entwurf sollte vom Schicksal des jüdischen Viehzüchters David Fried aus einem Eifeldorf handeln:

[...] Er ist der seltene Typ des kräftigen, des »bodenständigen«, des »ungeistigen« Juden. Kurz: der bäurische Jude, ohne Vorurteile religiöser oder anderer Art; ohne schwächliche Ressentiments, ohne städtische Bildung.
[...]

Antisemitische Hetze uniformierter Dorffremder macht ihm das Leben zur Qual. Auf Druck der »Soldateska« muß er schließlich auswandern:

[...]
Er verkauft seinen Acker für einen lächerlichen Preis. Er treibt den Restbestand seines Viehs zusammen. Er nimmt Abschied von seinen Landsleuten. Die terrorisierten Bauern wagen nicht, ihm und seiner Familie das Geleit zu geben. Nur der Pfarrer kommt, um von ihm Abschied zu nehmen. Die Uniformierten überwachen diesen Abschied.
In dem Augenblick, in dem der Pfarrer heimkehren will, zwingen ihn die Uniformierten, mit dem Juden mitzugehen. Sie wollen keinen Geistlichen mehr dulden und auch keinen Juden. Dem greisen Pfarrer bleibt nichts mehr übrig, als, sich der Familie Fried anzuschließen und mit ihr über die nahe Grenze zu gehen.

J.

Im fremden Lande (es könnte [unleserliche Stelle] sein) warten viele Schicksalsgenossen. Man hat ihnen gesagt, daß ein menschenfreundlicher Kapitän eines portugiesischen Dampfers schon viele Emigranten ohne Papiere in sichere gute Länder gebracht habe. Alle warten auf die Ankunft des Schiffes »Columbia«.
Dieser Dampfer kommt auch. Der Kapitän nimmt alle auf und fährt weiter. Aber es ist für all diese Leute ohne Papiere unmöglich, irgendwo zu landen. Am wenigsten in den strengen Häfen Palästinas. Das Schiff, gefüllt mit verborgenen Flüchtlingen, irrt Monate lang durch die Meere der Welt, an allen Häfen der Welt vorbei. Der Kapitän lädt nur freie Ware ab: zum Beispiel: Kohle, Munition, Waffen; niemals die Menschen, die er verbirgt und verpflegt.

K.

Eines Tages gelingt es dann auch. Man landet (irgendwo, in einem südamerikanischen Hafen z. B.). Man landet unbemerkt. Ein [unleserliche Stelle] Pfarrer nimmt alle auf. Alle fühlen sich gerettet.

L.

Aber kaum 3 Tage später entsteht in dieser entfernten — von Deutschen bewohnten — südamerikanischen Kolonie eine von einem Nazipropagandisten hervorgerufene Emeute gegen die neuen Ankömmlinge. Nun, ehe noch die Behörden des Landes imstande sind, einzugreifen, belagern die Kolonisten das Haus des Pfarrers. Alle verteidigen sich. Alle fallen: die Juden und die Christen.
[...]

Es liegt nahe, daß Roth den Filmentwurf im Frühjahr 1939 niederschrieb, zu einer Zeit, als er sich mit dem Thema von Emigrantenschiffen, denen kein Hafen die Anlegeerlaubnis erteilte, auch an anderer Stelle befaßte. So schreibt er in der Folge seiner Artikelserie »Schwarz-gelbes Tagebuch«, die am 11. März 1939 in der Exilzeitschrift »Die Österreichische Post« erschien:

[...] Siebenhundertundachtzig Emigranten schwimmen im Schwarzen Meer herum, seit ein paar Tagen unauffindbar. Die 165 österreichischen Emigranten auf dem Dampfer »Königstein« sind in Hungerstreik getreten, weil sie, von allen Häfen Zentral-Amerikas abgewiesen, in Gefahr sind, wieder nach Hamburg zurückgebracht zu werden. Da ist also nun die ganze Grausamkeit der Habsburger zu erkennen?
Wenn sie der Welt nicht das Beispiel einer tyrannischen Tendenz zur friedlichen Einigung der Völker in der Monarchie gegeben, eine großzügige und weitangelegte Welt- und Völkerpolitik betrieben hätten, von

wem hätten die Barbaren gelernt, Flüchtlinge ins offene Meer zu treiben und später unter das Henkerbeil? [...]
JRW 4, S. 750

402 Joseph Roth

Der Mythos von der deutschen Seele.

In: Das Neue Tage-Buch. 6 (1938), 11, S. 254—256.
JRW 4, S. 667—671

[...]
Es gibt bereits — besonders in Frankreich, dem klassischen Lande der Vernunft, das eine unglückliche Liebe zum Wahn hat und das sich einbildet, in jedem deutschen Nebelfetzen die wahrhafte Walpurgisnacht zu greifen — die unselige Legende von der »germanischen Seele«. [...] Man hat sich daran gewöhnt, die schändlichen Theaterszenen, die Deutschland von Zeit zu Zeit aufführt, durch jenes Lorgnon zu betrachten, das man in die Wagner-Oper mitnimmt. Der okzidentale Diplomat und Journalist sogar fährt nach Deutschland in der Stimmung etwa, in der ein Theaterbesucher in das Taxi steigt, um sich den »Ring des Nibelungen« anzuschauen. Dieser äußerst bequeme, ja lässige Snobismus nährt sich von der Mythologie. Die okzidentalen Politiker, Diplomaten, Journalisten treiben Germanistik, nicht Politik, — und in der Tat sind nicht wenige von ihnen Germanisten von Beruf. [...]
Diese Art, die deutsche Welt zu betrachten, kennen die heute regierenden Deutschen selbst genau, und sie wissen sie auszunützen: nach innen und nach außen, — was bedeutend gefährlicher ist. Sie arrangieren eine Wagnersche Szenerie und machen also eine den Ausländern genehme Oper aus der vulgären Nutz-Politik. [...]
Es ist kein Zweifel, daß ein großer Teil der Gleichgültigkeit, welche die Welt den erschreckenden deutschen Symptomen entgegenbringt, zurückzuführen ist auf den Wagner-Snobismus Europas. Man sieht den gemeinen Mord in einem bengalischen Licht. Das Blut, das rot aus der Wunde strömt, bekommt also eine distanzierende, violette Tönung gleichsam, und das Opfer wie der Mörder sehen beide so aus, als warteten sie nur auf das Niedergehen des Vorhangs, um sich hinter den Kulissen gegenseitig freundschaftlich den Schmerz, die Wunde und den Hals abzuschminken. Die Deutschen haben die Fähigkeit, seit jeher, mit Musikbegleitung zu töten. [...] Diese Art Barbarei hat mit der nordischen Grausamkeit ebensowenig zu tun wie mit der nordischen List. Sie stammt keineswegs aus der Edda, sondern aus dem preußischen Dienstreglement. [...]
[...] Die preußische Symbolik ist genauso billig, wie die romantische Leichtgläubigkeit der okzidentalen Europäer groß ist. Der mechanisierte Geist, der preußische »Drill«, hat sich mit der germanischen Mythologie

drapiert. Und das, was man die »europäische Welt« nennt, ist ihm, wie man nicht nordisch, aber richtig sagt: »hereingefallen«.

Joseph Roth *403*

Der Feind aller Völker.

In: Pariser Tageszeitung. Nr. 883 (3. 1. 1939), S. 1.
JRW 4, S. 689–691

Zur Gleichgültigkeit der Welt gegenüber den Verbrechen des NS-Regimes:

[...] Der anständige Teil der Menschheit scheint nämlich seit altersher zwar nicht die deutliche, die deklarierte Unanständigkeit, wohl aber indifferente Labilität zu unterschätzen. Das Gesetz der akustischen Trägheit, das dem Ohr der Indifferenten befiehlt, auch das Abstruse für logisch und selbstverständlich zu halten, wenn es nur häufig wiederholt wird, ist gewaltig, ist naturgegeben. Und überall, wo Böses geplant wird, wo Böses geschieht, ist gewiß das Böse in den Urhebern schuldig. Aber dem Bösen zum Erfolg verholfen haben immer die Gleichgültigen.
[...]
Die noblen Kämpfer gegen die Bestialität rechnen zwar, wie gesagt, mit der Gefährlichkeit dieser, aber nicht mit der viel schrecklicheren der »Neutralität«. Nichts ist so tierisch wie Gleichgültigkeit gegenüber dem Geschehen im Bereich des Menschlichen. Ein einziger Mensch, dem es egal ist, ob ein Jude geschlagen wird oder nicht, ist schädlicher als die zehn, die den Juden — den Neger oder den Rothaarigen oder den Grünäugigen — mit eigenen Händen schlagen. Verglichen mit der »Neutralität« ist die Bestialität geradezu eine human zu nennende Eigenschaft. Die Gleichgültigkeit ist der Feind aller Völker; nicht die Juden; nicht einmal der Antisemit: nur der Gleichgültige.

SPANISCHER BÜRGERKRIEG

404 Joseph Roth

Wir mischen uns nicht ein ...

In: Pariser Tageszeitung. Nr. 900 (22./23. 1. 1939), S. 2.

JRW 4, S. 695–697

Zu dem von allen europäischen Großmächten anerkannten Grundsatz der Nichteinmischung in den Spanischen Bürgerkrieg, der jedoch durch die militärische Intervention der Achsenmächte Deutschland und Italien gebrochen wurde.

Noch einmal erweist es sich, daß die schäbige Gleichgültigkeit der Welt größer und erschreckender ist als ihre Schlechtigkeit. Aufgefordert und berufen, dem blutigen Stück, das eben in Spanien zu spielen anfing, ein Ende zu bereiten, ergaben sich die europäischen Menschen zuerst willig dem Mißverständnis, sie wären zu einer Generalprobe eingeladen worden. [...]

Wer sich heute noch zur »Neutralität« bekennt, der heuchelt sie, oder er ist trägen Herzens und stumpfen Gehirns. Wenn irgendwo, in irgendeinem Menschen jedes Lagers, jeder Weltanschauung, noch ein Sinn für tragische Größe, heldenhaften Schmerz, erhabenen Untergang, kurzum: für Tugend und Glorie lebt, so ist dieser Mensch erschüttert und verzweifelt, er hat den Tod in der Seele und keinen anderen Gedanken im Kopf als den an die iberische Halbinsel. [...]

Seht euch diese Halbinsel an! Flieger mit Giftgasen, aufgestiegen aus den zwei Filialen, die sich die Hölle in Europa errichtet hat, diese Drachen einer unmenschlichen Hybris, bezahlt und gedungen oder zwangsweise verschickt und »transferiert«, werfen Bomben auf Schwangere, die spanische Kinder im Leibe tragen, und, abscheulicher als Herodes, töten sie also nicht nur die Neugeborenen, sondern auch das noch Ungeborene. Der Rechnungsfeldwebel mit Generalsrang, der Kreuze zu schützen vorgibt, bestellt sich Hakenkreuze unter einen christlichen Himmel und bezieht Siege aus den Leuna-Werken und Durchbrüche aus Mailand und Friedenspalmen aus Manchester. Handwerker, ihrem Beruf, der ehrlich war, entlaufen in die wolkigen Höhen selbsterbauter Olympe, wo man nicht mehr erkennen kann, was Verdienst ist und was Scharlatanerie, schleudern Blitze, probeweise, auf ein armes Volk, das, wo es auch nur sein Land zu verteidigen glaubt, doch ganz Europa verteidigt. Die Heuchler, die den Ruhm des Leonidas auf der Zunge führen, sehen sie nicht, wo hier die Glorie scheint?

[...]

Hermann Kesten *405*
Die Kinder von Gernika. Roman.
Amsterdam: Allert de Lange 1939. 242 S.

Joseph Roth *406*
An der spanischen Grenze.
In: Pariser Tageszeitung. Nr. 908 (1. 2. 1939), S. 3.
JRW 4, S. 697–698

Zu einer in der internationalen Presse veröffentlichten Photographie eines Zugs von Flüchtlingen an der spanisch-französischen Grenze nach dem Fall von Barcelona am 25. Januar 1939:

[...]
Mir — und jedem, der heute noch das Recht beanspruchen möchte, sich einen Europäer zu nennen und sich also zu dem großen, dem einzigen Vaterland zu bekennen, nachdem die kleinen so schmählich oder so mörderisch (oder auch so schmählich-mörderisch) versagt haben: uns, den letzten Europäern, bleibt noch dieses Photo, heute in den Zeitungen, morgen schon in den sogenannten »Wochenschauen«: ein endloser Zug von flüchtenden Menschen, Müttern, Greisen, Kindern — und vorbeiziehend an einem Hotel, dessen Schild die Inschrift zeigt:

Hotel Italien
tout comfort

[...] Und es gibt viele Barcelonas und viele Länder, die Katalonien heissen könnten, und viele Hotels mit dem Namen »Hotel Italien«. [...]

»Das bittere Brot«: Leben im Exil

Paris, Nizza, Amsterdam (1933–1936)

Roth hatte Paris, seine eigentliche Heimat, als Wohnsitz im Exil gewählt. Von seinem bevorzugten Hotel Foyot aus unternahm er jedoch, da ihm ein ständiger Ortswechsel zum Bedürfnis, ja zur Voraussetzung seines Schreibens geworden war, Reisen nach Österreich, der Schweiz, Südfrankreich, den Niederlanden, Belgien und Polen.

In der zweiten Augusthälfte 1933 war er einige Tage bei Stefan Zweig in Salzburg zu Besuch. Ende des Monats zog er auf Rat seines Arztes, Dr. Ernst Wollheim, mit seiner Lebensgefährtin Andrea Manga Bell und ihren beiden Kindern nach Rapperswil am Zürichsee. Im Hotel Schwanen ver-

brachte er mehr als drei produktive Monate. Im Dezember kehrte Roth für fünfeinhalb Monate nach Paris zurück.
Über seine psychische Verfassung gibt ein Brief an Stefan Zweig vom 22. Dezember 1933 aus Paris Aufschluß:

[...] so sehr ich glaube, daß die Not meine Muse ist, so deutlich sehe ich auch, daß sie mich zum Selbstmord treibt. Ich kann nicht mehr mit fünf Francs in der Tasche leben. Es ist unmöglich, daß ich diese Zeit überlebe. Bedenken Sie, daß ich 20 Jahre gehungert habe, vier Jahre Krieg geführt, weitere sechs »bittere Not« gelitten. Erst seit drei Jahren habe ich halbwegs gelebt. Jetzt dieses sogenannte Weltgeschehen. Und vorher die Geschichte mit meiner Frau. Ich weiß schon, daß all Dies zu mir gehört, ja, daß es mich ausmacht. Aber ich bin dabei *noch auch ein privater Mensch,* der ißt, schläft, beischläft und so weiter. Ich kann mich selber nicht »historisch« betrachten. Ich kann aber auch nicht fortwährend diesen Einbruch privaten Unheils in mein literarisches, also, wenn Sie wollen, »eigentliches« Leben literarisch »umsetzen«. Es ist der Tod. Und, glauben Sie mir, noch nie hat einem Alkoholiker der »Genuß« des Alkohols so wenig gefallen, wie mir. Gefallen einem Epileptiker seine Anfälle? Gefallen einem Wahnsinnigen seine Tobsuchts-Anfälle?
JRB, S. 298 f.

Vermutlich aus finanziellen Gründen — in Südfrankreich war das Leben billiger als in Paris — fuhr er Ende Mai 1934 nach Marseille, wo er im Hotel Beauvau Quartier nahm.
Aus Geldnot folgte er der Einladung Hermann Kestens, zu ihm und Heinrich Mann nach Nizza zu ziehen.
Aus einem Brief an Stefan Zweig vom 11. Juli 1934 aus Marseille:

Ich fahre in zwei Stunden. Mein guter Kamerad Hermann Kesten hat mich eingeladen, weil er gesehen hat, wie miserabel ich bin. [...] Ich werde es nicht bei ihm aushalten. Er hat Frau und Mutter. Ich werde nach zwei Tagen in ein Hotel gehen. Ich kann nicht gemeinsam mit Bekannten Toiletten benützen und im Pyjama gesehen werden und die Anderen so sehen. Grauenhaft! Lieber ganz arm, wie ich einmal gewesen bin. Nichts dazwischen. Ich bin zu krank.
JRB, S. 348

407 Nizza

Photographie.
Vorlage: Amtliches Französisches Verkehrsbüro, Frankfurt a. M.

Bis Juni 1935, von kurzen Unterbrechungen abgesehen, lebte Roth mit Andrea Manga Bell und ihren Kindern in Nizza. Hermann Kesten, Heinrich Mann und Roth hatten hier ein Haus, Promenade des Anglais Nummer

121, mit drei möblierten Etagenwohnungen gemietet. In der ersten Etage wohnten Hermann Kesten und seine Frau Toni, in der zweiten Roth und im dritten Stock Heinrich Mann und Nelly Kroeger.
Frau Manga Bell berichtete David Bronsen, daß sich Roth in Nizza — er arbeitete außer an Artikeln für Exilzeitschriften und -zeitungen vor allem an seinem Roman »Die hundert Tage« — wohl gefühlt habe.
Stefan und Friderike Zweig, Hermann und Toni Kesten, Ludwig Marcuse und Schalom Asch waren manchmal bei ihnen zu Gast.

Joseph Roth

408

Photographie. Nizza, 1934.

Abb. 57

Vorlage: SNM/DLA, vermutlich aus dem Nachlaß von René Schickele.

In Nizza begegnete Roth auch René Schickele, Franz Theodor Csokor und Valeriu Marcu; hin und wieder sah er Annette Kolb, Ferdinand Bruckner, Walter Hasenclever und Franz Werfel.

Über seine Kollegen schreibt er Félix Bertaux am 25. Oktober 1934:

Il y'a ici toute la litterature presque, la bonne et la mauvaise, même la mechante. J'habite la même maison avec Monsieur Heinrich Mann et Monsieur Kesten. Je vois souvent Schickele et l'écrivain juif Schalom Asch. Et encore ... Ils vont tous beaucoup mieux que moi. Ils ont beaucoup plus d'argent que moi et beaucoup moins de raison. Le seul que j'estime vraiment c'est Heinrich Mann et je le plains aussi. Il est en ce moment à Prague. Il est devenu très vieux et »ohne Halt«. C'est le veritable Professor Unrat avec ses amours, avec une femme très blonde et très menteuse [...]
JRB, S. 388 f.

Hermann Kesten über ein Gespräch zwischen Heinrich Mann und Joseph Roth im Café Monnod:

Hermann Kesten

409

Lauter Literaten. Porträts, Erinnerungen.
Wien, München, Basel: Desch (1963). 455 S. mit Abb.
Ausgelegt S. 399—401.

[...]
Joseph Roth und ich saßen einmal mit Heinrich Mann im Café Monnod auf der Place Masséna in Nizza, an einem Karnevalstag. [...] Da begann Heinrich Mann, von seinen Begegnungen mit Dichtern zu erzählen, mit d'Annunzio und Gide, mit Rilke und Hauptmann und mit Frank Wedekind, wehmütige und skurrile Geschichten, und als die Sterne am Him-



57. Joseph Roth. Nizza 1934

mel aufglänzten, schienen sie wie aus den Erzählungen von Heinrich Mann zu kommen.
Plötzlich wirbelte ein Windstoß einen Konfettihaufen auf, und Heinrich Mann sagte: »Genug von den Toten!« und begann, von Jakob Wassermann zu erzählen, wehmütige und skurrile Geschichten. Da hielt er inne, und sagte: »Ich habe schon seit langem nichts mehr von Jakob Wassermann gehört, wo steckt er eigentlich?«
Roth und ich sahen uns an, und Roth sagte: »Wassermann ist tot!« — »So?« sagte Heinrich Mann und gab uns einen kuriosen Blick und schwieg eine Minute und begann, von Karl Tschuppik zu erzählen, wehmütige und skurrile Geschichten. »Ich lese ihn nirgends mehr«, sagte schließlich Heinrich Mann, »schreibt er nicht mehr für unsere Blätter?« Roth und ich blickten uns betroffen an, und Roth murmelte: »Tschuppik ist tot.«
»Seit wann?« fragte Heinrich Mann. Und er begann nach einer Weile, von Kurt Tucholsky zu erzählen, wehmütige und skurrile Geschichten. Und Roth und ich wagten gar nicht mehr, uns anzublicken; wir verstummten, und Heinrich Mann gab uns einen queren Blick und sagte mit einem halben Lachen: »Sie wollen mir vielleicht erzählen, auch Kurt Tucholsky sei. . . «
Er verstummte. Und Joseph Roth sagte: »Tucholsky ist tot.«
»Nein«, sagte Heinrich Mann. »Und . . .« Er stockte und blickte uns an und fragte: »Und Werner Hegemann?« »Er ist tot«, sagte Roth.
[. . .] »Das geht weit!« erwiderte Heinrich Mann. »Ich wage nach keinem Freund mehr zu fragen. Ihr beide seid noch junge Leute und bringt mir in einer Stunde mehr Freunde um, als ich sonst in zwanzig Jahren nicht verloren habe. Sie scherzen doch nicht mit mir, Herr Roth?«
»Ich?« fragte Roth mit der tiefen, krächzenden Stimme, die er bekam, wenn er betrunken wurde. »Ich scherze nie, Herr Mann, mit dem Leben von Menschen. Aber die Herren, die Sie erwähnten, sind hingegangen.«
»Hingegangen?« fragte Heinrich Mann.
»Sie sind tot«, sagte Roth.
[. . .]

*

Bertold Brecht an Bernard von Brentano 410

Brief. o. O. [Anfang 1935]. 1 Bl. ms. Durchschlag ohne Unterschrift.

Kopie. — Original: Bertolt-Brecht-Archiv der Akademie der Künste der DDR, Berlin

lieber brentano,
vielen dank für die erfrischende kleine beschimpfung zum jahreswechsel! die ausführungen unseres strengen freundes kantorowiz über den dreigroschenroman habe ich noch nicht zu gesicht bekommen; es

scheint, daß er sich zu eng mit den kesten und roth verbündet hat, wie? nun, er wohnt wohl im gleichen hotel. es ist ein wenig hart, wenn Sie annehmen, ich glaubte, jedes würstchen könne durch die blosse zugehörigkeit zu dem alten kleinen verein davon bewahrt bleiben, quatsch zu äussern. es ist eben schade, dass sich der verein mit solchen kräften begnügen muss — ein wenig nicht hingesehn und schon ist der Schlamassel fertig! wie gut dass die leute wenigstens nur infolge von fehlern der aufsicht ihre freie meinung äussern können und nicht etwa prinzipiell. Sie sehen aus dem vorfall deutlich, wie streng die aufsicht sein muss. [...]

*

Ende Juni 1935 kehrte Roth nach Paris zurück. Im März 1936 reiste er — ohne Begleitung Andrea Manga Bells — zu Verhandlungen mit seinen Verlagen nach Amsterdam.

Vermutlich kurz vor seiner Abreise nach Amsterdam schreibt Roth verzweifelt dem Freunde Stefan Zweig:

[...] Mit lechzender Zunge laufe ich herum, ein Schnorrer mit heraushängender Zunge und mit wedelndem Schwanz. Wie soll ich nicht neue Verträge eingehn, auf neue Bücher? Nicht einmal diese Verträge bekomme ich. Was soll ich tun, jetzt, heute, nächste Woche? Alle Ihre an sich richtigen Überlegungen haben in diesem Fall gar keine Voraussetzungen. Sie müssen Sich nur einmal hineindenken, das können Sie doch, in meinen Tag, ich habe Ihnen den Verlauf ja beschrieben. Ich habe keine Nächte mehr. Ich [sitze?] bis 3h morgens herum, ich lege mich angezogen um 4h hin, ich erwache um 5h und wandere irr durch's Zimmer. Ich bin seit 2 Wochen nicht aus den Kleidern gekommen. Sie wissen doch, was Zeit bedeutet, eine Stunde ist ein See, ein Tag ein Meer, die Nacht eine Ewigkeit, das Erwachen ein Höllenschreck, das Aufstehen ein Kampf um Klarheit gegen einen bösen Fiebertraum. Zeit, Zeit, Zeit haben das ist es, und ich habe ja keine. [...] Erniedrigt, geschändet, verschuldet, lächelnd, lächelnd mit zusammengebissenen Zähnen — ein akrobatisches Kunststück — damit es der Hotelwirt nicht merkt, die Feder krampfhaft in der Hand, den Gedanken, der eben gekommen war, fest in den Zügeln, weil er davongaloppiert, manchmal auch hungrig, nach 3 Sätzen im Sessel einschlafend, was wollen Sie, was verlangen Sie Geduld von einem Menschen, der halb eine Leiche, halb ein Irrer ist? [...] Schulden, Gespenster, Entbehrung und schreiben, reden, lächeln und kein Anzug, kein Hemd, kein Stiefel, und hungrige offene Mäuler, und Schnorrer, um sie zu stopfen und Gespenster, Gespenster ringsum, immer wieder. Und hinter mir welch ein Leben! [...]
JR an Stefan Zweig. Paris, [Februar 1936?]. — JRB, S. 450 f.

Wie alle emigrierten Autoren war Roth gezwungen, sich nach neuen Publikationsmöglichkeiten umzutun. Die Bestände des Kiepenheuer-Verlages waren beschlagnahmt worden, ein Großteil seiner Autoren war von der Bücherverbrennung betroffen.
Roths Verlagsrechte wurden durch die von Fritz Landshoff, Walter Landauer u. a. gegründete Gesellschaft »Orcovente« von Deutschland in die Schweiz transferiert; nach Anwendung der Devisengesetze und Abzug seiner Schulden blieb Roth nur ein geringer Betrag.
Dem Wiener Verleger Bela Horovitz hatte Roth kurz nach der Machtergreifung geschrieben:

Bereiten Sie sich mit aller nötigen Diskretion darauf vor, daß Sie bald mehrere deutsche Autoren bekommen können. Die jüdischen Verleger in Deutschland werden zusperren.
JR an Bela Horovitz. Paris, 18. 2. 1933. — JRB, S. 251

Und an Stefan Zweig, Paris, 17. März 1933:

Was das Praktische betrifft:
unter uns: mein Verlag ist in Auflösung begriffen. Verkauft mich. An wen, weiß ich nicht. Wovon man leben wird, ist mir völlig unklar. Ein Emigrantenlos möchte ich nicht erleiden müssen.
Was gedenken Sie zu tun?
Es ist keine Rede davon, daß man noch in Deutschland erscheinen kann! Begreifen Sie, daß ich ahnungsvoll immer traurig war und bin?
JRB, S. 255

Roth selbst konnte mit den beiden großen Amsterdamer Verlagen, die sich der deutschen Exilliteratur angenommen haben — Querido und Allert de Lange — Verträge abschließen. Fritz Landshoff und Walter Landauer, die den Kiepenheuer-Verlag geleitet hatten, waren auch hier an führender Stelle tätig: Landshoff hatte 1933 den deutschen Querido-Verlag gegründet, Landauer führte seit 1934 die deutsche Abteilung des Verlags Allert de Lange. — Auch in dem katholischen Verlag De Gemeenschap in Bilthoven konnte Roth zwei Bücher erscheinen lassen.

Dem Verleger Gerard de Lange dankte Roth mit einem Nachruf für seine Verdienste um die freie deutsche Literatur:

Joseph Roth *411*

Nachruf.
In: Pariser Tageblatt. Nr. 572 (7. 7. 1935), S. 3.
JRW 4, S. 288—289

Das Andenken des jüngst verstorbenen holländischen Verlegers Gerard de Lange müssen wir an dieser Stelle ehren, weil sein Leben von Bedeu-

tung war für einen großen Teil der wertvollen deutschen Literatur und weil sein allzu früher Tod einen Verlust für die deutsche Literatur bedeutet. Das Vaterland des echten Schriftstellers ist die Sprache, in der er schreibt; man kann es ihm in Wahrheit gar nicht rauben; man kann ihm höchstens den Reisepaß entziehen; aber ein Stück Heimat ist dem Schriftsteller auch der Verlag, der seine Werke verbreitet: ein Stück Heimat gab uns der Verleger de Lange.

Kräftig und stattlich, blond und helläugig, Sproß eines adeligen holländischen Geschlechts, stellte Gerard de Lange den guten Typus des chevaleresken Offiziers vor. Er war auch ein chevalieresker Verleger. Er fühlte die Verpflichtung, die alte holländische Tradition der Gastfreundschaft fortzusetzen, denn er hatte die Tradition seines Landes im Blut. Schnell entschlossen, wie er war, gründete er einen deutschen Verlag, als einer der ersten Verleger im Ausland. Er bereitete uns nicht nur ein Heim, er nahm uns darin auch mit offenen Armen auf. [...] Unter den zahlreichen kleinbürgerlich rechnenden Verlegern, mit denen wir Schriftsteller leider zu rechnen haben, nahm sich Gerard de Lange wie der Aristokrat aus, der er dem Blut und dem Charakter nach war.

[...] konservativ aus Überzeugung und von Natur, war er stets geneigt, eine wahre Persönlichkeit anzuerkennen, auch wenn sie im anderen politischen Lager stand.
[...]

Ein Freund ist uns gestorben; ein gütiger Verleger; ein wahrer Mensch.

Bei seinem jetzigen Aufenthalt in Amsterdam — Besuche im Oktober 1933 und Mai 1935 waren vorangegangen — veranstaltete der Verlag Allert de Lange für Roth einen Vortragsabend. Vor einem größeren interessierten Publikum sprach er über den »Aberglauben an den Fortschritt« — »eine katholisch konservative Sache«, wie er später, am 7. März 1937, an Friderike Zweig aus Lwów [Lemberg] schrieb (JRB, S. 490).
Stefan Zweig gegenüber äußerte er sich zufrieden über seinen Erfolg:

Ich habe sehr angestrengt an einem Vortrag geschrieben, den ich hier Donnerstag gehalten habe, mit großem moralischen Erfolg, mit einem materiellen sogar (50 Gulden etwa).

JR an Stefan Zweig. Amsterdam, 15. 6. 1936. — JRB, S. 479

412 **Amsterdam, Hotel Eden**
Joseph Roths Stammquartier in Amsterdam
Photographie.
Vorlage: K&W

Amsterdam, Café Reynders 413

Joseph Roths Stammcafé in Amsterdam
Photographie.
Leihgabe: K&W

Aus Roths Briefen an Blanche Gidon und Stefan Zweig während seines Aufenthalts in Amsterdam:

[...] Wenn ich einen Teil eines neuen Romans abliefere, kann ich eventuell 800 Gulden bekommen. Aber ich bin ganz erschöpft vom letzten. Die Correcturen im Manuskript habe ich erst gestern unter unsäglichen Qualen fertig gemacht. Der Roman »Stammgast« ist es. Er heißt jetzt: »Beichte eines Mörders«. Er erscheint im August und Sie bekommen in 10 Tagen die Bürstenabzüge. Drei Tage war ich im Bett, mit hochgestreckten Füßen. Ich habe einen Liter Milch pro Tag getrunken, um mich zu entgiften. Die Schwellung ist zurückgegangen. Heute kann ich schon gehen und sitzen, ohne daß die Beine wieder anschwellen. Essen kann ich nicht vertragen, ich gebe es wieder, ich versuche, Reis mit Milch zu essen. Ich trinke auch roten Wein und keinen Schnaps mehr. Ich fürchte, *meine* Matratzengruft wird in Holland stehen. [...]
JR an Blanche Gidon. Amsterdam, 26. 5. 1936. — JRB, S. 473 f.

[...]
Ich bin sehr schwach und kann kaum gehen. Es ist keine bestimmte Krankheit. Jeder Tag bringt und erzeugt andere Symptome. Wenn ich nicht Galle und Blut breche, sind die Augen entzündet, oder die Füße schwellen an. Herzklopfen, Herzweh, Migräne, schauerlich, Zahnausfall. Es scheint mir manchmal, daß die Natur noch gütig ist, indem sie einem das Leben so mieß macht, daß es den Tod selig empfängt. Ich habe aber immer noch einen Lebensinstinkt, ich will schreiben, die »Erdbeeren«, ich will nicht so jämmerlich umkommen. Ich möchte so gerne 6 Monate aufatmen. Ich will nicht, ich *kann* nicht. Ich sage es Ihnen seit einem Jahr. Ihr Optimismus, was mich betrifft, ist grenzenlos, Sie haben sich getäuscht, Sie sehen es selbst. Sie haben mir nicht geglaubt. Ich kenne die Gesetze meines Lebens.
[...] Ich sehe schrecklich zerfallen aus. Ich bin ganz, ganz tot, in 4 Wochen, ich muß 4 Monate wenigstens das Leben gesichert haben.
[...]
JR an Stefan Zweig. Amsterdam, 29. 5. 1936. — JRB, S. 476 f.

Klaus Mann zu Roths Besuchen bei seinen Verlagen:

Die Visiten des österreichischen Dichters Joseph Roth brachten mancherlei Aufregung. Er bestand auf exorbitanten Vorschüssen — sei es von Querido, sei es von De Lange, es kam ihm nicht darauf an — und

befremdete die Herren von der Presse durch bizarre politische Theorien, die er mit großer Beredsamkeit und Insistenz vertrat.
Klaus Mann: Der Wendepunkt. Frankfurt a. M. 1952, S. 330. — Siehe auch Kat. Nr. 506

»Begegnung in der Emigration«: Irmgard Keun

Bis Anfang Juli 1936 blieb Roth in Amsterdam. Von hier aus reiste er nach Belgien. Nach einem kurzen Aufenthalt in Brüssel fuhr er auf Einladung von Stefan Zweig nach Ostende, wo er am 9. Juli ankam. Außer Zweig, der ihn materiell unterstützte, traf er dort Hermann Kesten und Ernst Toller.

414 **Joseph Roths Hotel in Brüssel**
Photographie.
Leihgabe: K&W

415 **Stefan Zweig und Joseph Roth in Ostende**
Abb. 58 Photographie. 1936.
Leihgabe: K&W

Auch in Ostende versuchte Stefan Zweig, Roth vom Trinken abzubringen. Schon im November 1935 hatte ihm Roth jedoch, auf seine Mahnungen hin, geschrieben:

[...]
Machen Sie sich bitte um mein Trinken gar keine Sorgen. Es konserviert mich viel eher, als daß es mich ruiniert. Ich will damit sagen, daß der Alkohol zwar das Leben verkürzt, aber den *unmittelbaren* Tod verhindert. Und es handelt sich für mich darum: *Nicht das Leben zu verlängern, sondern den unmittelbaren Tod zu verhindern.* Ich kann nicht auf Jahre hinaus rechnen. Ich versetze gewissermaßen die letzten 20 Jahre meines Lebens beim Alkohol, weil ich noch 7 oder 14 Tage Leben mir gewinnen muß. Freilich kommt dann, um beim Bilde zu bleiben, plötzlich ein Punkt, wo der Wucherer *vor* der Zeit über einen herfällt. So ungefähr ist die Situation.
[...]
JR an Stefan Zweig. Paris, 12. 11. 1935. — JRB, S. 436

Ein Zeugnis ihrer Freundschaft ist Zweigs Brief vom Herbst 1937:

[. . .] Sie kommen *doch* nicht davon los, daß ich eine unglückliche Liebe zu Ihnen habe, eine Liebe, die an Ihrem Leiden leidet, an Ihrem Haß sich kränkt. Wehren Sie sich nur, es hilft Ihnen nichts! Roth, Freund, ich weiß daß Sie es furchtbar schwer haben und das genügt mir, um Sie noch mehr zu lieben und wenn Sie böse, gereizt, voll unterirdischer Ressentiments gegen mich sind, so spüre ich nur, daß das Leben Sie quält und Sie aus richtigem Instinct gegen den schlagen, gegen den Einzigen vielleicht, der es Ihnen nicht übelnimmt, der gegen alles und alle Ihnen treu bleibt. Es hilft Ihnen nichts, Roth. Sie können mich nicht abbringen von Joseph Roth. Es hilft Ihnen nichts!
Stefan Zweig an JR. [Herbst 1937]. — JRB, S. 514

Hermann Kesten beurteilt Stefan Zweigs Beziehung zu Joseph Roth in seiner Einleitung zu den von ihm herausgegebenen Briefen Roths:

Zweig ist mit seinem ganzen literarischen Gewicht für Roth eingetreten. Zweig hat auf noble Weise mit seinem Einfluß wie mit seinem Geld zahlreichen Schriftstellern in vielen Ländern geholfen. Roth war unter all diesen der Autor, den Zweig für das Muster eines wahren Poeten hielt, und da war Zweig ein solventer, aber sparsamer Mäzen.
Hermann Kesten: Joseph Roth schreibt Briefe. In: JRB, S. 9—19, hier S. 15



58. Stefan Zweig und Joseph Roth. Ostende 1936

Egon Erwin Kisch, der sich in Bredene sur mer, einige Kilometer von Ostende entfernt, aufhielt, war es, der Roth im Café Flore in Ostende mit der 1935 freiwillig aus Deutschland emigrierten Schriftstellerin Irmgard Keun bekannt machte.
Ihr gemeinsames Leben, das in Ostende begann, dauerte anderthalb Jahre, bis zum Beginn des Jahres 1938.

416 **Irmgard Keun**
Abb. 59 Photographie.
Vorlage: Hermann Kesten: Meine Freunde die Poeten. [München:] Kindler 1959, vor S. 423.

Irmgard Keun
Geb. am 6. 2. 1909 in Berlin. 1925 Besuch der Schauspielschule Köln. Schauspielerin am Stadttheater Greifswald und Thalia-Theater Hamburg. Schriftstellerische Tätigkeit. 1933 Berufsverbot nach ihrer Weigerung, der Reichsschrifttumskammer beizutreten. Indizierung ihrer Bücher. Gestapo-Verhöre und Verhaftung. 1935 ins Exil. Bis 1937 mit dem Schriftsteller Johannes Tralow (1882—1968) verheiratet. 1936 bis 1938 Lebensgemeinschaft mit Joseph Roth. 1940 Rückkehr mit falschem Paß nach Deutschland, konnte bei ihren Eltern das Dritte Reich überleben.
Publiziert u. a. die Romane Gilgi, eine von uns. Berlin 1931. — Das kunstseidene Mädchen. Berlin 1932. — Das Mädchen, mit dem die Kinder nicht verkehren durften. Amsterdam 1936. — Nach Mitternacht. Amsterdam 1937. — D-Zug III. Klasse. Ebd. 1938. — Kind aller Länder. Ebd. 1938. — Ferdinand, der Mann mit dem freundlichen Herzen. Düsseldorf 1950. — Außerdem: Bilder und Gedichte aus der Emigration. Köln 1947. — Wenn wir alle gut wären. Kleine Begebenheiten, Erinnerungen und Geschichten. Düsseldorf 1954. — Blühende Neurosen. Flimmerkisten-Blüten. Düsseldorf 1962. Lebt in Köln.

417 **Irmgard Keun**
Bilder und Gedichte aus der Emigration.
Köln: Epoche-Verl. 1947. 40 S.

In ihren Erinnerungen an Roth, die in ihren ›Bildern und Gedichten aus der Emigration‹ veröffentlicht wurden und u. d. T. »Begegnung in der Emigration« in Auszügen in dem von Hermann Linden herausgegebenen »Gedächtnisbuch« abgedruckt sind, schreibt Irmgard Keun über ihre erste Begegnung:

Als ich Joseph Roth zum erstenmal in Ostende sah, da hatte ich das Gefühl, einen Menschen zu sehen, der einfach vor Traurigkeit in den näch-



59. Irmgard Keun

sten Stunden stirbt. Seine runden blauen Augen starrten beinahe blicklos vor Verzweiflung, und seine Stimme klang wie verschüttet unter Lasten von Gram. Später verwischte sich dieser Eindruck, denn Roth war damals nicht nur traurig, sondern auch noch der beste und lebendigste Hasser.

[...]

Roth konnte damals noch seine Qualen und Traurigkeiten vergessen und gern und gut lachen. Er konnte auch zuweilen noch sehr gut, sehr intensiv und äußerst lebendig in der Wirklichkeit leben.

[...]

Seite 18 f.

418 Irmgard Keun

Begegnung in der Emigration
In: Joseph Roth. Leben und Werk. Ein Gedächtnisbuch. (Gesammelt, ausgew. u. hrsg. von Hermann Linden.) Köln, Hagen: Kiepenheuer 1949, S. 59—61.

Irmgard Keun begleitete Roth durch halb Europa. Die Stationen ihres gemeinsamen Weges — Ostende, Paris, Wilna, Lemberg, Warschau, Wien, Salzburg, Brüssel und Amsterdam — hat sie in ihrem Roman »Kind aller Länder«, einer (verfremdeten) Darstellung ihres Lebens mit Roth, nachgezeichnet.

419 Irmgard Keun

Kind aller Länder, Roman.
Amsterdam: Querido 1938. 229 S.

Mein Vater sagte, er beginge einen allmählichen Selbstmord und tue alles, um sein Leben zu verkürzen, dazu raucht er furchtbar viele Zigaretten mit schwarzem Tabak und trinkt tausend Getränke in allen Farben. Er stirbt nicht davon, aber er kann manchmal lachen.
Seite 150

Paris 1937—1939

Geldnöte zwangen Roth, eine Einladung des polnischen PEN-Clubs, seinen Vortrag »Der Aberglaube an den Fortschritt«, den er im Juni 1936 in Amsterdam vorgetragen hatte, auch in polnischen Städten zu halten, anzunehmen. Noch 1933 hatte er Carl Seelig auf dessen Einladung, in Zürich aus seinen Werken zu lesen, mitgeteilt:

Nun leide ich aber an sogenannten psychischen Hemmungen, Ich kann vor einem Publikum leider nicht lesen und habe infolgedessen seit Jahren viele Erwerbsmöglichkeiten verloren.
JR an Carl Seelig. Rapperswil am Zürichsee, 5. 9. 1933. — JRB, S. 278

Im Februar und März 1937 ist Roth mit Irmgard Keun in Warschau, Wilna, Lemberg und anderen polnischen Städten unterwegs.
Über seine verzweifelte Lage gibt ein Brief an seine Übersetzerin Blanche Gidon vom 28. Februar 1937 aus Wilna Aufschluß:

Joseph Roth an Blanche Gidon *420*

Brief. Wilno [Wilna], 28. 2. 1937.
Kopie. — Vorlage: K&W
JRB S. 489—490

[...] Seit Monaten friste ich mein armseliges Leben durch Vorträge in winzigen Ortschaften, ein miserables Leben. Ich weiß überhaupt noch nicht, wie ich wieder nach Westeuropa zurückkomme. Ich leide entsetzlich. Ich danke Ihnen für Ihren ersten Brief und für Ihren zweiten. Sie sind mehr, als lieb: Sie sind nachsichtig. Wenn ich nicht bald krepiere, werde ich Gelegenheit finden, Ihnen sehr herzlich zu danken. Ich fahre von einem kleinen Ort zum andern, ein Wanderzirkus, jeden zweiten Abend im Smoking, es ist schrecklich, jeden zweiten Abend den gleichen Vortrag. Der Penclub hat mir das verschafft, sonst wäre ich längst tot.
[...]

Emil Igel *421*

Literatura i — polityka. Rozmowa »Chwili« z Józefem Rothem.
In: Chwila. Nr. 6388 (1. 1. 1937).

In diesem Interview in der Zeitung der polnischen Juden nimmt Roth zu Deutschland und zum Judentum Stellung. Er wendet sich eindeutig gegen

die deutsche Kultur, die er von der österreichischen unterscheidet. Über Polen äußert er sich mit Sympathie, es sei »sein Land«. Vom Judentum habe er sich entfernt. Dem polnischen Judentum jedoch fühle er sich noch verbunden. Seiner politischen Überzeugung zufolge sei er Monarchist.

Literarisch verarbeitet hat Roth seine Geldnöte und die psychische Belastung des Exils in dem folgenden Artikel vom 4. September 1937:

422 Joseph Roth

Aus dem Tagebuch eines Schriftstellers.
In: Das Neue Tage-Buch. 5 (1937), 36, S. 856–858.
JRW 4, S. 301–305

Montag, im vierten Jahr der deutschen Apokalypse

Heute sind die Belegexemplare eines neuen Buches angekommen, zwei umfangreiche Pakete, hartes Packpapier, gut verschnürt [...] — Es ist mein achtzehntes Buch. Von den früheren 17 sind 15 vergessen. In Deutschland sind auch die vergessenen verboten. Außerhalb Deutschlands sind sie schwerlich in einer Buchhandlung aufzutreiben. Ein paar kultivierte Narren — gewöhnlich unbemittelte Menschen — sagen mir manchmal, daß sie dies und jenes vergessene Buch kennen.
[...] Mein Verleger ist ein Ehrenmann. Im Begleitbrief schreibt er wörtlich: »Es ist furchtbar, Abrechnungen zu sehn. Die Vorschüsse kommen nicht herein.« Ich habe schon sieben Verlage gehabt. Dies ist der achte. Ich kenne also bereits acht Ehrenmänner. Es ist viel — für ein so kurzes Schriftstellerleben. [...]

Freitag

Ich habe gestern den Verlegern Unrecht getan. Sie sind wahrscheinlich wirklich Ersatz-Mäzene. Vielleicht haben sie in der Tat eine größere Leidenschaft für Literatur als ich und gehorchen dabei noch nicht jener »inneren Stimme«, auf die wir Schriftsteller uns berufen. Die Verleger sollten sich auf sie berufen: denn sie verlegen Bücher ohne Gewinn, sogar mit Verlust — wie ich aus meinen Abrechnungen ersehe. Arme Narren! Sie verlegen deutsche Bücher in einer Zeit, in der die deutsche Sprache weniger verbreitet ist als Esperanto und Latein. Die deutsche Sprache meine ich, in der — immerhin — noch ein paar von uns schreiben. [...]

Donnerstag

Merkwürdig, daß immer noch, trotz aller persönlicher Not, einen die »anderen« und das »Öffentliche« so beschäftigen! Ich erhalte die — sehr bescheidene — Rechnung des — kümmerlichen — Hotels, in dem ich mehr Kredit genieße als Behaglichkeit. Ich halte die Rechnung des Ho-

tels neben die Abrechnung des Verlegers. Der Vergleich veranlaßt mich, einen Ausschnitt aus diesem Tagebuch zu veröffentlichen. Über das »Thema« eines »Artikels« nachzudenken, bin ich nicht mehr imstande. Ich reiße ein paar Seiten aus meinem Tagebuch und schicke sie ab wie eine Flaschenpost ...

Joseph Roth *423*

[Selbstbiobibliographie.]
In: Das Wort. 2 (1937), 4/5, S. 192.

JOSEPH ROTH

Geboren 2. Sept. 1894 in Schwabendorf, war aktiver Offizier in der alten österreichisch-ungarischen Armee von 1913/1918. Begann 1921 als Journalist in der „Frankfurter Zeitung" zu schreiben.

Er veröffentlichte bis 1933:

„April", Novelle. „Der blinde Spiegel", Novelle. „Hotel Savoy", Roman. „Rebellion", Roman. „Flucht ohne Ende", Roman. „Zipper und sein Vater", Roman. „Juden auf Wanderschaft", Reportagen. „Panoptikum", gesammelte Aufsätze. „Rechts und Links", Roman. „Hiob", Roman. „Radetzkymarsch", Roman. Die Mehrzahl der Bücher wurde ins Englische übersetzt. Die Bücher J. Roths wurden in Deutschland nicht verbrannt. J. Roth hat als Katholik und Österreicher einen Artikel gegen Hitler geschrieben, was ein Verbot seiner nachstehenden Bücher zur Folge hatte:

Nach 1933 im Auslande veröffentlicht:

„Tarabas", Roman, Querido Verlag, Amsterdam, 1934. „Der Antichrist", Roman, Allert de Lange, Amsterdam. „Die hundert Tage", Roman, Allert de Lange, Amsterdam, „Beichte eines Mörders", Roman, Allert de Lange, Amsterdam.

Joseph Roth

Ein schwerer Schlag für Roth war der Abriß »seines« Hôtel Foyot im November 1937.

Joseph Roth *424*

Rast angesichts der Zerstörung.
In: Das Neue Tage-Buch. 6 (1938), 26, S. 618—619.
JRW 4, S. 884—886

Gegenüber dem Bistro, in dem ich den ganzen Tag sitze, wird jetzt ein altes Haus abgerissen, ein Hotel, in dem ich sechzehn Jahre gewohnt habe — die Zeit meiner Reisen ausgenommen. Vorgestern abend stand noch eine Mauer da, die rückwärtige, und erwartete ihre letzte Nacht. Die drei anderen Mauern lagen schon, in Schutt verwandelt, auf dem halb umzäunten Platz. [...] An der einzigen Wand erkannte ich noch

die Tapete meines Zimmers, eine himmelblaue, zart goldgeäderte. Gestern schon zog man ein Gerüst, auf dem zwei Arbeiter standen, vor der Wand hoch. Mit Pickel und Steinhammer schlug man auf die Tapete ein, auf meine Wand; und dann, da sie schon betäubt und brüchig war, banden die Männer Stricke um die Mauer — die Mauer am Schafott.
[...]
Jetzt sitze ich gegenüber dem leeren Platz und höre die Stunden rinnen. Man verliert eine Heimat nach der anderen, sage ich mir. Hier sitze ich am Wanderstab. Die Füße sind wund, das Herz ist müde, die Augen sind trocken. Das Elend hockt sich neben mich, wird immer sanfter und größer, der Schmerz bleibt stehen, wird gewaltig und gütig, der Schrecken schmettert heran und kann nicht mehr schrecken. Und dies ist eben das Trostlose.
[...]

Roth teilt Stefan Zweig am 2. November 1937 seine neue Adresse — Hotel Paris-Dinard — mit:

Das Hotel Foyot wird auf Befehl des Magistrats demoliert, und ich bin gestern als der letzte Gast von dort ausgezogen. Die Symbolik ist allzu billig geworden.
JRB, S. 516

425 Paris, Rue de Tournon
Photographie. 1978. Von Brita Eckert.

Hertha Pauli berichtet:

Roth arbeitete weiter. Wenn er aufsah, suchte sein Blick über uns hinweg die andere Straßenseite, wo das alte Hotel Foyot, in dem er früher gewohnt hatte, niedergerissen wurde. Langsam, aber sicher verwandelte es sich in einen Schutthaufen.
»Rast angesichts der Zerstörung« setzte Roth mit seiner kleinen, wie gestochenen Schrift über einen Artikel für das »Neue Tagebuch«, das Leopold Schwarzschild in Paris herausgab.
Hertha Pauli: Der Riß der Zeit geht durch mein Herz. Wien, Hamburg 1970, S. 81 f. — Siehe auch Kat. Nr. 201

Ähnlich Hans Natonek in seinem Nachruf auf Roth:

[...] Er war der letzte Gast im gegenüberliegenden alten Hotel »Foyot« gewesen, das vor fünf Jahren demoliert wurde; das Haus war schon geräumt, die Spitzhacken lärmten schon — Roth blieb, bis man das Dach abtrug, auf einer bloßen Matratze. Dann zog er ins Haus gegenüber, in der gleichen stillen Rue de Tournon, die er nur selten verließ, und in der die Welt zu ihm kam. »Republik Tournon« nannte er diese Ecke am Se-

natspalais; er liebte die Menschen, die kamen und gingen, vor allem die Chauffeure, die Clochards, die Briefträger und die Polizisten.
Hans Natonek: Joseph Roth. In: Die neue Weltbühne. 35 (1939), 22, S. 680–683, hier S. 680. — Siehe auch Kat. Nr. 533

Außer Roth wohnten in dem kleinen Hôtel de la Poste, in das Roth nach kurzem Zwischenaufenthalt im Hotel Paris-Dinard gezogen war, nur die Emigranten Soma Morgenstern und Jean Janès, d. i. Walter Jonas; beide gehörten zu seinem engsten Freundeskreis.

Soma Morgenstern

426
Abb. 60

Photographie.
Vorlage: K&W

Soma Morgenstern
Geb. am 3. 5. 1890 in Budanow bei Tarnopol. Dr. jur. et rer. pol. Journalistische Tätigkeit. 1933 Wiener Feuilletonkorrespondent der »Frankfurter Zeitung« und Mitarbeiter der »Vossischen Zeitung«. Emigriert 1938 nach



60. Soma Morgenstern

Frankreich. Mitarbeiter der Zeitschrift »Freies Österreich«. 1940 interniert. 1941 über Marocco nach New York. Publiziert u. a. Der Sohn des verlorenen Sohnes. Roman. Berlin 1935 (engl. The son of the lost son. New York 1946). — Forts.: In my father's pastures. Philadelphia 1947. — The testament of the lost son. Ebd.1950. — Der verlorene Sohn. Roman. Köln 1963. — Die Blutsäule. Wunder am Sereth. Roman. Wien, Zürich, Stuttgart 1964. — Gest. im April 1976 in New York.

427 Soma Morgenstern an Rudolf Olden
Brief. Paris, 6. 2. 1940. 1 Bl. hs.

6. II. 40
Soma Morgenstern
Paris 6e
18, rue de Tournon
Hotel de la Poste
Sehr verehrter Herr Rudolf Olden,
Es liegt mir daran, dem P. E. N. Club als Mitglied beizutreten und ich bitte Sie sehr, mir dabei zu helfen. Die zwei erforderlichen Briefe werden Sie gewiß schon erhalten haben: einen von Stefan Zweig, einen von Hermann Kesten. Ich bin noch immer in dem Hotelchen, wo ich zwei Jahre, schwere Jahre, mit Joseph Roth gehaust habe, Sie können sich denken in welcher Verlassenheit und Trauer.
Ihnen und Frau Olden
die herzlichsten Grüße
Ihres
in Verehrung ergebenen
Soma Morgenstern

428 Paris. Le Tournon, Rue de Tournon 18
Abb. 61 Ehemals Hôtel de la Poste mit Café Tournon.
Zwei Photographien. 1978. Von Brita Eckert.

In der Besitzerin des Hôtel de la Poste, Germaine Alazard, fand Roth eine ihn bewundernde Beschützerin und Vertraute.
Hierzu Hermann Kesten:

Ich wußte, da saß er, in dem kleinen Café in der Rue de Tournon, wo die junge Wirtin den kranken Poeten wie einen Freund behütete und betreute. Dort in dem kleinen Hotel hatte Roth seine winzige Stube. Dort verwahrte die Wirtin im Schanktisch, sorgsam und des Ranges des grossen Dichters durchaus bewußt, seine neuesten Manuskripte, Korrektu-



61. Paris. Le Tournon, Rue de Tournon 18

ren, Bücher. Obgleich sie, eine Pariserin, kein Deutsch verstand, wußte sie genau wie ein Germanist Bescheid über jedes deutsche Manuskript. Sie kannte jede ins Französische übersetzte Zeile Roths und seine Freunde und wußte diese und jene nach ihrem Wert zu schätzen und zu behandeln, auch sie, wie fast alle, die ihm nahekamen, seine Vertraute und Bewunderin, sein Schüler und Hüter.
Hermann Kesten: Der Mensch Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 15–26, hier S. 24

Karl Retzlaw sieht 1946 Roths Wirtin wieder:

Als ich nach dem Kriege, im Sommer 1946, nach Paris zurückgekehrt war, ging ich mit Huart zum früheren Stammtisch Josephs Roths. Die Stühle standen gruppiert, wie sie sieben Jahre zuvor gestanden hatten und so stand auch der Tisch, an dem Roth damals schrieb. Äußerlich war alles unverändert, nur die Wirtin, die sich so sorglich um Roth gekümmert hatte, war gar nicht mehr freundlich. Sie trug trotz der Hitze eine Haube. Huart erzählte mir, daß französische Partisanen ihr die Haare abgeschnitten hatten. Die Frau hätte ihre Fürsorge für die österreichischen Emigranten auch auf die deutsche SS und Gestapo übertragen und diese Eroberer angeblich freundlicher bedient, als es für den Umsatz an Getränken nötig gewesen wäre.
Karl Retzlaw: Spartakus. Frankfurt a. M. 1972, S. 425. — Siehe auch Kat. Nr. 434

Als kurz nach der Annexion Österreichs die »Entreaide Autrichienne«, eine Hilfsorganisation für österreichische Emigranten, in Paris gegründet wurde, ist der geistig und körperlich geschlagene Roth dennoch sofort bereit, sich bei der Beschaffung von Aufenthaltsgenehmigungen, Unterkünften und Geldmitteln zu beteiligen.
Aus einem kurzen Brief Roths an Stefan Zweig, Paris, 19. September 1938:

Ich bin mit den österreichischen Dingen, mit Flüchtlingskomitees und dergl. überladen.
JRB, S. 522

Hierzu wieder Hermann Kesten:

Noch in seiner Krankheit, selber in Not und Trauer, begleitete er während der letzten Monate unglückliche Emigranten zur Polizeipräfektur und saß dort halbe Tage lang mit ihnen, ein Freund frommer Unglücklicher, die zu ihm kamen.
Hermann Kesten: Der Mensch Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 15–26, hier S. 23

Joseph Roth. *429*
Photographie. 1938. *Abb. 62*
Leihgabe: K&W

Joseph Roth *430*
Die Kinder der Verbannten.
In: Die Zukunft. 1 (1938), 1, S. 8.
JRW 4, S. 175–178

[...]
Ich habe (allzuoft) Gelegenheit, mit Emigrantenkindern zusammenzusein. Manchmal treffe ich sie im Wartezimmer der Polizei-Präfektur, wo sie, die so lange gewandert sind, endlich einmal warten dürfen: auf Anweisungen, Ausweisungen, Zuweisungen, Abweisungen, Rückweisungen. Ich gestehe, daß ich mich gern in derlei Wartezimmern aufhalte. Der Kinder wegen, aber auch des Leides wegen, das sich hier versammelt. Der gehäufte Schmerz erst wird erträglich.



62. Joseph Roth. 1938

Zuerst, als ich anfing, mich mit dem Leid vertraut zu machen, das die Gastfreundschaft beschert, hatte ich allen Anlaß zu glauben, daß die Kinder nichts oder nur sehr wenig von dem Unglück wissen, das ihren Eltern beschert ist. [...] Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich die bittere Erfahrung machte, daß die Kinder mehr wußten als ihre Eltern! [...] Die Kinder wissen — und die sie gezeugt haben, scheinen ahnungslos neben ihnen. Ahnungslos, wie sie in ihr fürchterlich von ihnen selbst vorbereitetes Geschick gefallen sind, stehen sie neben ihren wissenden Kindern, deren unerbittliches Auge beinahe nicht mehr die Klage gegen die Vergehungen ihres Erzeugers ausdrückt, sondern bereits die Verzeihung.
[...]

Im Spätherbst 1938 mußte Roth zu Verhandlungen mit seinen Verlegern nach Amsterdam fahren. Während dieses Aufenthaltes schien er nach Aussagen von Freunden — er arbeitete an seiner »Legende vom heiligen Trinker« — geistig und körperlich am Ende zu sein. Seine Geldnöte waren so groß, daß er sich den Betrag für die Bahnfahrt zurück nach Paris von seinem Hotelwirt leihen mußte.

431 Joseph Roth

Das bittere Brot.
In: Pariser Tageszeitung. Nr. 883 (3. 1. 1939), S. 4.
JRW 4, S. 886–889

Roth beschreibt einen Tag im Leben eines Emigranten, der sich als Hausierer durchschlägt:

Der Tag erhebt sich, und der arme Mann wünscht, die Nacht noch auszudehnen. Es ist zwar Dezember, also ein später Tag, und er kommt dennoch zu früh. Die Morgen sind böse, aber mit der Zeit hat der arme Mann gelernt, daß man sie überstehen muß, um jeden Preis, denn der Tag wartet schon. [...]
Es ist ein winziges Hotelzimmer im vierten Stock, mit scharlachroten, von gelben Sonnenblumen unterbrochenen Tapeten. Von der nahen Turmuhr schlägt es acht. In den Röhren der Wasserleitung dröhnt es, weil ein Mieter im ersten oder im zweiten Stock den Hahn aufgedreht hat. Auch der arme Mann tritt an die Wasserleitung. Seit zwei Wochen hängt dasselbe Handtuch über der Messingstange. Der Schmutz der vergangenen Tage klebt am Handtuch, der günstigen, der mittelmäßigen oder der ausgesprochen schlechten Tage. [...]
[...] Wer weiß, was alles er noch heute verkaufen könnte, wenn nicht nur nicht Donnerstag, sondern auch nicht der neunundzwanzigste Dezember wäre. An diesem Tage nämlich muß der arme Mann auch zur

Polizei. Er hat ein Papier, auf dem geschrieben steht, wie er heißt und woher er kommt und wo er wohnt. Es steht aber nicht darauf, wie lange er wohnen kann und wohin er gehen darf.
Man sagt ihm nichts. Er wartet. Dann stellt er den Koffer hin und steht an einem Schalter, und ein Herr drückt sofort einen Stempel auf das Papier; so schnell, daß der arme Mann fragen möchte, ob der Herr nicht Bleistifte braucht. Er besinnt sich aber und entfernt sich, der arme Mann. Was braucht er noch? Den Wirt kann er bezahlen. Vierzehn Tage kann er noch bleiben. Eine Wurst, einen Käse, ein Bier kann er bezahlen. Der arme Mann ist von Zuversicht erfüllt. Und dazu an einem Donnerstag. Er fährt nach Hause, zahlt, steigt ins Zimmer und legt sich ins Bett. Heute macht er gar kein Licht: so zufrieden ist ein armer Mann.
JRW 4, S. 886 und S. 889

Freunde

Bis zu seinem Tod war Roths Arbeitstisch im Café ein Sammelpunkt deutscher und österreichischer Emigranten.

Hermann Kesten zu Roths Fähigkeit, immer einen Freundeskreis um sich zu bilden:

Er hat sich immer einsam gefühlt und war der geselligste Mensch. In den meisten großen Städten Europas war sein Kaffeehaustisch eine Tafelrunde und ein Stammtisch. Seine Freunde in aller Herren Länder waren Legion, Freunde von jeder Sorte, Poeten und Journalisten, Verleger und reiche Leute, Schmarotzer und Stammgäste, katholische Priester und Kommunisten, Herzoginnen und Schauspielerinnen, Hilfesuchende und Leser, Narren und Unglückliche. Eine ganze Gesellschaft saß an seinem Tisch, und Roth studierte und unterhielt sie, trinkend und plaudernd und rauchend, noch in den müßigsten Stunden beschwingt, ein ausgezeichneter Erzähler, geistreich und nobel, ein flinker Beobachter, scharfäugig, hellhörig, immer der Mittelpunkt, anziehend und anzüglich, und in guten und lange auch in schlechten Zeiten die Tafelrunde bewirtend. Auch die Götter und Grazien saßen behaglich an seinem Tisch, Apoll und Bacchus und Merkur, der Patron der Verleger, und zuweilen auch, in »der Tracht eines Kleinbürgers«, ein »armer Teufel«. Aber auch schöne Frauen saßen da. Und die Grazien liebten ihn.
Hermann Kesten: Der Mensch Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 15—26, hier S. 16 f.

Ähnlich Klaus Mann:

Glasigen Blicks, aber sonst in würdig-zusammengenommener Haltung, hielt er Cercle in den Kaffeehäusern von Paris, Wien, Amsterdam und anderen Metropolen. Wo er sich auch gerade aufhalten mochte, immer wurde sein Tisch zum Zentrum. Dem Autor des »Hiob« und des »Radetzkymarsch«, der übrigens keineswegs die Rolle des »Meisters« spielte, eignete jene kreisbildende Attraktion, die manchmal zu den natürlichen Eigenschaften und Manifestationen des Talents gehört. Kollegen und Bewunderer umgaben ihn, während er mit einer nicht ganz geheueren, vielleicht verzweifelt scherzhaft gemeinten Begeisterung vom kaiserlichen Gedanken schwärmte und dabei ein dunkles Gläschen nach dem anderen kippte. Die Mischungen, an denen er sich erlabte, sahen wie Medizinen aus, waren aber furchtbar unbekömmlich: Der Dichter Roth beging langsamen Selbstmord, trank sich mählich zu Tod, inmitten der Bewunderer und Kollegen.
Klaus Mann: Der Wendepunkt. Frankfurt a. M. 1952, S. 330. — Siehe auch Kat.Nr. 506

432 **Joseph Roth mit fünf Freunden im Café**
Abb. 63 Von links nach rechts: Joseph Roth, Frans Hannema, Charles Nypels, Charles Roelofsz, Joop Sjollema und Maurits Mok.
Photographie. Amsterdam, vermutlich Herbst 1938.
Vorlage: LBI

Nach David Bronsen teilte Roth selbst seine Gäste in »drei Schichten« ein. Vom Beginn der Dunkelheit bis Mitternacht verkehrte dort Prominenz (»die mondäne Welt«) — »Journalisten, Schauspieler, Verehrer auf der Durchreise«. Anschließend saß er mit seinen engen Freunden zusammen — so vor allem den Mitbewohnern im Hôtel de la Poste, Soma Morgenstern und Jean Janès; gelegentlich waren auch Hermann Kesten, Ludwig Marcuse, Ernst Toller, Stefan Zweig, Friderike Zweig u. a. zu Gast. Nach drei Uhr verbrachte er meist noch zwei Stunden allein mit Joseph Gottfarstein. Joseph Gottfarstein, ein in Litauen geborener Journalist und Talmud-Kenner orthodox jüdischen Glaubens, war wohl der vertrauteste Mensch Roths von ihrer ersten Begegnung im Jahre 1934 an bis zu Roths Tod. Beide sahen sich täglich.

Von Joseph Gottfarstein waren keine biographischen Daten feststellbar. Er schrieb u. a. L'école du meurtre. Neuchâtel 1946 (367 S.) und übersetzte aus dem Jiddischen u. a. Marc Dvorjetski: Le ghetto de Vilna. Rapport sanitaire. Genéve 1946 (zusammen mit R. Citrinbaum), und Cholem Aleichem: Le Tailleur ensorcelé et autres contes. Paris 1960 (zusammen mit Isaak Pongatch).

Joseph Roth mit Zils (links) und Soma Morgenstern im Café Tournon *433*
Photographie. 1938.
Leihgabe: K&W

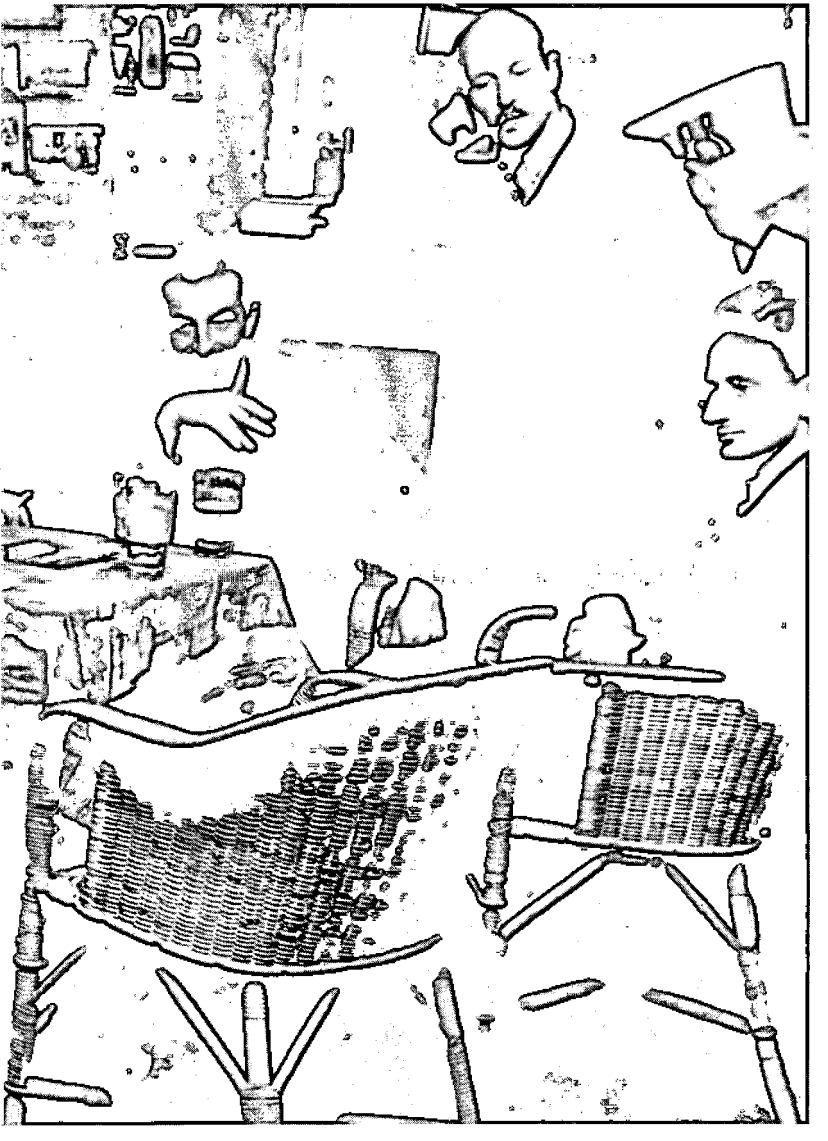
Der Journalist und Lektor Karl Retzlaw, ein ehemaliges Mitglied des Spartakusbundes und Anhänger Trotzkis, der öfter an Roths Stammtisch in Paris zu Gast war, berichtet:

Karl Retzlaw *434*
Spartakus. Aufstieg u. Niedergang. Erinnerungen eines Parteiarbeiters. (2., durchges. Aufl.)
Frankfurt: Verl. Neue Kritik (1972). 511 S.

Ich erwähnte schon früher den Stammtisch Joseph Roths im Café seines Hotels in der Rue de Tournon, ungefähr 30 Schritte vom Palais du Luxembourg. Hier trafen sich Freunde Roths aus aller Welt. Ich wurde durch Joseph Bornstein und Valeriu Marcu eingeführt. Neben mir bereits bekannten Schriftstellern und Journalisten lernte ich Hermann Kesten, Walter Mehring, Alfred Döblin, Hermann Rauschning, Frau Manga Bell, Hertha Pauli und andere kennen. Darunter war ein naturalisierter Franzose, Stephane Huart, der sich mit Roth duzte und der mich gleich am ersten Abend einlud, ihn am nächsten Tag zu treffen. Marcu kam selten, er wohnte in Nizza.
Gesprochen wurde über alle Dinge, die politische Menschen, Schriftsteller und Journalisten interessieren, vor allem über den kommenden Krieg, ob die Deutschen genügend zu essen haben werden, wenn sie in den Krieg ziehen, über die eigenen Arbeiten, über Verleger und Verlage. Alle waren sehr belesen und lasen und sprachen mehrere Sprachen; das gehörte zu ihrem Beruf. Roth sprach mit der Vision des Dichters: »Der Krieg kommt sehr bald, ich sehe zu viele schwangere Frauen.« Und sein Urteil über die Nazis formulierte er einmal, als gerade mehrere gut gekleidete Männer am Café vorübergingen, die unverkennbar deutsche Militärs in Zivil waren: »Mir steht der letzte Clochard menschlich näher als diese geleckten SS-Typen.« An diesem Stammtisch waren die treffendsten Apercus zu hören, aber auch die pessimistischen Untergangsäußerungen. Der deprimierteste war wohl Alfred Döblin.
Ich hatte nicht immer die Zeit, zum Stammtisch zu gehen, manchmal ging ich einmal in der Woche, manchmal öfters, zeitweilig wochenlang gar nicht. Ich traf nicht immer die gleichen Personen an, nicht alle wohnten in Paris, andere konnten wegen ihrer Arbeiten nicht kommen. Roth hatte mich gleich am ersten Abend eingeladen, ihn auch gelegent-



63. Joseph Roth mit fünf Freunden im Café. Von links nach rechts: Joseph Roth, Frans Hannema, Charles Nypels, Charles Roelofsz, Joop Sjollema und Maurits Mok. Amsterdam, vermutlich Herbst 1938



lich am Tage zu besuchen, um ungestörter miteinander sprechen zu können. Er hatte mir auch gleich das Du angeboten. Ging ich hin, dann traf ich ihn am Tisch schreibend an. Er schrieb immer und trank immer. Wenn wir diskutierten, versuchte ich ihm seinen tödlichen Pessimismus auszureden, aber dieser brach immer wieder durch. Besonders als wir alle gemeinsam anfang Juni 1938 zur Trauerfeier für Ödön von Horvath gegangen waren, der, erst kürzlich in Paris angekommen, tödlich verunglückte.
Seite 420 f. — Siehe auch Kat.Nr. 451—454

435 Joseph Roth am Cafétisch

Zeichnung. 1938. Von Bil Spira.
Vorlage: Bronsen, Bildteil.

*

Dem Jugendfreund Stefan Fingal, mit dem Roth 1920 nach Berlin übergesiedelt war und der sich Ende der zwanziger Jahre um seine kranke Frau gekümmert hatte, verhalf Roth 1938 durch seine Fürsprache bei französischen Behörden zur Einreisebewilligung von Memel nach Frankreich.

436 République Française, Ministère des Affaires Étrangères, Direction des Affaires politiques et commerciales, Controle des étrangers an Joseph Roth

Brief. Paris, 24. 10. 1938. 1 Bl. ms. mit Unterschrift.
Kopie. — Vorlage: Margrit Fingal, Renens, Schweiz.

437 Stefan Fingal

Photographie. Paris, undatiert. Von Studio Harcourt.
Vorlage: Margrit Fingal, Renens, Schweiz.

Stefan Fingal
Geb. am 25. 9. 1889 in Mostar. Kindheit und Studium in Wien. Übersiedelt 1920 nach Berlin, zusammen mit Joseph Roth. Journalistische Tätigkeit, u. a. Pressechef der Filmgesellschaft Metro-Goldwyn. Ins Exil, 1938 nach Paris. Mitarbeiter der »Pariser Tageszeitung«. 1939 interniert. Lebt nach seiner Entlassung bis 1944 im Untergrund, u. a. in den Ortschaften La Bourboule und Cognin. Nach seiner Rückkehr nach Paris im französischen Lager Drancy interniert. Kurz vor Abtransport in ein deutsches KZ von den Alliierten befreit. Lebt ab 1945 in Paris. Journalistisch tätig für das »German and Austrian Information Department«, Foreign Office,

London, dann für den »Aufbau«, New York, »Welt am Sonntag«, Hamburg, und »Die Presse«, Wien. Später, bis zu seinem Tod, ständiger Mitarbeiter der »Stuttgarter Zeitung«. Übersiedelt 1958 in die Schweiz (Renens/Lausanne). Dort 1962 gestorben.

Einige Zeit wohnte Stefan Fingal bei Roth im Hôtel de la Poste.
Nach Auskunft von Frau Margrit Fingal verhinderten es seine Bemühungen um Geldspenden bei Freunden, daß Roth in einem Armengrab beigesetzt werden mußte.

*

Immer wieder hat sich Roth in Beiträgen in Exilzeitschriften über Freunde und Kollegen geäußert — in Rezensionen, Geburtstagsgratulationen, aber auch — und dies zunehmend — in Nachrufen.

Joseph Roth *438*

Niederlage der Gerechtigkeit.
In: Das Neue Tage-Buch. 2 (1934), 21, S. 500.
JRW 4, S. 422—423

Die Rezension von Hermann Kestens Roman »Der Gerechte« (1934) enthält Roths offenes Bekenntnis zu ihrer Freundschaft:

Wenn es jemals eines Beweises dafür bedurft hätte, daß die wahre Heimat eines echten Dichters die Sprache ist, so ist dieses Buch einer. Das Vaterland des echten Schriftstellers ist seine Sprache. Ihm allein ist die Gnade zuteil geworden, seine Heimat mit sich zu führen. Hermann Kesten, wie wir alle einer der »Exilierten«, hat seine fränkische Heimat mit sich genommen. Das Vaterland, das ihn verbannt hat, hat sich seiner beraubt; nicht er ist der Heimat beraubt worden.
In diesem Roman »Der Gerechte« gibt es Schilderungen der fränkischen Landschaft von großartiger und leidenschaftlicher Herbheit und Süße. Ja, aus der fränkischen Landschaft wachsen die Gestalten dieses Buches; und schämten wir uns nicht, das mißbrauchte Wort »Scholle« zu gebrauchen, wir würden sagen: hier ist der klarsichtige Intellekt eines kritischen Gehirns eine organische Bildung eingegangen mit dem triebhaften Instinkt des »erdgebundenen« Dichters.
[...]
Diese Zeilen hat Kesten nicht etwa schon nach dem Ausbruch des Dritten Reiches geschrieben, sondern lange noch *vor* dessen Ausbruch, wie mir die glückliche Freundschaft mit dem Autor dieses außerordentlichen Buches zu wissen erlaubt. Eine der wenigen Gelegenheiten, in denen man sich erlauben darf, öffentlich Zeugnis abzulegen von einer pri-

vaten Beziehung. Denn dieser junge Dichter, den ich seit seinen Anfängen kenne, wächst im Unglück des Exils zu einer wahrhaft bedeutenden dichterischen Persönlichkeit, und es ist mir, dem Älteren, ein Glück, daß es mir vergönnt ist, sein neuestes Werk als eines der bedeutendsten Bücher der deutschen Emigrationsliteratur zu empfehlen.

439 Hermann Kesten

Der Gerechte. Roman.
Amsterdam: Allert de Lange 1934. 335 S.

Noch vor dem Exil, am 31. Januar 1931, hatte Roth an Friedrich Traugott Gubler von der »Frankfurter Zeitung« aus Marseille geschrieben:

Wollen Sie mir das neue Buch von Kesten anvertrauen? Verreißen werde ich es *nicht!* Denn der Mann ist meine Entdeckung. Und unbestechlich gegen *mich selbst* bin ich nicht.
JRB, S. 192

440 Hermann Kesten

Abb. 64 Photographie. 1934. Von Fred Stein.

Hermann Kesten über ihre Beziehung:

[. . .]
Als ich Joseph Roth zuerst sah, im Jahre 1927 zu Frankfurt am Main, schien es mir, als ginge schon der Genius halb verhüllt neben ihm. [. . .]

Sein Gespräch war geistreich und leidenschaftlich. Seine hallende Klugheit und sein scharfer, poetischer Witz waren ihm stets parat. Wir sprachen von den Deutschen und der Poesie, von den Juden und Gott, von der Technik des Schreibens und der Kunst des Lebens. Selten waren wir einig. Immer war er amüsant, oft tief und prophetisch. Ich kannte und liebte ihn schon aus einigen seiner ersten Schriften. Nun fand ich ihn ebenso glänzend und reich (an Geist) und verzweifelt wieder, nur zärtlicher, und ich liebte ihn noch mehr seit jenen mittäglichen Stunden.
[. . .]

Ich liebte Roth. Ich hatte in zwölf Jahren einen großen Teil meines Lebens mit ihm verbracht. Nüchtern saß ich neben dem Nüchternen des Mittags, wenn er schrieb. Und nüchtern saß ich neben dem Berauschten, des Abends und tief in die Nacht hinein, wenn er trank und lauschte mit dem zärtlichsten Vergnügen seiner witzigen Weisheit des Tages und sei-

ner witzigen Tollheit um Mitternacht, denn auch seine Tollheit schmeckte nach Poesie.
[...]
Hermann Kesten: Der Mensch Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 15–26, hier S. 19 und S. 25

*



64. Hermann Kesten. 1934

441 Joseph Roth

Abb. 65 Kein rasender Reporter.
In: Neue Deutsche Blätter. 2 (1934/1935), 5 = Sonderheft für Egon Erwin Kisch (zum 50. Geburtstag), S. 286.
JRW 4, S. 286

Zu Kischs 50. Geburtstag am 29. April 1935:

Die literarischen Verdienste des Schriftstellers Egon Erwin *Kisch* sind in der Welt bekannt. Dennoch möchte ich sie zum Zeichen der Freundschaft, die uns trotz allen politischen Gegensätzen verbindet, hier nennen:
Egon Erwin Kisch ist kein rasender Reporter; das ist ein Spitzname, den er sich nicht ohne Selbstironie gegeben hat; er ist ein gewissenhafter und gründlicher Berichterstatter. Was ihn aber zum vorzüglichen Schriftsteller macht und seine Berichterstattungen zu literarischen Werken, ist — der Materialist Kisch möge es mir nachsehen — die Gnade, die Gnade des echten Schriftstellers, die darin besteht, daß man die Wirklichkeit beschreibt, ohne die Wahrheit zu verletzen; daß man trotz der dokumentarischen Wirklichkeit nicht versäumt, die Wahrheit zu sagen. Diese Fähigkeit allein ist es, die Egon Erwin Kisch eine ganz besondere, ich möchte fast sagen, einmalige und einzige Bedeutung gibt.

442 Egon Erwin Kisch

Photographie. Paris 1935. Von Fred Stein.

Arthur Koestler berichtete David Bronsen über Begegnungen Roths mit Kisch in Ostende: »Die Keun sympathisierte mit uns und beteiligte sich an unseren Gesprächen über die Ereignisse in Spanien [...], während Roth mit seiner Ansicht zurückhielt und nur an der Gesellschaft von Kisch interessiert war. Die zwei fanden offensichtlich Gefallen aneinander, aber ihre Beziehung beschränkte sich auf ein gegenseitiges Frotzeln, zu wirklichen Diskussionen zwischen den beiden kam es nicht.« (Bronsen, S. 472)

*

EB 59/50

Juni 1935 *II. Jahr, No. 5*

NEUE DEUTSCHE BLÄTTER

MONATSCHRIFT FÜR LITERATUR UND KRITIK

Redaktion

(Berlin) O. M. Graf W. Herzfelde Anna Seghers

Sonderheft für Egon Erwin Kisch

mit Beiträgen von

Max Brod - Albert Ehrenstein - Bruno Frei - Rudolf Fuchs

E. J. Gumbel - Otto Heller - Peter Kast - Kurt Kersten - Ludwig Marcuse

Pierre Merin - Balder und Rudolf Olden - Roda Roda - Joseph Roth -

Karl Schmückle - Ernst Toller - Werner Türk - Arnold Zweig u. v. a.

„Die Stimme aus Deutschland"

EB

59/50

ürich – Paris – London – Amsterdam

Fr. 1·– fr. 5·– sh. 1/6 Fl. 0·50

65. *Neue Deutsche Blätter. Juni 1935 (Sonderheft für Egon Erwin Kisch)*

443 **Joseph Roth**
Für Ernst Křenek.
In: 23 [Dreiundzwanzig]. Eine Wiener Musikzeitschrift. Nr. 22/23 (10. 10. 1935), S. 1—2.
Nachdruck. Wien: Kerry 1971.
JRW, S. 289—290

Ich liebe die Musik Ernst *Křeneks,* und ich liebe seine Sprache. In meine Liebe zu seiner Musik mischt sich Dankbarkeit: denn ihm, unter allen lebenden, bedeutenden und »modern« genannten Musikern, habe ich die angenehme Erfahrung zu verdanken, daß mein widerspenstiges Ohr nicht ein musikalisch taubes ist, sondern lediglich ein ungeschultes, jedenfalls nur ein ignorantes. [. . .] Es ist wach geworden, und es hat gelernt zu differenzieren. [. . .]
Ich liebe seine Sprache, weil sie den bescheidenen Glanz der Konsequenz, der Grammatik, der Syntax, *des Gesetzes* hat. [. . .]
Ich liebe ihn besonders, weil er ein treuer und echter Österreicher ist. Ich hoffe, daß ich mich zu seinen Freunden zählen darf [. . .]

444 **Ernst Křenek**
Photographie. Von Fritz Eschen.
In: Ernst Křenek: Zur Sprache gebracht. Essays über Musik.
München: Langen/Müller (1958). 397 S., 1 Titelbild

*

445 **Joseph Roth [u. a.]**
Dank an Alfred Polgar. Zu seinem 60. Geburtstag am 17. Oktober.
In: National-Zeitung. Basel. 17. 10. 1935.
JRW 4, S. 290—291: Für Alfred Polgar.

Ich habe ihm viel zu verdanken. Unter den deutschen Schriftstellern der Gegenwart ist er einer der behutsamsten. Die *sprachliche Behutsamkeit* habe ich von ihm gelernt. Ich gestehe, daß ich versucht habe, sie ihm abzulauschen; daß ich versucht habe, den Geheimnissen der deutschen Sprache nachzuspüren, so wie er unter wenigen es kann, dank seiner Gnade zu hören und zu fühlen. Dankbar war ich ihm noch *vor* dieser Zeit, damals also, als man noch hätte hoffen können, daß das zarte und starke Instrument der deutschen Sprache nicht degradiert werden könnte zum reichsdeutschen Lautsprecher: heute aber, da dem so ist, wird

meine Dankbarkeit gegen Alfred Polgar noch größer. Seine Zartheit ist siegreich gegen den Lautsprecher. In diesen jämmerlichen Tagen, in denen Barbaren und Stotterer die deutsche Sprache mißhandeln, wird das Werk Alfred Polgars bedeutender, als es jemals »in ruhigen Zeiten« erschienen wäre. Ich danke ihm von Herzen: für alles, was er für die deutsche Sprache getan; für alles, was er mich gelehrt hat.

Alfred Polgar *446*
Photographie. Abb. 66
Vorlage: Jahrbuch. 1934/1935.
Amsterdam: Allert de Lange 1934, Bildteil.

Alfred Polgar *447*
In der Zwischenzeit.
Amsterdam: Allert de Lange 1935. 266 S.

*

Joseph Roth *448*
An Karl Tschuppiks Grab.
In: Das Neue Tage-Buch. 5 (1937), 31, S. 741.
JRW 4, S. 291–293

Zum Tode Karl Tschuppiks am 22. Juli 1937:

[...]
Mit diesem feinen Ohr vernahm er — der Historiker, dessen profane Kenntnis und wissenschaftliche Sorgfalt die Grazie des Schriftstellers nährten — die Untertöne und die Zwischenklänge der menschlichen Geschichte. Noch seine Skepsis hatte einen goldenen Glanz. Sie war wie ein heiterer Sonnenuntergang. Seine Ironie war elegant und versöhnlich. Aber sein Zorn und sein Groll kannten selten eine abschwächende Milderung. Und nachsichtig, ja leichtsinnig oft, wie er sich der Frivolität und der Nichtsnutzigkeit gegenüber zeigte, blieb er hart, wurde er manchmal fast bedrohlich, gegen jede Manifestation der pathetischen Plumpheit, »des tierischen Ernstes«, des brutalen politischen, literarischen, journalistischen, polizeilichen Pöbels. [...] Sein ganzes Leben kämpfte er gegen den »Vollbart«. In seiner Jugend gegen die sudetendeutschen Wodansbärtigen, gegen die Schönerianer, gegen die Väter Hitlers, und gegen die deutschnational betonten »Liberalen«, später gegen die Sozialdemokraten, mit den Dogmabärten, gegen die »großdeutschen« Historiker, gegen die verderblichen Minister, die nach den Hohenzollern spähten, wäh-

rend sie Habsburg dienten, gegen den hochmütigen Clan, der die übernationale Sendung Österreichs verleugnete, die nichtdeutschen Völker der Monarchie »von oben herab« behandeln wollte und also den Zerfall herbeiführen half. Er kämpfte später gegen die Verengung des österreichischen Horizonts durch die kretinischen Vorkämpfer der papierenen deutschen Phraseologie, gegen die »Schollenmenschen«, die Blut-und-Boden-Fanatiker, gegen den Anschluß und kurz vor seinem Ende gegen die Hitlerei. [. . .]

Erschüttert schreibt Roth Stefan Zweig auf die Nachricht von Karl Tschuppiks Tod hin:

Tschuppik war mir aus vielen Gründen viel näher, als Sie gewußt haben, und sein Tod hat mir — mitgeteilt durch ein Telegramm einer Ztg: »Bitten express Nachruf Tschuppik«, um 7h morgens — jegliche Kraft genommen. Ich bin vollkommen irre. Am Herzen: Angina pectoris: sterben sie alle, bis jetzt: Hermann Wendel, Walter Rode, von Gerlach, Stefan Großmann, Wassermann, Werner Hegemann und noch einige. Gebrochene Herzen: für sie wird Hitler teurer zahlen, als für die simplen Morde.
JR an Stefan Zweig. Ostende, 28. 7. 1937. — JRB, S. 499



66. Alfred Polgar



67. Karl Tschuppik

Karl Tschuppik

449

Photographie.
Abb. 67
Vorlage: Jahrbuch. 1934/1935.
Amsterdam: Allert de Lange 1934, Bildteil.

Karl Tschuppik
Geb. am 26. 7. 1877 in Melnik bei Prag. Studiert in Prag und Zürich technische Wissenschaften. Ab 1899 Redakteur, ab 1910 Chefredakteur des »Prager Tagblatt«. Seit 1918 journalist. Tätigkeit in Wien und Berlin. 1933 von Berlin nach Wien. Publiziert u. a. Franz Josef I. Der Untergang eines Reiches. Hellerau b. Dresden 1928. — Elisabeth, Kaiserin von Österreich. Wien 1929. — Ludendorff. Die Tragödie eines Fachmannes. Wien 1931. — Maria Theresia. Amsterdam 1934. — Ein Sohn aus gutem Hause. Roman. Ebd. 1937. — Gest. am 22. 7. 1937 in Wien.

Joseph Roth

450

Abschied von Karl Tschuppik.
In: Der Christliche Ständestaat. 4 (1937), 30, S. 724—725.
JRW 4, S. 293—296

[...]
Das letzte Buch Karl Tschuppiks war sein erstes belletristisches, ein Roman aus dem alten Österreich. Der Autor erwies dem Schreiber dieser Zeilen die Ehre, ihm sein Buch mit folgenden Worten zu widmen: »Dem letzten Ritter meiner Welt!« — Von einem Todgeweihten zum letzten Ritter der österreichischen Welt erhoben, habe ich den Mut, diesen Abschied vom Österreicher Tschuppik mit den Worten, den nie verbrauchten, zu beschließen: »Austria erit in orbe ultima.«
JRW 4, S. 296

Tschuppiks letztes Buch ist der Roman »Ein Sohn aus gutem Hause«.

*

Joseph Roth

451

Ödön von Horváths Tod.
In: Pariser Tageszeitung. Nr. 702 (3. 6. 1938), S. 3.
JRW 4, S. 319—320

Zum Tode Ödön von Horváths am 1. Juni 1938:

Ödön von Horváth, einer der besten österreichischen Schriftsteller, deutschsprachiger Ungar von Geburt, ist vorgestern in Paris das Opfer eines jener Unfälle geworden, die wir als »sinnlose« zu bezeichnen pfle-

gen, weil uns das Unerklärliche sinnlos erscheint. Ödön von Horváth wurde bei einem Spaziergang auf den Champs-Élysées von einem umstürzenden Baum getroffen und auf der Stelle erschlagen. Er war gerade vor Hitler aus Österreich geflüchtet, nachdem er schon vorher aus Deutschland vor dem gleichen Hitler geflüchtet war. Er war, heiter und glücklich, der Pest entronnen zu sein, hierher, zu uns gekommen. Bei einem heiteren Spaziergang durch Paris, das er liebte, traf ihn der unheimliche, unbegreifliche Baum.
Man kennt Ödön von Horváth. Man kennt sein berühmt gewordenes Drama »Geschichten aus dem Wiener Wald«, ein Stück von starker Grazie und boshafter Ironie, ein Stück, das den Autor selbst am besten kennzeichnet. Denn er war ein starker Mensch, leichtfertig scheinbar, kindlich und boshaft mit der scharfen Beobachtungsgabe ausgestattet, die Kinder besitzen. Man wird seinen ersten Roman »Jugend ohne Gott« nicht vergessen, in dem sich der Charme mit der tragischen Bosheit dermaßen innig verbindet, daß man kaum das eine von dem andern zu unterscheiden weiß. [. . .]

452 **Ödön von Horváth**
Jugend ohne Gott. Roman.
Amsterdam: Allert de Lange 1938. 219 S.

453 **Ödön von Horváth**
Photographie.
Vorlage: DÖW

In seinen Erinnerungen berichtet Carl Zuckmayer über Horváths Beisetzung auf dem Friedhof Saint-Ouen 6 Tage nach seinem Tod, am 7. Juni 1938:

454 **Carl Zuckmayer**
Als wär's ein Stück von mir. Horen d. Freundschaft. (21.—60. Tsd.)
[Frankfurt a. M.:] S. Fischer (1966). 572 S.

Auf groteske Weise mischte sich bei diesem Begräbnis die Tragödie mit dem Satyrspiel. Wir fuhren, nach den Exequien in einer katholischen Kirche der Innenstadt, in einem langen Zug von Taxis zu dem weit entfernten, in der Nähe des Nordbahnhofs gelegenen Friedhof — die ganze in Paris lebende Emigration, von der die meisten heillos untereinander zerstritten und verfeindet waren. Es hatten sich schon bei unserer Ankunft die verquertesten Gespräche abgewickelt, wobei es um die Reihen-

folge der Grabredner ging: denn außer den von der Familie ausdrücklich dazu aufgeforderten, das waren Werfel, Mehring und ich, wollten alle zu Wort kommen, die fanden, bei einer solchen Gelegenheit gehört werden zu müssen. Es war eine beträchtliche Menge, und unter ihnen ging es darum, wer wem den Vortritt zu lassen habe oder wen wer zu beleidigen fürchtete, wenn er zuerst redete. Ich schlug alphabetische Reihenfolge vor — für mich am günstigsten, weil ich dann zuletzt kam, denn ein Zweig, Stefan oder Arnold, war nicht anwesend. Es war nur noch ein Grabplatz am äußersten Ende des Friedhofs frei gewesen, und so bewegte sich nach dem Verlassen der Taxis die ganze Trauergesellschaft durch den weitläufigen Gottesacker, bis dahin, wo er kahl und baumlos wurde. Hinter dem Sarg schritten die Eltern, ein ernstes, würdiges Paar, der Vater und Ödöns einziger Bruder, den er sehr geliebt hatte, stützten die fast zusammengebrochene Mutter. Dann kam, neben dem französischen Priester, ein ungarischer Kaplan, mit der Familie befreundet, der aus Budapest hergeflogen war. Dahinter zwei junge Frauen, die sich um den Rang als Ödöns letzte Geliebte stritten. Und dann kamen wir — eine jammervolle Schar zerzauster Vögel, auch soweit wir noch gute Kleidung und ungeflickte Halbschuhe trugen. Da hinkte Rudolf Leonhard, ein heute ziemlich vergessener Autor des frühen Expressionismus, an einem Stock, da gingen viele mit jenen undefinierbaren verschabten Schals um den Hals, wie sie den Beginn der Verelendung kennzeichnen, da wankte Joseph Roth, der verehrte Dichter, total betrunken, wie gewöhnlich in dieser Zeit, mit bekleckertem Anzug, auf zwei jugendliche Bewunderer gestützt. Und auf alles das troff unablässig der Pariser Regen, den man so gern als silbrig bezeichnet. Doch war er nur naß und schmutziggrau.
Seite 114

Auch bei der Gedächtnisfeier für Ödön von Horváth, die der Schutzverband Deutscher Schriftsteller am 13. Juni 1938 veranstaltete, war Roth unter den Rednern zu finden: er sprach neben Hertha Pauli, Rudolf Leonhard, Paul Friedländer, Manfred Georg und Armand Pierhal.

*

Der Jugendfreund Józef Wittlin in seinem Nachruf:

Roth gehörte zu den Menschen, die man entweder liebte oder haßte. Durch seine Persönlichkeit wurde jegliche Gleichgültigkeit beinahe chemisch neutralisiert. Er hatte also viele Feinde, doch hundertmal mehr Freunde, wovon wir uns in seinen letzten tragischen Lebensjahren überzeugen konnten.
Józef Wittlin: Erinnerungen an Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 48—58, hier S. 49. — Siehe auch Kat.Nr. 58

Aus Joseph Roths Korrespondenz mit einer Hilfsorganisation des Exils

Zeugnisse für Roths Hilfsbereitschaft Freunden und Kollegen gegenüber sind seine zahlreichen Gutachten in seiner Korrespondenz mit der American Guild for German Cultural Freedom, einer überparteilichen Hilfsorganisation für Emigranten, die auf Initiative von Hubertus Prinz zu Löwenstein im April 1935 mit Sitz in New York gegründet wurde. Die Anträge auf Arbeitsstipendien der American Guild mußten von jeweils zwei Mitgliedern des European Council — des Senats der Deutschen Akademie der Künste und Wissenschaften im Exil — befürwortet werden.

Aus Roths Korrespondenz mit der »American Guild« — ihr Archiv befindet sich im Besitz der Deutschen Bibliothek — werden nachfolgend einige Briefe zum ersten Mal veröffentlicht oder in Auszügen wiedergegeben.

Zunächst eine Auswahl der von Roth verfaßten Gutachten:

455 Joseph Roth an Hans Natonek

Abb. 68

Brief. Paris, 8. 6. 1938. 1 Bl. hs.

18. Rue de Tournon
Paris VI.

Lieber *Hans Natonek,* hier meine Meinung über Sie: Hans Natonek ist ein Schriftsteller, durchaus würdig, von der Akademie unterstützt zu werden. Ich kenne ihn als ehrlichen Arbeiter und als ehrlichen, sauberen Menschen seit zwanzig Jahren.
Bitte, schicken Sie diesen Brief dem Prinzen.
Herzlichst, alles Gute,
Ihr
Joseph Roth

8. Juni 1938

456 Hans Natonek

Bleistiftzeichnung. Von Benedikt Fred Dolbin.
Vorlage: SNM/DLA

Hans Natonek
Geb. am 28. 10. 1892 in Prag. Studium in Wien und Berlin. Journalistische und schriftstellerische Tätigkeit. 1920—1933 Feuilleton-Redakteur der

18. Rue de Tournon
Paris VI.

Lieber Hans Natonek, für meine Meinung über Dich:
Hans Natonek ist ein Schriftsteller, dessen Bedeutung noch
der Akademie [illegible] zu werden. Ich kenne ihn als gewissen
Arbeiter und als gewissen, [illegible] seit zwanzig Jahren.
Bitte, sichern Sie diesen Brief ohne Porto.

Herzlichst, alles Gute,

Ihr

Joseph Roth

8. Juni 1938.

68. Joseph Roth an Hans Natonek. 8. 6. 1938

»Neuen Leipziger Zeitung«. Mitarbeiter von »Der Drache« und zahlreicher expressionistischer Zeitschriften. 1933 ins Exil in die ČSR, 1938 nach Frankreich, 1941 in die USA. Publiziert u. a. Schminke und Alltag. Bunte Prosa. Leipzig 1927. — Der Mann, der nie genug hat. Roman. Berlin 1929. — Kinder einer Stadt. Berlin 1932. — Der Schlemihl. Ein Roman vom Leben des Adelbert von Chamisso. Amsterdam 1936. — In search of myself (Autobiographie). New York 1943.
Gest. am 23. 10. 1963 in Tucson/Arizona.

457 **Joseph Roth an Hubertus Prinz zu Löwenstein**
Brief. [Paris,] 13. 6. 1938. 1 Bl. hs.
Betr.: Gutachten für Josef Koffler

458 **Joseph Roth an Hubertus Prinz zu Löwenstein**
Abb. 69 Brief. Paris, 23. 6. 1938. 1 Bl. hs.
Betr.: Gutachten für Felix Hardekopf

Sehr verehrter Prinz,

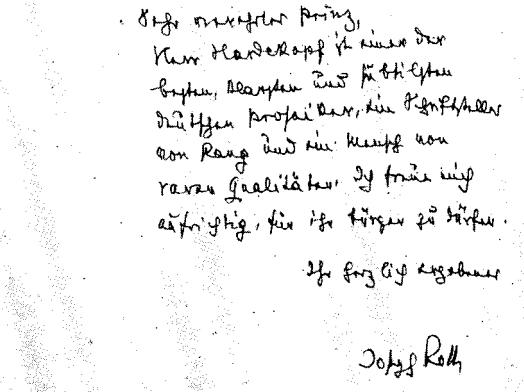
Herr Hardekopf ist einer der besten, klarsten und subtilsten deutschen Prosaiker, ein Schriftsteller von Rang und ein Mensch von raren Qualitäten. Ich freue mich aufrichtig, für ihn bürgen zu dürfen.

Ihr herzlich ergebener
Joseph Roth

23. Juni 1938
Paris

459 **Joseph Roth an American Guild for German Cultural Freedom**
Brief. Paris, 30. 6. 1938. 1 Bl. hs.
Betr.: Gutachten für Elisabeth Karr

460 **Joseph Roth an American Guild for German Cultural Freedom**
Brief. Paris, 1. 7. 1938. 1 Bl. ms. mit Unterschrift.
Betr.: Gutachten für Harry Kahn



69. Joseph Roth an Hubertus Prinz zu Löwenstein. 23. 6. 1938

Joseph R o t h ,

per Adr.Hedy Pompan, Wien,II.,
Obere Donaustr.67/16.

Wien, 31. Mai 1937.

Titl.

A m e r i c a n G u i l d
for german cultural freedom, (Deutsche Akademie zu New York.)

89,Bedford Gardens,

L o n d o n W.8.

Ich erlaube mir hiemit Ihren mir zugekommenen Fragebogen wie folgt zu beantworten :

I. a) Joseph R o t h , per Adr. Hedy Pompan, Wien, II. Obere Donaustr. 67.

b) 43 Jahre alt,

c) verheiratet,

d) [redacted]

e) Oesterreicher.
Ist in Deutschland gedruckt worden, im Verlag Kiepenheuer, Berlin, erschienen und hat durch den Umsturz in Deutschland sämtliche Einnahmen verloren.
Gehört zur deutschen Emigration auf Grund seiner Ueberzeugung als Katholik und Oesterr. Legitimist.
War nicht verbrannt und nicht verboten und hat selbst durch einen gegen Hitler gerichteten Artikel "Ich verzichte" sein Verbot in Deutschland durchgesetzt.

f) eventuelle Aussichten auf Vorschüsse von holländischen Verlegern.

II. Vor dem deutschen Umsturz veröffentlicht :

April, Blinder Spiegel, Hotel Savoy, Rebellion, Juden auf Wanderschaft, Flucht ohne Ende, Zipper und sein Vater, Rechte und Links, Hiob, Radetzkymarsch.

Verleger : Die Schmiede, Kurt Wolff Verlag, München, Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin,

Nach dem deutschen Umsturz veröffentlicht bei :

Querido Verlag, Amsterdam : Tarabas, Volksausgabe von Hiob; das falsche Gewicht
Allert de Lange Verlag, Amsterdam: Antichrist, Die 100 Tage.

Beichte eines Mörders. [redacted]

./.

70. Joseph Roth an American Guild for German Cultural Freedom. 31. 5. 1937

Blatt 2.

Uebersetzungen: Viking Press, New York, Amerika,
Heinemann, London, England,
Mondadori, Milano, Italien,
Plon, Paris, Frankreich,
In andere Sprachen ohne bestimmte Verleger angeben

zu können.

III. Gegenwärtig mit neuem Roman beschäftigt.

a) spielt im alten Oesterreich,
b) etwa 300 Seiten,
c) kann ich nicht beantworten,
d) erklärter Gegner jeder Diktatur und Mitarbeiter anti- diktatorischer und anti- nazistischer Zeitungen

e) Verleg: Uitgeverij de Gemeenschap, Bilthoven, Holland,
Allert de Lange, Amsterdam, Querido, Amsterdam,
und eventuell der neu zu gründende Verleg "Die Bastei" in Wien, Oesterreich.

Joseph R o t h .

Joseph Roth

1937 hatte sich Roths finanzielle Lage so verschlechtert, daß er auf der Rückfahrt von seiner Vortragsreise nach Polen in Wien die Hilfe der »American Guild« in Anspruch nehmen mußte:

461 **Joseph Roth an American Guild for German Cultural Freedom**
Abb. 70
Brief in Beantwortung des Fragebogens.
Wien, 31. 5. 1937. 2 S. ms. mit Unterschrift.

462 **Joseph Roth an Hubertus Prinz zu Löwenstein**
Telegramm. Paris, 24. 3. 1938. 1 Bl.

463 **American Guild for German Cultural Freedom an Joseph Roth**
Brief. [New York,] 2. 5. 1938. 2 Bl. ms. Durchschlag.

2. Mai 1938.

Herrn Joseph Roth
c.o. Das Neue Tagebuch
56 Boulevard Foubourg St. Honore[!]
Clipee Building
Paris/France

Sehr geehrter Herr Roth,
Ich nehme hoeflichst Bezug auf mein an Sie gerichtetes Schreiben vom 11. April ds. J. und moechte nur der Ordnung halber richtig stellen, dass es im ersten Absatz dieses Briefes heissen muss Schilling 200.— anstatt von $ 200.—. Sie wollen bitte dieses Versehen entschuldigen.
Gleichzeitig teile ich Ihnen mit, dass Frau Hedi Pompa[n] den Ihnen ueberwiesenen Betrag von $ 30.— lt. Mitteilung der Wiener Creditanstalt an diese zurueckgegeben hat.
An Hand unserer hier vorliegenden Unterlagen haben Sie folgende Betraege bis jetzt erhalten, die die Zahlungen fuer Ihr bisher gewaehrtes Stipendium decken.
$ 30.— ueberwiesen per Kabel Maerz 24. 1938
$ 30.— ueberwiesen per Post April 4. 1938
p. Adr. Prince zu Loewenstein
$ 30.— an das Neue Tagebuch in Paris
$ 90.—
Es freut mich sehr Ihnen heute mitteilen zu koennen, dass bei dem letzten Meeting unser Board of Directors beschlossen hat, Ihnen Ihr Scho-

larship fuer weitere 3 Monate und zwar fuer Juni, Juli und August 1938 in Hoehe von monatlich $ 30.— zu erneuern.
Ich hoffe aufrichtig, dass Ihnen das gewaehrte zusaetzliche Stipendium es ermoeglichen wird Ihre Arbeiten zu vollenden.
Bitte lassen Sie mich ab und zu ueber den Fortgang Ihrer Arbeiten wissen, damit ich unserem Komittee auch davon Mitteilung machen kann.

Mit den besten Empfehlungen und allen guten Wuenschen

Executive Secretary

Joseph Roth an Hubertus Prinz zu Löwenstein *464*

Rohrpostbrief. Paris, 22. 7. 1938. 1 Bl. hs. Abb. 71

Joseph Roth
Paris VI
Rue de Tournon 18

Prince
Hubertus de Loewenstein
Hotel L' Aiglon
Boulevard Raspail, Paris

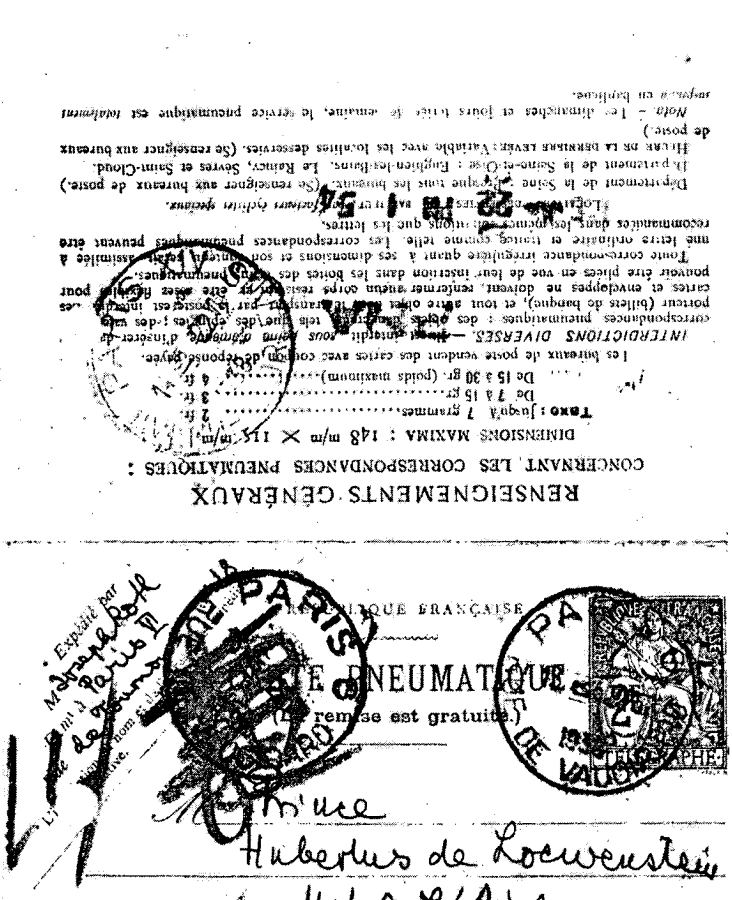
Sehr verehrter und lieber Prinz,
ich danke Ihnen herzlich für Ihren freundlichen Brief.
Ich hoffe, ich sehe Sie beim Kongreß. Um die Zuwendung steht es so:

a.) wenn ich mit dem Roman Anfang August fertig werde, bekomme ich ca 5000 franz. Francs und brauche das amerikanische Geld *nicht.*
b.) wenn ich meinen Film jetzt verkaufe, brauche ich es noch weniger.
c.) wenn Beides nicht gelingt, müßte ich um das Stipendium bitten.
d.) Ich bitte, mir auf Ehrenwort zu glauben, daß ich das Geld zurück schicke, oder Ihnen, lieber Prinz, übergebe, *wenn* ein Honorar eingetroffen ist.
e.) Ich bitte um die Erlaubnis, sobald ich verzichten kann, einen anderen Schriftsteller vorschlagen zu dürfen, der an meiner Statt die 30 Dollar erhält.

Herzlichen Dank und Gruß
und Bitte um einen gemeinsamen
genossenen Schnaps, heute oder morgen.

Ihr sehr ergebener
Joseph Roth

Freitag
22. Juli 1938



71. Joseph Roth an Hubertus Prinz zu Löwenstein. 22. 7. 1938

Lieber verehrter und lieber Prinz,
ich danke Ihnen herzlich für Ihren freundlichen Brief.
Ich hoffe, ich bekomme Ihr Buch bald.
Was die Übersetzung betrifft, so ist:
a.) wenn ich auch den Roman Anfang August fertig
werde, bekomme ich es 5000 Francs und
brauche das ganze Geld nicht.
b.) wenn ich meinen Fiat jetzt verkaufe, brauche ich es
noch weniger.
c.) wenn Bridel nicht zahlt, wende ich mich an den Prinzen
Hohenlohe.
d.) Ich bitte, mir auf Ehrenwort zu glauben, daß ich absolut
pünktlich bleibe, wie Ihnen, lieber Prinz, versprochen.
Wenn sie sowieso eingetroffen ist
e.) ich bitte um die Erlaubnis, sobald ich irgendwo kann,
einen anderen Übersetzer vorschlagen zu dürfen,
der an meiner Stelle die 30 Dollar erhält.

Herzlichsten Dank und Gruß
und Bitte um einen gemütlichen
gemeinsamen Nachmittag früh oder morgen.

Ihr sehr ergebener

Freitag
22. Juli 1938.

Joseph Roth.

465 **Hubertus Prinz zu Löwenstein und seine Frau,**
Abb. 72 **Prinzessin Helga, bei der Ankunft in New York**
Photographie.
Aus: New York Herald Tribune. 29. 9. 1939.

Hubertus Friedrich Prinz zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg
Geb. am 14. 10. 1906 auf Schloß Schönwörth bei Kufstein (Tirol). Studiert Rechts- und Staatswissenschaften. Journalistische Tätigkeit, u. a. Beiträge in der »Vossischen Zeitung« und im »Berliner Börsen-Courier«. 1932 Vorsitzender der Jugendorganisation des Reichsbanners. Von 1933 bis 1946 im Exil, vor allem in den USA. Gastprofessor an amerikanischen und kanadischen Universitäten. 1936 Gründer und Generalsekretär der American Guild for German Cultural Freedom und der German Academy of Arts and Sciences in Exile. Oktober 1946 Rückkehr nach Deutschland. Von 1951 bis 1953 Leiter der süddeutschen Redaktion der Wochenzeitung »Die Zeit«. 1953 Mitglied des Bundestages der »Freien Demokratischen Partei«. Publiziert u. a. Die Tragödie eines Volkes. Deutschland 1918—1934. Amsterdam 1934. — After Hitler's fall. Germany's coming Reich. London 1934. — Conquest of the past. The autobiography. [1.]. London, Boston 1938. — Towards the further shore. Autobiography. 1968. — deutsch als: Botschafter ohne Auftrag. Ein Lebensbericht. Düsseldorf 1972. — Deutsche Geschichte. 5. Aufl. München, Berlin 1976. Seit 1973 Präsident des »Freien Deutschen Autorenverbandes«, München. Lebt in Bad Godesberg und München.



72. Hubertus Prinz zu Löwenstein und seine Frau, Prinzessin Helga, bei der Ankunft in New York. September 1939

Joseph Roth an American Guild for German Cultural Freedom 466

Brief mit beiliegendem Arbeitsbericht. Paris, 25. 8. 1938. 2 Bl. hs.

Sehr verehrte Herrschaften,

anbei sende ich Ihnen mit herzlichem Dank den Fragebogen zurück. Ich bitte Sie, versichert zu sein, daß ich, sobald ich Honorar bekomme, Ihr Stipendium für bedürftigere Kollegen zur Verfügung stellen werde. Ich lebe zusammen, in kameradschaftlicher Liebe mit dem österreichischen Schriftsteller *Soma Morgenstern.* Ich bitte, ihn, den ich litterarisch hoch schätze, ohne durch meine private Beziehung zu ihm beeinflußt zu sein, die ihm vom Prinzen Loewenstein zugesagte Beihilfe zukommen zu lassen.

Hochachtungsvoll
ergebenst Ihr
Joseph Roth

Paris VI.
am 25. August 1938

AMERICAN GUILD FOR GERMAN CULTURAL FREEDOM
DER GENERALSEKRETÄR

Ständige Adresse:
c. o. Cassavetti, Coustas & Co.
7—11 Moorgate
London EC 2.

Name und Adresse des Stipendiaten:
Joseph Roth, 18. Rue de Tournon, Paris

Art der Beihilfe: seit März monatlich 30 Dollar

Zeitraum der Beihilfe: von↗ bis

Gesamthöhe der Beihilfe (in Dollar und in Landeswährung):
150 (hundertfünfzig) Dollar in Franc etwa 5000

Bericht: Dank dieser Beihilfe habe ich meinen Roman: *»Die Kapuzinergruft«* beenden, ferner ein Essaybuch über österreichische Historische Figuren *bis zur Hälfte fortführen* können. —

Ich habe außerdem etwa 16 größere Aufsätze gegen Hitler schreiben können. Alle sind im »Neuen Tagebuch« erschienen und honoriert worden. Auch diese Honorare verdanke ich Ihnen.

Ihr dankbar ergebener
Joseph Roth

467 Stefan Zweig an Hubertus Prinz zu Löwenstein

Brief. London, 30. 3. 1939. 1 Bl. ms. mit Unterschrift L. Altmann (für Dr. St. Zweig).

468 Joseph Roth an Hubertus Prinz zu Löwenstein

Brief. Paris, 9. 5. 1939. 1 Bl. ms. mit Unterschrift.

Sehr verehrter, lieber Prinz!

Entschuldigen Sie, dass ich Ihnen auf Ihren Brief vom 26. März so spät antworte. Ich habe an einer längeren Novelle geschrieben. Ich hoffe, sie Ihnen nächsten Monat einschicken zu können und ich hoffe auch, dass Sie Ihre Freude an ihr haben werden. Ich habe auch mit tiefstem Widerwillen die Notiz über Sie gelesen. Wie wenig ich mit der Redaktion dieser Zeitschrift zu tun haben wollte, mögen Sie daraus ersehen, dass ich bei ihrer Gründung gebeten worden war, in die Redaktion einzutreten und dass ich es strikte abgelehnt habe. Mein Schwarz-Gelbes Tagebuch, das dort erscheint, ist die Folge einer Abmachung, die ich mit dem Verleger getroffen hatte, bevor noch die Redaktion zusammengesetzt worden war. In diesem Sinne bin ich freilich ein ständiger Mitarbeiter, aber verkracht, um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, mit jenem Herrn, der die Notiz über Sie verfasst hat. Ich setze keinen Fuss mehr in die Redaktion. Ich muss einfach meinen Vorschuss abschreiben und meinen Vertrag einhalten. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, dass Sie sich über diese Sache viel zu sehr aufregen. Weder Ihrer Würde noch Ihrer äusseren Würde, dem Titel, schadet ein Anwurf, der solch einer Feder entstammt.

Herzlich Ihr ergebener
Joseph Roth

Bitte küssen Sie Ihrer Frau die Hand. Ich bitte Sie herzlich, den beiliegenden Brief der Akademie vorzulegen.

Paris, am 9. Mai 1939

Die von Roth erwähnte Notiz erschien in der österreichischen Exilzeitschrift »Die Österreichische Post« vom 15. April 1939. Es handelt sich um den Arti-

kel »Kommunistische Genealogie«, in dem sich der Autor entrüstet, daß in den »kommunistischen ›Nouvelles d'Autriche‹« der »Chef des Erzhauses ›Otto Habsburg-Lothringen‹ oder ›Otto Habsburg‹« genannt wird, während »in verschiedenen Drucksachen, die den ›Nouvelles d'Autriche‹ sehr nahestehen«, der Autor Prinz Hubertus Löwenstein-Wertheim-Freudenberg mit vollem Titel genannt wird, der angeblich nicht im »Gotha« stehe.

Volkmar von Zühlsdorff, ein Mitarbeiter von Prinz Löwenstein in der »American Guild«, sandte Roths Brief an Rudolf Olden. Olden antwortete:

Rudolf Olden an Volkmar von Zühlsdorff *469*

Brief. Oxford, 5. 7. 1939, 2 S. ms. mit Unterschrift.

[...] haben Sie vielen Dank für die gütige Übersendung des schönen Briefs von Joseph Roth. Übrigens scheint seine Meinung über jenen Redakteur die allgemeine Meinung zu sein. Was er in jenem Anwurf über den Prinzen schrieb, war ja nicht den Tatsachen entsprechend, und es wäre amüsant für mich, darauf zu antworten. Fraglich bleibt in einem solchen Fall immer, ob man durch die Entgegnung dem Angriff nicht eine unverdiente Publizität gibt. Es würde mich interessieren, Ihre Meinung darüber zu erfahren.
[...]

Joseph Roth an American Guild for German Cultural Freedom *470*

Brief. Paris, 9. 5. 1939. 2 S. ms. mit Unterschrift.

Verehrte Herrn!

Ich danke Ihnen sehr herzlich dafür, dass Sie mir aus dem Jeremias-Fond das Geld zugestiftet haben. Ich verpflichte mich gerne, über die Tätigkeit der Akademie bis jetzt etwas zu schreiben, sobald ich genaue Unterlagen habe. Aber in Ihrem Fragebogen sind Ihre Bedingungen so strikte und so eng formuliert, dass ich sie — erlauben Sie mir die Kritik — für unausführbar in den meisten Fällen halte. Sie sind genau berechnet für jene, die mit Ihrer Hilfe ihr erstes Buch veröffentlichen konnten, aber nicht für Stipendiare [!], wie zum Beispiel Broch, Weiss und mich, die wir bei unserem fünfundzwanzigsten halten. Keiner von uns könnte mit gutem Gewissen sagen, er hätte gerade dieses oder jenes Werk nur Ihrer Unterstützung zu danken. Jeder von uns hat selbst während der Zeit, in der er von Ihnen Unterstützungen empfing, auch von anderen Arbeiten, Kritiken und Einladungen gelebt. Und so wäre es wohl richtig, von uns älteren und bekannten Autoren zu verlangen, dass wir uns für die Akademie in Wort und Schrift einsetzen, nicht aber, dass wir unsere

Werke mit einem Vermerk versehen, der der Wirklichkeit und der Wahrheit nicht ganz entspräche. Ganz abgesehen davon, dass unsere Verleger, die uns ja auch Vorschuss geben, verlangen könnten, solche unsere bei ihnen erschienene Werke mit dem Vermerk zu versehen, dass wir dieses und jenes Buch ihren Vorschüssen zu verdanken haben.
Verzeihen Sie diese Kritik. Sie erfolgt — glauben Sie mir — aus reinster Intention. Sie simplifizieren zu sehr das ganze Problem. Sie müssen teilen zwischen a) bereits bekannten Autoren, von denen Sie mit Recht Propaganda erwarten dürfen und auch eine nützliche erwarten können und b) jenen Anfängern, denen Sie und Sie allein zu einer Publikation verholfen haben.
Was mich betrifft, so bin ich gerne bereit, in einer grossen französischen Zeitschrift, beziehungsweise auch in einer englischen, einen Artikel über Ihre Tätigkeit zu veröffentlichen, in dem ich nicht verfehlen würde, ohne Umschweife zu sagen, was ich Ihnen zu verdanken habe. Aber ich muss eine gründliche Unterlage Ihrer Tätigkeit von Anfang an bis jetzt haben und so weit es nicht indiskret wirkt, auch die Quelle, wenigstens angedeutet, Ihrer Gelder, damit nicht Missverständnisse und zwar böswillige Missverständnisse entstehen.
Darf ich Ihnen noch einen praktischen Vorschlag machen: ich rede hier nicht nur pro domo. Ihre Sendungen kommen über die Bank gewöhnlich so spät, dass Ihre Stipendiaten in einige Schwierigkeiten kommen. Wollen Sie bitte bedenken, dass die meisten Unglücklichen die schwerste Miete zu zahlen und dergleichen in den ersten Tagen des Monats zu erledigen haben und dass die Bangnis, in der sie zwischen dem Ersten und Fünfzehnten zum Beispiel leben, eine hemmende und lähmende ist. Bedenken Sie bitte, dass geistige Menschen von einem nicht wohlwollenden Blick eines Wirtes zum Beispiel in ihrem Elan, in ihrem schöpferischen Elan behindert werden und schliesslich vier bis fünf Tage unproduktiv bleiben. Ich habe das bei mehreren unserer Kameraden gesehen. Wenn es Ihnen also möglich ist, bitte ich Sie herzlich, Ihre neue Bank anzuweisen, sie möchte schneller vorgehen. Dies ist alles, was ich Ihnen zu sagen habe, ausser selbstverständlich meiner tiefen Dankbarkeit für die Hilfe und für die ausserordentlich delikate Art, in der Sie mir bis jetzt Beistand geleistet haben. Ich wäre Ihnen für eine ausführliche Antwort für diesen meinen Brief ausserordentlich dankbar. Ich wäre auch bereit, Ihnen hier durch einige private Beziehungen eventuell Geldmittel zu beschaffen und Ihnen Methoden anzugeben, auf Grund derer Sie mehr Geld bekommen könnten als bis jetzt.
Ihr sehr herzlich ergebener

Joseph Roth
18, rue de Tournon
Paris VI
Paris, am 9. Mai 1939

Roth konnte den versprochenen Artikel über die »American Guild« in einer großen französischen oder englischen Zeitschrift nicht mehr veröffentlichen. Er starb zweieinhalb Wochen nach Abfassung dieses Briefes.

Volkmar von Zühlsdorff an Maria Heinemann *471*

Brief. New York, 3. 6. 1939. 2 S. ms. mit Unterschrift.

[. . .]
You will probably have seen from American papers that also Joseph Roth died now. It is the news of Ernst Toller's death which he did not survive. When we arrived, he was already in a hospital, unconscious. It is a tragic loss for the world and, also, for the Guild. I am thouroughly worried about so many German refugees who live on the edge of what human beings can stand and whose nerves have been under constant psychic and physical strain for many years now. Many of them are in state where not so much is needed, and they let go. I think it would simply be vital to have a certain amount at Prince Loewenstein's disposition for such cases, to help immeadiately and possibly avert a tragedy. Today, I enclose a memorandum on Dr. Hans Sahl.
[. . .]

Crédit Lyonnais an Friderike Maria Zweig *472*

Scheck-Duplikat zu Lasten von Heidelbach, Ickelheimer & Co., New York.
Paris, 19. 6. 1939. 1 Bl. mit Unterschrift Friderike Maria Zweig.
Mit hs. Zusatz von fremder Hand (for Joseph Roth).

Betrifft eine Anweisung der American Guild for German Cultural Freedom für Joseph Roth auf 1.132,10 Francs.

Utopie Österreich

Der »Österreichische Gedanke«

473 **Joseph Roth**
Maria Theresia.
In: Das Neue Tage-Buch. 2 (1934), 47, S. 1126.
JRW 4, S. 431–433

Rezension von:
Karl Tschuppik: Maria Theresia. Amsterdam 1934.

Der österreichische Historiker *Karl Tschuppik* hat das Leben der großen Maria Theresia mit starken und zugleich zarten Strichen nachgezeichnet (Allert de Lange Verlag, Amsterdam). [...] Er ist ein »homo Austriacus« unter den Historikern, und er war wie kein anderer berufen, die größte Österreicherin aller Zeiten darzustellen. Daß er für sie Partei nimmt — gegen ihren Widersacher Friedrich von Preußen, ist selbstverständlich — und auch von der Zeit aus gesehen, in der wir leben, *objektiv gerecht.* Maria Theresia hat Schlesien verloren, das große Österreich ist zugrunde gegangen, fürchterlich hat Preußen und das prussianisierte Deutschland triumphiert, aber das Besiegte hat recht behalten — wie es oft geschieht, daß die Geschichte noch nachträglich gleichsam die Gnade des edlen Unterlegenen praktisch bestätigt. Die Geschichte hat eine Art laizistischer Heiligsprechung.
[...]

474 **Karl Tschuppik**
Maria Theresia.
Amsterdam: Allert de Lange 1934. 458 S., 16 Taf.

475 **Joseph Roth**
In der Kapuzinergruft.
In: Wiener Sonn- und Montags-Zeitung. 73 (1935), 21, S. 8.
JRW 4, S. 719–720

Hier schläft mein alter Kaiser, *Seine k. k. Apostolische Majestät, Franz Joseph der Erste.* Er schläft in einem einfachen Sarg, der noch einfacher und schmaler und anspruchsloser ist als das Bett, in dem er zeit seines Le-

bens im Schloß zu Schönbrunn zu schlafen gewohnt war, und die Majestät, die ihn zeit seines Lebens umglänzt und die er dargestellt hatte, verbündete sich mit der Majestät des Todes, des Kaisers aller Kaiser ...
Als man ihn begrub, den Kaiser Franz Joseph, stand ich, einer der zahllosen Soldaten seiner Armee, ein namenloses Glied des Spaliers, das wir damals bildeten, knapp vor der Kapuzinergruft, um seinen hohen Leichnam zu begrüßen. [...]
Ich stand reglos in der »Habt acht«-Stellung. Aber mein Herz war schwer, und meine Augen, befehlsgemäß und soldatisch dem Kondukt zugewandt, füllten sich mit Tränen, so daß ich zwar blickte, aber gar nichts sah. — Wem weinte ich damals nach? — Gewiß dem Kaiser Franz Joseph: aber auch mir selbst, meiner eigenen Kindheit, meiner eigenen Jugend. Und obwohl ich in jener Stunde wußte, daß ich bald, bald für den toten Kaiser und für seinen Nachfolger zu sterben befohlen und bestimmt war, und obwohl ich damals noch so jung war, schien es mir, daß es beinahe unschicklich sei, später zu sterben als der Kaiser, dessen Glanz meine Jugend erleuchtet und dessen Leid meine Jugend verdüstert hatten. Damals fühlte ich, daß ich ein Österreicher bin; ein alter Österreicher. [...]
»Lieber Kaiser! Ich habe dir gedient, und ich habe dich begraben, ich habe einmal, vielleicht im Übermut, versucht dich zu gestalten — — — und ich habe dich überlebt. Im Tode noch aber bist du stärker als ich. Vergib mir meinen Übermut! [...]«

Joseph Roth *476*

Radetzkymarsch.
Stockholm: Bermann-Fischer; Amsterdam: Allert de Lange; Querido 1939. 416 S.
(Forum-Bücher.)

Joseph Roth *477*

An den »Christlichen Ständestaat«.
In: Der Christliche Ständestaat. 2 (1935), 25, S. 607.
JRW 4, S. 721—722

Der Artikel stellt eine Antwort auf Leserangriffe dar, die auf eine Würdigung Roths durch Ernst Křenek in der Zeitschrift »Der Christliche Ständestaat« bei der Redaktion eingegangen waren.

[...] In dieser Art einen Schriftsteller anzugreifen, der eben ausgerückt war, um seinen Angreifer zu verteidigen, verrät sich nicht nur geistige Beschränktheit, sondern auch, so fürchte ich, jene unselige geographi-

sche, zu der wir Österreicher durch den Friedensvertrag verurteilt worden sind. Wir sind dennoch nicht »das kleine Alpenländchen«, in dem zu leben wir gezwungen sind, wir sind immer noch jener große Gedanke, ohne den nicht einmal unser »kleines Ländchen« eine Woche Bestand haben könnte! Der »Österreichische Gedanke« ist kein »patriotischer«, sondern beinahe ein religiöser. Wir sind nicht »der zweite deutsche Staat«, sondern der erste, sozusagen: *der allererste deutsche und übernationale und christliche Staat!*[...]

478 F[ranz] C[arl] Weiskopf

Habsburg und die Tschechoslowakei. Eine Erwiderung an Joseph Roth.

In: Der Gegen-Angriff. 3 (1935), 31, S. [4].

Weiskopf bezieht sich auf Roths Brief über »Habsburg und die Tschechoslowakei« im »Pariser Tageblatt« vom 19. Juli 1935, in dem sich Roth gegen die seines Erachtens »unhaltbare Behauptung« wendet, »das Haus Habsburg hätte Völker ›unterdrückt‹.«
Weiskopf schließt, nach einem Überblick über die Wirklichkeit der Unterdrückung des tschechischen Volkes durch die Habsburger:

[...] Sie sagen in Ihrem Brief, daß Sie das tschechische Volk lieben. Wer das tschechische Volk liebt, wirklich aufrichtig liebt, wie nur die Internationalisten, die tschechischen, deutschen und alle anderen es lieben können, *der muß gegen Habsburg* sein. Gewiß, der Freiheit und dem Frieden des tschechischen Volkes wie Europa überhaupt, droht die größte Gefahr von seiten des braunen Faschismus. Aber wenn Hitler auch der Hauptkriegstreiber ist, es gibt neben ihm noch andere »Feinde der Menschheit«, die den Krieg vorbereiten und Freiheit, Kultur und Fortschritt hassen, und zu ihnen gehört ohne Zweifel das Haus Habsburg. Und deshalb, Joseph Roth, stehen Sie bei der Verteidigung Habsburgs auf einem schlechten und Ihrer unwürdigen Posten.

479 Joseph Roth

Grillparzer. Ein Portrait.

In: Das Neue Tage-Buch. 5 (1937), 49, S. 1169—1172.
JRW 4, S. 306—315

Verdrossen, verschlossen, griesgrämig, verbarg er seine Scheu vor der Welt hinter einer scheltbereiten Demut, einer Bescheidenheit, die in Wirklichkeit eine hochmütige Haltung war. Er war kein »liebenswürdiger Österreicher«, sondern das Gegenteil: ein höchst unbequemer, sogar

ein düsterer. Es war, als fühlte er, kraft seiner Verpflichtung, ein klassischer Repräsentant der Monarchie zu sein, vor allem die Notwendigkeit, die Ansichtskarten-Vorstellung, die sich die anderen deutschen Stämme (noch *vor* der Erfindung der Ansichtskarte) vom »Österreicher« gebildet hatten, zu widerlegen. Zugleich widersprach er auch der in seinem Lande höheren Orts so beliebten Auffassung von dem unbequemen, lebensfreudigen Untertan. Er revoltierte niemals, er rebellierte immer, und zwar aus konservativer Neigung, als Bekenner hierarchischer Ordnung und als Verteidiger traditioneller Werte, die ihm nicht von unten, sondern im Gegenteil von oben her vernachlässigt, angegriffen, verletzt erschienen. [...]

[...] Vielleicht begann mit Grillparzer der (politische) »Weltschmerz« des österreichischen Dichters. Jedenfalls hat ihm Grillparzer den klassischen gültigen Ausdruck verliehen: dem Weltschmerz, der weiß, daß dem Europa des universalistischen, lateinischen, einigenden, die nationalen Verschiedenheiten aufhebenden Mittelalters — das in Österreich immer noch bestand und Kraft hatte — unweigerlich das Europa der Reformation, der Französischen Revolution, das Europa Napoleons und das Bismarcks folgen mußte. »Von der Humanität durch Nationalität zur Bestialität!« heißt: von Erasmus durch Luther, Friedrich, Napoleon, Bismarck zu den heutigen europäischen Diktaturen.

[...]

Österreichisches repräsentieren heißt: zu Lebzeiten mißverstanden und mißhandelt, nach dem Tod verkannt und durch Gedenkfeiern gelegentlich zur Vergessenheit emporgehoben werden.

Joseph Roth *480*

E. A. Rheinhardt.

In: Pariser Tageszeitung. Nr. 941 (11. 3. 1939), S. 3: Pariser Notizen.

JRW 4, S. 325

Fragt man mich nach den Namen jener lebenden österreichischen Schriftsteller, die unsere spezifisch österreichische Tradition fortsetzen, so befindet sich unter diesen Namen der des E. A. Rheinhardt. Diese literarische Tradition: sie besteht in einer besonderen, innerhalb des deutschen Sprachgebiets sehr seltenen Eigenart, aus dem Konkreten das Gedankliche herzuleiten. [...] Man muß das Geheimnis der deutschen Sprache ergründet haben, um zu sehen, daß wir uns durch einen anderen Satzbau von den Schriftstellern aus dem Reiche unterschieden, sozusagen durch eine andere Satz-Kontur. Wir haben eine eigene Melodie, und deren Gesetzen unterwerfen wir gelegentlich sogar die Grammatik. Österreichische Schriftsteller jeder sogenannten weltanschaulichen

»Richtung«, freilich nicht jeder literarischen Qualität, weisen diese Merkmale auf. Ich finde sie alle in der Person E. A. Rheinhardts. [...] Das Buch, das ihn in Frankreich am meisten bekannt gemacht hat, ist der »Große Herbst Heinrichs IV.«, der in Fortsetzungen im »Temps« erschienen ist.[...]

481 E[mil] A[lphons] Rheinhardt
Der große Herbst Heinrichs IV.
Leipzig, Wien: Tal 1935. 326 S., 1 Titelbild, 7 Taf.

Emil Alphons Rheinhardt
Geb. am 4. 4. 1889 in Wien. Medizin-Studium in Wien. Freier Schriftsteller und Übersetzer. Lebt in Italien, seit 1928 in Frankreich. Mitarbeiter expressionistischer Zeitschriften, u. a. von »Der Ruf«, Wien, Leipzig, »Der Friede«, Wien, »Die Dichtung«, München, später Potsdam. In Frankreich in der Résistance. Verhaftet, ins KZ Dachau deportiert. Publiziert u. a. Stunden und Schicksale (Lyrik). Leipzig, Wien 1913. — Das Abenteuer im Geiste. Berlin 1917. — Der schöne Garten (Märchendichtung). Wien 1920. — Das Leben der Eleonore Duse. Berlin 1928. — Napoleon III. und Eugenie. Berlin 1930. — Der große Herbst Heinrichs IV. Wien 1935. — Herausgeber der Romanreihe »Epikon«.
Gest. 1945 im KZ Dachau (als Arzthelfer an Flecktyphus).

Über die Eigenart der österreichischen Sprachmelodie schreibt Jean Améry in einer seiner letzten Buchbesprechungen:

482 Jean Améry
Atemnot. Zum dritten Teil d. Thomas Bernhard'schen Autobiographie.
In: Merkur. 32 (1978), 9, S. 947—949.

Wann immer ich aus einem Buch österreichische Sprachmelodie herausklingen höre, eine Sprechweise, die das Hochdeutsche wundersam befruchtet — wie bei der Bachmann, wie einst bei Joseph Roth — befällt mich zwar keineswegs ein Heimatdusel, aber jene Melancholie, die unser Teil ist beim Wiedervernehmen des früh Erlauschten und die gar nichts zu tun hat mit dem Modebegriff »Nostalgie«. [...]

483 Joseph Roth
Seine K. und K. Apostolische Majestät. Für Stefan Zweig.
In franz. Übers. von Blanche Gidon:

Sa Majesté Apostolique François-Joseph.
In: L'Intransigeant. 9. 10. 1938, S. 8.
JRW 3, S. 624—629

Benno Reifenberg über dieses Feuilleton, das erstmals in der »Frankfurter Zeitung« vom 6. März 1928 erschienen war:

Er hatte der elenden Zeit den Rücken gekehrt, er schaute in längst Vergangenes, das ihm, dem Dichter, im hellen Morgen der Jugend ausgebreitet lag; selbst den Verfall und die ersten Schatten dieser Jugend hat er mit Zärtlichkeit wahrgenommen. Er hat den alten Kaiser Franz Joseph so dargestellt, daß schließlich Majestät und Alter das gleiche meinen. Joseph Roth hat einmal einen Sommermorgen beschrieben, an dem der Kaiser das Schloß Schönbrunn verläßt, um nach Ischl zu fahren. Es ist eine klassische Schilderung, entstanden 1930. Der Dichter hat in mein Exemplar zwei Veränderungen mit Bleistift eingetragen. »Der Krieg, die Revolution und meine Gesinnung, die ihr recht gab, konnten den sommerlichen Morgen nicht entstellen und vergessen machen.« Daraus hatte er gestrichen »und meine Gesinnung, die ihr recht gab«. Die Skizze beginnt mit dem Satz: »Es war einmal ein Kaiser.« Der Bleistift hatte verändert: »Er war mein Kaiser.«
Benno Reifenberg: Erinnerung an Joseph Roth. In: B. Reifenberg: Lichte Schatten. Frankfurt a. M. 1953, S. 205—214, hier S. 213. — Siehe auch Kat. Nr. 155

Kaiser Franz Joseph I. *484*
Farbphotographie nach einem Gemälde.
Vorlage: Hellmut Andics: Das österreichische Jahrhundert. Die Donaumonarchie 1804—1918.
Wien, München, Zürich: Molden 1974, S. 23.

J. R. am 10. September 1932 an Ernst Křenek aus Rapperswil am Zürichsee:

Was Österreich betrifft: mag Ihnen das Leben dort schwerer sein, als mir in Deutschland. Denn hier in Deutschland habe ich immer noch die Hoffnung auf Österreich. Wenn ich aber hie und da österreichische Zeitungen sehe, glaube ich, zu erkennen, daß es dort auch anfängt, deutsch auszusehen. Der preußische Stiefel, ein hysterischer Stiefel, Kraftmeier's Stiefel, niederträchtig, pervers und dekadent. Er zertritt Österreich auch. A bas der Anschluß!
JRB, S. 226f.

485 **Joseph Roth**
Rede über den alten Kaiser. Am Abend vom 17. auf den 18. August.
In: Die Österreichische Post. 1 (1939), 13/14, S. 4—5.
JRW, 4, S. 771—777

Kaiser Franz Joseph der Erste gehörte zu jenen österreichischen Gestalten, denen die Legende schneller entgegenkommt als die Geschichte. Die Legende verherrlichte sie, und die Geschichte verkleinert sie. Weder um die Gunst der Legende hat sich Franz Joseph jemals bemüht, noch hat er sich um die Ansicht der ihm fernen Historiker gekümmert und jener, die ihn bitter aus der Nähe kritisierten. Es ist nicht richtig, daß er die Wahrheit nicht vertrug. Er erlag nicht Schmeichlern, nur den Formalisten (und auch den Traditionalisten). [...] Er ist nachsichtig, entgegenkommend, aber er ist noch ein wenig Spanier, alter Habsburger, der Liberalismus zerstört die Formen, der Nationalismus, dessen junges Kind, noch heftiger, der Klerikalismus wird dringlich, die Familie selbst wird anarchisch. Man muß also sehr fern werden, sehr einsam, und selbst auf die Gefahr hin, ganz grausam zu erscheinen in der Umgebung, muß man diese Grausamkeit wettmachen durch eine Milde, die in der Form wirkt. So muß man ausgleichen, abwägen, beschwichtigen, zürnen, und vor allem: einsam sein. Das heißt: herrschen. Götter und Könige sind einsam. [...]

Eine Möglichkeit, den »Anschluß« zu verhindern, der durch Hitlers Machtergreifung in bedrückende Nähe gerückt war, sah Roth in der Wiederherstellung der Monarchie der Habsburger. Diese Vorstellung rückte ihn in die Nähe der österreichischen Legitimisten. Nach Aussage Otto von Habsburgs gehörte Roth zu den »tragenden Säulen der Bewegung und unterstützte sie durch das Prestige seines Namens« (Bronsen, S. 485).

Kampf um Österreich

Schon Mitte der zwanziger Jahre wendete sich Roth verzweifelt gegen Bestrebungen der sozialdemokratischen österreichischen Regierung, die den »Anschluß« Österreichs an Deutschland befürworteten.
Aus einem Brief an Benno Reifenberg vom 30. August 1925 aus Marseille:

Ich bin sehr verzweifelt. Ich kann nicht einmal mehr nach Wien fahren, seitdem die sozialistischen Juden einen solchen Anschlußlärm machen.

Was wollen sie? Sie wollen Hindenburg? Als der Kaiser Franz Joseph starb, war ich zwar schon ein »Revolutionär«, aber ich weinte. Ich war Einjähriger in einem Wiener Regiment, einer »Elite-Truppe«, die als Ehrenwache vor der Kapuzinergruft stand und ich weinte wirklich. Eine Zeit wurde begraben. Mit dem Anschluß wird noch einmal eine *Kultur* begraben. Alle Europäer müßten gegen den Anschluß sein. Und nur die Mittelmäßigkeit sozialdemokratischer Gehirne weiß es nicht. Wie wenig Unterschied zwischen deutschvölkischer und sozialistischer Weltanschauung! Zwischen Jud und Christ! Die Mittelmäßigkeit bindet ihre Anhänger aus den verschiedensten Lagern fester als ein Prinzip es könnte, ein Ideal. Fühlt man nicht, daß ein unabhängiges Österreich immer noch das Versprechen auf ein einiges Europa ist?
JRB, S. 65. — Siehe auch Kat.Nr. 172

Joseph Roth an Stefan Zweig *486*

Brief. Paris, 28. 4. 1933.
Kopie. — Vorlage: K&W
JRB, S. 262—263

[...]
Was mich persönlich betrifft:
sehe ich mich genötigt, zu folge meinen Instinkten und meiner Überzeugung absoluter Monarchist zu werden.
Ich lasse in 6—8 Wochen eine Broschüre für die Habsburger erscheinen.
Ich bin ein alter österreichischer Offizier. Ich liebe Österreich. Ich halte es für feige, jetzt nicht zu sagen, daß es Zeit ist, sich nach den Habsburgern zu sehnen.
Ich will die Monarchie wieder haben und ich will es sagen.
Mehrere geistige Menschen sind mit mir.
Ich hoffe, daß es mir gelingt.
Ich wage nicht, zu fragen, ob Sie mit mir sind.
Ich nehme eher an, daß Sie mich für einen »Romantiker« halten werden.
Sollten Sie, gegen alles Erwarten, zu mir halten können, dann wissen Sie selbst, wie glücklich ich bin.
[...]

In engem Zusammenhang mit seinen monarchistischen Bestrebungen steht Roths Hinwendung zum Katholizismus, die Mitte der zwanziger Jahre erstmals feststellbar ist. So hatte er der Redaktion der »Frankfurter Zeitung«, wohl um Bedenken, ihn in die Sowjetunion reisen zu lassen, zu zerstreuen, geschrieben:

Ich darf Ihnen bei dieser Gelegenheit gestehen — ohne Sie mit einer Beichte belästigen zu wollen — daß mein Verhältnis zum Katholizismus

und zur Kirche von einer verblüffend andern Art ist, als man von einer flüchtigen Kenntnis meiner Person, meiner Aufsätze und selbst meiner Bücher glauben könnte.
JR an die »Frankfurter Zeitung«. Paris, 2. 6. 1926. — JRB, S. 92

In einem bisher unveröffentlichten Gedicht, das in Salzburg, vermutlich bei einem Besuch bei Stefan Zweig im August 1933 oder im April 1937 entstand, bekennt er, Katholik zu sein:

487 **Joseph Roth**
Jawohl, mein Herr, ich nenn' mich Katholik. [Gedicht.] Café Corso, Salzburg, o. D. Manuskript. 4 Bl.
Kopie. — Original: LBI

In einem Brief an Max Hohenlohe-Langenburg vom 24. August 1933 aus Salzburg lehnt es Roth ab, »Jude« in dem Sinne zu sein, »in dem die Nazis Arier sind«:

Mir persönlich, der ich ein gläubiger Katholik bin, ist mein Judentum etwa Das, was einem chassidischen Wunderrabbi: eine metaphysische Angelegenheit, weit, hoch über allem, was mit »Juden« auf dieser Erde passiert.
JRB, S. 275

Seinem Bekenntnis zum Katholizismus stehen andererseits Aussagen gegenüber, in denen er sich ebenso offen zu seinem Judentum bekennt:

Was ein armer kleiner Jude ist, brauchen Sie nicht ausgerechnet *mir* zu erzählen. Seit 1894 bin ich es und mit Stolz. Ein gläubiger Ostjude, aus Radziwillow. [. . .] Arm und klein war ich 30 Jahre. *Ich bin arm.*
JR an Stefan Zweig. Amsterdam, 2. 4. 1936. — JRB, S. 465

Irmgard Keun berichtet, daß sich Roth nur bei seinen jüdischen Verwandten richtig zu Hause gefühlt habe.

Dann erklärte er mir, nie habe er sich taufen lassen (das bezog sich auf die katholisierenden Tendenzen seiner letzten Bücher).
Hermann Kesten: Die Zwillinge von Nürnberg. Amsterdam 1947, S. 475. — Siehe auch Kat.Nr. 521

Es ist wohl kaum möglich, festzustellen, ob Roth sich wirklich taufen ließ — wie einige seiner Freunde, darunter Jean Janès, behaupten. Am schärfsten durchschaute wohl Irmgard Keun sein Rollenspiel:

Zuweilen sah er sich selbst in geisterhaft leerem Raum zwischen Rationalismus und Mystik, gelöst von der Wirklichkeit und das Unerreichbare nicht erreichend und wissend dabei, daß es nicht zu erreichen war. Er

war gequält und wollte sich selbst loswerden und unter allen Umständen etwas sein, was er nicht war. Bis zur Erschöpfung spielte er zuweilen die Rolle eines von ihm erfundenen Menschen, der Eigenschaften und Empfindungen in sich barg, die er selbst nicht hatte. Es gelang ihm nicht, an seine Rolle zu glauben, doch er empfand flüchtige Genugtuung und Trost, wenn er andere daran glauben machen konnte. Seine eigene Persönlichkeit war viel zu stark, um nicht immer wieder das erfundene Schattenwesen zu durchtränken, und so empfand er sich manchmal als ein seltsam wandelndes Gemisch von Dichtung und Wahrheit, das ihn selbst zu einem etwas erschrockenen Lachen reizte.
Irmgard Keun: Bilder und Gedichte aus der Emigration. Köln 1947, S. 19. — Siehe auch Kat.Nr. 417

Ähnlich Hermann Kesten:

Katholisch und gläubig war Roth einige Jahre lang, weil er sich angesichts halbanalphiabetischer, materialistischer Horden nach einer wahren, humanen Tradition sehnte, weil er inmitten so vieler europäischer Bankrotte in der katholischen Kirche eine der wenigen kulturellen Institutionen sehen wollte, die standzuhalten schienen, und weil er ihren Universalismus liebte. Er glaubte, weil er glauben wollte. Eines der großen Motive in seinem Werk und in seinem Leben war die Angst, die metaphysische Angst vor dem Nichts, vor dem Nihilismus, der ihn zugleich mit einer seltsamen Macht anzog.
Hermann Kesten: Joseph Roth: Die Legende vom heiligen Trinker. In: Maß und Wert. 3 (1939/40), 2, S. 131—139, hier S. 136. — Siehe auch Kat.Nr. 516

Über den Kreis österreichischer Legitimisten, der sich um Roth im Café Tournon versammelte, schreibt Franz Carl Weiskopf in seiner Rezension von Roths Roman »Die Kapuzinergruft«:

In einem kleinen pariser Café nicht weit vom Jardin du Luxembourg kann der spät abends dorthin verschlagene Fremde eine sonderbare Gesellschaft beobachten. Die Menschen, die an einigen Tischen eng aneinandergedrängt beisammensitzen, scheinen geradenwegs aus den Vitrinen eines Wachsfigurenkabinetts gekommen zu sein. Sie halten ein kompliziertes Zeremoniell ein, klopfen mit einem Stock auf, bevor sie etwas äußern, reden einander mit Titeln aus einer längst versunkenen Epoche an; kurz, sie benehmen sich — um mit einem von ihnen zu sprechen — wie »zu Unrecht Lebende«, wie »vom Tode auf unbeschränkte Zeit Beurlaubte«, wie »Exterritoriale unter den Lebenden«. Der Mann, von dem diese Charakterisierungen stammen — Mittelpunkt des Gespensterkreises österreichischer legitimistischer Boheme — ist Joseph Roth, und die zi-

tierten Worte stammen aus seinem neuesten Roman »Die Kapuzinergruft«.
F. C. Weiskopf: Totentanz. In: Die neue Weltbühne. 35 (1939), 19, S. 589–593, hier S. 589f. — Siehe auch Kat.Nr. 629

Roth legte größten Wert darauf, mit Otto von Habsburg, dem österreichischen Thronanwärter, der seit 1919 im Exil lebte, bekannt zu werden. Wie Otto von Habsburg David Bronsen mitteilte, besuchte ihn Roth 1936 und 1939 einige Male auf Schloß Steenockerzeel bei Brüssel, seinem Wohnsitz von 1930 bis zur Annexion Österreichs. Meist sahen sie sich jedoch in Paris. In seiner Artikelserie »Schwarz-gelbes Tagebuch« hat Roth eine Begegnung mit Otto zu Beginn des Jahres 1939, nach der Annexion, aufgezeichnet:

488 Joseph Roth

Schwarz-gelbes Tagebuch. Freitag.

In: Die Österreichische Post. 1 (1939), 5, S. 5 und S. 8.
JRW, 4, S. 745–747

Ich habe den Kaiser Otto wiedergesehen. Er war bei der Eröffnung der Neuen Kunstgalerie St. Etienne. Der Österreicher waren einige da, loyale Österreicher. Viele unter ihnen hatten vor einem Jahr noch keinerlei Beziehung zum Kaiser und wahrscheinlich nur eine formale zu Österreich. Es konnte keine andere sein. Die armen rot-weiß-roten Kinder eines Landes, das der Aufgabe nicht gewachsen war, ein Reich, das Reich zu repräsentieren, konnten kaum mehr als Orts- und Provinzialpatriotismus entwickeln. Es war »Heimatliebe«, eine löbliche, aber notwendigerweise begrenzte Gemütsäußerung. Der Habsburgische Kaisergedanke ist zu groß für ein so kleines Land. Und es ist kaum möglich, die Seelengröße all jener zu schildern, zu besiegen, müßte man sagen, die innerhalb der Mesquinerie der vergangenen Jahre die Kraft hatten, Legitimisten zu sein. Die neubekehrten, die Legitimisten von heute, haben es leichter, gerade weil sie in der Verbannung leben. Aller Welt fühlbar ist die Tatsache, daß der Habsburger, die unsichtbare Krone auf dem Haupt, ein Symbol ist, mehr als ein Herrscher. Diese Tatsache ist so greifbar deutlich, wie jene gewesen ist, als wir noch ein Reich hatten: daß Österreich mehr war als ein Vaterland, nämlich fast eine Religion.
[...]
Im Exil aufgewachsen, hat dieser unser Kaiser das heutige Schicksal der Österreicher vorausgelebt. Als wir noch zu Hause saßen, war er schon ein Emigrant, und so jung er ist, das Schicksal des Verbanntseins ist ihm vertrauter als uns. Wie man es würdig trägt, dafür ist er Beispiel und Muster.
[...]

Otto von Habsburg *489*
Photographie.
Vorlage: Emilio Vasari: Dr. Otto Habsburg oder Die Leidenschaft für Politik.
Wien, München: Verl. Herold 1972, vor S. 145.

Am 25. Juli 1934 wurde der österreichische Bundeskanzler Engelbert Dollfuß, der im Februar 1934 den Aufstand der Sozialisten in Wien und anderen Städten blutig niedergeschlagen hatte, bei einem nationalsozialistischen Putschversuch im Bundeskanzleramt erschossen.
In einem Brief an Klaus Mann vom 6. Oktober 1934 aus Nizza nimmt Roth zu den Februar-Morden Stellung:

In Österreich ist nicht die Religion lebendig, sondern die *negativen* Kräfte der Kriege. Sie wissen vielleicht, daß ich aus Protest gegen die Morde an den Arbeitern im Februar alle meine Beziehungen zur Heimwehr abgebrochen habe. Allerdings: ich war von den »Konservativen« nicht der Einzige.
JRB, S. 384f.

Aufbahrung des Bundeskanzlers Engelbert Dollfuß *490*
Photographie. 1934.
Vorlage: Bildband zur Geschichte Österreichs. 4. Aufl. Innsbruck: Pinguin-Verl.; Frankfurt a. M.: Umschau-Verl. 1975. S. 225.

Dollfuß' Nachfolger Kurt von Schuschnigg brachte Roth wenig Vertrauen entgegen. So sah er in einem unter Schuschnigg zustande gekommenen deutsch-österreichischen Filmabkommen einen ersten Schritt zum »Anschluß«:

Joseph Roth *491*
Anschluß im Film?
In: Das Neue Tage-Buch. 3 (1935), 8, S. 185—186.
JRW 4, 717—719

In diesen Tagen ist ein »Film-Abkommen« zwischen dem Dritten Reich und Österreich geschlossen worden. Dieses »Film-Abkommen« kann man nicht anders bezeichnen als *den vollendeten »Anschluß« der österreichischen Filmproduktion an die deutsche.*
[...]

Die wirtschaftlichen Gründe dieses Film-Abkommens sind leicht erkennbar: der stärkste Abnehmer österreichischer Filme ist Deutschland. Die österreichische Filmproduktion braucht den deutschen Markt. 3000 Arbeiter, Techniker und Schauspieler sind in der österreichischen Filmindustrie beschäftigt, und Österreich kann sich keine Arbeitslosen mehr leisten.
Aber die Angst vor dreitausend neuen Arbeitslosen der Filmindustrie kann zu verheerenden politischen Folgen für ein Land führen, das den Kampf um seine Unabhängigkeit mit allen Mitteln führen muß, unter Umständen auch mit den Mitteln des Films.
[...]
Auf Grund dieses Film-Abkommens werden die Deutschen jährlich mit Dutzenden Propagandafilmen Österreich überschwemmen, die gewiß nicht formal gegen die österreichischen Zensur-Gesetze verstoßen, aber das Dritte Reich als Paradies schildern werden, dem sich durch Plebiszit anzuschließen höchste Zeit für die armen Österreicher wäre.
[...]

492 Joseph Roth

Der Stiefbruderzwist.
Manuskript. 9 Bl. hs.
Kopie. — Original: LBI

[...]
Wenn es je einen »blühenden« Unsinn gegeben hat, so ist es dieser. Jene verantwortlichen Stellen, die den famosen »Kultur-Austausch« propagieren, behaupten ja offiziell, wir Österreicher und die Deutschen hätten eine »gemeinsame Kultur«! Was ist hier also noch an Kultur »auszutauschen«?
Was sollen wir austauschen?
Den Grillparzer gegen Baldur von Schirach?
Den Metternich gegen Goebbels?
Europäische, christliche, abendländische Kultur gegen die Kultur des wahnwitzig gewordenen Piefke?
Unser Deutschtum gegen den Usurpator des Deutschtums?
Was hätten wir bei solch einem Austausch zu gewinnen?
Wir können auch ohne Paula Wessely leben, und ohne die gewiß nicht »reinarischen« Makler der Filmbranche, die da zwischen einem selbstverräterischen Levysohn und Goebbels hin- und hervermitteln.
Es gibt für Österreicher, die das alte K. u. K. Österreich gesehen haben, kein anderes Gefühl und keinen andern Ausdruck für dieses Gefühl, als: widerlich.
Entweder man steht auf dem Standpunkt, Österreich und Deutschland hätten die gleiche Kultur: dann brauchte man absolut nichts »auszutau-

schen«; oder aber, man glaubt Österreich und Deutschland hätten *verschiedene* »Kulturen«. Dann brauchen wir keinen »Austausch«.
[...]

Doch suchte er auch bei Schuschnigg nach Hinweisen, die gegen den »Anschluß« sprachen:

Joseph Roth *493*

»Dreimal Österreich«. Bemerkungen zum Buch des österreichischen Bundeskanzlers von Schuschnigg.
In: Das Neue Tage-Buch. 6 (1938), 4, S. 85—88.
JRW, 4, S. 434—440

[...]
Der deutsche Österreicher ist ein universaler, kein autarkischer Mensch. Der Wahlspruch der Monarchie war: »viribus unitis« — und nicht: »Aus eigener Kraft«. Es ist nicht nur ein Wahlspruch, dieses »viribus unitis« — es ist ein Schicksalsspruch. Dieser Ablativ (wie symbolisch ist hier das Lateinische, das Latein aller österreichischen Wahlsprüche: indivisibiliter et inseperabiliter; Austria erit in orbe ultima!) — dieser Ablativ, der ein »durch« ebenso wie ein »mit« ausdrückt, ist das österreichische, absolut anti-autarkische Programm, geistig, moralisch, politisch. Österreich wäre, *»angeschlossen«* an das Reich, diesem niemals *»eingefügt«*. Als ein staatspolitischer Bestandteil des Deutschen Reiches wäre es ein Fremdkörper, ein rebellierender, ständig gereizter, aufreizender und gehässiger Fremdkörper. [...]
[...] Die Tendenz des Schuschniggschen Buches ist selbstverständlich das alte: »Austria erit in orbe ultima!«
Wo gibt es einen wahrhaften europäischen Menschen, der sich nicht darüber freute, daß der verantwortliche Staatsmann Österreichs diese Tendenz geäußert hat, in Anbetracht jener »derben Einschüchterung«, von der heute nicht nur Österreich bedroht ist?

Kurt [von] Schuschnigg *494*

Dreimal Österreich. (2. Aufl.)
Wien: Thomas-Verl. 1937. 335 S.

Am 12. Februar 1938 fand ein Besuch Schuschniggs bei Hitler in Berchtesgaden statt: Im »Berchtesgadener Abkommen« mußte Schuschnigg eine Amnestie für alle inhaftierten österreichischen Nationalsozialisten und die Aufnahme Arthur Seyß-Inquarts als Innen- und Sicherheitsminister in sein Kabinett zugestehen.

Zu einer Rundfunkrede des österreichischen Bundeskanzlers Kurt von Schuschnigg unmittelbar nach dem »Berchtesgadener Abkommen«:

495 Joseph Roth

Abb. 73 Victoria victis! Zur Rede d. Bundeskanzlers.
In: Der Christliche Ständestaat. 5 (1938), 9, S. 175–176.
JRW 4, S. 726–728

[...]
Noch nie hat in den letzten zwanzig Jahren ein materiell Schwacher so friedfertig stark gesprochen, und noch nie seit dem Kriege hat ein Machtloser dermaßen eindrucksvoll bewiesen, daß er nicht kapituliert. Ja, mehr als dies: seit dem Ablauf dieses unseligen Krieges und seit dem Ausbruch des noch unseligeren Friedens hat kein Staatsmann der »kleineren Mächte« eine Rede gehalten, in der der immanente Glaube an die wahre Sittlichkeit klüger und sogar geschickter verbunden gewesen wäre mit der diplomatischen Zweckmäßigkeit. Es ist die Rede eines *katholischen Politikers* eben.
[...]
Ehre, wem Ehre gebührt; und besonders jenem, der die Demut kennt: der Kanzler Schuschnigg war immer ein umsichtiger, guter Staatsmann. Seit seiner letzten Rede ist er wahrhaftig ein bedeutender.

Kurze Zeit vor der Annexion fährt Roth im Auftrag der österreichischen Legitimisten, mit Wissen und Einverständnis Ottos, nach Wien, um mit Schuschnigg in Verbindung zu treten und ihn für einen Staatsstreich zur Rückkehr der Habsburger zu gewinnen.
Vor Abfahrt des Zuges am 24. Februar 1938 schreibt er an den Freund Pierre Bertaux, jetzt Chef de cabinet im Erziehungsministerium und Leiter des französischen Rundfunks in deutscher Sprache bei Radio Strasbourg, aus dem Speisewagen:

496 Joseph Roth an Pierre Bertaux

Brief. Paris, [24. 2. 1938].
Kopie. — Vorlage: K&W
JRB S. 520

[...]
1.) vor der Abfahrt:
in Österreich wahrscheinlich *Belagerungszustand,*
damit Innenpolitik ganz in Händen Skubls bleibt. 2.) Jesuitisch — ty-

DER
CHRISTLICHE STÄNDESTAAT
ÖSTERREICHISCHE WOCHENHEFTE

Nr. 9 6. März 1938 5. Jahrgang

VICTORIA VICTIS!

Zur Rede des Bundeskanzlers

Von Joseph Roth

Die Rede des Bundeskanzlers Schuschnigg ist ohne Zweifel die beste in deutscher Sprache — seit der Erfindung des Rundfunks und seitdem das Mikrophon den Redner von seiner Zuhörerschaft trennt, statt ihn mit ihr zu verbinden. Denn es trennt in Wirklichkeit (oder es unterbricht vielmehr) den Redner von seiner im gleichen Raum versammelten Zuhörerschaft einfach durch die physikalische Tatsache, daß es den Raum sprengt, indem es die Welt öffnet. Der Redner vor dem Mikrophon reagiert gleichsam nicht mehr auf die direkten seelischen und magischen Reflexe seiner Zuhörer, mit denen er sich im gleichen Raum befindet, sondern sucht vergeblich einen unmöglichen, physisch unmöglichen Kontakt mit den unsichtbaren zahllosen Zuhörern der Welt. (Wer weiß, wie die Reden der Demosthenes und Cicero ausgefallen wären, wenn sie vor einem Mikrophon gestanden hätten!)

Das Diffuse ergibt sich notwendig aus der „Diffusion", das heißt: aus der Verstreuung. Die Konzentration aus dem Lautsprecher läßt eine besondere geistige und moralische Leistung „für sich". Kein einziger Redner deutscher Sprache hat sie bis jetzt geleistet. Der herzhafte und zuweilen ironische Tiefsinn der deutschen Sprache, der den seelenlosen Apparat vermenschlicht, indem er ihn aktiviert und der aus dem Mechanismus ein Agens macht, wenn er das Instrument zum „Lautsprecher" ernennt, bezeichnet den unseligen Zustand der modernen Rhetorik am besten. Der Mechanismus enthebt gewissermaßen den Redner seiner Verpflichtung: laut, das heißt eigentlich: deutlich und vernünftig zu sprechen. (Denn im Gebiet des Rhetorischen ist das „Laute" gleich dem Vernünftigen und dem Deutlichen.) Es ist kein Zufall, daß der Redner gröber, das heißt: undeutlicher geworden ist, seitdem der „Lautsprecher", das seelenlose Instrument, angefangen hat, ihn der Welt angeblich „verständlich zu machen". In Wirklichkeit hat der „Lautsprecher" den Redner nur absorbiert. Es ist, als wäre er in ein widertönendes Faß gefallen, in ein hohles selbstverständlich, und seine Stimme in ihr eigenes Echo, das sie gewissermaßen antizipiert.

II.

Erst wenn man diese rein technischen Bedingungen eines modernen Redners in Betracht gezogen hat, kann man den Glanz der Schuschniggschen Leistung ganz ermessen. In diesem Augenblick, in dem man allen Anlaß hat, ihn zu loben, darf man mit der Wahrheit nicht sparen und kann also gestehen, daß er nicht immer frei war von der heillosen Verpflichtung der Staatsmänner und Politiker, „Papier" zu reden und die geläufige Phrase in den Dienst seines Gewissens zu spannen. Diesmal aber verzichtete er auf sie. Nicht nur das: er kündigte ihr fristlos, sozusagen. Er entließ sie aus seinen Diensten, wie man eine schlechte Magd entläßt. Sie war zu billig, um der Wahrheit zu dienen, die dem Redner am Herzen lag und zu vulgär, um nicht das diplomatische Vokabular zu stören, dessen er sich bedienen mußte. Denn die Phrase ist der Knecht der Vulgarität, nicht der Diplomatie. Wenn in der letzten Rede Schuschniggs eine vorkommt, so erscheint sie gleichsam gefesselt, verhaftet, in der Gendarmeriebegleitung unsichtbarer Gänsefüßchen, und jeder Zuhörer weiß in ersten Moment, daß sie arretiert ist im Namen des sittlichen Gesetzes. Es sind Phrasen, dem Publikum in Handschellen vorgeführt.

Das ist meisterhaft, erinnert an die besten rhetorischen Traditionen, und wir glauben nicht, daß eine allzu kühne Assoziation uns bei dem Satz Schuschniggs: „Bis hieher und nicht weiter!" jenen anderen Satz ins Ohr zurückgerufen hat, der da lautet: „Quousque tandem, Catilina!..."

III.

Noch nie hat in den letzten zwanzig Jahren ein materiell Schwacher so friedfertig stark gesprochen, und noch nie seit dem Kriege hat ein Machtloser dermaßen eindrucksvoll bewiesen, daß er nicht kapituliert. Ja, mehr als dies: seit dem Ablauf dieses unseligen Krieges und seit dem Ausbruch des noch unseligeren Friedens hat kein Staatsmann der „kleineren Mächte" eine Rede gehalten, in der der immanente Glaube an die wahre Sittlichkeit klüger und sogar geschickter verbunden gewesen wäre mit der diplomatischen Zweckmäßigkeit. Es ist die Rede eines katholischen Politikers eben.

Die ganze Kultur einer tausendjährigen Erfahrung, die dermaßen ins Blut übergegangen ist, daß sie jeden „Rassenachweis" überflüssig macht, gehört dazu, um die irdische politische Klugheit mit der überirdischen Moral nicht nur zu vereinen, sondern auch jene von dieser gestützt erscheinen zu lassen. Dagegen kommen, trotz dem Lärm, den die Welt heutzutage zu lieben scheint, jene Redner nicht auf, die eigentlich den Namen der Apparate ver-

73. Joseph Roth: Victoria victis! In: Der Christliche Ständestaat. 6. März 1938

pisch: Hälfte der Österreicher Nazis, die freigelassen waren, schon wieder eingesperrt. 3.) Für Frankreich *meine* Ratschläge:
a.) *mit* Rußland;
b.) *mit* Tschechoslovakei *offen* zu erklärendes *militärisches Bündnis;*
c.) Eintreten für Österreich, offen
d.) Pyrenäen.
Herzlichst, mein Zug geht
[...]

Gewiß ist, daß es Roth gelang, bei dem Wiener Polizeipräsidenten Skubl vorzusprechen; Skubl riet ihm, Österreich umgehend zu verlassen.

»Totenmesse«

497 **Marsch deutscher Truppen über die Ringstraße in Wien**
Photographie. 1938.
Vorlage: Bildband zur Geschichte Österreichs.
4. Aufl. Innsbruck: Pinguin-Verl.; Frankfurt a. M.: Umschau-Verl. 1975, S. 228.

Am 11. März 1938 tritt Schuschnigg nach der Aufforderung an seine Landsleute, bei einem möglichen Einmarsch deutscher Truppen keinen Widerstand zu leisten, zurück. Der neue Bundeskanzler Seyß-Inquart beruft am gleichen Tag eine provisorische nationalsozialistische Regierung und ersucht um Entsendung deutscher Truppen nach Österreich. Am 12. März wird Wien besetzt; am 13. März verkündet Seyß-Inquart den »Anschluß Österreichs an Deutschland«.

498 **Joseph Roth**
Toten-Messe.
In: Das Neue Tagebuch. 6 (1938), 12, S. 276–277.
JRW 4, S. 729–731: Totenmesse.

Eine Welt ist dahingeschieden, und die überlebende Welt gewährt der toten nicht einmal eine würdige Leichenfeier. Keine Messe und kein Kaddisch wird Österreich zugebilligt. Der Vatikan müßte alle Glocken läuten lassen, aber er ist ohnmächtig wie ein Synedrion und liefert sich obendrein jeden Tag mehr dem Getto aus. Die europäische Kulturwelt müßte sozusagen ein Begräbnis erster Klasse veranstalten, im wahrsten Sinne des Wortes: ein »Staatsbegräbnis«; aber sie gleicht einem Gelähmten, der im Rollstuhl Totenwache neben einem Katafalk halten soll. Der preußische Stiefel stampft über älteste europäische Saat. Den Stephansturm, dem ein paar Jahrhunderte lang der Halbmond erspart geblieben ist, wird bald das Hakenkreuz in ein Unwahrzeichen verwandeln. Unter dem mildem Himmel, in dessen Wölbung und Wolken die Melodien Beethovens und Mozarts und Bruckners beinahe greifbar schweben, rattern von nun an die stählernen Vögel Deutschlands, die Raubgeier von Preußen, und über der Kapuzinergruft flattert die alte schwarz-weiß-rote Feindin. [...]

[...] 600 Jahre Habsburg konnten nicht ausgelöscht werden von der Stupidität der linken Dogmatiker und der rechten alpinen Trottel. Jetzt endlich sind sie es. Einer aus Braunau hat es getan. Er hat Österreich verlinzert, also ist es verloren.

[...]

Eine Welt ist Preußen ausgeliefert worden. Eine Welt? *Die* Welt ist Preußen übergeben worden: auf Gedeih und Verderb. Auf Verderb viel mehr. Verloren haben sie nicht nur Beethoven, Mozart, Schubert, Brahms, sondern auch das letzte Land, wohin sich die großen Schatten Deutschlands noch geflüchtet hatten, ohne Paß: die Goethe, die Kant, die Schiller und alle in geistigen Konzentrationslagern mißhandelten Zeugen deutscher Größe. Die Welt verhandelt indessen mit Ribbentrop. Quos Deus perdere vult ...

Otto von Habsburg berichtete David Bronsen, daß der äußerst verzweifelte Roth nach der Annexion an den Versammlungen der monarchistischen Bewegung regelmäßig teilgenommen habe. Am 16. März hielt er, nach einer Einleitung von Pierre Bertaux, im französischen Rundfunk eine Rede über die Annexion und zeichnete die Zukunftsperspektive eines freien Österreich.

Auch an der Kundgebung für Österreich, die der Schutzverband Deutscher Schriftsteller am 28. März 1938 veranstaltete, beteiligte sich Roth als Redner, gefolgt von Dr. K. Boskowitz, Ludwig Renn und Bruno Frei.

Ludwig Renn ist es auch, der in seinem Nachruf für Heinrich Mann von einer Volksfront-Kundgebung berichtet, die im Jahre 1938 im Théâtre de la

Renaissance unter dem Vorsitz Heinrich Manns stattfand. Es sprachen, seiner Erinnerung zufolge, Louis Aragon, Renn selbst und Joseph Roth:

499 Ludwig Renn
Nachruf für Heinrich Mann.
In: Neues Deutschland. 16 (1961), 85, S. 4.

Dir, Heinrich Mann, dem wir hier eine dauerhafte Ruhestätte bereiten, bin ich nur einmal im Leben begegnet. Es war wohl im Jahre 1938, jedenfalls in Paris. Der Anlaß aber war bedeutsam genug. Wir saßen nebeneinander auf der Bühne des Théâtre de la Renaissance, und Du hattest den Vorsitz bei dieser wichtigen Kundgebung. An Deiner einen Seite saß der französische Dichter Louis Aragon, auf der anderen ich als Offizier der Spanischen Volksarmee und der österreichische Schriftsteller Joseph Roth.
Damals zeichnete sich schon die Bedrohung Frankreichs durch die Hitler-Regierung ab, und wir demonstrierten für zwei Ideen: für die Volksfront gegen den Faschismus und für den Schutz Frankreichs. Die deutsche Volksfront, deren Vorsitzender Du, Heinrich Mann, warst, hatte mich ermächtigt, vor dem französischen Publikum zu erklären: »Wir Deutschen, die in Spanien gegen die faschistische Aggression kämpfen, sind ebenso bereit, Frankreich zu verteidigen, falls die Nazis wagen, es anzugreifen.«
[...]

Roth nahm ferner, wie die Chronik des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller nachweist, aktiv an der »Kundgebung für Österreich« am 28. März 1938 teil sowie an einer Veranstaltung »Hommage à l'âme autrichienne« — zusammen mit Heinrich Mann, Emil Ludwig und Louis Aragon.

500 Fuenf Jahre SDS in Paris
Eine Chronik.
In: Der deutsche Schriftsteller. 1938, Nov.: Sonderh. zum Jubiläum des SDS, S. 30—[32].

Roth sprach, wie die Chronik zeigt, 1938 noch zweimal in Veranstaltungen des Schutzverbandes, am 10. Mai auf der Ossietzky-Kundgebung am 5. Jahrestag der Bücherverbrennung und am 13. Juni zur Gedächtnisfeier für Ödön von Horváth.
Siehe auch Kat.Nr. 379 und nach Kat.Nr. 454

Im Vortrag »Hommages pour l'âme autrichienne« begrüßt er den anwesenden Heinrich Mann als seinen Lehrmeister. Die Rede wird in der Zeitschrift »Commune«, Paris, Nr. 57 (Mai 1938), abgedruckt.

Joseph Roth *501*

Hommages pour l'âme autrichienne. Vortrag.
Manuskript. März 1938. 7 Bl. hs., von fremder Hand.
Kopie. — Original: LBI
dt.: JRW 4, S. 733—735, u.d.T.: Huldigung an den Geist Österreichs.

[...]
Meine Damen und Herren,
seien wir uns klar darüber, daß wir jetzt zu einer Leichenfeier versammelt sind und daß uns die Klage angemessen ist und nicht ein Protest. Seien wir uns klar darüber, daß Tote durch Proteste nicht wieder zum Leben erweckt werden. Seien wir uns klar darüber, daß eine ähnliche Versammlung wie die heutige, vor drei Jahren, vor drei Monaten, vor sechs Wochen noch abgehalten, vielleicht diese unsere Trauerfeier überflüssig gemacht hätte. Ich teile den Optimismus nicht, der wahrscheinlich Sie, meine Damen und Herren und meine Kollegen, die Vorredner, beseelt. Ich glaube nicht nur, daß Österreich verloren ist, sondern auch, daß durch die Unfähigkeit Europas, es zu erhalten — und auch Sie meine Damen und Herren gehören zu Europa —, Europa verloren ist. Bilden Sie sich nicht ein, daß man in dem kommenden Sommer ruhig in der Seine oder Rhône schwimmen wird, solange Hitler in der Donau angelt, und bilden Sie sich ja nicht ein, daß er aufhören wird, dort zu angeln, und zwar die ganze Donau entlang bis zum Schwarzen Meer.
[...] die mit Unrecht sogenannte Linke hat ohne Zweifel die Entwicklung der europäischen Katastrophe gefördert. Sie hat aus doktrinären Gründen, aus einer kurzsichtigen Dogmatik, die Krone und die Religion bekämpft, die einzigen zwei sicheren Bannmächte gegen die preußische Barbarei in der Welt.
[...] An den Ufern der Seine sitzen wir und weinen. Wir beklagen nicht allein den Sieg der Barbarei, sondern, was noch schlimmer ist, daß diese Barbarei genährt wird von der Neutralität der zivilisierten oder, im neuesten politischen Jargon gesagt, der Nonintervention, die es vorzieht, anstatt zu handeln, Zeuge zu sein am Tatort, wo sie hingerichtet wird.
[...]

*

Joseph Roth *502*

Brief an einen Statthalter.
In: Das Neue Tage-Buch. 6 (1938), 13, S. 309.
JRW 4, S. 731—733

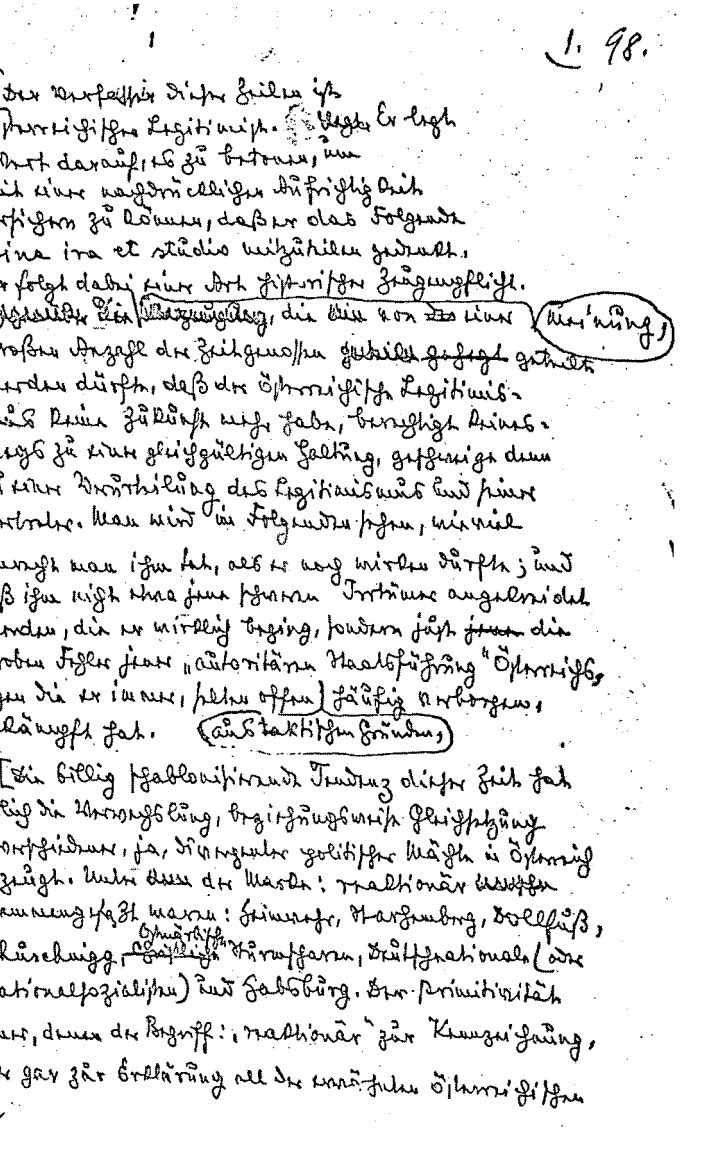
Roth gibt in einem Brief an den »Reichsstatthalter« für Österreich, Arthur Seyß-Inquart, seinen — angeblichen — Rang als österreichischer Offizier zurück:

[. . .]
Ich halte es nämlich für unvereinbar mit meinem Gewissen, als ehemaliger österreichischer Soldat und Kriegsteilnehmer möglicherweise in den Listen der preußischen Armee zu figurieren, und fühle mich infolgedessen verpflichtet, meinen Rang niederzulegen. [. . .] Da ich zwei Jahre und drei Monate im Feld für Österreich gekämpft habe, allerdings einem fatalen historischen Irrtum zufolge, für den ich nicht verantwortlich bin, an der Seite der Reichsdeutschen, oder, um noch einmal in Ihrer Sprache zu reden, an deren Schulter, auf die sich Ihr Führer vor einigen Jahren geschwungen hat, bin ich heute doppelt oder dreifach verpflichtet, jede Solidarität mit den tadellos disziplinierten Horden abzulehnen, in deren Listen geführt zu werden mehr als ein Unglück wäre, nämlich eine Schande, und von denen abgelehnt zu sein mehr als ein Glück bedeuten würde, nämlich eine Ehre. [. . .]
[. . .] Ich gedenke, Frankreich zu dienen, das Sie anzugreifen gedenken, und ich glaube hoffen zu können, daß mehrere meiner alten Kameraden mit mir, nicht mit Ihnen, sein werden. [. . .]

503 **Joseph Roth**
Abb. 74 Zu einigen allzu absurden Verdikten.
Manuskript. Undatiert. 5 Bl. hs.
Kopie. — Original: LBI

504 **Joseph Roth**
Zu einigen allzu absurden Verdikten . . .
In: Das Neue Tage-Buch. 6 (1938), 28. S. 666—667.
JRW 4, S. 738—741

Der Verfasser dieser Zeilen ist österreichischer Legitimist. Er legt Wert darauf, es zu betonen, um mit einer nachdrücklichen Aufrichtigkeit versichern zu können, daß er das Folgende sine ira et studio mitzuteilen gedenkt. [. . .]
[. . .] Nützlich [. . .] im Interesse der historischen Wahrheit, scheint uns die unzweideutige Feststellung: daß der österreichische Legitimismus sich manchmal im offenen, immer im verborgenen Widerspruch zum Ständestaat, vieler seiner Stützen und seiner paramilitärischen Gebilde befand. Im letzten Jahr, also ungefähr heute vor einem Jahr, konnten auch jene Elemente in Österreich, die aus Gefühls- und Gesinnungs-



1. 98.

Der Verfasser dieser Zeilen ist
Österreichischer Legitimist. Er legt
Wert darauf, es zu betonen, um
mit einer nachdrücklichen Entschiedenheit
entgegen zu können, daß er alles Folgende
sine ira et studio niederschreibt.
Er folgt dabei einer der schönsten Tugendpflicht.
Insbesondere die Anerkennung, die dem von der Linken (Meinung)
großen Anzahl der Zeitgenossen gebührt gebührt
werden dürfte, daß der Österreichische Legitimis-
mus keine Zukunft mehr habe, benachbart keines-
wegs zu einer gleichgültigen Haltung, geschweige denn
zu einer Verachtung des Legitimismus und seiner
Anhänger. Man wird im Folgenden sehen, wieviel
Wenigst man ihm hat, als er sag wirken dürfte; und
daß ihm nicht ohne seine schweren Irrtümer angelastet
werden, die er wirklich beging, sondern sehr oft die
großen Fehler einer „autoritären Machtführung" Österreichs,
gegen die er immer, selbst offen, häufig warnend,
gekämpft hat. (aus taktischen Gründen)

Die billig schadenfreudige Tendenz dieser Zeit hat
freilich die Unvorsichtigkeit, legitimistische Gleichgültigkeit
vorzuwerfen, ja, sie manche politische Mächte in Österreich
verzeihen. Nicht dem der Marsch: nationär bewußter
Zusammenschluß waren: Heimwehr, Starhemberg, Dollfuß,
Schuschnigg, Österreichische Einheitspartei, Großdeutsche (oder
Nationalsozialisten) und Habsburg. Der primitivsten
Form, denen der Begriff: „nationär" zur Kennzeichnung,
oder gar zur Erklärung all der unsäglichen Österreichischen
162

74. Joseph Roth: Zu einigen allzu absurden Verdikten. Manuskript (Seite 1)

gründen, aus Ressentiment und Gewohnheit gegen Habsburg und Monarchie waren, nicht umhin, aus Gründen der Vernunft die Monarchie der Nilpferdpeitsche Hitlers vorzuziehen. [...]
Unbekannt darf es nicht länger bleiben, daß der menschlich bedauernswerte, politisch keineswegs zu entschuldigende Kanzler Schuschnigg das hartnäckige Hindernis auf dem Wege Österreichs zur Monarchie war. Die Kompromiß-Katholiken, die »Brückenbauer«, wie man sie in den legitimistischen Kreisen nannte, waren die Gegner Ottos — nicht etwa, wie die Fanatiker der Schablone glauben wollen, seine Förderer. Wen das »Heil Hitler!« des Wiener Kardinals überrascht hat, der hat Österreich niemals wirklich gekannt. [...] Dieser »Christliche Ständestaat«, samt seinem Taufpaten Innitzer, war keineswegs der »reaktionäre« Verbündete Habsburgs, sondern dessen Feind. Der gesunde Instinkt des Volkes sprach nicht nur gegen das Hakenkreuz, sondern auch gegen das Rot-Weiß-Rot der falschen Christen; weit eher — um ganz vorsichtig zu sein und nicht in den Verdacht der Voreingenommenheit zu geraten — für die Krone.
[...]

505 Joseph Roth

Die Hinrichtung Österreichs.

In: Pariser Tageszeitung. Nr. 941 (11. 3. 1939), S. 2.
JRW 4, S. 765—768

In diesem Beitrag, der zweieinhalb Monate vor Roths Tod, anläßlich des Jahrestages der Annexion, geschrieben wurde, versucht er, ihre Ursachen historisch zu ergründen:

[...] Um den Sturz Österreichs zu erklären, genügt es eben nicht, die Fehltritte aufzuzählen, die es vorher begangen hat: sondern die konstitutionell bedingt gewesene Bereitschaft aller Regierungen zu einem offenen oder verhüllten »Anschluß«, vom ersten Tag der Republik an bis zum letzten des Christlichen Ständestaates, nachzuweisen. Eine konstitutionelle Bedingtheit übrigens, die sich aus den Irrtümern der *alten* Monarchie noch herleitet und die in der Hauptsache darin bestanden haben, innerhalb eines großen Reiches von sechzehn Nationen die deutschsprachigen Österreicher als eine Art von dominierendem »Staatsvolk« gelten zu lassen. Großdeutsche Professoren wilhelminischer Gesinnung, und beinahe auch wilhelminischen Aussehens, hielten die wichtigsten Lehrstühle der österreichischen Hochschulen besetzt und lehrten dort den Made-in-Germany-Hochmut, der nach Sedan sich anschickte, in der Welt zu grassieren. [...] Tatsache ist, daß, je mehr die deutschen Österreicher zu Wilhelm II. tendierten, sich die anderen Völker der Monarchie zu einer staatlichen Selbständigkeit drängten. Die Krone

liebten sie. Die Pickelhaube haßten sie. Kaiser Karl war zu spät und in der unglücklichen Phase des Krieges auf den Thron gestiegen. »Schulter an Schulter« mit der Hybris der Deutschen gingen die makabre Sterilität, die präponderante Leichtfertigkeit und das deutsche Turnvatertum Österreichs unter.
[...]
Nun erbten die Kinder des geistigen Turnvaters Hegel die kleine Republik, und ihrer Tradition gemäß war ihnen nichts so dringlich wie der Anschluß an das endlich kaiserlos gewordene Deutschland. Sie verwechselten Kaiserlosigkeit mit Republik. Genauso simpel wie die nationalistische Auffassung, daß »Blut zu Blut« gehöre. [...]
[...]
Seitdem fließt viel Blut in Österreich, deutsches und anderes. Von Berchtesgaden führt eine einzige Blutspur nach Österreich.
Die historische Schuld daran ist alt. Die moralische ist jünger. Man darf nicht jene über dieser übersehen, wenn man die Vergewaltigung Österreichs verstehen will. Alle Schuld ist tiefer und früher gelegen, als es der »Aktualitätssinn« ahnt.

Noch zu dieser Zeit war Roth politisch für Österreich tätig. Seiner Übersetzerin Blanche Gidon schreibt er mit Poststempel vom 11. März 1939 — im letzten in der Briefausgabe wiedergegebenen Brief —, daß er »seit 3 Tagen in 6 Versammlungen der Österreicher spreche« (JRB, S. 527).

*

Die Reaktion der meisten seiner Freunde und Bekannten auf Roths Habsburger Legitimismus und Katholizismus läßt Ablehnung erkennen. Klaus Mann berichtet in seiner Autobiographie »Der Wendepunkt« von Roths »bizarren politischen Theorien«:

Klaus Mann *506*

Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht.
[Frankfurt a. M.:] S. Fischer 1952. 551 S., 1 Titelbild

Die Rettung Europas — Joseph Roth zufolge — konnte nur vom Hause Habsburg kommen, eine andere Hoffnung gab es nicht. Säße erst wieder die gesalbte Majestät in der Wiener Hofburg, so würde noch alles gut: das Regiment des »Antichrist« wäre vorüber. Während der Dichter dergleichen auseinandersetzte, konsumierte er erstaunliche Mengen äußerst konzentrierten Alkohols; in meiner Erinnerung waren es meist Getränke von ungewöhnlich dunkler, bräunlichtrüber Färbung und geradezu diabolischer Intensität, die unser Freund aus kleinen Gläsern schlürfte.
Seite 330

Diejenigen seiner Freunde, die sich um Verständnis bemühten, sahen die Ursache in seiner dichterischen Erfindung:

Hermann Kesten:

Aber schreibend verliebte sich Roth in diese verdammte und tote Welt. Als er schon den halben »Radetzkymarsch« geschrieben hatte, beschloß er erst, auf eine Anregung seines Freundes und Verlegers Walter Landauer hin, den Kaiser Franz Joseph im Roman auftreten zu lassen. Schreibend wurde er ein Monarchist, abhängig so, nach dem Wort Goethes, von den Figuren, die er schuf. Schreibend wurde Roth fromm. Da er glauben wollte, war er — vielleicht — gläubig. In einem neuen Habsburger Reich, innerhalb der katholischen Kirche, glaubte er die Ordnung und die Humanität und die Rettung vor der neuen Barbarei und dem alten Chaos, vor Teufel und Antichrist zu finden.
Hermann Kesten: Der Mensch Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 15—26, hier S. 22

Ähnlich Rudolf Leonhard:

Zweifellos war es die dichterische Erfindung, die dichterische Bindung, die dann aus dem Liebhaber und Verteidiger der Ostjuden den aktiven und militanten Katholiken, aus dem Genossen der linken Schriftsteller, der dem Schicksal, als Kulturbolschewik zu gelten, auch willentlich nicht entging, den Monarchisten — oder sein wir genau: den Habsburger Legitimisten — machte. Was war da geschehn? Er hatte ein herrliches Buch geschrieben, das eigentlich mit dem Österreich der Habsburger, auf eine gerechte und geschichtlichen Verläufen gegenüber unvoreingenommene Art, endgültig abrechnet. Dabei hat er sich, wie es dem Schriftsteller gehn muss, in sein Sujet verliebt (ich kenne sozialistische Romanciers, denen die Liebe zur grossen geschichtlichen Leistung des Kapitalismus nach Abschluss ihrer Bücher gefährlich geworden ist; und selbst über die Nationalsozialisten kann man keinen Roman schreiben, ohne wenigstens für die so grauenvoll Verführten eine starke mitleidige Sympathie zu haben [. . .] Die Liebe zum Sujet, zum Habsburger Objekt, fixierte sich aber bei Roth; er war in eine Welt eingedrungen, als Beschauer, als Kritiker, er wollte nun in ihr bleiben, er verhaftete sich ihr. Er blieb Legitimist; oder er spielte die Rolle des Legitimisten, mit allen Erfordernissen des ernst genommnen Spiels. Jedenfalls habe ich ihn von seinem Legitimismus nie ohne ein mehr oder minder kleines Lächeln sprechen sehn; auch wenn er von geheimnisvollen Propagandareisen und Putschplänen berichtete, lächelte er versteckt; sogar als er erzählte, er sei nun mit seinem Kaiser Otto böse, weil der nicht, wie er, Roth, es wollte, die Arbeiter bewaffnet habe, war noch ein ganz kleines Lächeln da. [. . .]
Rudolf Leonhard: Geschichten vom Joseph Roth. In: Die neue Weltbühne. 35 (1939), 25, S. 792—794, hier S. 793f. — Siehe auch Kat.Nr. 539

Hans Natonek 507

Die Legende Roth.
In: Die Österreichische Post. 1 (1939), 13/14, S. 3—4.

Roth, den Legitimisten, betrachten, bedeutet drei profunde, unterirdische Gebiete der Dichtung und Geschichte berühren: die Legende, die Romantik und die Rolle des unpolitischen Dichters in der Politik. (Sie seien hier nur aphoristisch gestreift.)
Man kann den »Radetzkymarsch« und die »Kapuzinergruft« wenden wie man will, es wird dabei kein Programm und keine Tendenzdichtung herauskommen. Wohl ein Traum, Traum eines menschenwürdigen Reichs und einer Ordnung, eine Verliebtheit und eine Liebe, ein bis zum Eigensinn und bis zur Leidenschaft getriebenes Spiel.
Als echter Romantiker hat er rückwärts gelebt, »à la recherche du temps perdu«; er marschierte, taumelte in eine bessere Vergangenheit zurück (die er aus eigener Anschauung kaum kannte); er beschwor den Schatten Vorkriegsösterreichs und seines Kaisers und hielt ihm in kindlicher Sohnesliebe die Treue. Einmal verliebt in den österreichischen Traum, lebte er ihn in der Dichtung und in der persönlichen Gestalt, im Geist und im Fleisch, wie ein Liebender seine Liebe erlebt; wie ein Romantiker Traum und Wirklichkeit nicht mehr unterscheidet. Gelebter Traum und gelebte Dichtung — das ist Legende. Wenn man will, nenne man es »Legitimismus«. Was liegt an Worten. Im Grunde ist Roths gelebte und gedichtete Legende politisch unbenennbar und unbenützbar. Wenn Antilegitimisten die Dummheit begehen, auf seinem Grabe eine andere Fahne aufzupflanzen, wenn sie den toten Dichter für eine andere »Richtung« beanspruchen, — an dieser Stelle soll sich ein so barbarisches Missverständnis nicht wiederholen. So viel Respekt müsste sogar ein politischer Mensch aufbringen.

[...]
Aber ebenso, wie in Roths Habsburg-Romanen eine Abrechnung mit den Mängeln der Vorkriegsmonarchie fehlt, ebenso fehlt in ihnen ein Programm des künftigen Oesterreich. Roths tiefe Dichterweisheit beschränkte sich auf die Legende. Alle politische Zukunfts-Aktualität ist vermieden. Es ist nicht seine Schuld, wenn man seine schöne, gute Legende, so oder so, politisiert. An diesem farbigen Gemälde mit den verschwimmenden Konturen ist nichts zu ändern. Er hatte nichts dagegen, als Legitimist zu leben und zu sterben. Er legte keinen Wert auf ein Willensvermächtnis, in keiner Beziehung, auch nicht in religiöser. Er war so, wie er gelebt und gedichtet hatte, legendär, ungewiss, schwer zu begreifen und gar nicht einzureihen. Er akzeptierte die Rolle, die nicht er, die ihn erwählt hatte und spielte sie bis zu Ende. Daran nachträglich, nach Schluss des Spiels, etwas ändern zu wollen, wäre nicht anständig.
Er war bei allem Rausch viel zu gescheit und nüchtern, um in der Ohn-

macht der Emigration politische Projekte zu entwerfen. Es gibt bei ihm keine politischen Entwürfe, wie eine wiederhergestellte Habsburgmonarchie aussehen werde. Er träumte die Wiederherstellung eines menschenwürdigen Reichs, in dem die Idee Oesterreich, die übernational, humanistisch und katholisch sein wird, sich entfalten kann, und in dem, nicht zu übersehen, der Dichter Joseph Roth leben kann, reich an den ihm gebührenden Ehren und Gütern und so frei, wie ein Dichter sein muss, um atmen und schaffen zu können. Wenn das ein legitimistisches Programm ist, so mag Roth als Legitimist gelten. Sicher ist, dass Habsburg, durch Leid und Erfahrung hindurchgegangen, ganz anders ist als das Habsburg von 1914. Das übersehen die Gegner.
Es kann aus Roths österreichischer Legende Wirklichkeit werden. (Die Legende ist häufig das Vorstadium der Geschichte, und sie ist das, was von ihr übrigbleibt.) Ob sie Wirklichkeit wird oder nicht, liegt nicht an ihren Interpreten, die nun an dem Reglosen herumzerren. Das liegt viel tiefer, in unzugänglichen Schichten der Historie. Ebenso liegt die Wirklichkeit des Dichters Roth tief gebettet in der legendenhaften Gestalt, die politisch nicht einzureihen ist, so wenig wie Kleist, Grillparzer oder Fontane. Halten wir uns an die schlichte Gewissheit, dass Roth ein österreichischer Dichter war, jüdischer Herkunft, christgläubig, gesegnet mit dem Adel deutscher Sprache. Das ist genug. Das ist sehr viel. Es war mehr, als Joseph Roth verarbeiten und bewältigen konnte.

Am schärfsten und illusionslosesten sieht wohl die Lebensgefährtin Irmgard Keun:

Er schrieb an einem Roman aus dem alten Österreich. Wie viele seiner Bücher war auch dieses Buch von einer fast beklemmenden stilistischen Abgeklärtheit, mit halb gestorbenen, dunkel bewegten Menschen — lebendigen Schatten oder schattenhaft Lebendigen im erbarmungslosen Licht unerbittlicher Wahrheiten. Und über allem die zu Eis erstarrte Luft letzter Hoffnungslosigkeit, die noch hinter der Verzweiflung liegt.
In seinen Büchern versenkte Roth sich gern in die Welt der alten österreichischen Monarchie — in eine Welt, von der er mit verzweifelter Anstrengung und Inbrunst glauben wollte, daß sie ihm — zumindest früher einmal — Heimat des Denkens und des Fühlens war. Doch er wußte, daß er ewig heimatlos war und sein würde. Alles, was seinem Wesen nahe kam — Menschen, Dinge, Ideen —, erkannte er bis in die verborgenste Unzulänglichkeit hinein und bis in jene Kälte, die auch den lebendigsten wärmsten Atem einmal erstarren macht. So suchte er denn nach Welten, die ihm wesensfremd waren und von denen er hoffte, daß sie ihm unerkennbar und wärmend bleiben würden. Doch was seiner rastlos schaffenden Phantasie gelang, zerstörte ihm immer wieder sein bitterböser unerbittlicher Verstand. Er hätte den Teufel gesegnet und Gott genannt, wenn er ihm geholfen hätte, an ihn zu glauben.

Irmgard Keun: Bilder und Gedichte aus der Emigration. Köln 1947, S. 18. — Siehe auch Kat.Nr. 417

Rudolf Olden nimmt Roths Utopie in Schutz:

[...]

Ich möchte ein paar Worte zu der Wandlung sagen, die Josephus, aber wahrlich nicht er allein, erfahren hat. Das Glück wurde mir zuteil, noch wenige Monate vor seinem Tod, einige Abende mit ihm in Paris, im Café Tournon, zusammen zu sein. Und siehe da, wir verstanden uns politisch ausgezeichnet, obwohl ich nicht auf seine Glaubenssätze schwöre. Aber im Grund stimmten wir gut überein, in der Sehnsucht nämlich nach jenem »Reich«, mag es nun das Römisch-Deutsche oder anders heissen: nach dem Reich der Toleranz, der Nächstenhilfe und Menschenliebe, des Stolzes und der Ritterlichkeit, das wohl nie ganz ein Reich der Wirklichkeit war, aber doch einmal der Wirklichkeit weit näher, als es das jetzige ist, wie eben ein Reich der Aristokraten sich unterscheidet von dem der preussischen Drill-Sergeanten, wobei es wenig ausmacht, dass ein Dutzend bayrische Schinder unter sie gemischt worden sind.

Dogmatische Federfuchser haben von Zeit zu Zeit den Drang gefühlt, den Dichter Joseph Roth zu rüffeln, weil er sein Antlitz der Vergangenheit zuwandte. Sie haben ihn auch moniert, weil die Schilderung, die er von der alten Monarchie entwarf, keine photographische Treue besitze. Sie wollten nicht verstehen, dass das, wovon er erzählte, zukünftig gemeint war, auch wenn es die Namen und äusseren Male der Vergangenheit trug. Politik, also Ermahnung und Versuch der Gestaltung der Zukunft, birgt immer das Element des Utopischen in sich. Gewiss nicht am wenigsten utopisch ist das Paradies, das mit Zahlen errechnet wird. Das Bild, das Roth mit den Augen der Seele ersah, zog die menschlichen Schwächen in Betracht, und also war es nicht so sehr von den Gegebenheiten der Realität entfernt. Im übrigen aber trug es die Züge der Güte und Wärme, des Mitleids mit der Kreatur und des Vertrauens auf Gott. Seine Utopie zeugte von den Eigenschaften, die seinem eigenen Wesen innewohnten, und also war sie edler und liebenswerter, als manche anderen Utopien sind.

Rudolf Olden: In memoriam Joseph Roth. In: Das Neue Tage-Buch. 7 (1939), 23, S. 545. — Siehe auch Kat.Nr. 92

Rudolf Olden

Geb. am 14. 1. 1885 in Stettin. Jurist und Journalist. Nach dem 1. Weltkrieg in Wien. Mitarbeit an den Tageszeitungen »Der Friede« und »Der Neue Tag«. Geht Mitte der zwanziger Jahre als politischer Leitartikler an das »Berliner Tageblatt«. Hauptverteidiger im Hochverratsprozeß gegen Carl von Ossietzky. Ins Exil 1933, seit 1934 in England. Sekretär des deutschen PEN-Clubs im Exil von dessen Gründung um die Jahreswende

1933/34 bis 1940. 1936 bis 1940 Vorlesungen u. a. an der Oxford University und der London School of Economics.
Publiziert u. a. Stresemann. Berlin 1929. — Hindenburg oder der Geist der preußischen Armee. Paris 1935. — Hitler. Amsterdam 1935. — The history of liberty in Germany. London 1939. — Is Germany a hopeless case? London 1940. — Herausgeber von: Das Schwarzbuch. Tatsachen und Dokumente. Die Lage der Juden in Deutschland 1933. Paris 1934. — Ertrinkt nach Torpedierung des Schiffes »City of Benares«, mit dem er nach den USA weiterwandern wollte, am 17. 9. 1940.
Siehe auch Kat.Nr. 96.

Tod

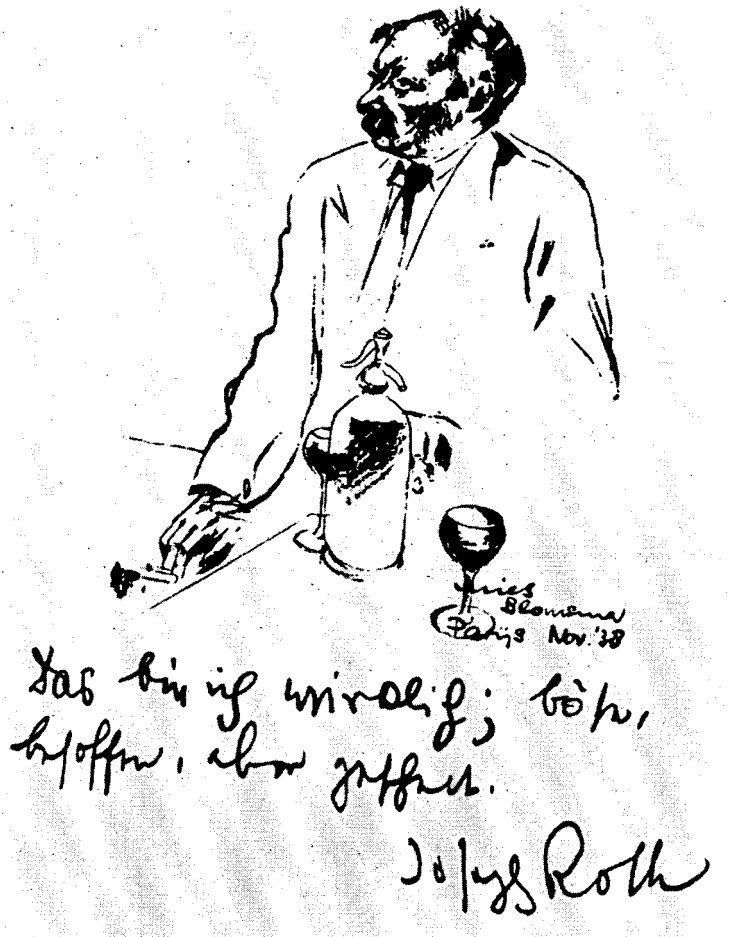
»Die Legende vom heiligen Trinker«

Nach Roths Rückkehr aus Amsterdam im Spätherbst 1938 verschlechterte sich sein Gesundheitszustand zunehmend. Hans Siemsen berichtet, daß er einen Herzinfarkt erlitten habe. Kaum verläßt er noch das Hôtel de la Poste.

508 **Joseph Roth im Café**
Abb. 75 Zeichnung. Paris, November 1938. Von Mies Blomsma.
Geschenk: WDR

509 **Joseph Roth**
Entwürfe, Bruchstücke und Notizen vom 1. 1. 1939—21. 5. 1939.
Manuskript, 1939. 9 Bl.
Kopie. — Original: LBI

[. . .]
Joseph Roth.
Tagebuch eines Schwarz-Gelben.
Am 1. Januar 1939.
Verdrossen, um nicht zu sagen: grießgrämig beginne ich dieses Jahr. Ich wünschte mir, ich könnte zumindest traurig sein. Aber auch die Trauer scheint gestorben, der Freude ins [Der Text bricht hier ab.]
[. . .]



75. Joseph Roth im Café. Zeichnung von Mies Blomsma. Paris, November 1938

510 **Joseph Roth und Klaus Dohrn. Café Tournon**
Zeichnung. 1939. Von Bil Spira.
Vorlage: Bronsen, Bildteil.

Über seine letzte Begegnung mit Roth berichtet Hermann Kesten:

Zehn Tage vor seinem Tode sah ich ihn das letzte Mal. Am frühen Abend war ich in Paris angekommen. Mein erster Gang aus dem Hotel galt ihm. Es war so angenehm, so heimatlich, zu ihm zu gehen. Obwohl ich an seinem Tisch in Berlin und Nizza, in Brüssel und Amsterdam, in Ostende und Marseille gesessen war, schien mir Roth zu Paris zu gehören. Hier, wenn überhaupt, war er zu Hause.
[...] »Was schreiben Sie?« fragte ich. Und er erzählte mir seine letzte Novelle, die er eben zu Ende geschrieben, die »Legende vom seligen Trinker«, wie man unter Literaten erzählt, mehr das Technische als den Inhalt, mehr die Bezüge und Kunstgriffe als die »schönen Stellen«.
»Ist das nicht hübsch?« fragte er und strich sich das blonde, struppige Schnurrbärtchen, das er in den letzten Jahren trug und sah mich mit den trübblauen Augen melancholisch-freundlich an und trank langsam einen Schluck und wiederholte: »Ist das nicht hübsch?«
Ich lächelte und sagte: »Hm! Ein wenig Kleist, die Trinkeranekdote und auch Tolstoj?«
»Eher Tolstoj!« sagte er und lächelte sanft und trunken. Und sagte: »Die Geschichte wird Ihnen gefallen.«
Hermann Kesten: Der Mensch Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 15—26, hier S. 24—26

511 **Joseph Roth**
Die Legende vom heiligen Trinker.
(Amsterdam:) Allert de Lange (1939). 108 S.
JRW 3, S. 229—257
Teildruck u. d. T.:
Das Ende der Legende vom heiligen Trinker.
In: Das Neue Tage-Buch. 7 (1939), 24, S. 570—571.

512 **Joseph Roth**
Die Legende vom heiligen Trinker.
[Als Fortsetzungsroman in 7 Folgen.]
In: Neue Volkszeitung. 13 (1944), 47—14 (1945), 2.

Joseph Roth *513*

Die Legende vom heiligen Trinker. (2. Aufl.)
(Amsterdam:) Allert de Lange (1949). 109 S.

Rudolf Olden *514*

Letzte Gabe.
In: Das Neue Tage-Buch. 7 (1939), 33, S. 790.

Es ist ein teures Vermächtnis, das der Verlag Allert de Lange übernommen hat und das er uns jetzt weitergibt: das letzte epische Werk, das *Joseph Roth* vollendet hat, ehe er uns verließ, eine Novelle, ein kleines Büchlein von nur hundert Seiten, »*Die Legende vom heiligen Trinker*«. Es ist zart in weiß gebunden, mit einem blaßblauen Bildchen der kleinen heiligen Therese geschmückt, die darin eine bedeutsame Rolle spielt, und von einem Karton verhüllt. Man empfindet ein Gefühl des Danks für den Verleger, ehe man noch gelesen hat.
Welche Freude aber, zu lesen! Das ist, nun zum Ende, noch einmal ganz Joseph Roth, unser Freund, fromm, sanft und listig, der unschuldige Kinderglaube, der aus dem Schmutz, aus dem Elend, aus der Verkommenheit blüht. Es ist so bitter-süß, wie nur manchmal seltene Früchte schmecken. Aus der Bitterkeit des Lebens der wahrhaft Verlorenen erwächst die Süße des Wunders und der zuversichtlichen Hoffnung.
[...]
Das ist nun die letzte Gabe unseres Freundes Joseph Roth an die Welt und an die, die ihn liebten, aber es ist auch eines seiner schönsten Bücher. So wehmütig es stimmt, dies bitter-süße Gedicht in Prosa zu lesen, so ist es doch auch tröstlich, zu sehen, daß ihm zum Schluß noch eine Arbeit so vollkommen gelungen ist, ein so einfaches und reines und schönes Werk. Wir wissen auch, daß er das gewußt hat.
Am Ende des schönen Büchleins hat er noch einen Wunsch ausgesprochen: »Gebe Gott uns allen, uns Trinkern, einen so leichten und so schönen Tod!« Das ist nur ein paar Wochen zuvor gedacht und niedergeschrieben, ehe er dahinging. Ich glaube, man kann wohl sagen, daß Gott ihm seinen letzten Wunsch erfüllt hat.

Hans Natonek *515*

Vom sterbenden Trinker.
In: Die neue Weltbühne. 35 (1939), 32, S. 1013.

Als Roth seine »Legende vom heiligen Trinker« schrieb (Verlag Allert de Lange, Amsterdam), war er bereits in der Euphorie des Versinkenden. Er hat dafür ein Gleichnis gefunden, zart, ironisch, durchsichtig. Es ist eine

bewundernswerte Leistung, den eigenen Verfall so zu sublimieren, die Umrisse eines Schattens so nachzuzeichnen. Man wird an dieser transfigurierten Selbstdarstellung das Wesen und die Kunst Josef Roths studieren (und das dämonologische Wesen des Kunstwerks überhaupt).
Das Buch vom sterbenden Trinker ist Róths letzte größere Arbeit. Er hat diese Erzählung etwa im April geschrieben, vor sich das ständig aufgefüllte Glas, um sich die debattierenden Freunde, die ihn nicht störten, und ringsum Paris, die geliebte Stadt. Ende Mai starb er.
[...]
Roths Legende ist ein kleines Wunder-Werk, nicht etwa an dichterischer Weite und Größe, sondern in der Umgestaltung seines Schicksals, der eigenen Trinker-Problematik mit ihrer Gläubigkeit, die proportional mit der Zerstörung wächst. [...]
Ein wundersames Werk der Spiegelung, voll hintergründiger, urpersönlicher Beziehungen, die zu einer heiteren, gültigen Einfalt verschmolzen werden. In diesen wenigen Seiten erfahren wir viel mehr als die skurrile Geschichte eines obdachlosen Trinkers; in dieser Legende ist Roths tiefe Gläubigkeit, aber auch sein bitteres Schuldgefühl. Es liegt in diesem Miniatur-Werk die Dankbarkeit, daß ihm das Wunder geschah, nicht schon viel früher zu enden.

516 Hermann Kesten

Joseph Roth: Die Legende vom heiligen Trinker.
In: Maß und Wert. 3 (1939/40), 1, S. 131—139.

Im Gewand einer Wundererzählung spottet »Die Legende vom heiligen Trinker« der Wunder und des Wunderglaubens. Diese Legende ist eine witzige Parodie eines verzweifelten — und inmitten seiner Verzweiflung sich erheiternden — Rationalisten. Sie parodiert sowohl die Erbärmlichkeit dessen, was heutzutage Menschen unter »Wundern« sich vorstellen, als auch die klappernde Mechanik der frommen Wunder, die Roth so sieht, als glichen sie den sogenannten ›technischen Wundern‹ von gestern, etwa der Petroleumlampe oder dem Edisonphonographen und ähnlichen, endlich erfüllten Menschheitsträumen, mitsamt ihrer erhabenen und verstaubten Lächerlichkeit.
[...]
Warum aber, wird man fragen, heißt Roth diesen sanften Mörder und trägen Trinker »heilig«? Andreas heißt so, weil er unverbesserlich und im Kern inkorruptibel ist, weil er nur zu vernichten, aber nicht zu bekehren, nicht zu retten ist. Diese Unveränderlichkeit, diesen dauerhaften Trotz heißt Roth heilig. Das ist der stärkste antikatholische Zug in dieser Legende.
[...]
Seite 131 und Seite 134

»Die Legende vom heiligen Trinker« betrachtete Roth selbst als sein letztes Werk. Danach werde er aufhören zu schreiben. Von Todesahnungen erfüllt, bemühte er sich nicht mehr um ein »Affidavit«, um — wie viele seiner Freunde und Bekannten — aus dem gefährdeten Frankreich in die Vereinigten Staaten übersiedeln zu können, obwohl ihn ein amerikanisches Komitee unter Eleanor Roosevelt dazu eingeladen hatte und auch eine Einladung von Dorothy Thompson, der amerikanischen PEN-Präsidentin, vorlag, am Internationalen PEN-Kongreß vom 8. bis 10. Mai 1939 in New York als Ehrengast teilzunehmen (Dorothy Thompson an JR. The P.E.N. Club American Center, 21. 1. 1939. — JRB, S. 526f.)

Joseph Roth *517*

Beim Uhrmacher.

Typoskript. 3 Bl.

Kopie. — Original: LBI

Veröffentlicht in: Pariser Tageszeitung. Nr. 960 (2./3. 4. 1939), S. 3.

JRW 4, S. 893—895

[...] heute noch, wenn ich auf den hurtigen Kreislauf des Sekundenzeigers meiner Uhr sehe, merke ich mit kindischer Erschütterung jene unbestimmbare, längst geahnte Beziehung zwischen der Schnelligkeit der Zeit und der Promptheit des Todes. Und der längst erfüllte Wunsch meiner Jugend, die Zeit messen zu können, weicht einem neuen, nichts mehr von ihr zu wissen. Ist es schon die Wiederkehr jenes alten Heimwehs nach dem Friedhof? Ein müßiges metaphysisches Spiel aus müßigem Anlaß? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß die Holzwürmer genauso ticken wie die Uhren — und daß Holzwürmer in Särgen wohnen.

Blanche Gidon, Roths französische Übersetzerin, erinnert sich an ihre letzte Begegnung, wenige Tage vor seinem Tod:

B[lanche] Gidon *518*

Die Kapuzinergruft. Eine Einführung. (Aus d. Franz. übers. von Noa Elisabeth Kiepenheuer.)

In: Joseph Roth. Leben und Werk. Ein Gedächtnisbuch. (Gesammelt, ausgew. u. hrsg. von Hermann Linden.)

Köln, Hagen: Kiepenheuer 1949, S. 195—206.

Am 18. Mai 1939, einem Donnerstag, an Himmelfahrt, rief mich ein Rohrpostbrief zu Joseph Roth. Ein kleines Wort, wie er es mir oft sandte. Ich ging sogleich zu ihm. Ich ahnte, daß er mich nur um eine Gefäl-

ligkeit für einen Landsmann bitten würde, verbannt wie er, unglücklicher als er. Und so war es auch. Ich weiß nicht mehr genau, worum es sich handelte, aber an alle übrigen Einzelheiten unserer Zusammenkunft entsinne ich mich gut. An jenem Nachmittag traf ich Roth im Café des kleinen Hotels in der Rue de Tournon an, in nächster Nähe des Senats, wo er die letzten Monate eines bis dahin unsteten Daseins verbracht hat. Er saß an einem Marmortisch auf der Bank neben dem Fenster; wie es seine Gewohnheit war, hatte er Stöße von Papieren um sich ausgebreitet, scheinbar kunterbunt, in Wirklichkeit aber genau geordnet: Artikel für Emigranten-Zeitungen, an denen er mit peinlicher Sorgfalt arbeitete und von denen jeder einzelne ein kleines Meisterwerk in Bezug auf Gründlichkeit, Gefühl und Stil war. Vor sich ein halbgeleertes Glas. Einige aufeinander gesetzte Untertassen. Zu viele Untertassen. Als er mich eintreten sah, erhob er sich wie immer ein wenig lässig, formell und nach dem Handkuß, den ein Österreicher nie versäumt, überließ er mir die Bank und nahm mir gegenüber Platz. [. . .]
[. . .] Er sagte zu mir: »Ich bin sehr krank, lieber Freund. Lieber Freund.« Er wandte die männliche Form des Wortes an, wie auch oft in seinen Briefen, um die Art der Freundschaft, die sich nach und nach zwischen uns gebildet hatte, hervorzuheben. »Ich bin sehr krank. Im November werden Sie auf meine Beerdigung gehen.« [. . .]
Seite 195 und Seite 197

519 Blanche Gidon

Photographie. Um 1934.
Vorlage: Bronsen, Bildteil.

Blanche Gidon
Geb. 1883. Übersetzerin. Verheiratet mit Ferdinand Gidon (gest. 1954), Professor für Histologie an der Ecole de Médecine de Caen. In ihrem Haus in der Rue des Martyrs in Paris lernte Roth u. a. Gabriel Marcel kennen. B. Gidon verwahrte während des 2. Weltkriegs Roths Nachlaß in ihrem Keller. — Übersetzungen: u. a. Werke von E. T. A. Hoffmann, Gottfried Keller, Bruno Frank, Hermann Kesten, René Schickele und Arnold Zweig, später Heinrich Böll. Sie hat einen beträchtlichen Teil der Werke Roths ins Französische übersetzt. Lebt in Hyères (?).

Schon am 18. August 1937 hatte Roth in äußerster Verzweiflung an Stefan Zweig geschrieben:

520 Joseph Roth an Stefan Zweig

Brief. 18. 8. 1937.
Kopie. — Vorlage: K&W
JRB S. 505—506

[. . .] Ich werde ja doch daran krepieren, an diesem Gemansch von Hirn, Hand, Bettel, Vorschuß, gewissenloses Garantieren für Wechsel, die mein Kopf nicht sicher einlösen kann — — und alles vergebens, ohne Leser, ohne den Glauben, der von außen kommt, Echo auf den innern. Ich spüre, wie ich mich immer wieder gewaltsam, moralisch und physisch regenerieren muß, zwei Monate ist Gesundheit da, dann wüstestes Befinden, Angst und Irrsinn, Beklemmung, Herzweh, Finsternis. Zwei, drei wichtige Katastrophen, innere, der Tod eines Nahen, und man ist erledigt. [. . .]

Einstimmig berichten die Freunde, daß es die Nachricht vom Selbstmord Ernst Tollers am 10. Mai 1939 in New York war — »der Tod eines Nahen« — die bei Roth den psychischen Schock hervorrief, von dem er nicht mehr genesen sollte.

Ludwig Marcuse:

In Paris las Joseph Roth die schlimme Nachricht, im Hôtel de la Poste, dem kleinen Bistro neben dem Luxembourg. Er schrie auf: »Das hättest du nicht tun sollen!« Einige Stunden später starb er im Armen-Spital. Sein Tod war eine langsamere, subtilere, weniger wütende, passivere Selbstzerstörung gewesen: er hatte sich zunichte getrunken. Aber beide gingen an der einen Krankheit zugrunde: dem Mangel an Zukunft. Die Gegenwart war so aufdringlich geworden, daß selbst der Legenden-Dichter Roth sich nicht mehr in Worte einkapseln konnte.
Ludwig Marcuse: Mein zwanzigstes Jahrhundert. München 1960. S. 255. — Siehe auch Kat.Nr. 185

Ausführlicher berichtet Hans Natonek in seinem Nachruf:

Samstag vor Pfingsten starb Joseph Roth, in einem winzigen Zimmerchen des pariser Hospitals Necker. Er starb seinen Tod, delirierend, fiebernd, einsam und tapfer. Er ging aus diesem leuchtenden Frühling fort, den er, der herbstlich versunkene Mensch, nicht mehr liebte, und dessen starkes Licht seinen ewig wunden Augen weh tat. Ihm graute — er sagte es, bevor er starb — vor der Einsamkeitstrauer des Doppelfeiertags; so entging er ihm zuletzt. Er wußte, daß er nirgendwo anders sterben werde als in seinem geliebten Paris. »Hier«, sagte er häufig, »hier sterben an dieser Ecke, an diesem Caféhausfenster.« Kein amerikanisches »Affidavit« — ein Wort, über das sich sein grimmiger Spott ergoß — hätte ihn aus seiner Ecke weglocken können. Er wollte nicht ins Krankenhaus, als er in seinem kleinen Café, in dem er seit vielen Jahren lebte, zusammenbrach. [. . .] So, wie er sich gesträubt hatte, das stürzende alte Hotel gegenüber zu verlassen, so weigerte er sich jetzt, als man ihn vom Caféhausboden aufhob, ins Krankenhaus zu fahren. Er wollte nicht fort aus seinem Leben, dessen Einsturz er gewollt und gefördert hatte. Er blickte

sich um und suchte seinen alten, zerknüllten Hut und den unentbehrlichen Stock. Stock und Hut beweisen, daß er noch an das Leben glaubte, nicht an den Tod. [...]
Hans Natonek: Joseph Roth. In: Die neue Weltbühne. 35 (1939), 22, S. 680–683, hier S. 680. — Siehe auch Kat.Nr. 533

Von Roths Sterben erzählt Hermann Kesten in seinem Roman »Die Zwillinge von Nürnberg«. Kesten hat seiner (freien) Darstellung die Berichte von Soma Morgenstern und Friderike Zweig zugrunde gelegt.

521 Hermann Kesten
Die Zwillinge von Nürnberg. Roman. Amsterdam: Querido 1947. 539 S.

[...] Wie er gestorben ist? Wie stirbt ein großer Mann? Er saß beim ersten Frühstück mit Rum und Kaffee, hier an diesem Tisch vor seinem Hotel und las in der Pariser Tageszeitung, daß sein Freund Ernst Toller in einem Neuyorker Hotel sich aufgehängt habe, und rutschte von seinem Stuhl auf die Straße herunter und blieb liegen, bis der Friseur gegenüber ihn sah, und weil er sein Freund war, herübersprang und ihm auf den Stuhl half. Die Wirtin, die trotz ihrer strengen Art und ihrem jungen Gatten den Roth von Herzen gern hatte, rief mich, und wir schafften ihn auf seine Kammer im zweiten Stock des Hotels de la Poste.
Er blieb aber mit dem Hut auf dem Kopf und den Mantel über die Schulter gehängt auf dem einzigen Stuhl in der Stube sitzen. Um keinen Preis wollte er ins Bett. Ich bin ein Soldat, sagte er, der im Stehen stirbt. Er hatte einer österreichischen Emigrantenzeitung einen Artikel über Stifter versprochen. ›Ich muß den Stifter schreiben‹, sagte er. Nach einer Weile erklärte er, es gehe ihm schon besser, und er ließ sich ins Café hinunterführen. Die Wirtin röstete ihm eine Scheibe Weißbrot, er tunkte das Brot in Rotwein, aber es schmeckte ihm nicht. Ihm war kalt, und ich ging auf sein Zimmer, seinen Mantel zu holen, und als ich wiederkam, lag Roth auf der Straße, bewußtlos.
Mit eines Doktors Hilfe schafften wir ihn in ein Krankenhaus in einer häßlichen Gegend, wo die Kranken starben, ohne ein Honorar zu zahlen.
[...]
Die Wärter fesselten ihn. Nun begann der schlecht gefesselte Dichter zu toben. Er schrie, auf seinem Bett sitze der Antichrist und mache Grimassen und verspreche ihm ein neues Leben und allen Reichtum der Welt, wenn er sich nur verkaufe. Es saß aber niemand auf dem Bett außer mir, und ich machte keine Grimassen, außer, daß mir die Tränen die Backen herunterliefen, und ich konnte vor Kummer kein Wort sagen. Die

Schwester aber steckte ihm ein Tuch in den Mund und ließ ihn für die Nacht allein, im Schweiß und Toben, und bei offenen Fenstern, und sie trieb mich aus dem Spital wie einen bösen Feind.
[...]
Als ich am andern Morgen in Roths Stube kam, fünf Minuten nach neun, war er schon tot.«
»Schrecklich!« sagte Alexander.
»Wieso?« fragte Volkmüller, bestellte eine dritte Flasche Mineralwasser und nahm eine neue Tablette ein. »Schlimmer ist, daß er ein so furchtbares Leben geführt hat. Aber das erzähle ich ein andermal. Und vielleicht war sein Leben gar nicht fürchterlich. Wer weiß, was ein anderer Mensch über sein eigenes Leben denkt. Bei einem großen Dichter sollte seine Meinung über das Leben freilich deutlich sein ... Nicht wahr? Oder zweifeln Sie daran, daß Joseph Roth der größte Dichter Österreichs zwischen den beiden Weltkriegen war?«
[...]
Seite 474f. und Seite 477

[...] Er wäre groß genug gewesen, den Untergang der Menschheit zu schildern. Es gibt keine Dichter mehr. Natürlich ist er zur rechten Zeit gestorben. Diesen Krieg wird keine Zivilisation überleben. Übrigbleiben werden nur die ›Dachauer‹ und die ›SS‹, die Schläger und die Geschlagenen. Die Freiheit geht kaputt. Staatsbeamte foltern die letzten Individuen zu Tod — aus Idealismus natürlich. Roth sah alles voraus und trank sich zu Tod, aus Verzweiflung.«
[...]
Seite 473

Irmgard Keun zu Roths Sterben:

Roth starb noch vor dem Krieg in Paris. Auch er hatte zuletzt nicht mehr gehaßt, sondern war nur noch traurig gewesen. Er hat nicht Selbstmord begangen, doch ein indirekter Selbstmord zumindest war auch sein Tod gewesen.
Irmgard Keun: Bilder und Gedichte aus der Emigration. Köln 1947, S. 20. — Siehe auch Kat.Nr. 417

st. fgl. [d. i. Stefan Fingal] *522*
Der letzte Weg.
In: Pariser Tageszeitung. Nr. 1010 (31. 5. 1939), S. 3.

Wir haben gestern Joseph Roth begraben. Viele Hunderte waren gekommen, Franzosen und Emigranten, Menschen aus allen Zonen, Menschen, sonst durch Welten und Anschauungen geschieden, waren geeint, im

Schmerz um dieses kostbare Leben, das ein Widersinn der Natur uns entriß.

Wir standen im Maiennachmittag an der Pforte des Friedhofes von Thiais und warteten auf den Wagen, der die Leiche barg. Langsam fuhr das Totenauto heran, gefolgt von einigen Automobilen, in denen Freunde Roths saßen, die die Leiche aus dem Hôpital Necker abgeholt hatten. Die schwarz-weiße Totenfahne wehte im Wind, der Wagen war geziert mit Blumenkreuzen und Blumenkronen, aus Rosen, Magnolien und Nelken. Langsam hielt das Auto an. Kanonikus Brenningmeyer, der Geistliche, segnete die Leiche und dann schritten wir durch den steinernen Wald des Friedhofes mit den weißen Kreuzen, aus denen Statuen aufragten von weinenden Madonnen, Christussen und Erzengeln in Marmor, Basalt und Alabaster.

Die Kastanienbäume am Wegrand wiegten ihre Blätterkronen im Wind, der die goldenen Pollen aus den Kranzblüten auf das Gold der Buchstaben streute und sich mit den Worten auf den bunten Schleifen vermählte. Da waren Schleifen in den Farben des alten Österreich, schwarz-gelb, eine davon trug die Aufschrift »Otto«, eine: »Bund der Österreicher«. Eine rot-weiß-rote Schleife zierte den mächtigen Kranz der »Liga für das geistige Österreich«, deren Mitgründer Joseph Roth war. Eine lila Schleife schmückte das Blumengewinde der »Pariser Tageszeitung« und trug die Worte: »Joseph Roth, unserem unvergeßlichen Freund und Mitkämpfer«. Der »Accueil Autrichien« sandte einen Kranz, von rot-weißroten Bändern umwunden, ebenso die »Österreichische Post«.

Eine Viertelstunde lang wandelten wir im Schatten der blühenden Bäume. Da lichtete sich der Wald der steinernen Madonnen und Kreuze, eine grüne Wiese lag vor uns, ein noch jungfräulicher Gottesacker. Dort war auch das Grab geschaufelt, es war noch leer.

Niemand sprach. Joseph Roth hatte diesen Wunsch geäußert, und es war schön, daß man ihn befolgte. Er bewunderte immer Clemenceau, der sich Grabreden in seinem Testament verbeten hatte. Kanonikus Brenningmeyer sprach die Totengebete, assistiert vom Kooperator Oesterreicher. Die Litaneien rannen wie linder Balsam in das Schluchzen der Frauen, die nun am offenen Grabe standen.

Dann hoben sie den Sarg und versenkten ihn. Wir gingen zum letzten Male an ihm vorbei, warfen einen letzten Blick auf den Sarg in hellem Holz mit goldenem Zierat, und streuten französische Erde auf den Sarg eines österreichischen Soldaten, der einer der größten deutschen Dichter der Gegenwart gewesen. Als wir vorbeigegangen waren an der offenen Gruft, welche die Arbeiter langsam zuschaufelten, da standen wir Hunderte ratlos in der Allee und blickten stumm in die sinkende Sonne des Maienabends in Thiais, als käme uns erst jetzt zum Bewußtsein, was wir an Joseph Roth verloren haben.

[...]

Ergänzend zu Stefan Fingal berichtet Bruno Frei:

Als er an einem sonnigen Maitag — schon nahten die apokalyptischen Reiter — zu Grabe getragen wurde, warf Kisch zum Ärgernis der ausgerückten Leibburschen die roten Nelken des SDS mit einem Grußwort in die offene Grube. Ich dachte an den melancholischen, aber selbstsicheren Gatten einer schönen Frau, der mir im Berlin der frühen Lehrjahre aus seiner Sammlung ein Taschenmesser mit Hornschale als Andenken zurückgelassen hatte. Mit leichtem Gepäck ließ Joseph Roth die Kleinbürgerlichkeit der Wilmersdorfer Wirtsfrau zurück, um die Welt zu erobern; in einem Pariser Armenhospital erlosch das unstete Leben eines Dichters, der die Spur verloren hatte, aber niemals aufgab.
Bruno Frei: Der Papiersäbel. Frankfurt a. M. 1972, S. 193. — Siehe auch Kat.Nr. 120

Karl Retzlaw schätzt die Zahl der Trauergäste bedeutend niedriger ein:

Mit Joseph Roth ging es nun auch rasch zu Ende. Der Tod Tollers warf ihn nieder. Im Grunde war auch der Tod Roths ein Selbstmord mit Alkohol. Zwischen dem Sterben Tollers und Roths lag nur eine Woche. Wir waren höchstens zwanzig Personen, die am 30. Mai 1939 um das offene Reihengrab Roths standen. Ich fuhr mit Bornstein den weiten Weg hinaus zum Friedhof von Thiais, einige hundert Meter vor dem Ort Orly, wo heute der große Flugplatz von Paris ist.
Es waren auch Manga Bell, Walter Mehring, Hertha Pauli am Grabe, und ich erinnere mich an zwei Österreicher, die einen Kranz niederlegten, auf dessen Schleife »Otto« stand.
Karl Retzlaw: Spartakus. Frankfurt a. M. 1972, S. 425. — Siehe auch Kat.Nr. 434

Joseph Roths Grabstein 1939—1970 *523*
Photographie.
Vorlage: Bronsen, Bildteil.

Joseph Roth *524*
Die Scholle.
In: Die Zukunft. 2 (1939), 24, S. 7.

Der Artikel erschien posthum mit folgender Vorbemerkung:

Wenige Wochen vor seinem Tode hat uns Joseph Roth den nachstehenden beziehungsreichen Beitrag übergeben, der um die Idee des Grabes in ferner Erde kreist.

»In memoriam Joseph Roth«

525 **John Bloomsbury**
Londoner Totenfeier.
In: Die neue Weltbühne. 35 (1939), 26, S. 824—826.

Bericht über die Totenfeier des Freien Deutschen Kulturbundes, London, für Joseph Roth und Ernst Toller:

Der »Freie Deutsche Kulturbund« in London hatte seine Mitglieder und Freunde zu einer Totenfeier gebeten. Wiederum folgten der Einladung so viele, dass lange vor Beginn die Tore wegen Überfüllung geschlossen werden mussten (obwohl die Conway Hall tausend Menschen fasst).
Das Brahms-Intermezzo, »Rückblick«, meisterhaft gespielt von Franz Osborn, leitete den Abend ein. Dann folgte eine Gedenkrede Stefan Zweigs für Joseph Roth. [...]
Paul Demel — den Freunden des Kulturbundes kein Fremder mehr, seitdem er (unter der Regie Heinrich Fischers) den Lehrer in Bert Brechts »Spitzel« gespielt hat, las aus dem »Radetzkymarsch« jene Abschnitte, die die Zerrissenheit Österreichs zur Todesstunde des Thronfolgers Franz Ferdinand grandios schildern. — Arnold Marlé, der sich erst vor wenigen Tagen von Prag nach London rettete, rezitierte aus dem Roman »Hiob«: wir erlebten das Wiedersehen des polnischen Emigranten Mendel Singer mit seinem Sohn. — Fritz Valk beschloss den ersten Teil des Abends mit dem Schlusskapitel der »Legende vom heiligen Trinker«.
[...]
Der emigrierte deutsche Schauspieler Albert Lieven, der in England schon lange Boden gefasst hat, und der einer von denen ist, auf die Wickham Steeds Warnung von der hundertprozentigen Assimilation nicht zutrifft, rezitierte jene denkwürdige Rede, in der Ernst Toller von New York aus die Welt beschwor, eine gemeinsame geistige Front gegen den Fascismus zu bilden. — Adagio und Fuge aus Beethovens Sonate Opus 110, hervorragend gespielt von Franz Osborn, waren der Ausklang einer Feier, die zwei im Kampf Gefallene ehrte, und die denen, die weiter kämpfen, den Weg wies.

526 **Alfred Kerr**
Standhaft und einig. [Nachruf f. Ernst Toller u. Joseph Roth.]
In: Walter A[rthur] Berendsohn: Die humanistische

Front. Einf. in d. dt. Emigranten-Literatur. T. 1.
Zürich: Europa-Verl. (1946).
1. Von 1933 bis zum Kriegsausbruch 1939, S. 73—74.

»Ich denke zurück an die Londoner Totenfeier für Ernst Toller und Joseph Roth. Vor allem an den Schluß: als Franz Osborn tief Bewegendes aus der Sonate 110 von Beethoven gab.
Es war, jenseits von der Trauer, um zwei Abgeschiedene, jenes wunderbare Seelengemisch aus Dasein, Grübeln, Tod ... und Standhaftigkeit. [...]
Ja, wer davonzieht, um körperlicher Folter durch Bestien zu entgehen, den begreift man mit schwerstem Leidgefühl. Ich würde mich dann auch verflüchtigen. Das war aber hier nicht der Grund. Friede sei mit Ernst Toller; sein Schritt ist unantastbar für irgend ein Erörtern.
Aber wir alle — wir sind nicht dazu da, dem Hitler eine Freude durch Selbstausschaltung zu machen. Und (dies ist der Fall des Künstlers Joseph Roth) wir sind nicht dazu da, noch jung einer nebligen Sonderentwicklung zu erliegen.
Dennoch waren beide wertvoll: Roth als der dichterische Könner; Toller als der einst aufrechte Gefangene. Wir müssen dabei wahr sein. Wir liebten Tollers dichterisches Beginnen; wir verteidigten seine späteren Versuche — doch nur solang das möglich war. Toller legte früh den Nachdruck weniger auf das Schaffen als auf eine edle philanthropische Geschäftigkeit. Roth, hundertmal gehaltvoller, heiterer, lebt in uns gerade wegen dieses heiteren Zugs liebreich fort. An sein Lächeln denken wir lange. Requiescat.

Joseph Roth gestorben. *527*
In: Nouvelles d'Autriche. Oesterreichische Nachrichten. (1939), 5, S. 171—172.
Enthält Nachrufe von Stefan Fingal u. Moritz Scheyer sowie e. Todesanzeige d. »Liga für das Geistige Österreich«.

Stefan Fingal:
Roth machte sich nichts aus Monarchen und die Persönlichkeit des Fürsten war ihm Hekuba. Bei Otto von Habsburg stand er zuletzt nicht in Gnade, und Otto nicht bei ihm. Mit der Umgebung Ottos von Habsburg lebte er auf Kriegsfuss und zuletzt brach er sogar mit dem Organ der österreichischen Legitimisten.
Es ist ihm nicht die Zeit geblieben, die Resultate aus diesen letzten Ereignissen zu ziehen. Mit den Legitimisten hatte er gebrochen. Sein »Schwarz-gelbes Tagebuch« erschien nicht mehr im pariser Organ dieser Bewegung. Er wollte es — so sagte er mir — als »Österreichisches Tage-

buch« in den »Nouvelles d'Autriche« fortsetzen. Zu spät erkannte er, wohin er gehörte.
Joseph Roth ist nur 45 Jahre alt geworden. Schon sterbend sagte er: »Wie dumm von Ernst Toller, sich jetzt aufzuhängen, da es mit unseren Feinden zu Ende geht.« Joseph Roth hat den Untergang des Dritten Reiches vorausgesehen, er hätte ihn gerne erlebt, ja ihn zu erleben war ihm, dem Zerrütteten, einziger Daseinszweck. Es war ihm nicht vergönnt.

Die „Liga für das Geistige Österreich" zeigt in tiefer Erschütterung das Ableben von

Joseph Roth,

dem grossen österreichischen Dichter an.

Joseph Roth gründete im Verein mit den bedeutendsten Repräsentanten des österreichischen Geisteslebens unsere Liga um Österreichs grosses Kulturerbe, trotz Fremdherrschaft im Lande, wach zu erhalten. In diesem Sinne wollen wir sein dichterisches Schaffen, unsterblich wie Österreich selbst, sorgsam hüten und wahren. Seine sterblichen Überreste werden wir einst dem befreiten Heimatboden übergeben. ★

Die „Liga für das Geistige Österreich" entsandte zu dem am 30. Mai stattgehabten Begräbnis von Joseph Roth eine Delegation, bestehend aus den Herren Professor *Friedmann*, Paul *Stefan*, Viktor *Tischler*, die einen Kranz in den rotweissroten Farben am Grabe niederlegte, der die Inschrift trug: „Die Liga für das Geistige Österreich ihrem Präsidenten, Österreichs grossem Dichter."

Die französische Zeitschrift »Marianne« ehrt Roth mit einem Artikel »Lessing, un génie allemand«, den er, ihrer Vorbemerkung zufolge, kurz vor seinem Tod geschrieben habe:

528 **Joseph Roth**
Lessing, un génie allemand.
In: Marianne. 14. 7. 1939.
Kopie. — Vorlage: K&W

Aus der Vorbemerkung der Redaktion:

L'un des tout premiers écrivains de langue allemande, Jean [sic] Roth, romancier de l'Autriche des Habsbourg, vient de mourir à Paris où l'avait

rejeté l'exil. Joseph Roth était un grand ami de la France et un apôtre de la pensée. Sa mort a été douloureusement ressentie par ses innombrables admirateurs, car Joseph Roth était de ceux qui mettent leur grand talent au service de la vraie pensée.
[...]

*

Die Nachrufe der Freunde und Kollegen Roths sind vielfältige Versuche, seine schillernde Persönlichkeit zu beschwören.

Die Österreichische Post. Courrier Autrichien. Paris. *529*
1 (1939), 13/14: In memoriam Joseph Roth. Abb. 76
Enthält:
Stefan Zweig: Abschiedsrede.
Friederike Zweig: Aus Joseph Roths Schriften.
Joseph-Roth-Exegeten.
Alfred Polgar: Joseph Roth.
Hans Natonek: Die Legende Roth.
Franz Theodor Csokor: Ein Abschiedswort.
H(ans) N(atonek): »Hiob« auf der Bühne.

Stefan Zweig *530*
Abschiedsrede. [Gekürzt.]
In: Die Österreichische Post. 1 (1939), 13/14, S. 1—2.
Vollständige Fassung in: Sunday Times. 28. 5. 1939.
Abdruck u. d. T. »Joseph Roth« in: Stefan Zweig: Europäisches Erbe. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1960, S. 251—264.

[...] Immer, wenn wir einen Menschen verlieren, einen der seltenen, die wir unersetzlich und unwiederbringlich wissen, fühlen wir betroffen und beglückt zugleich, wie sehr unser getretenes Herz noch fähig ist, Schmerz zu empfinden und aufzubegehren gegen ein Schicksal, das uns unserer Besten, unserer Unersetzlichsten vorzeitig beraubt.
Ein solcher unersetzlicher Mensch war unser lieber Joseph Roth, unvergessbar als Mensch und für alle Zeiten durch kein Dekret als Dichter auszubürgern aus den Annalen der deutschen Kunst. Einmalig waren in ihm zu schöpferischem Zwecke die verschiedensten Elemente gemischt. Er stammte, wie Sie wissen, aus einem kleinen Ort an der altösterreichisch-russischen Grenze; diese Herkunft hat auf seine seelische For-

Paris, 1. Juli 1939 Preis 2 frs

Die Österreichische Post

COURRIER AUTRICHIEN

(BI-MENSUEL)

1. Jahrgang
Nummer 13/14

PARISER REDAKTION UND ADMINISTRATION:
20, rue St-Augustin, IIe. Tel: Opé 91-33. Chèque postal : Paris C 2367.80

Erscheint am 1. und am 15.
jeden Monats

Stefan Zweig
Alfred Polgar

In memoriam Joseph Roth

Hans Natonek
F. Th. Csokor

In eigener Sache

Die vorliegende Nummer erscheint verspätet. Eine Arbeit, von der unsere, beruht auf Vertrauen und Vertrauen auf Offenheit. Wir haben daher keinen Anlass, von unseren Lesern die grossen Schwierigkeiten zu verheimlichen, mit denen unsere Zeitung zu kämpfen hat, denn diese Blätter sind ebenso ihre wie unsere Sache. Schwierigkeiten am Rande darauf, zu wissen, wie es steht. Von den grossen Fonds, die der plötzlich-schaffende Apparat des „Ostmarkt" uns zuspricht, kann natürlich keine Rede sein. Vielmehr ist es natürlich und können verwundbare, dass eine Zeitung, die, wie die unsere, jede Fraktionen und eine bestimmte Partei, Richtung oder Gruppe ablehnt, immer wieder mit den grössten materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben wird, weil ihr ohne jegliche Unabhängigkeit keine Fonds, keine Subventionen und keine parteitreuen oder sonstigen Gelegenheiten, die auf die Redaktion des Blattes Einfluss nehmen könnten, zur Verfügung stehen. Unsere Leitung will nur der österreichischen Sache und dem Zusammenhalt der Oesterreicher in aller Welt dienen. Sie ist daher auf die Opferwilligkeit aller angewiesen, die dieselben Ziele haben. Die Ernsthaftigkeit hochherziger Freunde Oesterreichs hat uns in den Stand gesetzt, schon bisherige Schwierigkeiten zu überwinden und — nötigenfalls unter den grössten Opfern seitens aller Mitarbeiter und auf der Grundlage weitgher Ehrenamtlichkeit aller für die Zeitung geleisteten Arbeiten — über den Sommer zu kommen, von dann an Herbst unsere Arbeit wieder in allen Umfang, in vollkräftig durch grösstmögliche Breitheiten intensivieren, ausbauen zu können, wie es nun unseres Lesern, was Mitarbeiter weiterarbeiten.

Dieser wendet ergeht unser Appell

an die: für unsere Zeitung zu sterben, — jeder von gewissenhafter Abonnent ist ein Gewinn für den Kampf um unser Oesterreich, — flöse ihren Abonnementsbeitrag binnen Opfer zu bringen. Viele haben sich freiwillig bereit erklärt, den erhöhten Beitrag noch einmal zu erlegen und uns so die Fortsetzung zu solcher Leistung zu ermöglichen, die sich selber kein Abonnement leisten können, oder für unseren Fonds zu stiften. Wir empfehlen allen unseren Lesern die Beispiel. Wir bitten weiters, unsere Zeitung dieweit zu abonnieren, nicht Nummer für Nummer am Kiosk zu kaufen. Das ist für beide Teile verteilhafter.

Wir erwarten ferner besonders dringend die, die nichts über Ihren Beitrag binnen letzten können oder wollen, unregelmässig diesen Beitrag senden und pünktlich zu erlegen. Es gibt immer noch viel zu viele Leser, die Ihr Abonnement noch nicht bezahlt haben. Die erkennen wir sind damit die Arbeit, statt uns zu erleichtern.

Und schliesslich gibt es immer noch an 2000 Landsleute, die sich die Zeitschrift von Anfang an bezogen haben, ihre zurückliegen können, ohne sich der Mühe zu unterziehen, auf einer Postkarte mitzuteilen, dass sie sie nicht mehr zugeschickt bekommen wollen, oder aber ihren Beitrag zu zahlen. Da wir unser Blatt nur an solche senden, bei denen wir österreichische Gesinnung voraussetzen dürfen — jeder andere hätte ja einfach durch die Annahme verneigieren können —, wird wohl über der österreichischen Gesinnung auch noch die wenig Schlamperei passen. Wir bitten in aller Interesse alle diese, die Zeitung zu abonnieren oder für die lange bestehende Verspätung eine Episode nach freundlicher Rücksendung zu verlegen. (Auch in Briefmarken!)

Unsere dringendste Bitten an unserer Leser und Freunde zum Beginn einer neuen Phase unserer Arbeit.

Wir sind entschlossen, unseren Kampf fortzusetzen. Trotz allen Schwierigkeiten gibt uns der Erfolg recht. Der Abonnementszuwachs und ermutigende zahlreiche Briefe von Landsleuten aus aller Welt bestätigen es. Unser kleines Blatt ist heute in der Welt bekannt und geachtet. Wir dürfen es nicht haben, nicht nachgeben und nicht von unserer Linie abweichen, vor allem aber, unsere völlige Unabhängigkeit noch allen Seiten zu erhalten.

Die „Oesterreichische Post" soll österreichisch sein und nichts als österreichisch. Sie ist rot-weiss-rot in Ihnen. Ihre Unabhängigkeits-Kampfes und schwarz-gelb in Sinne der Tradition. In der die Quelle unserer Kraft liegt. Aber

STEFAN ZWEIG:

Abschiedsrede

Abschiednehmen, diese schwere und bittere Kunst es erlernen, haben uns die letzten Jahre reichlich, ja überreichlich Gelegenheit gegeben. Von wie vielen und wie oft haben wir Ausgewanderte, Ausgestossene Abschied nehmen müssen, von der Heimat, von dem eigenen gewohnten Wirkungskreis, von Haus und Hausrat und allen in Jahren erkämpften Sicherheit. Wieviel haben wir verloren, Freunde durch Tod oder Feigheit des Herzens, und wieviel Gläubigkeit von Anhängigkeit hinzunehmen. Aus Instinkt der Selbsterhaltung versuchen wir freilich, unser Gehirn dabei zu desinfizieren, dass es vergessen, rasch hinübersehe über jede neue Verwirrung und alles was hinter uns liegt, schon als endgültig abgetan zu betrachten. Aber unmittelbar weigert sich unser Herz dieser Disziplin, das raschen und radikalen Vergessens. Immer, wenn wir einen Menschen verlieren, einen der schönen, die wir unersetzlich und unwiederbringlich wissen, fühlen wir betroffen und begierig, zugleich, wie sehr unser gierigstes Herz noch fähig ist, dankbar zu empfinden und aufzubegehren gegen ein Schicksal, das uns unserer Besten, unserer Unersetzlichsten erbarmlich beraubt.



Joseph Roth

(Photo: Dora von Wiesenthal)

Ein solcher unersetzlicher Mensch war unser lieber Joseph Roth, unvergessener als Mensch und für alle Zeiten durch sein Oeuvre als Dichter ausgezeichnet von den Ersten der deutschen Sprache. Ehrenhaft waren in ihm in schönster brüderlicher Eintracht die verschiedensten Elemente gepaart. Er garantierte, wie Sie wissen, aus einem kleinen Ort an der österreichisch-russischen Grenze: diese Herkunft hat auf jeden seelische Formung bestimmend gewirkt. Es war in Joseph Roth ein russischer Mensch — ich möchte fast sagen ein Nomadenzuwandter Mensch — als Mann der grossen Leidenschaften, ein Mann, der in allen das Artistische verachtete, ohne russischen Interesse das Geistige erfüllte ihn, ohne viele Fülligkeit, ohne verschwenderischen aus den Armen jener russische Trieb zur Selbstzerstörung. Und es war in Roth auch ein zweiter Mensch der jüdische Mensch mit seiner hellen, unbestechlichen Wachheit, seiner Klarheit, als Mensch der gerechten und darum milden. Weisheit der erschaut und zugleich mit barmherziger Liebe dem wissen, dem russischen, dem dämonischen Menschen in sich verbindet. Und noch ein dritten Element war von jenem Ursprung in ihm wirksam der österreichische Mensch, nobel und ritterlich in jeder Geste, ebenso verbindlich und konziliant in seiner Kunst. Nur diese einmalige, weil unwiederholbare Mischung erklärt mir die Einmaligkeit seines Wesens, seines Werks.

Er hasst aus einem tiefen Schicksal, ich weiss es, und aus einer falschen Gemeinde am Kaiserwiss Rande Oesterreichs. Aber geheimnisvollerweise waren in seinem sonderbaren Oesterreich diejenigen, die an Oesterreich glaubten und seinem Sinn bejahten, die eigentlichen Bekenner und Verteidiger Oesterreichs, niemals in Wien zu finden, in der deutschsprechenden Hauptstadt, sondern immer nur an der äussersten Peripherie des Reiches, wo die Menschen die mild-nachlässige Herrschaft der Habsburger täglich vergleichen konnten mit der strafferen und minder humanen der Nachbarländer. In dem kleinen Städtchen, dem Joseph Roth entstammte, blickten die Juden dankbar hinüber nach Wien; dort wohnte, unerreichbar wie ein Gott in den Wolken, der alte, der uralte Kaiser Franz Joseph, und die Juden und Ukrainer in Klattsch dienen ferner Kaiser wie eine Legende, die ehrten und bewunderten die Tatsache

sie lehnt jeder Mundschränkung oder Festlegung auf eine Gruppe, eine Partei und ein Programm ab. Sie dient dem Zusammenschluss aller Oesterreicher ohne Unterschied der Partei und will sie immer wieder an die grossen Ziele erinnern, die sie auch in der neuen Heimat nicht vergessen dürfen, und deren Verwirklichung die volle Wiederherstellung der Unabhängigkeit unserer Vaterländer, die in Interesse des europäischen Friedens und der Erhaltung christlichen Mitteleuropas ist. Wir wollen aber auch Zeugnis geben für den leidenschaftlichen Kampf der Heimat gegen Fälscher und Fremdherrschaft, in dem es überall schon lange fortgesetzt wird, sondern vor noch Oesterreichern. Wir wollen unsere Equellen jener sittlichen Disposition öffnen, die zur Klarheit über den Sinnwechsel der Heimat, über die Bedrohung ihrer inneren und äusseren Freiheit, über den sittlichen Fortschritt und die soziale Gerechtigkeit, aber die an eine Befreiung der Heimat überdenkt, nicht zu denken ist, über ihre Rolle beim föderalistischen Neuaufbau Mitteleuropas und der Zusammenarbeit der freien Völker des Donauraumes und einen Beitrag zur Lösung der deutschen Problems können. In dieser Sichtung kommt für uns kein Arrau in Frage. Wir sind daher auch nicht an abenteuerlichen Arten einer Parteipolitik interessiert. Die Frage der Staatsform und der möglichen Rolle, die der Krone beim Wiederaufbaudes Oesterreichs noch zu spielen hat, die „grundsätzlichen Fragen" und beim Neuaufbau eines föderativ gestalten Mitteleuropas bekommen können, wir heute, wo wir die Heimat verloren haben, keine Parteiangelegenheit mehr sind sachen, eine Gewissensfrage, deren endgiges Erleben ist, die Freiheit ihrer Heimat wieder zu erringen, zusammenfassen und unterschieden spalten können.

In diesem Sinne setzen wir den Kampfe für die Wahrheit, unabhängigen, zur Brüderung unserer historischen Verpflichtungen, Verstehen, sozial gesinnten, freien und gerechten ÖSTERREICH!

Emil Lothar

76. Die Österreichische Post. 1. Juli 1939

mung bestimmend gewirkt. Es war in Joseph Roth ein russischer Mensch — ich möchte fast sagen, ein Karamasowscher Mensch — ein Mann der grossen Leidenschaften, ein Mann, der in allem das Aeusserste versuchte; eine russische Inbrunst des Gefühls erfüllte ihn, eine tiefe Frömmigkeit, aber verhängnisvollerweise auch jener russische Trieb zur Selbstzerstörung. Und es war in Roth noch ein zweiter Mensch, der jüdische Mensch mit einer hellen, unheimlich wachen, kritischen Klugheit, ein Mensch, der gerechten und darum milden Weisheit, der erschreckt und zugleich mit heimlicher Liebe dem wilden, dem russischen, dem dämonischen Menschen in sich zublickte. Und noch ein drittes Element war von jenem Ursprung in ihm wirksam: der österreichische Mensch, nobel und ritterlich in jeder Geste, ebenso verbindlich und bezaubernd im täglichen Wesen wie musisch und musikalisch in seiner Kunst. Nur diese einmalige und nicht wiederholbare Mischung erklärt mir die Einmaligkeit seines Wesens, seines Werks.

Er kam aus einem kleinen Städtchen, ich sagte es, und aus einer jüdischen Gemeinde am äussersten Rande Oesterreichs. Aber geheimnisvollerweise waren in unserem sonderbaren Oesterreich diejenigen, die an Oesterreich glaubten und seinen Sinn bejahten, die eigentlichen Bekenner und Verteidiger Oesterreichs, niemals in Wien zu finden, in der deutschsprachigen Hauptstadt, sondern immer nur an der äussersten Peripherie des Reiches, wo die Menschen die mild-nachlässige Herrschaft der Habsburger täglich vergleichen konnten mit der strafferen und minder humanen der Nachbarländer. In dem kleinen Städtchen, dem Joseph Roth entstammte, blickten die Juden dankbar hinüber nach Wien; dort wohnte, unerreichbar wie ein Gott in den Wolken, der alte, der uralte Kaiser Franz Joseph, und sie lobten und liebten in Ehrfurcht diesen fernen Kaiser wie eine Legende, sie ehrten und bewunderten die farbigen Engel dieses Gottes, die Offiziere, die Ulanen und Dragoner, die einen Schimmer leuchtender Farbe in ihre niedere, dumpfe, ärmliche Welt brachten. Die Ehrfurcht vor dem Kaiser und seiner Armee hatte sich Roth also schon als den Mythos seiner Kindheit aus seiner Heimat nach Wien mitgenommen.

[...]

Rasch hatte er seinen ersten Ruhm, freilich nur einen journalistischen und noch nicht den richtigen, den Ruhm des genialsten und humansten Reporters in Deutschland und nicht jenen des Dichters, der er immer war und gewesen war, und den er in seiner Scheu und Schüchternheit noch immer nicht selbständig zu offenbaren wagte.

[...] Er nahm kein Haus und hatte kein Heim. Nomadisch wandernd von Hotel zu Hotel, von Stadt zu Stadt mit seinem kleinen Koffer, einem Dutzend feingespitzter Bleistifte und dreissig oder vierzig Blättern Papier in seinem unwandelbaren grauen Mäntelchen, so lebte er sein Leben lang bohemehaft, studentisch; irgendein tieferes Wissen verbot ihm

jede Bleibe, und misstrauisch wehrte er sich jeder Bruderschaft mit behäbig-bürgerlichem Glück.
Und dieses Wissen behielt recht — immer und immer wieder gegen jeden Anschein der Vernunft. [...]

531 Alfred Polgar
Joseph Roth.
In: Die Österreichische Post. 1 (1939), 13/14, S. 2—3.

Nur fünfundvierzig Jahre war der Dichter deutscher Sprache Joseph Roth, gleich liebenswert als menschliche wie literarische Erscheinung, Gast dieser »dunklen Erde«. Er schied nicht als Fertiger von ihr. Eine schöne Ernte an geist-erfüllten, bedeutenden Büchern hat sein Talent des Denkens und Schreibens, sein auch in Zeiten schlimmster innerer und äußerer Not nie aussetzender Fleiss heimgebracht: und es steckte noch genug schöpferische Kraft in ihm, sie um Grosses, Grösseres vielleicht, zu mehren. Die ihn gut kannten, sagen, er hätte gern gelebt. Trotzdem hat er an dem Schicksal, das seinem Leben so früh ein Ziel setzte, eifrig mitgezimmert. Ans Ende zu kommen war, so widerspruchsvoll das klingt, wohl nicht sein Wille, aber sein heimlicher Wunsch. Er hat, ein Trinker nicht um des Trinkens willen, mit zäher, ihm selbst kaum klar bewusster Absicht der Selbstzerstörung dem Tod Hindernisse beiseite geräumt, ist ihm sozusagen auf halbem Weg entgegengekommen.
Roth ist in der Emigration gestorben; gewiss auch: an der Emigration. Aber nicht die Schrecken des Exils, nicht Armut und nicht Heimweh waren es, die seinen Lebenswillen ins Gegenteil verkehrten. Das Exil hatte er auf sich genommen, ehe noch die Finsternis, die heute über dem Stück Welt lastet, das er Heimat nannte, hereingebrochen war, viele zwingend, dorthin zu flüchten, wo, bis auf weiteres, das Licht noch scheinet. Mit der Armut lebte er seit langem auf vertrautestem Fuss, und das Heimweh des inkarnierten Oesterreichers, der er war, galt weniger dem Stück Erde, das so geheissen hatte, als der Idee: Oesterreich, dem geistig-seelischen Klima: [...]
Nicht das Exil, nicht das Unrecht, das er duldete und andere erdulden sehen musste, hat Joseph Roth verzweifeln lassen. Was ihm die Aufgabe, weiter zu leben, so unerträglich schwer machte, war der Triumph des Bösen und der Dummheit, die Niedertracht, die sich als Gesetz statuierte und in dessen Namen ungeheuerliche Schandtaten an Schuld- und Wehrlosen verübt, war der Abbau der geistigen und moralischen Werte, denen die zivilisierte Welt in tausendjährigem Bemühen Geltung errungen hatte, war die Raschheit, mit der diese Welt vom Widerspruch zur beflissenen Wurschtigkeit überging, war ihre fortschreitende Vergiftung

durch das Sekret der Hakenkreuzspinne. Dass der Himmel all dem gegenüber einen ähnlichen Standpunkt einzunehmen schien wie, in ihrem Bezirk, die grossen irdischen Mächte, nämlich den Standpunkt der Non-Intervention, des Zurückweichens, der immer neuen Konzessionen an das Infame — das war es, was den guten Roth, der ohne Gläubigkeit nicht sein konnte, umwarf. [...]
Ein Teil seines dichterischen Werkes wird bleiben und Platz finden in der Ehrenhalle deutscher Literatur. Dies schon um der Schönheit, Würde, Lauterkeit der Sprache willen, in der es abgefasst ist. Nie verriet der Künstler Joseph Roth die Natürlichkeit der Sprache an die Kunst. Er schrieb (verachtend die Meinung, tiefe Wasser müssten trüb sein) ein kristallklares Deutsch, das Kraft und Anmut zu paaren wusste, unfehlbar sicher in Wort und Wendung, lichtstark ohne falschen Glanz, musikalisch in Satzbau und Fügung, reich an kleinen stilistischen Zaubereien und Feinheiten, aber auch fähig des weiten Schwungs, der grossen Steigerung. Er hatte alles, was den Schriftsteller legitimiert, einer zu sein: Beobachtungsgabe, Phantasie, Humor, das Vermögen der Gestaltung durch das Wort, ein empfindsamstes Auge für die bestimmenden grossen und kleinen Linien im Bild der Erscheinungen, ein empfindsamstes Ohr für deren Klang und Missklang. Er hatte Leidenschaft, Geist, Mut. Er war ein ehrlicher Skribent, der nichts niederschrieb, was nicht der Wahrheit gemäss, wie er sie sah, dachte oder träumte. Das Vaterland, in dem sein Name heute nicht genannt werden darf, wird ihn mit hoher Achtung nennen, wenn dort wieder das Gemeine gemein und das Edle edel wird genannt werden dürfen.

Franz Theodor Csokor *532*

Ein Abschiedswort.
In: Die Österreichische Post. 1 (1939), 13/14, S. 3.

Lieber Josephus,
wir sind uns fünfmal begegnet in dieser Welt. Zum erstenmal auf der »Wasserwiese« im Wiener Prater des Weltkriegs, bei dem nämlichen Bataillon, deinen Einundzwanzigerjägern, denen du viele Liebe bewahrt hast, dann in Potsdam, wo uns der gleiche Verleger verband, dann in Nizza, wohin dich, den Oesterreicher im Ausland, die erste Emigrationswelle warf, und schliesslich kurz vor dem »Umbruch« im Bristol zu Wien; dort standest du müde schon und kämpfend mit der Zerstörung um dich und in dir Schildwache für eine Idee.
[...]

Hans Natonek *533*

Joseph Roth.
In: Die neue Weltbühne. 35 (1939), 22, S. 680—683.

[...]
Joseph Roth war als Mensch und Dichter eine ganz einmalige, unverwechselbare Erscheinung. Seine Größe als Mensch war seine Noblesse; er war unbedingt nobel, nicht nur, solange er ein hochbezahlter, verwöhnter Autor war, sondern erst recht im Verfall. Er wurde in der Armut und in der Trauer seiner Verlorenheit immer menschlicher, zugleich gütiger und strenger, zugleich weiser und närrischer, zugleich mystischer und verschlagener. Keine Trübheit konnte ihm etwas anhaben. Gebeugt, war er aufrecht. Gedemütigt durch äußere Mißverhältnisse, war er stolz. Selbst wenn er sich selbst übertrieb und darstellte, triumphierte zuletzt das Echte. Und so auch war der Dichter. Fast in jedem Satz ist er ganz er selbst. Das ist die Größe des Schriftstellers Joseph Roth. Er ist vielleicht der größte Prosa-Lyriker dieser Zeit, ein Bruder Verlaines und ein Verwandter Rainer Maria Rilkes. [...]
Joseph Roth gehörte zur gefährdeten Generation zwischen vierzig und fünfzig, die auf dem weiten Weg durch die Emigration schwach in den Knien wird und zusammenbricht. Er hätte gern noch gelebt, um das Grauen dieser Zeit zu überleben. Aber er tat nichts dazu; im Gegenteil, heimlich, zäh, geradezu listig tat er alles, um sich die Qual des Wartens zu verkürzen. Das Leben war ihm in einem Maße unerträglich geworden, daß er den Schmerz nur durch die konstante Zufuhr von Alkohol beschwichtigen konnte. Sein zäher, klagenloser, beinah heroischer Verfall, seine Vereinsamung im geselligen, bunten Kreis wechselnder Figuren, seine Weisheit und sein Hinschwinden im kleinen Café Tournon, das ist Gestaltwerdung eines zerstörten Lebens, Transfiguration einer von Joseph Roth gedichteten Romanfigur.
Seite 681 und Seite 683

534 Hermann Kesten

Ein großer Dichter.
In: Das Neue Tage-Buch. 7 (1939), 23, S. 540—545.
Leicht geänderte Fassung u. d. T. »Der Mensch Joseph Roth« in: Linden, Gedächtnisbuch, S. 15—26.
Zitate nach dieser Fassung.

Er war ein genialischer Mensch. Ausgestattet mit allen holden Fertigkeiten eines Poeten, hatte er den Zauber einer Persönlichkeit. Er besaß Märchenzüge.
[...]
Von allen echten und falschen Dichtern, die das Bild des Poeten mit ihrer Person zu verkörpern suchen, schuf er in unsern Tagen eines der eigentümlichsten und holdesten Bilder. Und das Seltene geschah: sein poetischer Rang war mit seiner selbstgebildeten Figur identisch.

Wer immer ihn vor einem Kaffeehaus sitzen sah, wie er mit emsiger Bedächtigkeit schrieb und trank, dachte mit Recht: Ecce poeta!
[...]
Er war ein Purist, ein Moralist. Seine Prosa scheint sanft und ist stählern. Sie ist voll Gesang und plötzlicher Stilettstiche. Sie scheint spiegelklar und ist reich an verborgenen, geheimnisvollen Bezügen.
Er beherrschte sein literarisches Handwerk, kannte die Regeln seiner Kunst, war der fleißigste der Poeten. Während zwanzig Jahren schrieb er täglich fünf bis sechs, ja, acht Stunden lang, bis Sonnenuntergang, mit Regelmäßigkeit und Präzision. Und doch glaubte er, daß alles in der Kunst von der »Gnade« abhänge. Er war begnadet.
[...]
Er hat das Leben mit der größten Leidenschaft geliebt. Sein Lebenswille war von einer großartigen Kraft. Und leidenschaftlich war auch sein Hang zur Selbstzerstörung. Er war einer der gewaltigsten Trinker seiner Zeit.
[...]
Seine Fähigkeit, zu leiden, war so groß, daß es Empfindungsärmeren scheinen konnte, als suchte er das Leiden, als genösse er Gewissensqualen, als wäre er neugierig auf Versuchungen der Hölle. Aber er verstand, den Teufel zu beschwören und zu bannen. Er beschwor die Toten und bannte die Lebenden. Er verstand es, Menschen zu bilden und zu schaffen. Er hat sich selbst gebildet. Und er hat sein Leben trinkend und leidend verkürzt. Er hatte die schönste Vernunft; nur sein eigenes Leben zu sparen, hat er nicht verstanden, auch darin ein allzu leidenschaftlicher Dichter.
[...]
Seite 15, Seite 18 und Seite 23f.

Ludwig Marcuse 535

Abschied von Joseph Roth.
In: Joseph Roth. Leben und Werk. Ein Gedächtnisbuch. (Gesammelt, ausgew. u. hrsg. von Hermann Linden.) Köln, Hagen: Kiepenheuer 1949, S. 237—240.

Es gibt ein paar Menschen, die nie Distanz zu ihm gewinnen konnten, so sehr liebten sie ihn. Ich gehörte dazu und bin sehr glücklich gewesen. So kann ich ihm auch heute keinen Nekrolog ins Grab nachschicken, nur eine Liebeserklärung.
[...]
Er hat es mit der Wirklichkeit nie sehr genau genommen, nicht nur an jenem ersten Tag unserer Freundschaft: nicht als Journalist, nicht als Romancier, nicht als Kulturphilosoph und nicht als Mitmensch. Er hatte

so viel Herz und so viel Phantasie, daß er den lieben Gott imitieren mußte, sich seine eigene Realität schuf und nicht zu bewegen war, die Produktion des großen Kollegen für mehr zu nehmen als einen Steinbruch, der gut zu gebrauchen war. Das war bisweilen sehr hart für einen Freund, der ein äußerst empfindliches Gewissen für das Objektive besaß — bis dieser Freund so überwältigt war, daß er auch den kleinen Gott liebte und nicht mehr kritisierte. Wozu mit ihm streiten über Menschen und Parteien? Er war kein Psychologe, außer, wenn er die Psyche selbst gemacht hatte. Er war kein Politiker — sein Monarchismus, sein Katholizismus, sein Konservativismus, sein Austriazismus waren nur sehr eigenwillige und schwer lesbare Geheimchiffren; nicht das, was unter diesen Worten im Konversationslexikon steht. Er war ein Poet im ursprünglichen Sinne des Wortes, der Schöpfer eines All — und saß, wie jeder Poet, in einem Elfenbeinturm; auch wenn er mit Schuschnigg sprach, mit dem Pater Muckermann korrespondierte, mit Rauschning diskutierte und an der Spitze der österreichischen Legion in Deutschland einzuziehen gedachte. Man konnte ihn nur verstehen, wenn man sich in seinen Turm begab. Der stand einst im »Englischen Hof« und im »Hotel am Zoo«; zuletzt in der Rue de Tournon. Ich war in diesem Turm zu Hause. Und sehr glücklich.

[...]

Hermann Linden:

Joseph Roth trug im Leben viele Masken. Gerne erschien er als Realist, als Skeptiker, ja sogar als arroganter Zyniker. Auch sahen wir ihn, der zuerst ganz links stand, später rechts, sahen ihn als Monarchisten, vorübergehend sogar im Banne des Katholizismus, als Demütigen, Traditionsgläubigen, und am Ende seines Lebens sehen wir ihn wieder in der Maske des Anfangs, als alles verachtenden Skeptiker und Nihilisten. Wer Roth jedoch genau kannte, wer seine Einsamkeit teilen durfte, wer seine Handlungen beobachten, seine kavaliersmäßige Gastfreundschaft erleben konnte, wer Zeuge seiner unbeschränkten Großzügigkeit wurde, der sah tiefer. Der wahre Roth war ein wundersüchtiger Romantiker. Er, der die Menschen verspottete, liebte die menschliche Seele, er liebte den einfachen Menschen, der gut und ehrlich war (wie viele solcher liebevoll gezeichneten Menschen finden sich in seinen Romanen!). Roth konnte als Fanatiker hassen, aber er haßte nur das Böse und das Gemeine. Dem Bösen und dem Gemeinen galt sein unermüdlicher Kampf, galten die Todesstiche seines immer angriffsfeurigen Intellekts. »Wo das Gute ist, soll meine Heimat sein!« schrieb er einmal an den Rand.

[...]

Hermann Linden: Tage mit Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 27—34, hier S. 33f.

Eine alte Methode der Flucht ist die Maskerade. Ein alter Ausweg der Verzweifelnden und Leidenden ist das heitere Spiel der Komödie. Im

Leben und in der Kunst hat Roth die »große Komödie« gespielt, und er hat viele Masken getragen. Man weiß, wie gefährlich das Spiel mit Masken ist. Die Grenze zwischen Scherz und Ernst verwischt sich schnell. Gleich manchen, denen das Leben ganz fremd, ganz fürchterlich erscheint, nahm er in der Jugend die Maske der vollendeten Sicherheit, fast der Blasiertheit vor. Später, in der Zeit seines gespielten Alters — er ist jung gestorben, mit 45 Jahren — trug er die Maske der Demut. Er trug die Maske des Soldaten, des Legitimisten, des Österreichers, des Katholiken, des Spötters und des Leidenden, des Propheten und des Romantikers, des Neuerers und des Erben, des Weisen und des Leidenschaftlichen, ja manchmal schien mir, sogar nur die Maske des Trinkers. Das sonderbare Leben eines Dichters!
Zweierlei war nie Maske bei ihm, war nie Komödie: wenn er Artist war. Und wenn er das Böse und Gemeine haßte. Denn er war ein wahrer Künstler und ein echter Menschenfreund. Schriftsteller war er von Geburt und Neigung, Humanist durch Erziehung und Bildung. [...]
Eben daß er in seiner »gottlosen« wie in seiner »katholischen Periode« dieselben Aufsätze, dieselben Anschauungen, dieselben Grundsätze, dieselben literarischen Methoden festhielt, beweist ja, daß er nie mit Grundsätzen spielte, sondern nur die Masken tauschte. [...]
Hermann Kesten: Joseph Roth: Die Legende vom heiligen Trinker. In: Maß und Wert. 3 (1939/40), 1, S. 131—139, hier S. 137f. — Siehe auch Kat. Nr. 516

Zu Rudolf Oldens (an anderen Stellen zitiertem) Nachruf »In memoriam Joseph Roth«, erschienen im »Neuen Tage-Buch« vom 3. Juni 1939 (siehe Kat.Nr. 92 und nach 507), schreibt Jakob Altmaier an Olden:

Jakob Altmaier an Rudolf Olden 536

Brief. Paris, 6. 6. 1939. 2 Bl. ms. mit Unterschrift.

Jakob Altmaier
9 Rue de l'Université
Paris-7.
den 6. 6. 39.
Lieber Herr Olden:
sonderbar, eben hatte ich den letzten Satz Ihres Nachrufs auf Joseph Roth gelesen, als es klopfte und mir Ihr Brief in die Hand gedrückt wurde. Was Sie über unseren armen toten Freund schreiben, ist das beste und feinste, was von ihm gesagt worden ist. Ich kann es beurteilen, denn ich habe im letzten Jahr viele Tage und Nächte mit ihm verbracht. Ganze Monate! Und es ist hier niemand, mit dem man sich über ihn unterhalten könnte. Sie waren ja alle so klein, die um ihn herumsassen. Eine Erzählung von ihm, aus unserer letzten Unterhaltung:

Heinrich Simon hatte ihn 1927 am Sylvester-Abend in Frankfurt zu sich geladen. »Feines Schweine-Essen«, lockte Simon, »Kircher kommt, Sieburg, etc.,«. Roth lehnte ab, und als Simon drängte, sagte er: »Wenn zum Schweine-Essen die Schweine kommen, will ich nicht dabei sein!«
Ich will versuchen in der »Zukunft« Roth zu skizzieren.
[...]

537 J. B. [d. i. Joseph Bornstein]
Abschied von Joseph Roth.
In: Pariser Tageszeitung. Nr. 1010 (31. 5. 1939), S. 1.

Joseph Bornstein, der Chefredakteur von Leopold Schwarzschilds Zeitschrift »Das Neue Tage-Buch«, in dem Roth von 1933 bis zu seinem Tode mehr als 40 Artikel veröffentlichte, erinnert sich:

Einmal, im letzten Sommer, als wir vom Sterben sprachen, nahm er mir das Wort ab, ihm den Nachruf zu schreiben, und irgendetwas über den Inhalt war zwischen uns vereinbart. Ich glaube, ich sollte nicht vergessen, ihn als guten Trinker zu loben, nicht nur als Dichter. Unseren Gesprächen über den Tod fehlte sozusagen der sittliche Ernst. [...]
Vielleicht müsste man selber ein Romancier seines Ranges sein, um den feinen, liebenswürdigen, sonderbaren Menschen zu schildern, der hinter diesem bedeutenden Werk stand, diesen unliteratenhaftesten unter den erfolgreichen Literaten. — der nicht eine Sekunde seiner Tage mit der Verwaltung seines Ruhmes verbracht hat, — diesen »Geheimarbeiter«, den man zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht am Trinktisch sah, so berühmt bei den Wirten, dass diese gelegentlich seine Uebersiedlungen von Stadt zu Stadt einander signalisierten, und dass einmal sein Einspruch bei einem grossen Konzern die geplante Schliessung einer von ihm frequentierten Likörstube verhindert hat (er war stolz auf diesen Erfolg), und der doch, Tag für Tag, sein Pensum planmässiger schriftstellerischer Arbeit zuchtvoll absolvierte. — man wusste nicht, wo er die Zeit dazu hernahm.
[...]

538 Joseph Bornstein
Photographie.
Vorlage: LBI

539 Rudolf Leonhard
Geschichten vom Joseph Roth.
In: Die neue Weltbühne. 35 (1939), 25, S. 792—794.

[...]
Dieser Mann, den man immer herumsitzen sah, immer zum Anstossen, zur Erzählung, und nicht zuletzt zum Zuhören bereit, war ein Arbeiter; er hatte das starke und wunderbare Handwerksgefühl des wirklichen Schriftstellers. Was er machte, war gediegene Arbeit, ohne Indirektheit, bildhaft ohne Metaphorik — rein im Sinne der Negation aller Gefahren, die die Reinheit des deutschen Stils beeinträchtigen. Von der Sauberkeit, Helle, Dringlichkeit und von dem soliden Lichtgefunkel seines muskulösen und schlanken Stils werden später die Literaturgeschichten viel sprechen. [...]
Er war ein ausserordentlicher Formulierer; er liebte die Formel und das Formulieren, weil es sich um die Klarheit handelte, um das Zusammenziehen der Realität. [...]
Drei Formulierungen fassen für mich sein Leben zusammen. Als ich vor meiner ersten Abreise nach Paris mich von ihm, in Berlin, verabschiedet hatte, kam er auf den Treppenabsatz gelaufen, um mir nachzurufen: »Sie werden in Paris erstaunt sein, dass man dort Bürger sein kann, ohne sich schämen zu müssen!« Jahre später sagte er mir, eben in Paris, als von seiner Produktion die Rede war: »Ich bin ein alter Jude, der eine geisteskranke Frau hat«. Bei einer unsrer letzten Begegnungen sagte er, halb zerstört schon, gedunsen, mit verquollnem Blick, aus einer Art von Verwahrlosung heraus, die gewollt war, und aus der die wie immer mit grosser Sorgfalt geknüpfte Schmetterlingskravatte seltsam und rührend abstach: »Wir tun alle nichts« — es war von der Aktivität mancher Emigranten die Rede — »wir sind alle verloren, wir sind alle tatenlos«; er war nicht so abgewandt, auch zuletzt nicht, wie viele glaubten.
Arbeiter am Literaturwerk, ehrlicher und grosser Handwerker der Literatur, ganz und mit Leidenschaft Literat, der diesen Titel als einen Ehrennamen ansah, überzeugt vom Werte und vom Aktivitätswerte der Literatur, hatte er ein besonders feines Gefühl für die Kameradschaft unter den Literaten, die für ihn eine Einheit waren, über die Schulgrenzen und die trennenden Meinungen hinweg. Als er sich, seltsam genug, für einen Schriftsteller der Rechten hielt und sich, freilich nicht ohne ein Seitenlächeln, einen Reaktionär nannte, blieb er ganz und gar und mit Leidenschaft der Kamerad der Revolutionäre und der Linken; auf eine sonderbare Art verquickte sich ihm dieses Gefühl zuletzt mit den Kameradschaftsüberlieferungen der vorfascistischen Armeen. Ein Wort, und noch sein Offizierehrenwort war ein Schriftsteller-Wahrheitswort; er ging dabei bis zum Formalismus, aber immer mit größter Ehrlichkeit, und oft mit Ironie. Keiner war treuer als er, wenige waren so treu wie er. [...]

F[ranz] C[arl] Weiskopf *540*
Abschiedssymphonie.
In: Die neue Weltbühne. 35 (1939), 24, S. 760—762.

[...]
Wenn wir heute, rückschauend, das Leben und Werk Joseph Roths in diesen letzten Jahren überblicken, so wird uns klar: die Verdüsterung seiner Kunst, der Irrgang in die Mystik und Irrealität, alles, was in den Werken nach dem »Radetzkymarsch« unsere Besorgnis und Trauer, unsere Enttäuschung und unseren Widerspruch erregte, war nur Zeichen des Todes, den Roth schon in sich trug.
Joseph Haydn, dessen Melodien unhörbar Roths schönstes Werk begleiten, hat eine kleine Abschiedssymphonie komponiert, bei der ein Musikant nach dem anderen sein Instrument wegzulegen und sich sachte davonzumachen hat. Zum Schluss bleibt nur noch die grosse Trommel übrig, dann verstummt auch sie, die Lichter löschen aus, es wird ganz finster.
Fast könnte man sagen, dass Joseph Roths Leben und Kunst in diesen letzten Jahren Haydns Abschiedssymphonie geglichen habe.
Wir waren oft anderer Ansicht als er. Wir haben uns oft gegen ein Wort, einen Artikel, ein Buch von ihm gewandt. Gleichgültig geschwiegen haben wir nicht. Selbst in der Ablehnung schwang die Anteilnahme mit, und auf dem Grunde jeder Kritik lag die Erinnerung an die Freude, den Genuss und den Gewinn, an die Fülle der Geschenke, die uns seine grosse Kunst beschert hatte.
So liebten wir ihn mit einer Liebe, die nicht blind war, und die deshalb, besser vielleicht als so manche andere, zu ermessen vermag, wie schwer der Verlust ist, den die deutsche Dichtung durch Roths Tod erleidet. Durch einen viel zu früh gekommenen Tod, dessen tragische Züge — Züge der Selbstzerstörung — uns an das Ende Grabbes erinnern.
[...]
Er hat dieses Ende, den Untergang der braunen Barbarei, erleben wollen. Er starb zu früh. Er starb noch im Exil. Aber sein lebendiges Werk wird teilhaben an dem Triumph der freien deutschen Dichtung, der anhebt an dem Tag, da es mit »unseren Feinden« zu Ende ist. Und sein Name wird Glanz und Klang besitzen, wenn die Namen der Reichskulturkämmerlinge längst vergessen und vergangen sind.

541 Franz Carl Weiskopf
Photographie. Undatiert.

Franz Carl Weiskopf
Geb. am 3. 4. 1900 in Prag. Vor 1933 Feuilleton-Redakteur der Zeitung »Berlin am Morgen«. 1933 ins Exil, u. a. Prag und USA. Neubegründer und Chefredakteur der AIZ. Von 1947 bis 1949 Botschaftsrat der ČSR in Washington, später Gesandter in Stockholm und Botschafter in Peking. Übersiedelt 1953 in die DDR. Publiziert u. a. Die Unbesiegbaren. Berichte, Anekdoten, Legenden. 1933—1945. New York 1945. — Unter fremden

Himmeln. Ein Abriß der deutschen Literatur im Exil 1933—1947. Berlin 1948. — Kinder ihrer Zeit. Roman. Berlin 1951 (Später u. d. T. Inmitten des Stroms). — Übersetzer und Herausgeber von: Das Herz — ein Schild. Lyrik der Tschechen und Slowaken. London 1937. Gest. am 14. 9. 1955 in Berlin (Ost).

Hans Siemsen 542

Joseph Roth.
In: Die Zukunft. 2 (1939), 22, S. 11.

Nach Redaktionsschluß hat uns die schlimme Nachricht ereilt. Joseph Roth ist am Vorabend des Pfingstfestes einem heftigen Anfall seiner Krankheit erlegen.

Eine schwarze, schlimme Woche für die Freunde deutscher Dichter. Ernst Toller macht seinem Leben ein Ende. Und nun ist Joseph Roth gestorben.

Auf den Freitod Tollers waren auch die, die ihm nahestanden, garnicht gefaßt. Daß Joseph Roth nicht mehr lange leben würde, wußten und fürchteten seine Freunde seit dem vergangenen Herbst. Damals erlitt er einen schweren Herzanfall. Die Aerzte hielten es fast für ein Wunder, daß er ihn überstand. Am vergangenen Dienstag hatte er einen gleichen Anfall. Er wurde in das Hôpital Necker in Paris überführt. Dort ist er drei Tage später gestorben.

Toller und Roth waren so verschieden, wie nur denkbar. Eines hatten sie beide: ein Herz voller Güte. Selten wird es Dichter, selten Menschen geben, um deren Tod ihre Freunde so tief im Herzen, so hilflos trauern wie die Freunde Tollers um ihn, die Freunde Roths um ihren Freund trauern. Und bei beiden sind diese Freunde durchaus nicht nur »literarisch Interessierte«, Bewunderer ihrer Werke, sondern auch ganz einfache Leute, denen die Literatur nicht viel bedeutet: Kellner, Friseure, Taxichauffeure, Postboten und Kanzleiangestellte. Von den Arbeitern nicht zu reden!

[...]

Alfred Döblin, ein anderer großer Erzähler und Dichter, hat vor einem halben Jahr über ihn geschrieben: »Das leidende und erliegende Herz ist seine Domäne. Er kann wahrhaftig erzählen, einfach und mit welcher Natürlichkeit.«

Joseph Roth hat viel geschrieben. Und er hatte das Recht dazu. Es gibt nicht viele wirkliche Erzähler in deutscher Sprache. Joseph Roth war einer der wenigen seit Kleist, Hebel und Stifter.

[...]

Ich sah und sprach ihn zum letzten Mal vor einer Woche. Klein und unrasiert saß er da in seinem Bistro, in dem seine Freunde (sehr verschiedener Qualität und Observanz) sich um ihn zu sammeln pflegten.

Was sagt man, wenn man jemanden ein paar Wochen nicht gesehen hat? — »Wie gehts?« — Roth in seiner stillen, sachlichen, jeder Konvention abholden Art antwortete: »Mir geht es sehr schlecht.« Und er betonte das Wort »sehr«.
[...]

543 Fritz Gross
Zwei Dichter. Ernst Toller u. Joseph Roth.
In: Sozialistische Warte. 14 (1939), 23, S. 553—556.

Fritz Gross über den Dichter des »Hiob«:

[...]
Der das schrieb, den schönsten, reichsten, tiefsten Roman des Judentums, er ist nun gestorben, fünfundvierzig Jahre alt, aber an Leid, Erfahrung und Enttäuschung älter, schmerzlicher, unglücklicher, zerbrochener als Mendel Singer, der Hiob unserer zerrissenen Zeit.
Dieser *Joseph Roth* war ein Kind unserer Zeit. Er kam aus dem Ghetto, er flüchtete nach ein paar Jahren eines fragwürdigen Friedens in das Ghetto des Krieges, in dem die Mörder eingekleidet waren in den Rock irgend eines Kaisers und getrennt von den Opfern, die keine Uniform trugen. Er wanderte durch die Hölle des Krieges, und wanderte dann noch einige Jahre durch die Ghetto-Jahre der Nachkriegszeit, ein Reporter des Leides und der Zerrissenheit und Sinnlosigkeit unserer Zeit. Bis er, der Ruhelose, ein Sohn des Volkes, das wandern musste, sesshaft wurde in Paris, der Stadt der Ruhelosen, der grossen glänzenden Herberge der Emigration. Aber seine Flucht war nicht zu Ende, und das Elend nahm kein Ende. So floh er, geborgen, scheingeborgen in der grossen Stadt, in die kurze Betäubung der Gifte. Bewusst und hart hat sich *Joseph Roth,* einer von den Millionen Ahasvers, selber vergiftet. Aus dem Rausch der Gifte flüchtete er nur noch in den Rausch eines grossen Selbstbetruges. Er, *Joseph Roth,* konnte nicht mehr leben ohne Selbstbetrug. So hiess seine letzte Lüge die Lüge des Kaisertraumes. Hiob-*Roth,* der klare Denker, der unerbittliche Entlarver unserer Lebenslügen, berauschte sich an der Berauschung, die Alkohol und Monarchismus ihm für eine Spanne von Jahren noch schenkten, eine schale Gnade der Euthanasie. Dann starb er, an irgend einem Pfingsten, einem Fest, das der jüdische Kalender nicht kennt, weil ihm der Termin irgend einer Ausgiessung des heiligen Geistes nicht gegeben ist.
[...]

544 Arnold Zweig
Dem Freunde Joseph Roth.
In: Orient. Palästina. 3 (1942), 6, S. 4—6.

[...]
Als Joseph Roth 1933 ins Exil ging, warf er dem Hitlerstaat ein Buch entgegen, den »Antichrist«, der seinen Standpunkt sofort und unzweideutig umriß. Damals gab es noch jenes kleine Österreich, das jeder Verteidigung wert gewesen wäre. Wir kannten die gefräßige Art Mensch, die Deutschland bereits verschlungen hatte. Und wir begriffen nicht, daß man auf unsere warnenden Stimmen nicht hörte, ob sie von links kamen oder von rechts, wie die Joseph Roths. [...]
Den Ekel über diese Welt, den Joseph Roth erfaßte, sollte man verstehen. Unsere Zeit schien ihm heruntergekommen bis zu jenem Grade, auf den man nur mit Erbrechen reagieren kann oder mit der Flucht in die Selbstzerstörung, den Alkohol, dem so viele empfindliche und wertvolle Geister und Könner erlegen sind. Und Joseph Roth sah keinen Grund mehr, sich aufzusparen. Ein liebenswerter Mensch ging den Weg in den Abgrund, sehenden Auges. Ihm bedeutete der Triumph, den Leute wie ein Goebbels bei der Nachricht vom Untergange Joseph Roths empfinden würde, nichts. Er legte ihr keinen Wert bei, dieser Goebbels-Welt. Mochte sie die Zeit mit ihren Lügen überschwemmen, mochte diese Zeit ihre Lügen willkommen heißen — der Aristokrat Joseph Roth hatte ihre Vergänglichkeit und Niederlage bereits vorweggenommen. Als Sohn redlicher jüdischer Geschlechter wußte er, daß ihr Ende feststand und ihre Niederlage in den Jahrtausenden sich immer wiederholt hatte. So ging er seinen Weg, der von köstlichen Kapiteln deutscher Prosa begleitet wird wie von Meilensteinen. Und uns bleibt das Gefühl, wieder ärmer geworden zu sein, noch einsamer, wieder einmal von einem Kameraden verlassen, dem wir nicht zürnen können. Wer an seiner zarten Haut zugrunde geht, ist unserer inneren Treue sicher. Wir fragen weniger nach den Parolen, denen ein Mensch folgt, als nach der Klarheit seines Wissens, der Güte seines Herzens, dem Können seiner Künstlerschaft und dem Adel seines Wesens. Und wir zweifeln nicht: in sehr vielen Lesern seiner Bücher und Freunden seines Gesprächs wird ein Nachhall schwingen der Botschaft, nun sei auch Joseph Roth dahingegangen. In die Ewigkeit? In die Vergänglichkeit? — — — In die Erde.
Seite 6

Arnold Zweig 545

Photographie.

Vorlage: Bettina Hürlimann, Zollikon.

★

Ohne Freiheit wäre dieser Mann erstickt. Er hatte das alte Österreich sterben sehen, weshalb er an ein Fortbestehen des Abendlandes wohl kaum mehr hat glauben können. Ich empfinde in seinem Ende, in dem unaufhaltsamen Ende einer Krankheit doch einen Akt der Freiheit.
Benno Reifenberg: Erinnerung an Joseph Roth.

In: B. Reifenberg: Lichte Schatten. Frankfurt a. M. 1953, S. 205—214, hier S. 213. — Siehe auch Kat.Nr. 155

546 **Irmgard Keun**
Für Joseph Roth. (Amsterdam.) [Gedicht.]
In: Irmgard Keun: Bilder und Gedichte aus der Emigration.
Köln: Epoche-Verl. 1947, S. 35.

Die Trauer, Freund, macht meine Hände dumm,
Wie soll ich aus dem schwarzen Blut der Grachten Kränze winden?
Das Leid, mein Freund, macht meine Kehle stumm,
Wo bist du, Freund, ich muß dich wiederfinden.
[...]

546a **Johannes R[obert] Becher**
Literatur im Exil.
In: Literaturnaja Gazeta. 20.6.1939.
Rückübersetzt erschienen in:
Johannes R[obert] Becher: Publizistik II. 1939—1945.
Berlin u. Weimar: Aufbau-Verl. (1978), S. 668—673.
(Johannes R[obert] Becher: Gesammelte Werke; Bd. 16)

Der Tod Joseph Roths, einer der größten stilistischen Meister in Westeuropa, ist ein schwerer Verlust für die gesamte Weltliteratur. [...] Die Tragik Roths war, daß er für Jahrzehnte selbst zur handelnden Person dieses Untergangs geworden ist und daß er, obwohl er als Künstler den Sinn und die Richtigkeit der geschichtlichen Ereignisse, die sein Bewußtsein reflektierte, erkannte, sich letztlich von der Macht konservativer Illusionen nicht zu befreien vermochte. [...] Auch nachdem er sich als aktiver Kämpfer der antifaschistischen Volksfront angeschlossen hatte, gab er seine Sympathien für die restaurativ-reaktionären Bestrebungen nicht auf. Der Konflikt zwischen der politischen Position Roths als Publizist und seinem tiefen Realismus (den er ohne Zweifel gestaltete), ist eine der aufschlußreichsten Erscheinungen in der gegenwärtigen kapitalistischen (bürgerlichen) Literatur.

ROMANE
UND ERZÄHLUNGEN

»Das Schreiben ist eine irdische Angelegenheit . . . «
Joseph Roth an Stefan Zweig, 17. 11. 1935. — JRB, S. 440

*

»Die Schriftstellerei ist keine Auserwähltheit.«
Joseph Roth an Stefan Zweig, 17. 11. 1935. — JRB, S. 440

*

»Ich schreibe jeden Tag, nur, um mich zu verlieren, in erfundenen Schicksalen.«
Joseph Roth an Stefan Zweig. Amsterdam, 30. 4. 1936. — JRB, S. 467

Vorbilder und Anregungen

In einem — hier schon öfters zitierten — Interview, das Joseph Roth 1934 in der Wohnung seiner französischen Übersetzerin Blanche Gidon in Paris dem Kritiker Frédéric Lefèvre gab, äußerte er sich so ausführlich wie selten über seine Schreibweise, seine Lektüre und von ihm bevorzugte Schriftsteller der Gegenwart und der Vergangenheit:

J'aime écrire des romans. Je travaille dix heures par jour. J'ai des manuscrits qui ne sont pas publiés. Ce qui s'impose d'abord à moi, c'est un cadre, sans plan ni détails. Je suis hanté par un lieu, par une atmosphère. J'écris avec soin, je fais quatre manuscrits, je rature beaucoup. Je corrige encore sur épreuves. Je suis un ouvrier consciencieux de la langue. La langue allemande est ma patrie, la langue française une amie que j'aime de tout coeur et qui me donne l'hospitalité. [. . .]
Je lis peu et presque exclusivement des livres de géographie, d'histoire, de zoologie. Je n'ai lu qu'un petit nombre d'auteurs allemands vivants. En français, j'ai lu Radiguet, Gide que j'admire sans l'aimer. Il y a quelque chose qui me plaît chez Valéry. J'aime Jouhandeau, c'est un véritable écrivain. Les Traqués de Malveev sont un beau livre. Panait Istrati est bien doué mais j'ai l'impression qu'il vit du hasard de son passé. J'estime

le talent de Green, mais je crois qu'il fait fausse route. Toutefois, un talent qui fait fausse route c'est déjà un talent authentique.
Parmi les écrivains plus anciens je préfère Rabelais, mon cher La Fontaine, dont, tout petit, j'apprenais les fables par cœur, Balzac, Flaubert ... [...] J'aime tous les écrivains autrichiens: Hofmannsthal que j'ai très bien connu quand je n'écrivais pas encore moi-même et que j'ignorais même que j'écrirais un jour. Schnitzler, Werfel, qui, pour moi, est un écrivain autrichien, c'est-à-dire un bon Européen, comme tous ceux qui ont appartenu au cadre de la grande Autriche, qu'ils soient tchécoslovaques ou juifs polonais. Pour Freud, c'est le confesseur des belles juives de Vienne. [...]
Frédéric Lefèvre: Une heure avec Joseph Roth. In: Nouvelles littéraires. 2. 6. 1934

Dem Journalisten und Romancier Hans Natonek gab Roth anläßlich einer in einem Brief vom 14. Oktober 1932 aus Frankfurt geäußerten Kritik an Natoneks Roman »Kinder einer Stadt« (Wien: Zsolnay 1932) Ratschläge zur Anlage von Romanen und empfiehlt als große literarische Vorbilder:

In der (stofflichen) Beschränkung zeigt sich der Meister. Sie begehen einen eminenten *deutschen* Fehler, einen, an dem ganz Große in Deutschland gescheitert sind — auch Goethe im Faust — wenn es nicht lästerlich wäre, diesem Herrn ein Scheitern zuzumuten. — Sie haben einfach zu viel hineingepackt [...]
a.) Lesen Sie mehr ganz große ewige Sachen, als wie: Shakespeare, Balzac, Flaubert!
b.) Kein Gide! Kein Proust! Auch nichts ähnliches!
c.) Die Bibel. Homer.
[...]
JRB, S. 237 f.

Über seine Beziehung zu Stendhal schreibt Roth am 10. Juli 1928 an Stefan Zweig in seinem Dankbrief für Zweigs Buch »Drei Dichter ihres Lebens«:

Aus Ihrem Buch gefiel mir Stendhal am besten — vielleicht weil er mir auch sonst am nächsten ist. Aber obwohl ich über ihn schon so viel gelesen habe, scheint es mir, daß er bei Ihnen am menschlichsten herauskommt. Es ist ein wahres *Lebensbild* und *kein Porträt,* das Sie von ihm entwerfen.
JRB, S. 133

Über Roths Schreibweise gibt auch ein Auszug seines Briefes an Benno Reifenberg vom 30. August 1925 aus Marseille (siehe auch Kat. Nr. 172) Aufschluß:

Ich möchte zwei Wochen an diesem Buch in Paris schreiben. Sie erliegen hoffentlich nicht der deutschen Anschauung, daß man ein gutes

Buch nicht schnell schreiben kann. Ich kann nur gut und schnell schreiben. Die Deutschen schreiben auch dichterische Bücher wissenschaftlich. Sie fühlen wissenschaftlich. Deshalb geht es nur langsam. Die langsame Arbeit eines Flaubert z. B. beruht auf ganz andern Voraussetzungen: auf der Faulheit nämlich. [...]
JRB, S. 63

Benno Reifenberg über Roths (geistige) Verwandtschaft mit Gustave Flaubert:

Wir gingen am Kanal Saint-Martin vorbei, und wir lachten, daß gerade hier, gerade an einem so heißen Nachmittag, die beiden enormen Spießbürger Bouvard und Pécuchet einander begegnet sind. Joseph Roth war nicht nur in der Verachtung, in dem unbestechlichen Blick für die Dummheit Gustave Flaubert verwandt, er hatte das gleiche feine Ohr für alles Phrasenhafte und würde den Katalog der »*idées reçues*«, will sagen der Gemeinplätze, für unsere Generation glänzend fortgesetzt haben — er war auch dem handwerklichen Gewissen des großen französischen Romanciers nahe. Während wir die Stadt hinter uns brachten, trieb Joseph Roth oft ein Spiel, das eines Flaubert würdig gewesen wäre: er suchte nach Adjektiven. Er liebte es, unterwegs für irgendein Haus, eine Baumgruppe, für einen Karren am Feldrand, für die Himmelsfarbe, die Szenerie eines Bauernhofs das bezeichnendste Beiwort sich auszumalen. Er war dabei erfindungsreich, entzückend genau und überraschend zugleich.
Benno Reifenberg: Erinnerung an Joseph Roth. In: B. Reifenberg: Lichte Schatten. — Frankfurt a. M. 1953, S. 205—214, hier S. 209 f. — Siehe auch Kat.Nr. 155

Roths literarische »Ahnenreihe« zählt Hermann Kesten auf:

Er lernte von Tolstoi und Gogol, sogar von Dostojewskij, und von Stendhal und Flaubert, zuweilen auch von Gautier, ja sogar von Proust. Mit Absicht stellte er sich in späteren Jahren in die Tradition der »österreichischen Schule« innerhalb der deutschen Literatur. Er trieb einen Kult mit Grillparzer und Nestroy und ward der einzige große und originelle Erbe Hofmannsthals und Schnitzlers. Das große Komödienspiel, die Maskenkunst, das ist echt österreichische Kunsttradition, da wirken die Einflüsse der spanischen und italienischen Komödie, die Erinnerungen aus den Habsburger Kronländern.
Hermann Kesten: Joseph Roth: Die Legende vom heiligen Trinker. In: Maß und Wert. 3 (1939/1940), 1, S. 131—139, hier S. 137 f. — Siehe auch Kat.Nr. 516

Hermann Kesten zur Periodik der Romane Roths:

Seine Romane lassen zwei scharf getrennte künstlerische Perioden erkennen, zuerst die des Skeptikers und Neuerers und Revolteurs, danach

die des Gläubigen und Klassizisten und Konservativen. Wenn ich nicht irre, ist der Unterschied bei Roth mehr ein Wandel der Haltung als der Anschauung, er liegt mehr in der Schreibmanier als in der stilistischen Substanz, mehr in der artistischen Laune als in der Tiefe des Gemüts.
Hermann Kesten: Der Mensch Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 15–26, hier S. 20

Zeitkritische Romane der zwanziger Jahre

Um 1930 erschienen einige Sammelrezensionen, die sich mit den Romanen der – nach Hermann Kesten – »ersten künstlerischen Periode« Roths auseinandersetzen.
Der Betrachtung der einzelnen Romane, wobei auch Auszüge aus diesen Rezensionen gebracht werden, seien einige der zusammenfassenden Urteile vorangestellt:

Hermann Kesten *547*

Der Schriftsteller Joseph Roth.
In: Joseph Roth. Leben und Werk. Ein Gedächtnisbuch. (Gesammelt, ausgew. u. hrsg. von Hermann Linden.) Köln, Hagen: Kiepenheuer 1949, S. 35–39.
Erstveröffentlichung in: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung vom 26. 6. 1931.

[...]
Was ist die große Unzufriedenheit, die brennende Bitterkeit der jungen Männer in Europa, deren einer Sprach- und Wortführer der Kriegsteilnehmer Joseph Roth ist? Es ist die große allgemeine Unzufriedenheit mit dem Leben. Weggeblasen, in eitrigem Blut ertränkt hat ein fauliger Krieg den ganzen Optimismus der jungen Menschen, der ganze rosige Zauber eines zivilisatorischen Sonnenaufgangs ist fortgewischt vom Pestwind eines Massen- und Millionensterbens. In Joseph Roths Romanen kommen die jungen Leute aus dem Krieg heim, das Gehäuse der Zivilisation steht da, die Maschinerie, knirschend, geht, die jungen Leute stehen herum, gehen herum und sind unfähig, »ein Leben zu führen«. Die schöne Unbewußtheit, die nötig ist zum Dasein, ist ihnen leider zwischen Gewehrgriffen und rheumatischen Feldleiden völlig abhanden gekommen. Sie stehen herum in den Winkeln des »Vaterhauses« wie jüngere Söhne, ungeachtet, verdrossen, künftige Revolutionäre, verbissene

Revolteure konservativer Art, ihre Resignation ist konservativ, ihr müdes und billiges Lächeln noch ist es, auch ihre Tatenlosigkeit zwischen vielem Tun ist es noch, aber schon ihr Witz, ihre Satire, ihre beißende Kritik, sie sind umstürzlerisch.
[...] Seine ersten fünf Romane (»Rebellion«, »Hotel Savoy«, »Flucht ohne Ende«, »Zipper und sein Vater«, »Rechts und links«) schienen Definitionen eines aggressiven Pessimismus zu sein. Mit den Mitteln seines Stils macht Joseph Roth die Desillusion zu einer Pointe und trägt die Pointen vor als moralische Resultate einer erbarmungslosen Gesellschaftskritik. Er entlarvt in der Parabel eines Schicksals die tragische Ironie des hilflosen Lebens einiger Typen aus der Zeit nach dem Kriege. Er beschrieb diese Typen, die Verpfuschtheit und Sinnlosigkeit ihrer Existenz und die ausweglose Enge ihrer Ideologie in einer klassischen Weise und als erster einer ganzen Literaturgeneration, deren gelesenste Vertreter formal und ideologisch Roth viel zu verdanken haben, ohne ihn je zu erreichen. [...]
Seite 36—38

Er brauchte die modernen Stilmittel der epischen Auflösung. Diese Bücher waren meist Kurzromane, voll von der unmoralischen Hast und der Verzweiflung unseres entgötterten Lebens. Sie schilderten den Nihilismus der Zeit. Aber ihr moralischer Rigorismus und die tragische Gewalt der Darstellung liehen ihnen eine Schärfe und Reinheit der Sprache, einen präzisen Lakonismus in Handlung und Stil, die sie zu exemplarischen Dichtungen unserer Zeit machten.
Hermann Kesten: Der Mensch Joseph Roth. In: Linden Gedächtnisbuch, S. 15—26, hier S. 21

Ähnlich wie Hermann Kesten urteilt Hans A. Joachim:

548 **Hans A. Joachim**
Romane des Nachkriegsmenschen.
In: Die Neue Rundschau. 41 (1930), 1, S. 267—274.

[...]
Es sei gestattet, nach dem Roman der Jahre zu fragen, die der Kriegsroman hat auf sich warten lassen. Die Gegenwart ist an der Reihe.
Der Mensch des Nachkriegs steht mit seiner Einsamkeit nicht allein da; das hindert nicht, daß er sehr einsam ist. Sein Geschick ist typisch; und trotzdem verlangt es nach individueller Behandlung. Das ist viel verlangt. Ich glaube, daß es ihm bis heute nur bei Einem zuzusichern ist: bei *Joseph Roth*..

[...] Die Zeit, die man sich genommen hat, um sie zu lesen, ist nicht versäumt; denn es ist so gut wie gelebt, wenn man sie liest. Ihr Verfasser,

dessen Schule die Zeitung gewesen ist, legt Wert darauf, daß das Wichtigste das Beobachtete sei. Das steht ihm frei: denn er beobachtet das Wichtigste. [...]
Seite 269

Manfred Georg *549*
Der Romanschriftsteller Joseph Roth.
In: Preußische Jahrbücher. 217 (1929), S. 320—324.
Leihgabe: StuUB Frankfurt a. M.

Joseph Roth gehört zu denjenigen Erscheinungen der deutschen Literatur, die, abseits und ganz auf ihre Arbeit konzentriert, alle modischen Tagesgrößen allmählich aber sicher überflügeln. [...]
Roth ist einer von uns, die davorstehen. Mit klareren Augen als wir geht er voran, die Blendlaterne seines Wortes vor sich, die das Zwielicht aufhebt. Er gehört weder zu den sogenannten Jungen, noch zu den sogenannten Alten. Er ist von unserem Blut, aber er ist isoliert und vorausgesandt, er hat jenen Blick, mit dem man einsam wird. Wenn anders der Begriff Literatur der Gegenwart sich in dem restlosen, von keiner Tradition- oder Propagandaschwüle getrübten, dichterischem Erfassen und Berichten über die Menschen und das Wesen dieser Gegenwart erschöpft, so ist Joseph Roth einer der wenigen Vertreter dieser Literatur. Seine Bücher gehören zu den ganz wenigen, auf die ein moderner, innerlich junger Mensch, der sein Leben lebt und nicht viel Zeit hat, sich mit den Träumen anderer abzugeben, wartet. Weil sie in der Richtung seines Lebens geschrieben sind und ihm helfen, die Oede der Fassadenöffentlichkeit rings um ihn zu zerstören und zu überwinden.
Seite 320 und Seite 324

W[ilhelm] E[manuel] Süskind *550*
Joseph Roth.
In: Die Literatur. 34 (1931/1932), 1, S. 17—20.
Leihgabe: StuUB Frankfurt a. M.

Auszüge aus dieser Sammelrezension siehe bei den einzelnen Romanen.

DAS SPINNENNETZ

551 **Joseph Roth**
Das Spinnennetz. Roman. 1. Folge.
In: Arbeiter-Zeitung. Wien. (1923), 35, S. 17.

Der Held des Romans, der aus kleinbürgerlichen Verhältnissen kommende Student, Leutnant der Reserve und Mitglied einer rechtsradikalen Geheimorganisation Theodor Lohse, schlägt im Auftrag der »Technischen Nothilfe« einen Aufstand streikender Landarbeiter auf einem Gut in Pommern nieder:

[...]
Man muß die Arbeiter herausfordern. Kam es zu Kampf — sie vernichten. Hundert Mann — hatten sie Waffen? Hier war ein Arsenal. Man wird Theodor Lohse nicht vergessen.
Jeden Tag sangen sie:

Der Verräter zahlt mit Blut,
Schlagt sie tot, die Judenbrut,
Deutschland über alles.

Sie arbeiteten weniger. Sie exerzierten. Sie rückten mit Gewehren aus. Die Arbeiter hungerten. Ihre Kinder bekamen dünne Hälse und große Köpfe. Die Frauen kreischten, wenn sie Theodors Leute sahen. Sie riefen: »Hunde!«
Man schoß in die Luft. Arbeiter kamen, hundert, zweihundert aus der Nachbarschaft. Sie trugen Stöcke. Sie warfen Steine. Sie zogen zum Gutshof.
Theodor ließ sie in den Hof. Drinnen schrien sie. Sie drängten gegen das Haus. Fensterscheiben klirrten wehmütig. In den Fenstern lag Bettzeug zum Auffangen der Steine. Ein Arbeiter, von Kameraden auf die Schultern gehoben, hielt eine Rede.
Theodor schoß. Der Arbeiter schwankte. Auseinander stoben alle. Vor dem Tor strömten sie zusammen und rüttelten vergebens an der dreifachen Riegelung. Sie schwangen sich über die Mauer. Aber drüben blitzten Gewehrläufe. Die Arbeiter ließen sich in den Hof fallen. Aus dem Hause tönten Schüsse.
Die Sterbenden stöhnten. Die Lebenden schwiegen. Es erhob sich eine große Ruhe. Es wehte Stille aus dem Hofe wie aus einem weiten, geöffneten Grab. Heiße Sonne strahlte von den Pflastersteinen wider. Hoch in der Luft trillerten Lerchen. Eine Hummel surrte wie ein großer Kreisel. Aus der Ferne scholl die Stimme eines Hundes herüber. Glocken der Dorfkirche dröhnten.
[...]
JRW 1, S. 81f.

Roths erster Roman »Das Spinnennetz« wurde vom 7. Oktober bis 6. November 1923 in der »Arbeiter-Zeitung«, Wien, veröffentlicht, dann vergessen. Wiederveröffentlicht wurde er erst im Jahre 1967. Dies nimmt Peter W. Jansen zum Anlaß, u. d. T. »Joseph Roths frühe Klage« über die Geschichte des Romans im Feuilleton der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« vom 3. März 1967 zu berichten:

Peter W[ilhelm] Jansen *552*
Joseph Roths frühe Klage.
In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. (1967), 53, S. 32.

Am 7. Oktober 1923 begann die Arbeiterzeitung in Wien mit der Veröffentlichung eines Romans von brennender politischer und literarischer Aktualität. Für die Redaktion des sozialdemokratischen Blattes, dessen Chefredakteur Friedrich Austerlitz war, mochte die politische Brisanz des Manuskripts den Ausschlag gegeben haben, es zum Abdruck anzunehmen. Sie konnte kaum ahnen, daß die Aktualität dem Roman auf den Fersen bleiben werde. Die letzte Fortsetzung erschien in der Ausgabe vom 6. November; am 8. und 9. November putschten in München Ludendorff und Hitler.
Das Klima, in dem ein rechtsradikaler Putsch gegen die Demokratie von Weimar gedeihen konnte, ist in Joseph Roths Spinnennetz exakt beschrieben. [...]
Der Roman wurde vergessen. Es ist nicht festzustellen, ob Roth jemals eine Buchausgabe erwogen hat. Auch seinen Freunden war selbst der Titel unbekannt, als lange nach dem Zweiten Weltkrieg ein vergilbtes, durch Brand- und Wasserschäden fast zerstörtes Ausschnittexemplar der Arbeiterzeitung aus den Archiven des Verlages Allert de Lange in Amsterdam wieder auftauchte, offensichtlich aus der ehemaligen Schuttmasse des Emigrantenverlags, den die Gestapo nach dem deutschen Überfall auf Holland in Asche gelegt hatte. Das erste Blatt dieses Exemplars trägt von fremder Hand die Aufschrift »Joseph Roth bei Reichler Wien II. Am Tabor 15/Tür 9.« und das Datum »5/6/I. 24« — die damalige Wiener Adresse Roths bei seinen Schwiegereltern.
[...]

Joseph Roth *553*
Das Spinnennetz. Roman. (Nachw.: Peter W[ilhelm] Jansen.)
Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch (1967). 159 S. JRW 1, S. 45—127

Rezensionen

554 **Karl Heinz Bohrer**
Der ängstliche Mörder. Joseph Roths erster Roman: »Das Spinnennetz«.
In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. (1967), 62, Literaturblatt, S. [1].

Als dieser Roman geschrieben wurde, war er von brennender Aktualität: eine Darstellung des rechtsradikalen Milieus der frühen zwanziger Jahre, die, schon während man sie am Kaffeetisch las, überholt sein konnte durch böse Ereignisse. Eine Wochenschau und Zeitung schlagende Manier, die Stunde, die es geschlagen hat, zu zählen. Welche Stunde? Die Stunde des mörderischen Kleinbürgers, der zu höchsten Staatsämtern aufsteigt. [...] Personen und Szene besitzen hier noch nicht jene für Roth charakteristische Tiefendimension.
Wenn man solches dem Erstling zubilligt und ihn dennoch mißt an den späten großen Büchern, vor allem dem *Radetzkymarsch,* dann bleibt er dennoch eine Trouvaille von besonderem Rang. Roths zentrales Thema, der Untergang Alt-Europas, und das unverwechselbare Melos der Sprache, seine melancholische Sinnlichkeit, sind da. Insofern steht diese Erzählung, wie man sie nennen sollte, dem *Radetzkymarsch* näher als den in Zeit und Stoff verwandten politischen Romanen *Flucht ohne Ende, Links und Rechts* und *Der stumme Prophet.*
[...]
Joseph Roth lieferte mit diesem Porträt eines Entwurzelten die bestechende Diagnose einer radikalen Bewußtseinslage, wie sie nur noch dem früh verstorbenen Carl Christian Bry drei Jahre später mit seinem Buch *Verkappte Religionen* gelang: die Bewußtseinslage eines »Hinterweltlers«, der hinter der wirklichen Welt, die es mit realen Mitteln zu ordnen gilt, eine andere, die »eigentliche«, seine Welt vermutet, in der er König sein könnte, gestützt auf sektiererische Überzeugungen und atavistische Tatbereitschaft. Soweit die prophetische Stimme eines politisch engagierten Warners. Aber diese Prosa stammte nicht von Joseph Roth, wäre die im guten Sinn »tendenziöse« Absicht ihr Kern. Joseph Roth ist ein kalt Wissender. Er weiß damals schon mit dem »wissenden Lächeln«, von dem er selbst gegenüber dem »vitalen Getue« vieler Zeitgenossen sprach, von hintergründigeren Zusammenhängen, und dies hat seine Sprache, hat das Thema organisiert. Wer nämlich ist dieser ängstliche Catilinarier, der aus Unsicherheit mordet und den die Angst nie verläßt? Er ist ein später Vetter des letzten Trotta aus dem *Radetzkymarsch.* Leutnant wie er, hatte er nicht das Glück, seine Hilflosigkeit in eine noch bunt glänzende Armee zu retten und die fehlende Individualität mit dem Bilde des Kai-

sers Franz Joseph zuzudecken. Was wäre aber jener Trotta im Berlin der zwanziger Jahre geworden ohne den Großvater, den »Helden von Solferino«, ohne das Adelsprädikat? Er hätte nach dem Ersatzkaiser gesucht, nach der Beziehungsperson, die sein kleinbürgerlicher Vetter nur in General Ludendorff, schließlich in seinem Gegentyp, dem undurchsichtigen jüdischen Agenten Benjamin Lenz, suchte. Er gehört letztlich zum Geschlecht jener Beschädigten und Gequälten — Figuren, wie sie Thomas Mann, Robert Walser, Rilke, Hermann Hesse und Musil geschildert haben, allerdings mit der schaurigen Pointe, daß hier das Opfer selbst zum Henker wird. [...]
Was Roth an seinem Helden interessieren konnte, war nicht seine Geschichte, sein Schicksal. Was ihn interessierte, war dieses Schicksal als spezifischer Fall von Determiniertheit: eine letzte Probe auf die melancholische Gewißheit, daß Europa dem Untergang geweiht sei und daß im Gegensatz zu Oswald Spenglers Vision dieser Untergang nicht heroisch sein werde.
[...] Es ist seine eigentümliche Schwermut, die kein Ereignis nur punktuell sieht, sondern unendliche Beziehungen sucht. Die Beziehungsperson ist hier kein Mensch mehr, sondern ausschließlich nur noch ein verfallendes Europa. Deshalb entstand kein wirklicher Roman, sondern eine Vorstudie.

Hans Kricheldorff *555*

Joseph Roth: Das Spinnennetz.
In: Neue deutsche Hefte. 14 (1967), 3, S. 164.

Dieser Erstlingsroman Joseph Roths ist eine »Ausgrabung«, aber eine ungewöhnlich interessante. [...]
Joseph Roth verfaßte [...] eine spannende, sachgemäß nach den Gesetzen des Zeitungsromans (»wellenförmige« statt »bogenförmige« Handlung) gebaute Geschichte, die sich die politischen, sozialen und psychologischen Hintergründe des damaligen Nationalsozialismus, der »völkischen« Bewegung, zum Thema nimmt. Der Gegner wird dabei in einer Weise entlarvt, die nicht nur im Hinblick auf die der Veröffentlichung unmittelbar folgenden Ereignisse in München (Hitlerputsch), sondern erst recht angesichts der späteren Entwicklung bis 1945, ja, bis heute geradezu prophetisch anmutet. Man fühlt sich an Heinrich Mann (»Der Untertan«) erinnert, dessen Werk damals wohl auch, neben Sternheims Prosa, unmittelbaren Einfluß auf Roths Roman gehabt haben mag. [...]

Hans Jürgen Fröhlich *556*

Im Spinnennetz des Rechtsradikalismus. Zu Joseph Roths erstem Roman aus d. Jahre 1923.
In: Die Welt der Literatur. 4 (1967), 16, S. 1—2.

[...] Sein [Theodor Lohses] Vor- und Leitbild ist Hitler, wie es der Kaiser für seinen Vorfahren Dietrich Heßling gewesen war, wie es Franz Joseph für den alten Trotta aus Roths »Radetzkymarsch« war. Die Pseudo-Ideale, für die der Nachkriegsuntertan im Auftrage seiner Geldgeber warb, kämpfte und tötete, wurden offizielle Politik erst ab 1933, weil der Hitler-Ludendorff-Putsch, zu dem es drei Tage nach Erscheinen der letzten Fortsetzung dieses Zeitungsromans gekommen war, scheiterte; die bürgerliche Demokratie schien gesiegt zu haben.
[...]
Daß Joseph Roth die Vorbereitungen, die zu jenem Staatsstreichversuch führten, fast detailliert genau, die tatsächlichen Ereignisse vom November 1923 vorwegnehmend, im »Spinnennetz« beschreibt, ist indes keineswegs Beweis einer prophetischen Gabe, es zeugt einzig von der Klarsicht eines politisch informierten Autors. Der Stoff zu diesem Roman lag nicht »in der Luft«, sondern war der Tagespresse zu entnehmen. Ungeist und Untat des Leutnants Lohse sind Extrakt einer Gesinnung, wie sie sich in den Flugblättern, Broschüren und Blättern des Rechtsradikalismus offenbarte.
Gleich zu Beginn der ersten Halbzeit des Nationalsozialismus stellt Joseph Roth in diesem Roman die Diagnose dieser Bewegung und lieferte damit eine Anamnese des deutschen Faschismus. »Das Spinnennetz« ist eines der ersten literarisch relevanten Werke, in denen der Name Hitler genannt wird.
[...]
Es handelt sich [...] hier um ein Erstlingswerk, jedoch ohne die krassen Merkmale eines Debüts. Die Vorbilder, an denen Roth sich schulte, sind außer den französischen Realisten des 19. Jahrhunderts vor allem Heinrich Mann, Carl Sternheim, der frühe Döblin und der mit dem Autor befreundete Ernst Weiss. Von den Franzosen und dem Autor des »Untertan« lernte Roth die Ökonomie des formalen Aufbaus, von Sternheim, Döblin und Weiss übernahm er Duktus und Gestus der Sprache.
[...]

557 **Fritz Hackert**
Das Hakenkreuz im Spinnennetz. Joseph Roths erster Roman.
In: Die Zeit. 22 (1967), 32, S. 14.

HOTEL SAVOY

Joseph Roth 558
Hotel Savoy. Ein Roman.
Berlin: Verl. Die Schmiede 1924. 145 S.
JRW 1, S. 129–224
Leihgabe: SNM/DLA

Eine weitere Ausg. mit Federzeichnungen von Franz Howanietz erschien im Phaidon-Verl., Wien, Leipzig, vermutlich 1925.

Roth hat Polen mehrmals besucht. Er liebte dieses Land. Fast in jedem seiner Romane findet sich ein Stück polnischer Landschaft und Atmosphäre, und es treten Polen, Ukrainer und polnische Juden auf. Für den Roman »Hotel Savoy«, der in den Nachkriegsjahren entstanden ist, bildet Lodsch und das dortige Savoy-Hotel den Hintergrund. Die bezaubernde Prosa besitzt so etwas wie podolisches oder wolhynisches Kolorit.
Józef Wittlin: Erinnerungen an Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 48–58, hier S. 57. — Siehe auch Kat.Nr. 58

Lodz, Piotrowska 559
Photographie.
In: Dietmar Grieser: Schauplätze österreichischer Dichtung. Ein literar. Reiseführer.
München, Wien: Langen/Müller 1974, Abb. 11.

Rudolf Leonhard, Lektor beim Verlag Die Schmiede, erinnert sich in seinem Nachruf auf Roth an die Herausgabe von Roths erstem als Buch erschienenen Roman, »Hotel Savoy« (siehe auch Kapitel II, Abschnitt »Der Verlag Gustav Kiepenheuer«):

Ich hatte das Glück und die Ehre gehabt (wie es mir vergönnt war, Tollers erstes Stück zur Aufführung zu bringen), seinem ersten Roman zum Druck verhelfen zu können; noch in späten Widmungen kam er auf diese »Entdeckung« zurück; mit dem in Zeiten der Verbitterung hinzugefügten Bedauern darüber, dass sie »leider nur für die deutsche und nicht für die französische Literatur« erfolgt sei.
Rudolf Leonhard: Geschichten vom Joseph Roth. In: Die neue Weltbühne. 35 (1939), 25, S. 792–794, hier S. 793. — Siehe auch Kat.Nr. 539

Joseph Roth (enttäuscht) über die Resonanz von »Hotel Savoy« beim deutschen Publikum im Gegensatz zum russischen:

[...] Mein Buch ist 4 mal in's Russische übersetzt. Ich habe 200 000 Leser in Rußland. In Deutschland 4 u. ½. Bin ich ein deutscher Schriftsteller? Von den deutschen 4½ sind 2½ auch russische Juden.
JR an Bernard von Brentano. Paris, 14.6.1925. — JRB, S. 48

DIE REBELLION

560 **Joseph Roth**
Die Rebellion. Ein Roman.
Berlin: Verl. Die Schmiede 1924. 138 S.
(Die Romane d. 20. Jahrhunderts.)
JRW 1, S. 225–313
Leihgabe: StuUB Frankfurt a.M.

Der Kriegsinvalide Andreas Pum, der durch eine Kette von Zufällen seine mühsam aufgebaute bescheidene Existenz ohne eigene Schuld verloren hat, rechtet in der Agonie mit Gott:

[...]
Aus meiner frommen Demut bin ich erwacht zu rotem, rebellischem Trotz. Ich möchte Dich leugnen, Gott, wenn ich lebendig wäre und nicht vor Dir stünde. Da ich Dich aber mit meinen Augen sehe und mit meinen Ohren höre, muß ich Böseres tun als Dich leugnen: ich muß Dich schmähen! Millionen meinesgleichen zeugst Du in Deiner fruchtbaren Sinnlosigkeit, sie wachsen auf, gläubig und geduckt, sie leiden Schläge in Deinem Namen, sie grüßen Kaiser, Könige und Regierungen in Deinem Namen, sie lassen sich von Kugeln eiternde Wunden in die Leiber bohren und von dreikantigen Bajonetten in die Herzen stechen, oder sie schleichen unter dem Joch Deiner arbeitsreichen Tage, sonntägliche, saure Feste umrahmen mit billigem Glanz ihre grausamen Wochen, sie hungern und schweigen, ihre Kinder verdorren, ihre Weiber werden falsch und häßlich, Gesetze wuchern wie tückische Schlingpflanzen auf ihren Wegen, ihre Füße verwickeln sich im Gestrüpp Deiner Gebote, sie fallen und flehen zu Dir und Du hebst sie nicht auf. [...] Andere, die Du liebst und nährst, dürfen uns züchtigen und müssen Dich nicht einmal preisen. Ihnen erläßt Du Gebete und Opfer, Rechtschaffenheit und Demut, damit sie uns betrügen. Wir schleppen die Lasten ihres Reichtums und ihrer Körper, ihrer Sünden und ihrer Strafen, wir nehmen ihnen den Schmerz und die Sühne ab, ihre Schuld und ihre Verbrechen, wir morden uns selbst, sie brauchen es nur zu wünschen; sie wollen Krüppel sehen und wir gehen hin und verlieren unsere Beine aus den Gelenken; sie wollen Blinde sehen und wir lassen uns blenden; sie wollen nicht gehört werden, also werden wir taub; sie allein wollen

schmecken und riechen und wir schleudern Granaten gegen unsere Nasen und Münder; sie allein wollen essen und wir mahlen das Mehl. Du aber bist vorhanden und rührst Dich nicht? Gegen Dich rebelliere ich, nicht gegen jene. Du bist schuldig, nicht Deine Schergen. Hast Du Millionen Welten und weißt Dir keinen Rat? Wie ohnmächtig ist Deine Allmacht! Hast Du Milliarden Geschäfte und irrst Dich in den einzelnen? Was bist Du für ein Gott? Ist Deine Grausamkeit Weisheit, die wir nicht verstehen — wie mangelhaft hast Du uns geschaffen! Müssen wir leiden, weshalb leiden wir nicht alle gleich? [...]
S. 135—137. — JRW 1, S. 311f.

Manfred Georg zu den beiden ersten Büchern Roths:

»Hotel Savoy« und »Die Rebellion«, schildern einmal die Masse, das andere Mal den Einzelnen, die mit der Umwelt in Konflikt geraten. Im »Hotel Savoy« zeichnet er eine Grenzstadt im Osten, auf die Scheide zwischen zwei Länder und zwei Zeiten gestellt, die langsam und tumultuös alles in sich verschlingend zusammensinkt. Der Held des zweiten Romans ist eine Einzelfigur, ein Krüppel, der als Teil für das Ganze den ungeheueren Angriff des Universums erleidet und zugrunde geht. In beiden Fällen ist die Entwicklung der Handlung gleich Null. Sie dreht sich im Strudel eines Kreises.

Sie geht nicht nach vorn in die Breite, sondern in ihrem Kern in die Tiefe. Damit ist das Wesentliche der heutigen menschlichen Problematik erfaßt. Der Elan der Einseitigkeit, der den Mut hat, die Dinge zu treiben, fehlt. Der Elan des männlichen Bewußtseins, über den Dingen mit den Dingen zu jonglieren, ist da. Er erfordert heute den größeren Mut.
Manfred Georg: Der Romanschriftsteller Joseph Roth. In: Preußische Jahrbücher. 217 (1929), S. 320—324, hier S. 322f. — Siehe auch Kat.Nr. 549

[...] Ich bin aber durch Vertrag an die »Schmiede« gebunden. Ich gestehe Ihnen aufrichtig und mit der Bitte um Diskretion, daß ich mit der Propaganda, dem Honorar und der Ausstattung der Bücher nicht zufrieden bin. Ich glaube auch nicht, daß sich die Schmiede mit meinen neuen Forderungen zufrieden geben wird.
JR an Erich Lichtenstein. Berlin, 22. 1. 1925. — JRB, S. 44

DIE FLUCHT OHNE ENDE

Mit dem Roman »Die Flucht ohne Ende« glückte Roth der Durchbruch auch beim deutschen Publikum.
Aus einem Brief vom 26. September 1926 aus Odessa an Bernard von Brentano (siehe auch Kat. Nr. 326):

[...] Endlich habe ich auch das Buch-Thema gefunden, das ich allein schreiben kann und vielleicht noch in Rußland schreiben werde. Es wird der Roman sein, auf den ich so lange gewartet habe und auf den, hoffe ich, noch ein paar Menschen im Westen warten. Sie wären sehr erstaunt, wenn ich ihn Ihnen erzählen würde. Aber Sie werden ihn in einem Jahr lesen.
JRB, S. 95

561 **Joseph Roth an Benno Reifenberg**
Brieffragment. o.O. [Herbst 1926]. 1 Bl. hs. mit Unterschrift.
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

Ich bringe einen Roman aus Rußland mit, der sich gewaschen hat. Er wird es mir erlauben, trotz Sieburg in Paris zu leben. So einen Roman werden Sie sogar lesen.

562 **Joseph Roth**
Die Flucht ohne Ende. Ein Bericht.
München: Wolff (1927). 252 S.
JRW 1, S. 315–421
Leihgabe: K&W

»Die Flucht ohne Ende« enthält meine Autobiographie zum großen Teil [...]
JR an Otto Forst-Battaglia. Ascona, 28. 10. 1932. — JRB, S. 240

Roth hat dem Roman ein — oft zitiertes — Vorwort vorangestellt, das von vielen Interpreten als programmatisch für die Neue Sachlichkeit angesehen wurde:

Im Folgenden erzähle ich die Geschichte meines Freundes, Kameraden und Gesinnungsgenossen Franz Tunda.
Ich folge zum Teil seinen Aufzeichnungen, zum Teil seinen Erzählungen.

Ich habe nichts erfunden, nichts komponiert. Es handelt sich nicht mehr darum, zu »dichten«. Das wichtigste ist das Beobachtete. —
Paris, im März 1927 JOSEPH ROTH
JRW 1, S. [317]

Das Buch schließt:

[...] da stand mein Freund Tunda, 32 Jahre alt, gesund und frisch, ein junger, starker Mann von allerhand Talenten, auf dem Platz vor der Madeleine, inmitten der Hauptstadt der Welt und wußte nicht, was er machen sollte. Er hatte keinen Beruf, keine Liebe, keine Lust, keine Hoffnung, keinen Ehrgeiz und nicht einmal Egoismus.
So überflüssig wie er war niemand in der Welt.
JRW 1, S. 421

Joseph Roth *563*

Die Flucht ohne Ende. XII. Kapitel (Ausz.)

Typoskript. 3 S. ms. mit hs. Korrekturen.
Kopie. — Vorlage: K&W

Im Roman nicht veröffentlichtes Kapitel mit dem handschriftlichen Zusatz: »An den Verleger: Die folgenden zwei Kapitel könnten retardierend wirken. Sie werden umgestellt oder gestrichen«.
Es handelt sich um eine Beschreibung Tundas als Schüler aus der Sicht des Ich-Erzählers.

Manfred Georg zum Inhalt des Romans:

Es gibt [...] keinen Anfang und keinen Abschluß des Geschehens mehr. Und so deckt sich Roths Buchtitel »Die Flucht ohne Ende« restlos mit dem Buchinhalt.
Er gibt den Bericht von der Flucht eines ehemaligen österreichischen Oberleutnants, der in Sibirien einsam vegetiert, aus der kalten Oede in die Hitze der bolschewistischen Revolution gerät, sein Untertauchen darin und das wieder Hochgeschwemmtwerden wie ein Korken, der zu leicht ist. Dann neue Idylle zwischen Arbeitsgleichmaß und stumpfem Liebesallerlei, Verwehtwerden nach dem Westen, gespenstisches Auftauchen deutscher Stadtkulissen, Pariser Rausch und wieder Ausgespienwerden, bis die Sonne über dem Place de la Concorde auf einen völlig Losgelösten scheint, der nicht einmal Egoist mehr ist.
Nicht Roths Kunst, Sätze oder Atmosphäre zu schaffen, sei hier gerühmt. Sie ist Sache seines Handgelenks. Sondern sein ihm gelungener Beweis von der Wichtigkeit des Beobachtens im Gegensatz zum »Dichten«. Die psychographische Beschreibung seines Helden Franz Tunda,

eine seelische Reportage gewissermaßen, liefert uns das Material zur Betrachtung jenes wichtigen Menschentyps, den weder ein Dichter noch ein Propagandist uns heute erscheinen lassen kann, weil ihm die Mittel dazu fehlen. Der Zwischenzeitler, Produkt der Übergangsperiode, da man, vermutlich Generationen lang, im Wartesaal der Geschichte auf das Umsteigen vom alten ins neue Jahrhundert (ohne Gewähr des Anschlusses) wartet, wird zum erstenmal in der deutschen Literaturgeschichte so objektiv geschildert, daß er sichtbar wird. Und im Spiegel seines Daseins blinkt die Gegenwart in allen ihren phantastischen Ueberschneidungen auf. Roth gibt wieder, er fügt nicht hinzu, er schreibt ein Dokumentum nieder, er komponiert nicht. [...]
Manfred Georg: Der Romanschriftsteller Joseph Roth. In: Preußische Jahrbücher. 217 (1929), S. 320–324, hier S. 321 f. – Siehe auch Kat. Nr. 549

Auf eine briefliche Stellungnahme Félix Bertaux', die allem Anschein nach nicht mehr vorhanden ist, antwortete Roth:

[...] es gelingt mir erst heute, Ihnen zu antworten. Ich danke Ihnen herzlich für die freundlichen Worte und freue mich *kindlich* über sie. Ich wüßte tatsächlich nicht, wessen günstiges Urteil über mein Buch von größerer Wichtigkeit und Entscheidung für mich sein könnte, als es das Ihrige ist. Nur französische Europäer Ihres Grades sind heute noch in der Lage, die europäische Tradition in der sprachlichen Sauberkeit zu erkennen – nicht mehr die deutschen Amerikaner, in deren Mitte ich schreibe. Wäre der Brief nicht von Ihnen gekommen, ich hätte verzweifeln können über die Stumpfheit aller deutschen Kritiken, die mich alle zwar loben, aber Vorzüge an mir entdecken, die ich nicht anerkenne. Mit Ausnahme eines Ratschlags, den ich leider nicht mehr befolgen kann: französisch zu schreiben. Sie sprechen alle von meiner »lateinischen Klarheit«. Sie dürfen daran ermessen, wie fern die heutigen Deutschen von ihrer eigenen litterarischen Tradition sind. Es ist das Land, in dem die amerikanischen und angelsächsischen Autoren heute die größten Erfolge und Auflagen haben. Ich aber bin – nach der Meinung meiner deutschen Kritiker – ein »*Unikum* in der deutschen Litteratur«!! Das Gefühl der Heimatlosigkeit, das ich immer gehabt habe, hat mich nicht getäuscht.
JR an Félix Bertaux. München, 21. 12. 1927. – JRB, S. 112f.

[...] Über meinen Tunda hätte ich viel zu sagen. Sie haben recht, es war ein beabsichtigter Bruch. Dieses Buch ist aus der ersten Person in die dritte übertragen worden. Während man an dem Erzählenden selbst nicht zu wenig charakteristisch Tragisches vermißt hätte, kann man es wohl an dem »Helden«, von dem erzählt wird. Allein, ich hatte, ich habe immer noch Bedenken gegen dieses traditionelle »Tragische«, es scheint mir, daß dieser Nachkriegsmensch auch nicht mehr die »Klassische« Fä-

higkeit zur Tragik hat und daß diese aus dem »Charakter« auswandert und nur noch in die »historische Betrachtung« übersiedelt. Das heißt: *wir* können eine Gattungstragik in dem Schicksal sehen, das ein Nachkriegsmensch à la Tunda erleidet.
JR an Stefan Zweig. Köln, 24. 1. 1928. — JRB, S. 121

Joseph Roth 564

Es lebe der Dichter!

In: Frankfurter Zeitung. 73 (1929), 240, S. 3.
JRW 4, S. 223–225

In dem Feuilleton »Es lebe der Dichter« nimmt Roth auch zu den Interpretationen Stellung, die die »Flucht ohne Ende« der Neuen Sachlichkeit zuordnen wollten:

[...] Aus der unmittelbaren Nähe dieser Zeitung kamen Bücher wie »Ginster«, wie »Jahrgang 1902«, wie »Flucht ohne Ende«. Es ist nur ein Zufall, daß der Verfasser dieser Zeilen auch der Autor des letztgenannten Buches ist. Jeder von uns, die wir am literarischen Angesicht dieser Zeitung arbeiten, könnte (zwar nicht des andern Bücher, aber) des andern Meinungen über die Literatur der Gegenwart schreiben. Es ist deshalb gestattet, bei dieser Gelegenheit zu sagen, daß der Satz, der sich im Vorwort zur »Flucht ohne Ende« befindet: »Es handelt sich nicht mehr darum, ›zu dichten‹. Das wichtigste ist das Beobachtete« — seinen relativen Erfolg einem absoluten Mißverständnis zu verdanken hat. Das heißt: daß bei dem Ruf nach dem Dokumentarischen durchaus *nicht* die berühmte »Neue Sachlichkeit« gemeint war, die das Dokumentarische mit dem Kunstlosen verwechseln möchte. [...]

Über die Entstehung des Vorwortes berichtet Rudolf Leonhard in seinem Nachruf auf Roth:

[...] schrieb er in Albanien, das er kannte und liebte, das Vorwort für ein neues Buch, und schrieb am Schlusse, nach der zweiten oder dritten Flasche Wein, die Zeit für Erfindungen sei völlig vorbei, die Phantasie habe ausgespielt, es komme nur noch auf Darstellung an. So ausschliesslich war dieser leichte Satz gar nicht gemeint. Roth, der in seinem Albanien die Neigung seiner deutschen Freunde zur Programmatik nicht bedacht hatte, wusste nicht, dass der Satz, unendlich zitiert, einer der Grundsätze der »neuen Sachlichkeit« werden würde.
Rudolf Leonhard: Geschichten vom Joseph Roth. In: Die neue Weltbühne. 35 (1939), 25, S. 792–794, hier S. 792. — Siehe auch Kat. Nr. 539

In dem von Soma Morgenstern aufgezeichneten Gespräch zwischen Roth und Musil im Wiener Café Museum, um 1930, geht es auch um das Vorwort zur »Flucht ohne Ende«:

»Ich erinnere mich«, sagte Musil »Sie haben einmal zu einem Buch eine Vorrede geschrieben — ich weiß nicht mehr den Titel des Buches. Aber an die Vorrede erinnere ich mich sehr gut. ›Jetzt ist es Zeit zu berichten, nicht zu dichten‹, hieß der Schlußsatz«. »Ja«, sagte Roth, »das hab' ich geschrieben. Es war die Vorrede zu meinem Buch ›Flucht ohne Ende‹.« — »Halten Sie immer noch so viel vom Berichten?« wollte Musil wissen. »Warum nicht?« sagte Roth. »Sie schreiben ja jetzt Romane«, sagte Musil. »Ich schreibe jetzt auch Berichte.« »Dichten Sie nicht auch dabei?« »In meinen Berichten?« — »Offen gestanden«, sagte Musil, »ich habe Ihre Berichte nicht gelesen. Aber dichten Sie nicht in Ihren Romanen?« — »Nicht absichtlich«, sagte Roth und lachte vergnügt.
Soma Morgenstern: Dichten, denken, berichten. Gespräche zwischen Roth u. Musil. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. (1975), 79, Beil.: Bilder und Zeiten, S. 4. — Siehe auch Kat. Nr. 199

Abschließend aus der Sammelrezension von Wilhelm Emanuel Süskind zur »Flucht ohne Ende«:

[...] Hatte Roth in seinem Vorwort (vom März 1927, gegeben zu Paris) so etwas wie ein Grundrecht der Neuen Sachlichkeit oktroyiert, welcher Ausdruck damals sehr neu war, so löckt er doch schon ein paar Seiten weiter und das ganze Buch hindurch aufs heftigste gegen das eigene Gebot. [...]
[...] zur Kenntnis des Autors und seiner verwirrend reichen Natur, ist die »Flucht ohne Ende« die lebendigste Lektüre, die man sich denken kann. Wer irgend Anlage hat, literarisch zu lesen, der kommt hier prachtvoll auf seine Kosten und (um einen bei Joseph Roth nicht immer vermiedenen Stilschnitzer bei dieser günstigen Gelegenheit zu parodieren) aus dem stillen Lachen nicht heraus. Dieses erste Buch zuckt nämlich vor künstlerischer Ungebärdigkeit; in einer Art stellt es ein wahrhaftes Stilchaos dar, umfaßt von der skurrilen bis zur sachlichen so ziemlich alle literarischen Tönungen, gewährt aber immer den Eindruck, daß das Chaos von einem Punkte her gelenkt wird. [...]
Mehrere Roths und andere Nationalgesichter haben dieses Buch geschrieben, aber ein Roth steht dahinter, und der war reich genug, sich in sie alle zu verwandeln.
W. E. Süskind: Joseph Roth. In: Die Literatur. 34 (1931/1932), 1, S. 17—20, hier S. 17f. — Siehe auch Kat. Nr. 550

Nach Erscheinen des Romans hoffte Roth, sich überwiegend seiner schriftstellerischen Tätigkeit widmen zu können:

Was mich betrifft, so gedenke ich, die Journalistik als Hauptberuf bald aufgeben zu können.
JR an Bernard von Brentano. Frankfurt a. M., 20. 9. 1927. — JRB, S. 109

Ich habe seit 1920 Entwürfe liegen, halbfertige Manuscripte, die zu vollenden mich meine materielle Not gehindert hat. Nun bin ich wenigstens so weit, daß ich »bürgerlich« leben kann und ganz ausgefüllt von der Notwendigkeit, zu schreiben, zu schreiben. Leider kann ich immer noch nicht das Artikelschreiben aufgeben. Diese Artikel hindern mich vielleicht auch an den sogenannten »schöpferischen Pausen«, die jeder schreibende Mensch einschalten muß.
JR an Stefan Zweig. Köln, 24. 1. 1928. — JRB, S. 121f.

ZIPPER UND SEIN VATER

Joseph Roth *565*

Zipper und sein Vater.
München: Wolff (1928). 264 S.
JRW 1, S. 423–528
Leihgabe: StuUB Frankfurt a. M.

Joseph Roth an Benno Reifenberg *566*

Brief. Grenoble, 17. 8. 1927. 1 Bl. hs. mit Unterschrift.
JRB, S. 107–108
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

[...] Mein neuer Roman ist herrlich. Es bleibt unter uns: ich schäme mich, es einem andern zu sagen. Ich habe doch nicht die Kraft oder die Unverschämtheit aufgebracht einen Illustrierte Roman Fortsetzung folgt zu schreiben. Vielmehr habe ich einen geschrieben, der heißt simpel

Zipper und sein Vater.

Wie freue ich mich darauf, ihn Ihnen zu lesen! [...]
JRB, S. 108

Zeitgenössische Rezensionen

In »Zipper und sein Vater« versucht es Roth noch einmal mit dem Typ Mensch, der nicht zum Leben kommen sollte. Freilich ist Arnold Zipper dem Oberleutnant Tunda aus dem früheren Roman nicht gleichzusetzen. Tunda war ein Mensch, der in sich einging, bis er darin verschwand.

Arnold Zippers Weg zur Machtlosigkeit vollzieht sich nach den Lebensgesetzen seines Vaters, wenn auch auf einem höheren Serpentinpfad der Entwicklung. Dieser Vater ist eine tolle Vollfigur in Roth's Panoptikum. Ein Spießbürger mit seinem Widerspruch, mit undefinierbaren Schwächen und Stärken, voll egoistischer Brutalität und der wunschstarken Illusionskraft eines subalternen Gemüts, ist er das typische Untertanenbild einer Mittelbourgeoisie in jeder Beziehung, eine steckengebliebene, in der Entwicklung gehemmte Spukgestalt und dabei von der unfaßbaren Wirklichkeit einer überdeutlichen Daumier-Plastik.
Manfred Georg: Der Romanschriftsteller Joseph Roth. In: Preußische Jahrbücher. 217 (1929), S. 320–324, hier S. 323. — Siehe auch Kat. Nr. 549

567 Heinz Dietrich Kenter
Achtung! Gas!
In: Die Literatur. 31 (1928/1929), 2, S. 77–80.
Leihgabe: StuUB Frankfurt a. M.

Enthält u. a. Besprechungen von »Der Abituriententag« von Franz Werfel, »Sport um Gagaly« von Kasimir Edschmid und »Zipper und sein Vater« von Joseph Roth:

[...] Was in dieser Hinsicht Joseph Roth in seinem Roman »Zipper und sein Vater« erreicht hat, erscheint mir bedeutend.
Das, was Franz Werfel wollte, ist Roth gelungen: die Gestaltung vergangener Menschen. Die Gestaltung des Übergangs- und Nachkriegsmenschen. Die Gestaltung der bürgerlichen Welt vor und im Kriege. Ihre kleinen Freuden und sehr großen Leiden. Und wie all dies aus Einseitigkeit, Beschränktheit, politischer Passivität und Idealwahn sich herleitet. Nirgends in diesem Roman der Zauber einer Dichtung. Der verklärende Wille eines ethischen Schriftstellers. Nirgends die Frage nach einem Problem oder gar dessen pathetischer Lösung. Dieser Roman läuft ab, wie das Leben der Vergangenheit abgelaufen ist: düster, eng, träg, mit einer unheimlichen Stille hinter jedem Tun.
Selbst hinter dem Getöse des Krieges diese unheimliche Stille. Und ruhelos weitergehend: wie auch das Leben ruhelos weitergeht.
Roth weiß, was er will. Er ist nicht geschwätzig — eher, daß er verschweigt. Er beherrscht gleichmäßig Form und geistige Führung. Und erreicht jenen Grad des sprachlichen Ausdrucks, den ich »den in Bewegung gesetzten sprachlichen Ausdruck« nenne. Welch ein Vorsprung im künstlerischen Ausdruck gegenüber der geschwätzigen Breite Werfels, der gezierten Gespreiztheit Edschmids und allen ästhetischen Sprachkünstlern, die »Dichtung« auf Kosten der Wahrheit betreiben. [...]
Seite 79f.

Friedrich Muckermann S. J. 568

Roth, Josef: Zipper und sein Vater.
In: Der Gral. 23 (1928/1929), 4, S. 334—335.

In jedem Buch von *Josef Roth* begegnet man einem Schriftsteller, der es ernst nimmt. Gedanken, die nicht zu voller Klarheit gediehen wären, gibt es bei ihm nicht. Jeder Vergleich ist gewissenhaft durchgeführt. Organisches Wachstum erreicht die Sicherheit des Wachsens eines Krystalls. [...] Joseph Roth ist ein feiner Beobachter. Wer je auch nur ein paar Zeilen von ihm gelesen hat, wird nie an einem noch so kleinen Feuilleton vorübergehen, wenn es mit diesem Namen unterzeichnet ist. Seine Sachlichkeit steigert sich bis zu jenem Grad von Genauigkeit, die mit dem plastischen Eindruck der Dinge auch ihre symbolische Bedeutung irgendwie mit erfaßt und in dieser innigen Begegnung von Dichter und Gegenstand eine staunenswerte Wirkung hervorbringt. Es ist nicht so sehr Einfühlung, in der immer noch das Subjekt vorwiegt, es ist vielmehr Ausprägung des Dinges, wie es ist, in seiner Erscheinung, aber auch in seinem An-sich. [...] Das Schreiben gipfelt in einer Klage, die man als den Wehschrei einer ganzen Generation empfindet: »Dein Beruf (Geigenspieler in einem Varieté) ist symbolisch für unsere Generation der Heimgekehrten, die man verhindert hat zu spielen: eine Rolle, eine Handlung, eine Geige. Wir werden uns nie verständlich machen, mein lieber Arnold, wie Dein Vater es noch konnte. Wir sind dezimiert. Wir sind zu wenige. Zu wenige für diese Welt, in der nichts Anderes als das rein physische Gewicht der Masse den Durchbruch macht und nicht die geistige Energie einer Einheit«. Irgendeine Weltanschauung bringt jeder Schriftsteller doch mit, und hier ist es eine stark marxistisch gefärbte, was auch die Akzente, die auf Krieg und Pazifismus stehen, beweisen. Der Instinkt des Verfassers wehrt sich dagegen und will im Folgenden dennoch an den Geist glauben und an seine unvergängliche Kraft. Und das ist letztlich die Schwäche des Ganzen.

Kurt Martens 569

Joseph Roth. Zipper und sein Vater.
In: Die schöne Literatur. 29 (1928), 10, S. 485.
Leihgabe: StuUB Frankfurt a. M.

[...] Roth hat mit seinem ersten Roman »Die Flucht ohne Ende« Beachtung und Beifall gefunden, sein zweiter steht nicht ganz auf der gleichen Höhe. Sein Blickfeld ist noch begrenzt; Abstecher aus den beiden Großstädten in die Provinz, aufs Land hinaus würden es wohltätig erweitern. Den Gegensatz zwischen den Vätern und Söhnen im zerrütteten Kleinbürgertum sieht er unerbittlich scharf.

[...] die beiden Zipper sind etwas flach geraten, der Alte ist zu leicht genommen und den Jungen entstellt eine Passivität, die nicht als seine Natur wirkt, sondern als Mangel in seiner Zeichnung. Viele tote Seiten stehen in dem Buch und die letzten Kapitel sind, wie ich fürchte, mit viel Verlegenheit komponiert.
W. E. Süskind: Joseph Roth. In: Die Literatur. 34 (1931/32), 1, S. 17–20, hier S. 18. — Siehe auch Kat. Nr. 550

RECHTS UND LINKS

Während der Entstehungszeit von »Rechts und links« schreibt Roth Félix Bertaux über den Inhalt seines neuen Buches:

Mein nächstes Buch behandelt den Unterschied der Generationen und heißt: *Der jüngere Bruder.* Es ist die Generation der deutschen Geheimverbindungen, Separatisten, Rathenaumörder — also die Generation unserer jüngeren Brüder, der heute 25jährigen.
JR an Félix Bertaux. Paris, 5. 1. 1928. — JRB, S. 116

570 **Joseph Roth**
Rechts und links. Roman.
Berlin: Kiepenheuer 1929. 370 S.
JRW 1, S. 529–690
Leihgabe: K&W

In zwei ineinander verschlungenen Handlungen stellt sich wiederum die Nachkriegssituation dar, doch ist jetzt das Werk ganz der subjektiven Töne entkleidet. Es ist dadurch gewissermaßen optimistischer; es hat die gelassenen, zuversichtlichen Mienen des ironischen Romans — freilich auch seinen manchmal etwas stumpfen Geschmack. Als Stilgebilde ist es völlig einheitlich und darum wahrscheinlich objektiv Roths bestes Buch, so wie — objektiv — der »Hiob« sein schönstes ist.
W. E. Süskind: Joseph Roth. In: Die Literatur. 34 (1931/32), 1, S. 17–20, hier S. 19. — Siehe auch Kat. Nr. 550

Das Erscheinen der 2. Auflage von »Rechts und links« nimmt Roth zum Anlaß, sich in der »Literarischen Welt« theoretisch über sein Schreiben zu äußern:

Joseph Roth

571

Selbstverriß.
In: Die literarische Welt. 5 (1929), 47, S. 5:
Buch-Chronik der Woche.
Nachdruck. Nendeln, Liechtenstein: Kraus-Reprint 1973.
JRW 4, S. 240–242

[...] mein Roman *Rechts und Links* leugnet ganz unmittelbar die Existenz von Charakteren, das heißt von Gestalten mit einer konsequenten Psychologie. Er hat zwar einen Anfang, aber nur, weil er doch anders nicht hätte beginnen können. Er hat dafür keinen Schluß, er hat ganz demonstrativ keinen Schluß. Seine Spannung kommt höchstens aus der Sprache, nicht aus den Vorgängen. Der Leser, geschult an der realistischen Epik seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zu Proust und André Gide, ist gewohnt, das literarisch Gestaltete am Rohmaterial zu messen, das dem Autor als Vorlage gedient hat. [...] Das Rohmaterial sinkt also in meinen Büchern zur Bedeutungslosigkeit einer Illustration. Einzig bedeutend ist die Welt, die ich aus meinem sprachlichen Material gestalte (ebenso wie ein Maler mit Farben malt). [...]

Denn das Material des Schriftstellers ist zwar ohne Zweifel »das Leben«, aber ein in die Sprache verpflanztes und hierauf ihr entsprießendes Leben. Nun ist aber nach der allgemein geltenden Anschauung des Lesers (und erst recht des Kritikers) der schöpferische Prozeß in einem Autor ein viel primitiverer, ein grob-handgreiflicher — und ließe sich etwa so darstellen: der Autor »greift« nach dem populär gewordenen Wort »ins Leben«, holt sich einen »Stoff« und gießt ihn dann gewissermaßen in das bereits fertige Gefäß seiner Sprache.

[...] Ich aber bestrebte mich — im Gegenteil —, im Leser ein gewisses Gefühl der *Langeweile* zu erzeugen, die eine notwendige Konsequenz sprachlicher Sorgfalt ist, und der Bemühung, die Hohlheit der Gegenwart nicht etwa konvex aufzuzeichnen, die Substanzlosigkeit unserer Zeitgenossen nicht etwa als »Tragik« oder »Dämonie« darzustellen, sondern die banale Trostlosigkeit dieser Welt präzise widerzupiegeln. Gerade aber in so hohlen Zeiten verlangen die Menschen Erzählungen heroischer, leidenschaftlicher, außerordentlicher und sogar ausgesprochen trauriger Natur. Ich habe dem Menschen der Gegenwart sein eigenes Bild vorgehalten. Kein Wunder, daß er es nicht ansehen will. Es graut ihm davor — und noch mehr als mir.

[...] Und nichts wundert mich mehr als die Tatsache, daß er trotzdem meinen Roman kauft und daß dieser die ganz unverdiente zweite Auflage noch vor Weihnachten erlebt. Messe ich diese Zahlen an meinen schriftstellerischen Mängeln, so überkommt mich in stillen Stunden der törichte Wahn, ich sei der kleine Remarque von Deutschland.

572 **Franz Blei**
Rechts und links.
In: Prager Presse. 10 (1930), 21.

Ich weiß nicht, wie es den beiden Romanen, die Roth bis zu diesem neuen dritten veröffentlicht hat, beim deutschen Publikum ergangen ist. Ich glaube, nicht besonders. Keinerlei Inserate verkünden das so und so vielteste Hunderttausend. Es kam mir auch nichts Kritisches unter die Augen, das klipp und klar ausgesprochen hätte, daß Roth die höchsten Forderungen, die man an ein Romanwerk zu stellen hat, erfüllt wie bis auf Robert Musil kein Romancier sonst in Deutschland, kaum einer im heutigen Frankreich und in England drei: Joyce, Woolf, Huxley. [...]
Ein Roman wie »Die Wahlverwandtschaften« stand auf der wissenschaftlichen Höhe seiner Zeit: ihn zu lesen, bedeutete mehr als eine Unterhaltung, nämlich geistige Arbeit. Solche dem heutigen Leser von Romanen zuzumuten, fällt keinem üblichen deutschen Romancier ein: selber geistig im Biedermeier behaust, wendet er sich an Biedermeierleser, mehr noch Leserinnen, und wird dadurch noch dümmer als er schon ist. Er glaubt »modern« zu sein, wenn er seine Leute im Auto fahren läßt. Aber faktisch fahren sie noch immer in der Kalesche. Selbst dort, wo der Verfasser gar keine Ansprüche erhebt und nichts als Reportage geben will, ist er wesentlich ein verblasener Romantiker. Das hier Gesagte wurde von Roths neuem Romane veranlaßt, dem ich die Männer dieser Zeit als Leser wünsche. Denn er ist ein männlicher Autor, wie es sein großer Ahnherr Stendhal war. Ein Darsteller, ein Ordner, ein Sinngeber seiner, dieser Zeit. Nicht nur so was man einen gebildeten Autor nennt, der sich was anliest, sondern einer, der denkt und über Wert und Unwert des Denkens genau Bescheid weiß.

In der Anlage finden Sie die Rezension von Franz Blei, die ich mir Ihnen zu übergeben erlaube, als eine für die vielen anderen Rezensionen *charakteristische* — mehr als für mein Buch.
JR an Félix Bertaux. Paris, 9. 1. 1928. — JRB, S. 119

»Rechts und Links« ist ein aufgelöster, proustisierender, hypermodernistischer, skeptischer, ja ungläubiger Roman, ganz analytisch, ganz rhetorisch, sprühend von Witz und Epigrammen, ein politischer hochaktueller Berliner Roman, in der Tradition von Stendhal und Maupassant und Heinrich Mann.
Hermann Kesten: Joseph Roth: Die Legende vom heiligen Trinker. In: Maß und Wert. 3 (1939/1940), 1, S. 131—139, hier S. 134. — Siehe auch Kat.Nr. 516

DER STUMME PROPHET

Joseph Roth 573

Der stumme Prophet. Roman. (Nachw.: Werner Lenging.)
Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch (1966). 285 S.
JRW 1, S. 691–846

Teilabdruck u. d. T. »Ein Kapitel Revolution« in: 24 neue deutsche Erzähler. Hrsg. von Hermann Kesten. Berlin: Kiepenheuer 1929 — u. »Der stumme Prophet« in: Die Neue Rundschau. 40 (1929), 3, S. 344–357.

War der stumme Prophet in der N. R. einigermaßen verständlich? Ich fürchte, er hat verworren gewirkt.
JR an Pierre Bertaux. Paris, 18. 3. 1929. — JRB, S. 151

Rezensionen

Peter W[ilhelm] Jansen 574

In die falsche Revolution geraten.
In: Frankfurter Hefte. 21 (1966), 8, S. 579–581.

Zur Entstehungsgeschichte dieses aus dem New Yorker Nachlaß Roths edierten Romans:

[...]
Die andere, gewichtigere, in ihrer Konsequenz kompromißlosere Frucht der Rußland-Erfahrung Roths [neben »Die Flucht ohne Ende«] ist der uns vorliegende Roman »Der stumme Prophet«. Stilistische Analogien und das Auftauchen von Randfiguren, die im übrigen das Gesamtwerk von Joseph Roth wie mit einem Netz verspannen, lassen vermuten, daß der Roman ebenfalls 1927 entworfen wurde und 1928 oder spätestens 1929 in der Form vorlag, in der er sich uns heute darbietet. 1929 jedenfalls erschienen, in einer Anthologie von Hermann Kesten und in der »Neuen Rundschau«, zwei Erzählungen, die thematisch zusammengehörten und darauf schließen ließen, daß sie Teile eines Romans waren. Die eine hieß »Ein Kapitel Revolution«, die andere »Der stumme Prophet«. Doch der Roman kam nicht an die Öffentlichkeit.
[...] Völlig ungeordnet, verstreut fanden sich unter Manuskriptblättern von anderen, längst erschienenen Romanen, von Zeitungsartikeln, Es-

says, Filmdrehbüchern, frühen Erzählungen, unter Briefen und Notizzetteln, drei jeweils unvollständige Fassungen. Es waren zwei handschriftliche Fassungen, von denen die zweite eine Reinschrift der vielfach verbesserten, geänderten ersten war, und es war ein wohl als endgültige, druckreife Fassung gedachtes Typoskript, das freilich nur wenig mehr als ein Drittel des ganzen Romanumfangs deckte.

[. . .] Der Roman ist, obwohl vollständig, nicht ganz fertig. Theoretische, analytische Passagen, die sonst bei Roth so gut wie ganz fehlen, stehen wie erratische Blöcke in der Erzählung. Anders gesagt: das Gedankliche ist nicht überall und endgültig ins Erzählerische aufgelöst, — woran sich, nebenbei, wie an einem Schulbeispiel der Vorgang der rothschen Imagination erkennen läßt, die schöpferische Macht der Einbildungskraft, das, was Politik erst in Dichtung verwandelt. Einer der Freunde Roths, Soma Morgenstern, hat erst kürzlich mitgeteilt, der Revolutionsroman sei das Sorgenkind seines Autors gewesen. Der habe versucht, das Manuskript Ende der zwanziger Jahre bei S. Fischer unterzubringen, aber der Verlag, der einen Teilabdruck als Erzählung für die »Neue Rundschau« übernahm, lehnte eine Veröffentlichung des ganzen Romans ab. Dann — so Morgenstern — sei 1929 die Autobiographie Trotzkis erschienen, und Roth habe die Lust an seinem Buch verloren. Also handelt es sich doch um einen Trotzki-Roman?

Um einen Roman, dessen Botschaft womöglich nicht mit dem übereinging, was Trotzki, aus Sowjetrußland verbannt, über sich, die Revolution, seinen Anteil an der Revolution berichtete?

Der »Stumme Prophet« des Romans heißt Friedrich Kargan, und man geht nicht fehl, wenn man hinter dieser Gestalt Züge entdeckt, die von Trotzki stammen, — von einem idealisierten Trotzki in dem Sinne, als Trotzki eine Idee war, eine intellektuelle Idee gegen den terroristischen Kleinbürger Stalin, der in dem Roman Savelli heißt. Aber es ist nicht Trotzki allein, der sich hinter Friedrich Kargan verbirgt. Kargan trägt nicht wenige Züge von Joseph Roth; er ist die unverwechselbare Gestalt des heimatlosen europäischen Intellektuellen, desjenigen, der in seinem Wesen stets ein Anarchist bleibt, der aus der Dekadenz der europäischen Bourgeoisie ausbricht, welche in dem Roman durch die wiener Gesellschaft der zerfallenden Donaumonarchie repräsentiert wird, und der allein in der Revolution, in der Umwertung aller Werte eine Chance für die Humanität sieht; er arbeitet und kämpft für die Revolution, läßt sich nach Sibirien verbannen, nimmt am Bürgerkrieg in Rußland teil, wirft sich vorübergehend dem Zynismus in die Arme; die berauschende Droge der Macht ist ihm nicht fremd, und immer wieder entdeckt er in sich eine heimliche Liebe zur bürgerlichen Idylle, eine Sentimentalität, die sein Intellekt längst hinter sich gelassen hat.

[. . .] Für diesen Menschen gibt es in diesem Jahrhundert keine Heimat, es gibt für ihn keinen anderen Beruf als den des stummen Propheten der

Humanität, als den — wie Roth Friedrich Kargan beschreibt — des hoffnungslosen und entschlossenen Zuschauers.
[...] Die Vermutung drängt sich auf, daß der Schriftsteller, der auch weiterhin kein Hehl machte aus seiner Kritik an der Degeneration der Revolution, mit dem Druck des Romans dem ärgsten Feind des Humanismus, dem Faschismus, kein billiges Argument liefern wollte für einen wohlfeilen Antikommunismus. Roth verzichtete, er ließ den »Stummen Prophet« verstummen, und erst heute spricht er zu uns, beredter, als er es in jener Zeit der Barbarei hätte tun können.

Marcel Reich-Ranicki 575

Joseph Roth — barmherzig und unerbittlich.
Aus dem Nachlaß: »Der stumme Prophet«.
In: Die Zeit 21 (1966), 25, S. 23.

[...] Der *stumme Prophet* ist ein Torso und konnte nur ein Torso bleiben. Roth mußte in diesem Fall scheitern und kapitulieren. Warum?
Vereinfachend ließe sich sagen: Weil er hier versucht hatte, einen politischen Roman zu schreiben, und weil ihm, dem Erzähler wie dem Journalisten, alles Politische zwar niemals gleichgültig, aber immer fremd gewesen war — so unbegreiflich und vollkommen fremd, daß er, beispielsweise, Mitte und Ende der dreißiger Jahre allen Ernstes an die Restitution der österreichischen Monarchie und die Rückkehr der Habsburger glauben konnte und dieser Sache viel Zeit und Energie opferte.
Im Grunde haben jedoch den Schriftsteller Joseph Roth nicht Ideen fasziniert, sondern Individuen, nicht Probleme, sondern Milieus, nicht Weltanschauungen, sondern Sitten. Eine Gebärde war für ihn wichtiger als eine These, eine Stimmung interessanter als ein Argument, eine Zimmereinrichtung bedeutsamer als ein Programm.
Einem solchen Romancier konnte es schwerlich gelingen, das Porträt und die Entwicklung eines Mannes zu zeigen, der im Kommunismus sein Heil sucht, aber nach dem Sieg der russischen Revolution zum Ergebnis kommt, daß sich ihre Ideale überhaupt nicht verwirklichen lassen. Und dies ist das Thema des Romans, den Roth verfassen wollte. Die Handlung des Buches, die 1908 beginnt und bis etwa 1923 reicht, besteht fast ausschließlich aus der Lebensgeschichte eines in Rußland geborenen und in Österreich aufgewachsenen Intellektuellen namens Friedrich Kargan. Roth hat ihn mit seiner Unruhe, seiner Sensibilität und seiner Heimatlosigkeit ausgestattet und auch mit der für ihn selber so charakteristischen Verbindung von weiser Skepsis und politischer Naivität, von Ironie und Weltfremdheit.
[...]

So wenig wie Kargans Begeisterung für den Kommunismus episch beglaubigt ist, so wenig ist es auch seine enttäuschte Abwendung von der Revolution. Ähnliches kann jedoch den Szenen, die sich im privaten Bereich abspielen, mitnichten vorgeworfen werden. Um so mehr zerfällt der Roman in zwei nur schwach miteinander verbundene Handlungen: eine politische und eine erotische. In der einen ist der Held aus Papier, in der anderen erweist sich derselbe Mann als eine typische Figur aus dem Personal der Rothschen Epik: als ein schwermütiger Außenseiter und ein gehemmter Liebhaber.
So haben sich die Akzente — offenbar gegen den Willen des Autors — immer mehr verschoben. Das Ergebnis ist fatal. Denn ursprünglich sollte die Lebensgeschichte Kargans ein Beispiel sein — so Roth im einleitenden Kapitel — »für die alte und ewige Wahrheit, daß der einzelne immer unterliegt«. Statt dessen zeigen die vorhandenen Bruchstücke, daß es für einen Romancier ein höchst riskantes Unternehmen ist, einen Schnitzlerschen Anatol in die Lederjacke eines bolschewistischen Kommissars zu kleiden. Roth muß dies erkannt haben. Er wußte, daß keine Korrektur, keine Hinzufügung den Roman retten konnte.
Dennoch dürfen wir für die Veröffentlichung des gefundenen Manuskripts dankbar sein und nicht nur deshalb, weil der Weg, den Roth von seinen pamphletistischen Romanen der zwanziger Jahre zu seinen Legenden und großen Parabeln aus den dreißiger Jahren zurückgelegt hat, jetzt weit besser übersehen werden kann. Was immer gegen das Buch einzuwenden ist — es enthält immer noch genug, um die Lektüre zu einem Vergnügen zu machen.
[...]

576 Manès Sperber

Rebell oder Revolutionär? Zu dem nachgelassenen Roman von Joseph Roth.

In: Neues Forum. 13 (1966), 154, S. 625—628.

[...]
Joseph Roths *Stummer Prophet* ist sehr beredt im Ausdruck des Zweifels an der Welt und dem Sinn des Lebens; er ist ketzerisch gegenüber jeder revolutionären Neugestaltung, gegenüber jeglichem utopischen Glauben an eine Zukunft. An diesem Buch ist das Merkwürdigste der schlecht verhüllte, kaum begreifliche Widerspruch: Kargan wird als vorbildlicher Revolutionär bezeichnet, als ein beispielhafter Kämpfer und Führer, der dank seinen ungewöhnlichen Erfolgen weltberühmt wird. Doch gleichzeitig beweist uns der Dichter unablässig, daß Kargan an nichts glaubt, an nichts glauben kann, daß ihm jede wahre Begeisterung abgeht. Außer in den oben zitierten Äußerungen entdeckt man an ihm kein soziales

Pathos, ohne welches ein Revolutionär natürlich weder psychologisch noch philosophisch noch politisch denkbar ist.
[...]
Es gilt, die Frage zu beantworten: Was ist denn dieser Kargan eigentlich, der, so will's der Autor, fortgesetzt in revolutionäre Aktionen verwickelt ist — was ist er, wenn nicht ein Revolutionär? Nun, er ist ein neurotischer Rebell, somit, was auch immer er tun mag, im wesentlichen das Gegenteil eines Revolutionärs.
[...]
Eben weil Roth im Grunde dennoch nur den Rebellen darstellt, verschweigt er alle konkreten Elemente, die allein die revolutionäre Bewegung und schließlich ihre politische und moralische Verkommenheit faßbar und erklärlich machen könnten. Im *Stummen Propheten* reduziert sich all das auf ein höchst undeutliches, gar zu flüchtiges Schattenspiel. Man weiß nicht recht, worum der Kampf gegangen ist, und man erfährt nicht, was die vor dem Siege verbrüderten Revolutionäre auseinanderbringt und schließlich gegeneinander treibt.
[...]
Seite 627f.

Die überzeugendsten dichterischen Gestaltungen des revolutionären Erlebnisses findet man bei Autoren, welche in irgendeiner Weise, die jedoch stets tragisch bleibt, mit der Revolution gebrochen haben. Es ist sehr bemerkenswert, daß Joseph Roth dank seinem ungewöhnlichen dichterischen Talent Erkenntnisse ausspricht, mit denen er in seinen Romanen nicht gar viel anfangen kann, eben weil er selbst zeitweise ein Rebell, doch nie ein Revolutionär gewesen ist. So bin ich tief beeindruckt, wenn ich bei ihm lese: »Die Seligkeit, einmal für eine große Idee und für die Menschheit gelitten zu haben, bestimmt unsere Entschlüsse auch lange noch, nachdem der Zweifel uns hellsichtig gemacht hat, wissend und hoffnungslos. Man ist durch ein Feuer gegangen und bleibt gezeichnet für den Rest seines Lebens.«
Seite 628

Klaus Peter 577
Die Stummheit des Propheten. Zu Joseph Roths nachgelassenem Roman.
In: Basis. Jahrbuch f. dt. Gegenwartsliteratur. 1 (1970), S. 153—167.

PERLEFTER

578 **Joseph Roth**
Perlefter. Die Geschichte eines Bürgers.
Fragment e. Romans aus d. Berliner Nachlaß. Hrsg. u. mit e. Nachw. von Friedemann Berger.
(Köln:) Kiepenheuer & Witsch (1978). 166 S.

Friedemann Berger berichtet im Nachwort über die Entstehung der Edition dieses Romanfragments, das vor wenigen Jahren in Roths Berliner Nachlaß unter den geretteten Archivmaterialien des Kiepenheuer Verlags gefunden wurde.

579 **Joseph Roth**
Perlefter.
Fragmente u. Feuilletons aus d. Berliner Nachlaß. (Hrsg. von Friedemann Berger.)
Leipzig, Weimar: Kiepenheuer 1978. 260 S.

Rezensionen

580 **Ulrich Greiner**
Joseph Roth und die Stützen der Gesellschaft.
»Perlefter«, ein bisher unbekannter Roman.
In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. (1978), 120, Beil.: Bilder und Zeiten, S. [5].

Joseph Roth hat mit seinem Roman »Perlefter« die »Geschichte eines Bürgers in Deutschland bis 1928« schreiben wollen. So kündigt er das Projekt seinem Freund Stefan Zweig an, in einem Brief vom 27. Februar 1929. Er hat den Roman nie zu Ende geschrieben. Hätte er es getan, das läßt sich an diesen 140 Seiten sehen, so wäre daraus eine literarische Analyse jenes Bürgertums geworden, das dem deutschen Faschismus keinen Widerstand entgegensetzte, weil seine Moral am Ende nur noch Profit hieß. [...]
Man sieht: die gewohnte diagnostische Prägnanz Roths, seine aphoristische Schärfe. Aber er war 1929, als er diesen Roman begann, nicht mehr imstande, jene beiden Tugenden zugleich aufzubringen, ohne die sich

ein gesellschaftskritischer Roman der geplanten Größenordnung nicht schreiben läßt: den Haß, aber auch die Hoffnung. Er verachtete das deutsche Bürgertum wie kaum ein anderer, und er glaubte immer weniger daran, daß der drohende Untergang aufzuhalten wäre.
[...]
Perlefter, das ist der Typ des reich gewordenen Kleinbürgers, der an nichts glaubt außer an sich selber, dem jede Politik und jede Weltanschauung recht ist, solange sie seinen Geschäften nützt. »Perlefter liebte nicht die entschiedenen Handlungen und die unwiderruflichen Entschlüsse. Er ging nicht gern in jene Gegenden, aus denen keine geraden und bequemen Wege zurückführen. Er liebte es, auf den Brücken zu verweilen, die das Hier mit dem Dort verbinden ...« Kurz: Perlefter war, und damit ist Roths höchste Verachtung formuliert, ein Mensch von einer »ungewöhnlichen Gewöhnlichkeit«. [...]
Joseph Roth hat diese Charakterstudie aus dem Bürgertum, wie nur er es konnte, mit leichter, unbeirrbarer, treffsicherer Hand geschrieben, nicht gelähmt von jener Bitterkeit, die aus seinen Briefen spricht. Aber viel mehr als eine, wenngleich glänzende Charakterstudie ist dieses Fragment nicht. Es gibt Andeutungen, worauf Roth hinaus wollte. Denn Perlefter stellt er eine Kontrafigur gegenüber, Leo Bidak, der aus den kleinbürgerlich-agrarischen Verhältnissen Galiziens kommt, aus denen auch Roth kam. Bidak, ein Athlet und Schläger, ein Außenseiter, ein Anarchist, der es liebt, auf vorbeifahrende Züge Steine zu werfen, ein Sozialist, der agitatorische Reden hält, »ein Rebell, in keine Rubrik und keine Gattung einzureihen, ein Einsamer und Mächtiger, der Gesellschaft abhold und sein eigener Verbündeter«, ein lauter und fröhlicher Mensch voller Vitalität, diesem Bidak gehört Roths ganze Sympathie, »weil er einer jener außergewöhnlichen Menschen war, für die der Staat eine dumme und die Freiheit raubende Einrichtung ist«.
[...]
Es ist anzunehmen, daß die beiden Kontrahenten Bidak und Perlefter den Roman geprägt hätten, der, schließt man aus der Schärfe und Eleganz seines Anfangs, zum Roman der Weimarer Epoche hätte werden können. [...]

WR *581*

Ouvertüre eines Fragments.
In: Frankfurter Rundschau. 34 (1978), 139, Beil.: Zeit und Bild, S. II.

In dieser Besprechung, die im vorliegenden »Text nicht mehr — aber auch nicht weniger — als die Ouvertüre zu einem großen Roman« sieht, eine »meisterhafte Charakterstudie«, erscheint der Titelheld als

der deutsche Bürger schlechthin, anpassungsfreudig, verwendbar für viele Zwecke. Bewunderungswert, wie Joseph Roth diesem Typ individuelle Züge verleiht, durch eine Fülle sprechender Details, ohne indes die Grundhaltung des Typs aufzuweichen. [...]

Otto F. Beer u. d. T. »Roths Reisetasche« im »Rheinischen Merkur« vom 15. September 1978:

[...] Was wir vor uns haben, ist so etwas wie eine Charakterkomödie in molièreschem Sinn, das mit köstlicher Ironie gezeichnete Portrait eines jüdischen Mannes ohne Eigenschaften.

*

Hermann Kesten über den Schriftsteller Joseph Roth in seiner im »Berliner Tageblatt« vom 26. 6. 1931 abgedruckten Würdigung der bis zu diesem Zeitpunkt erschienenen Romane:

[...] Er spricht sehr viele Meinungen aus, seine Bücher sind voll von Meinungen, aber seine wahre Meinung steht zwischen den Zeilen. Über den Menschen redet er sehr lange, bei Zuständen und Gegenständen wird er ganz ausführlich und mit einer Häufung von Knappheiten breit, aber gilt es, von Taten zu reden, macht er drei oder gar keine Worte.
[...]
Joseph Roth ist als Schriftsteller ein ausgesprochen visueller Typ. Er sieht, vor allem anderen! Sein Auge wird schöpferisch. Ob es ein Mensch, ein Bergwerk, eine Zivilisation ist, zuerst gewahrt er das äußere Bild, die Form, das Offensichtliche. Er sieht so lange und von so viel Seiten auf sein Objekt, bis er hineinsieht und es durchschaut. Diese Art prägt auch den Stil. Roths Sprache ist ohne die Periodik, ohne den lyrischen Schwang und Überschwang der akustischen Typen, aber dafür haben seine Worte, seine Sätze die schärfste Kontur, er stammelt nicht, er singt nicht, er ziseliert, er sticht.
Roth ist ein eminenter Beobachter, ein treffender Schilderer. Er entwikkelt Romane aus Charakteren und die Charaktere entwickelt er aus dem Äußeren, Sichtbaren eines Menschen. Eine Geste wird ihm zur Anekdote, ein Kleidungsstück oder ein Gesichtsmerkmal zum Charakterzug. Roth sieht seine Menschen, er liest sie aus ihrem Bild ab, später hört er sie reden. Er ist ein Analytiker. Er zerlegt Charaktere, Gedanken, Zivilisationen, Sätze, Worte. Er ist voll jener heiteren Klarheit und Luzidität, die selbst Stimmungen und Melancholien ins klare Licht des Tages stellen. Alles ist immer offenbar, nichts ist verborgen, alles ist ausgesprochen, nichts ist verschwiegen, die Worte haben keinen Nachhall, sie tönen rund und voll. Roths Sprache ist aber trotz aller offenbaren Klarheit voll Phantastik, voller Phantasie. Er hat sprachliche Einfälle, die Eigen-

schaft derer, die etwas gut sagen können, der Literaten. Joseph Roth ist einer der wenigen großen Literaten, die wir heute in Deutschland haben, ein Meister der Sprache. [. . .]
Der zornige Pessimismus, die heitere Erbitterung, die revolutionäre Ironie gegen ein Schicksal, das dort Gesellschaft, hier Gott hieß und die beide vielleicht stärker als das Individuum sind, die es vielleicht zerbrechen, aber nicht ändern können, diese ganze wunderbare Klarheit eines Mannes, der alles gesehen, alles geprüft, alles in seiner Welt verworfen hat, und nicht gesonnen ist mit dieser Welt zu paktieren, dieselbe tapfere Verzweiflung und derselbe vernünftige Mut, in einer unvernünftigen Welt vernünftig bleiben zu wollen, prägen die Art aller Romane Roths. Es ist eine Haltung, die im großen europäischen Roman von Voltaire und Stendhal und Flaubert bis Tolstoj und Thomas Mann und Heinrich Mann zu finden ist, eine Gesinnung, die im großen europäischen Geistesleben seit der Geburt des Individuums existiert und nicht untergehen wird, bevor nicht das letzte Individuum versunken sein wird in einem kollektiven Dasein Europas.
Hermann Kesten: Der Schriftsteller Jospeh Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 35—39

ERZÄHLUNGEN

Joseph Roth *582*
April. Die Geschichte einer Liebe.
Berlin: Dietz 1925. 61 S.
JRW 3, S. 64—82
Leihgabe: K&W

Joseph Roth *583*
Der blinde Spiegel. Ein kleiner Roman.
Berlin: Dietz 1925. 71 S.
JRW 3, S. 83—118
Leihgabe: StuUB Frankfurt a. M.

Zwanzig Jahre nach ihrem Erscheinen haben die Novellen »April« und »Der blinde Spiegel« noch die gleiche Blumenfrische wie damals, als sie uns zum erstenmal entzückten. Aller Flaum von Sprache, Schilderung und innerer Spannung ist unversehrt.
F. C. Weiskopf: Abschiedssymphonie. In: Die neue Weltbühne. 35 (1939), 24, S. 760—762, hier S. 761. — Siehe auch Kat.Nr. 540

Romane und Erzählungen im ostjüdischen Milieu

Mit dem »Hiob« und dem »Falschen Gewicht«, mit dem »Radetzkymarsch« und der »Kapuzinergruft« (diesen beiden Nach-Träumen Österreichs), den Hauptwerken Roths aus seiner zweiten Periode (neben »Tarabas«, der »Tausendundzweiten Nacht« und den »Hundert Tagen«) wechseln seine Stilmittel und seine Haltung. Seine Kunstmittel werden klassizistisch. An die Stelle des Epigramms tritt das Bild. An die Stelle des witzigen Lakonismus tritt die strömende Melodie. An Stelle des ätzend Wahren erscheint das ruhige Schöne als Kunstideal. Und im Konflikt von formaler Tradition und kompromißloser Humanität entstand jene zitternd nervichte Spannung seiner späten Prosa.
Hermann Kesten: Der Mensch Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 15–26, hier S. 21

HIOB

584 **Joseph Roth**
Hiob. Roman eines einfachen Mannes.
Berlin: Kiepenheuer 1930. 299 S.
JRW 1, S. 847–980
Leihgabe: K&W

585 **Joseph Roth**
Abb. 77 Hiob. Roman eines einfachen Mannes. (11.–20. Tsd.)
Berlin: Kiepenheuer 1930. 299 S.
Leihgabe: K&W

Zeitgenössische Rezensionen

Hermann Kesten in seiner 1931 erschienenen Sammelrezension:

Sein neuester, sechster Roman, »Hiob«, schien von der Gruppe seiner ersten Romane abzuweichen. Der bisher analysierende Stil ward malerisch, die einzelnen Szenen, früher wie Radierungen, waren hier farbig wie Gemälde. Die geschmeidige Präzision einer stählernen Prosa verwandelte sich in die farbenschimmernde Melodie einer legendenhaften Poesie.



77. Joseph Roth: Hiob. (11.—20. Tsd.) Berlin: Kiepenheuer 1930

Statt einiger für die Zeit typischen Individuen erschien eine legendarische Figur, die einer Figur der Bibel analog war, statt unserer Gesellschaft eine fremde, statt der Aktualität der modernsten und neuesten Psychologie und Soziologie ein Schicksal und ein Leben, das seine Bezüge und Fatalitäten nicht von Krieg, Kapitalismus und Kollektivkultur, sondern von Gott, der Natur und unbegreiflich tragikomödischen Mächten erhielt. Aber trotz dieser scheinbar völligen Verwandlung blieb das Werk Joseph Roths auch im »Hiob« konsequent. Nur daß die ersten fünf Romane eine Typologie unserer Zeit gaben und dieser sechste Roman den ewigen Bezug dieser selben Typik darstellte. Die Elemente der Hauptfiguren seiner ersten fünf Romane, etwa Tunda aus »Flucht ohne Ende« oder die beiden Zipper, sind dieselben, aus denen der alte Mendel Singer gebildet ward, nur daß statt der aktuellen die immanente Seite gezeigt wird, statt der Analyse eine Synthese versucht wird.
Hermann Kesten: Der Schriftsteller Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 35—39, hier S. 38

586 Ludwig Marcuse
Eine neue Hiob-Legende.
In: Das Tagebuch. 11 (1930), 44, S. 1772—1773.

[...]
Roth schreibt scheinbar abseits. Er notiert nicht die Fieberkurven der europäischen Gesellschaft — er notiert nur das Schicksal einer unscheinbaren russisch-jüdischen Familie. Aber er schreibt in diesen Lebenslauf, der nicht in die Historie eingehen wird, die ehernen, zeitlosen Gesetze des Menschen, die regieren über den Gesetzen der Wirtschaft. So schreibt der »abseitige« Roth ins Zentrum hinein. [...]
Roth ist einer der stärksten Menschen, die heute schreiben. Und dies Buch ist eins der stärksten Bücher, die er geschrieben hat — weil es die kühle Distanz seiner geistigen Optik verringert durch eine Wärme, die neu bei ihm ist. Er schreibt ohne die Hilfe der landesüblichen Requisiten. Er versteckt sich nicht hinter die historische Interessantheit berühmter aktueller Ereignisse und Namen. Er versteckt sich nicht hinter die Interessantheit psychoanalytischer Fälle. Er versteckt sich nicht hinter jene gewaltige Quantität von Geschehen, die man Abenteuer nennt. Ihm genügen einige ganz schlichte Szenen mit einigen ganz schlichten Figuren; er schriftstellert nicht im Gefolge des Stoffs — wie der größte Teil zeitgenössischer Literatur. [...]
Es ist von seiner Art her zu verstehen, daß ihm die Komposition zum Roman problematisch ist. Die Verknüpfung ist ihm ein fremdes Element. Roth ist metaphysischer Positivist, jede Erscheinung wurzelt einzeln im unendlichen Boden. Die Verkettung der Erscheinungen interes-

siert ihn nicht, weil er sie wahrscheinlich für zufällig hält. So fehlt seinen Romanen ein notwendiges Vorwärts, beglaubigt von einem notwendigen Abschluß. Dies Buch hat allerdings einen Abschluß: das Märchen vom geheilten Menuchim, der ein großer Musiker geworden ist und sich seinem Vater am Osterfest zu erkennen gibt. Dieser Schluß ist aber wohl nur aufgesetzt; er ist zu pompös für Roths zart-intensive Striche. Dieser Schluß rückt Mendel Singer in die märchenhafte Ferne der biblischen Menschheit, statt ihn zu identifizieren mit der ungläubigen Gläubigkeit seiner Leser. Roths Schluß, der sich an die Parallele zum alten Hiob klammert, ist wohl nur eine kompositorische Verlegenheit.

Anders als Marcuse Wilhelm Emanuel Süskind zum Schluß des »Hiob«:

[. . .] Man hat den Schluß des Buchs angefochten, deshalb, weil Mendels plötzlicher Segenszustand zu willkürlich hereinbreche, zu sehr aus Parallelität mit dem Segensschluß der Legende; dieses, dachte man wohl, unser 20. Jahrhundert, sei die Zeit der mäßigen Wunder! Ich stimme diesem Einwand nicht bei; ich habe gerade den Schluß, das unmäßige Wunder, den Taumel des Glücks herrlich schön gefunden. Als eine Legende darf das Buch keinen anderen Schluß nehmen. [. . .] es ist eins der Bücher, die gewissermaßen anonym geschrieben sind. Niemand, der es liest und liebt, braucht zu wissen, daß ein Joseph Roth es geschrieben hat. Der »Hiob«, dieses herrliche Buch — das genügt. Es gibt kein größeres Lob für ein Buch, und der »Hiob« verdient es. [. . .]
W. E. Süskind: Joseph Roth. In: Die Literatur. 34 (1931/1932), 1, S. 17—20, hier S. 19. — Siehe auch Kat.Nr. 550

Louis Untermeyer 587

Uz in America. Job: the story of a simple man. By Joseph Roth. Transl. by Dorothy Thompson. The Viking Press. 1931.
In: The Saturday review of literature. 8 (1931), 16, S. 261.

Zur amerikanischen Übersetzung von »Hiob« durch Dorothy Thompson, die 1931 bei The Viking Press erschien, und der Wahl dieses Romans zum »Book-of-the Month« im November 1931:

The choice of »Job: The Story of a Simple Man« as the November selection of The Book-of-the-Month Club is a significant one. It signifies, without proclaiming the fact, that the chronicling of emotion — emotion downright and self-declared-has lost none of its potency. For another thing, it proves that a sophisticated and supposedly hypercritical audience is ready to shed its acquired disillusion in the presence of such unashamed faith, hope, and tenderness as Joseph Roth's. When the volu-

me appeared some months ago in the original German, several commentators hinted that »Job« might serve as a great punctuation mark, ending the postwar period during which emptiness and defeat were the only subjects that could be sounded fully and triumphantly.
[...] Roth's is an illuminated simplicity unlike any of his contemporaries here or abroad; it is a little like the colloquies of Gottfried Keller, a little like the comments of Hans Christian Andersen. This young German (he is barely forty) refuses to assume the Olympian attitude so dear to the »detached« artist; his method places him in instant and intimate contact with the reader. He is not afraid to call freely upon sentiment — not sentimentality, which is sentiment prodded and on parade.
[...]
As part of a tendency, »Job« is significant in one more way: it emphasizes the rediscovery of the Bible as literature. In the past few years, novelists in every country have been utilizing the material of both Testaments in fiction, fictionalized biography, and historical reappraisals. [...] Roth's »Job« strikes me as finer than any of these revaluations. It is by far the clearest in conception as it is the richest and most moving in communication.

588 Albert Einstein an B. W. Hübsch

Brief. Princeton, 24. 2. 1935. 1 Bl. ms. Durchschlag.
Kopie. — Original: LBI
JRB, S. 405

Einstein dankt Roths amerikanischem Verleger für die Zusendung der »Hiob«-Ausgabe — »dieses trostreiche Buch eines echten Menschen und Dichters«.

Robert Musil zum »Hiob«:

Ich erinnerte mich, daß Musil sich einmal lobend über Roth ausgesprochen hatte: »Ihr Freund Roth ist in einem seiner Bücher einmal ein Dichter.« »Wo?« fragte ich ihn. »In seinem ›Hiob‹ fand ich eine dichterische Stelle. Wie der arme Mendel Singer seine Tochter eng umschlungen mit einem Kosaken aus einem Getreidefeld herauskommen sieht, in seiner Bestürzung davonläuft und atemlos nach langem Lauf die Synagoge erreicht und dort betet — das ist der Einfall eines Dichters.« »Ich finde den ganzen ersten Teil dieses Buches das Beste von Joseph Roth«, sagte ich ihm. »Solange die Familie in Rußland sitzt, ist er in seinem Element und ein Dichter.«
[...] Du hast ihn übrigens verhindert, dir was Angenehmes zu sagen.« Ich erzählte ihm, was Musil mir über Mendel Singer gesagt hatte, wie er seine Tochter mit dem Kosaken erwischt und davonläuft und so lange

läuft, bis er ins Bethaus kommt und betet, und dann beschließt, nach Amerika auszuwandern. Das ist der Einfall eines Dichters, hat er gesagt. »Das überschätzt der Goy«, sagte Roth. »So etwas fällt einem Juden leicht ein.«

Soma Morgenstern: Dichten, denken, berichten. Gespräche zwischen Roth u. Musil. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. (1975), 79, Beil.: Bilder und Zeiten, S. 4. — Siehe auch Kat. Nr. 199

Hans Natonek unterhielt sich kurz vor Roths Tod mit ihm über seinen »Hiob«:

Ich sprach mit ihm vor wenigen Wochen über dieses Buch, das ihn berühmt gemacht hat in allen Sprachen. Roth ließ es nicht mehr gelten; hart und streng, mit seiner lieben, knarrenden Stimme sagte er: »Es ist mir zu virtuos in seinem Geigenton; Paganini; das Leid ist zu schmackhaft und weich.« Er war über dieses erfolgreichste Buch schon hinausgewachsen, wiewohl er, mit Ausnahme des »Radetzkymarsch«, kaum ein besseres geschrieben hat.

Hans Natonek: Joseph Roth. In: Die neue Weltbühne. 35 (1939), 22, S. 680—683, hier S. 682. — Siehe auch Kat. Nr. 533

Hans Natonek ist es auch, der über die Pariser »Hiob«-Aufführung durch eine improvisierte Emigranten-Truppe in einer Gedächtnisfeier für Joseph Roth im Théâtre Pigalle berichtet:

H[ans N[atonek] *589*

»Hiob« auf der Bühne.

In: Die Österreichische Post. 1 (1938/1939), 13/14, S. 3—4.

Joseph Roths Erzählung vom armen Mann »Hiob«, dem das Unglück wie ein Schatten folgt, wurde in einer Gedächtnisfeier für den verstorbenen Dichter im Theater Pigalle quasi als Theaterstück dargeboten. Die Transformation, immer ein mißliches Experiment, wurde von einem Anonymus behutsam durchgeführt; das Sprachjuwel der Originalfassung leuchtet da und dort im Dialog auf, und man freut sich, die »schönen Stellen« wiederzufinden. Jedoch, um im Bilde zu bleiben, etwas anderes ist das Geschmeide in einer epischen Kette, und etwas anderes im dramatischen Gefüge; dort ist es natürlich, und hier mitunter wie aufgesetzter Prunk. Aus der Erzählung wurde kein Schauspiel, jedoch die lebendige Folge von Bildern aus dem Leben eines einfachen jüdischen Mannes hätte wohl auch die nachsichtige Billigung Roths gefunden. Wahrscheinlich hätte er geraten, auf die Texttreue mitunter lieber zu verzichten, um eine größere Knappheit und Konzentration zu erzielen.

Der dramatisierte »Hiob« verdient Beachtung und dürfte sie auch anderwärts finden. In der Umformung werden neue Einblicke und Querschnitte sichtbar (wie immer, wenn man etwas gültig Gefügtes auseinandernimmt). So erkennt man, daß Roth das Leid mit ironischer Absicht überinstrumentiert, indem er die stille Klage Mendel Singers durch das Gejammer seiner jammerseligen Frau kontrapunktiert. Die dramatische Plastik macht auch die Schuld dieses Hiob deutlicher, der in der Geschäftigkeit der Abreise den kleinen kranken Sohn übersieht und ihn wegstellt wie einen unnützen Hausrat, den man nicht mitnimmt. Diese kalte, blinde Stelle im Herzen — unzweifelhaft eine Selbstanklage des Dichters — wird in der Dramatisierung eigentlich noch deutlicher als in der Erzählung. Nicht genug geliebt! ist der nicht zu überhörende Unterton. Mendel Singer ist in sein Unglück verliebt, gleichsam bis über die Ohren, so daß er die Stimme Gottes nicht hört. Er hat etwas von der Härte, Dumpfheit und dem Egoismus des Leids. Hier wird ein Doppelzug des komplexen Rothschen Wesens sichtbar, von dem die einleitenden Worte Stefan Zweigs (gelesen von Leo Askenasi) sprachen: jüdische Starrheit und russisches Schuldgefühl. Das dritte Element Roths, das österreichische, schwingt hier nur in der Musikalität der Sprache.
Hugo Haas, einer der feinsten tschechischen Schauspieler des Prager Nationaltheaters, spielte zum erstenmal deutsch. Sein Mendel Singer besitzt die äußere Schlichtheit, die graue deckende Farbe für den inneren Tumult von Geduld und Ungeduld, Schwäche und Härte, Weisheit und Närrischkeit. Sehr schön der Wandel vom kraftvollen Mann zum kindischen Greis. Die Heimkehr des verlorenen Menuchim (Leo Askenasi) in das Fest des Seder-Abends wurde zu einer wahren Feier, deren dichterische Schönheit in jeder Form unvergänglich ist. Der bekannte Theatermann Paul Gordon hatte mit seiner improvisierten Emigranten-Truppe (besonders mit Sidonie Lorm, Max Fischer, Hans Reiner und Trude Burg) einen verdienten Erfolg.
Eine weitere Besprechung der Theateraufführung veröffentlichte Harry Kahn u. d. T. »Hiob«, Joseph Roths Roman auf dem Theater«, in: Pariser Tageszeitung. 4 (1939), 1040, S. 6.

Friedrich Torberg erinnert sich:
[. . .] Soviel Theater im Exil, soviel Exil im Theater war wohl noch nie auf einem Fleck versammelt. Die sich daran erinnern, sind heute — sofern sie noch leben — in alle Winde zerstreut. Das Théâtre Pigalle existiert nicht mehr. Vor ein paar Jahren ist auch Mme. Olivier [vielm. Alazard] gestorben, die Wirtin Joseph Roths [. . .], die in schwarzem Trauergewand der Premiere beiwohnte, obwohl sie kein Wort Deutsch verstand. Es war ein einmaliger Fall, das Ganze. [. . .]

Friedrich Torberg: Ein einmaliger Fall von Exil-Theater. In: Theater im Exil. 1933—1945. Ausstellung 21. 10.—18. 11. 1973. Ausstellung u. Katalog: Walter Huder. Berlin: Akademie der Künste 1973, S. 26f.

Bei dem von Natonek erwähnten Anonymus, der die Dramatisierung durchführte, handelt es sich um Viktor Kelemen.
Anläßlich der ersten englischen Aufführung am 5. April 1940 am New Yorker Heckscher Theater (ebenfalls durch Paul Gordon) berichtet Kelemen im »Aufbau« über Roths Haltung zu seiner Bühnenbearbeitung:

Viktor Kelemen 590

Joseph Roths »Hiob«.
In: Aufbau. 6 (1940), 13, S. 9.

[...]
Im Herbst 1937 saß ich in der fast leeren Bar des Hotels Bristol in Wien mit Joseph Roth. Der Kellner stellte eine Flasche Wein auf den Tisch. Auf dem Tisch lag ein Manuskript: Meine Dramatisierung des »Hiob«. Joseph Roth blätterte in einem Manuskript, das vor ihm auf dem Tisch lag, trank von seinem Wein und sagte mit seiner charakteristisch-leisen Stimme: »Seit ›Hiob‹ erschien, habe ich von Zeit zu Zeit das Angebot bekommen, den Roman zu dramatisieren. Ich habe alles abgelehnt, denn ich dachte nie, daß ein im Grunde genommen lyrisches Werk erfolgreich zu dramatisieren ist. Ich wollte nicht, daß ein grausamer Dramatiker alle Poesie in meinem Lieblingswerk ausrottet und nur die nackte Handlung auf die Bühne bringt. Sie allein ist eine ganz alltägliche Geschichte. Sein Hauptwert liegt in seiner Lyrik.«
»Und am Ende waren Sie doch einverstanden, daß ich den Roman dramatisierte. Wie kam das?«
Roth lächelte: »Paul Gordon kam zu mir und sagte, daß er die Dramatisierung bestellen wolle. Wenn mir die Sache nicht gefalle, könne ich sie ins Feuer werfen.«
»Und warum haben Sie es nicht getan?«
»Ich sah, daß der Wert meines Romans geblieben war. Und ich möchte es auf der Bühne sehen.«
Aber es kam nicht dazu. Joseph Roth starb im Sommer 1939 in Paris. Kurz nach seinem Tode brachte Paul Gordon den »Hiob« im Theatre Pigalle heraus. Das Stück hatte, wie im »Aufbau« damals berichtet, außerordentlichen Erfolg.
Die erste englische Aufführung des Stückes findet jetzt am 5. April, ebenfalls durch Paul Gordon, im Heckscher Theater statt.

Albert Einstein übernahm das Patronat der New Yorker Aufführung. Aus seinem Briefwechsel mit Viktor Kelemen:

Albert Einstein an Viktor Kelemen 591

Brief. Princeton, 18. 1. 1940. 1 Bl. ms. mit Unterschrift.

[...]
Ich freue mich, dass das Werk des vortrefflichen Dichters in New York aufgeführt wird und bin selbstverständlich gerne bereit, als »Patron« bei dieser Gelegenheit zu figurieren.
[...]

592 Albert Einstein an Viktor Kelemen
Brief. Princeton, 22. 2. 1940. 1 Bl. ms. mit Unterschrift.

[...]
Ich bitte Sie, das Datum der Uraufführung des Roth'schen Stückes ohne Rücksicht auf meine Person festsetzen zu wollen. Wenn es mir dann möglich sein wird, zu kommen, werde ich es gerne tun.
[...]

Die Pariser »Hiob«-Aufführung nahm Harry Kahn zum Anlaß, um in der »Pariser Tageszeitung« über eine Hollywooder »Hiob«-Verfilmung, vermutlich im Jahre 1934, zu berichten:

593 hk. [d. i. Harry Kahn]
»Hiob« als Film.
In: Pariser Tageszeitung. 4 (1939), 1041, S. 4.

[...]
Die große Hollywooder Gesellschaft, die das Buch erworben hatte, ließ ein Drehbuch herstellen, und zwar, vermutlich auf Roths eigene Initiative, von einem der besten Kenner des osteuropäischen wie des amerikanischen Judentums, der selbst einer der bedeutendsten ostjüdischen Dichter in deutscher Sprache ist: Ossip Dymow. Als filmtechnischer Berater wurde ihm Fritz Kohner beigegeben. Das Drehbuch, das aus ihrer Zusammenarbeit hervorging, soll ebenso wirksam wie sorgsam hinsichtlich des Originals gewesen sein.
Wie dem auch sei: die große Produktionsgesellschaft, die es hatte drehen wollen, liquidierte eines schönen Tags und wurde mit einer andern noch größeren fusioniert. Mit der »Masse« gingen an diese auch die Filmrechte von Roths Roman über. Das Drehbuch von Dymow und Kohner gefiel ihr anscheinend nicht. Sie ließ ein neues schreiben, das sie wohl dem Bedürfnis und Verständnis ihres Publikums angepaßter erachtete. In ihm wurde der jüdische Melamed in einen katholischen Mesner verwandelt und die Handlung aus Zuchnow in Russisch-Polen nach Gossensass in Südtirol verlegt! In welcher Art der psychologische Gehalt von Roths Roman verbogen und verloren wurde, das läßt sich nicht beschreiben. Es genügt, wenn man den Titel erwähnt, unter dem der Film dann lief. Er lautete: »Die Sünden der Väter«.

Im April oder Mai 1934 hatte Stefan Zweig an Joseph Roth über den »Hiob«-Film geschrieben:

Ihr Hollywooder Hiob soll zum Brüllen schön sein. Aus Mendel Singer haben sie einen Tiroler Bauer gemacht. Aus Menuchim einen Sänger. Ich *muß* den Film bald sehen. Ich werde für Sie fröhlich sein.
JRB, S. 327

Marlene Dietrich *594*
ABC meines Lebens.
Berlin: Blanvalet (1963). 211 S.
Aufgeschlagen S. 80:

Hiob
Eine meiner Lieblingsgestalten aus der Bibel. Auch mein Lieblingsbuch, geschrieben von Joseph Roth.

In einem Brief an Blanche Gidon aus Wilna vom 28. Februar 1937 (siehe auch Kat.Nr. 420) schreibt Roth, daß Marlene Dietrich — seine »einzige Hoffnung« — ein ganzes Interview über ihn gegeben habe (JRB, S. 490).

DAS FALSCHE GEWICHT

Während der Entstehungszeit seines Romans »Das falsche Gewicht« schreibt Roth an Blanche Gidon, Ostende, 4. September 1936:

[...] Je travaille, mon roman sera bon, je crois, plus parfait que ma vie.
JRB, S. 487

Joseph Roth *595*
Das falsche Gewicht.
Manuskript [Ausz.] 2 S. hs.
Kopie. — Original: LBI

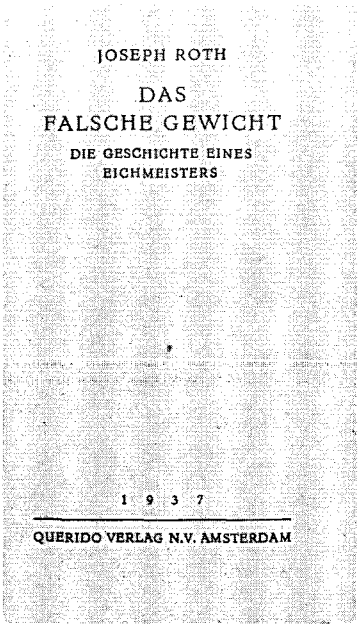
Joseph Roth *596*
Das falsche Gewicht. Die Geschichte eines Eichmeisters. Abb. 78
Amsterdam: Querido 1937. 198 S.
JRW 2, S. 767–862

597 Gesamt-Katalog
Amsterdam: Querido 1938. [4] Bl.

Zeigt von Joseph Roth »Tabaras« und »Das falsche Gewicht« an.

Unterstreichen möchte ich auch, daß die herrlichen Gegenden, aus denen wir mehr oder weniger beide stammen, Roth durch die Nähe der alten russischen Grenze besonders faszinierten. Diese Grenze zwischen zwei verschiedenen Welten lockte ihn, die geheimnisvollen Menschen an der Grenze zogen ihn an: die Schmuggler, die Grenzposten — jene ganze Welt der Konterbande und Desertion, und zwar so, als ob es die Grenze sei zwischen Leben und Tod. Eine unvergeßliche Gestalt aus dieser Welt ist der in einigen Romanen von Roth immer wiederkehrende Schmuggler Kapturak.

Józef Wittlin: Erinnerungen an Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 48—58, hier S. 57. — Siehe auch Kat. Nr. 58


JOSEPH ROTH

DAS
FALSCHE GEWICHT

DIE GESCHICHTE EINES
EICHMEISTERS

1 9 3 7

QUERIDO VERLAG N.V. AMSTERDAM

78.

Zeitgenössische Rezensionen

R[udolf] J[akob] Humm 598

Joseph Roth: Das falsche Gewicht.
In: Maß und Wert. 1 (1937/1938), 1, S. 158—159.

Es ist die Geschichte des dumpfen Mannes. Sie öffnet sich. Sie schließt sich. Wachtmeister Eibenschütz wird Eichmeister in einem kleinen Dorf jenseits der Karpathen. Begleitet von einem Gendarm prüft er Maße und Gewichte in Läden und auf Märkten. Er ist ein dumpfer Mann, und seine Geschichte will lange nicht recht vom Fleck, als teile der Autor dieselbe Unlust wie seine Personnage. [...]
Er gleicht viel eher einem Golem als einem Silen. Aber einmal geht auch in ihm etwas auf. Er verliebt sich in eine Zigeunerin, und wir können in seine Brust hineinsehen: »Ihr Bild saß fest in seinem Herzen, zuweilen hatte er das Gefühl, er brauchte sich nur die Brust zu öffnen, hineinzugreifen, um das Bild hervorzuholen.« Dann geht langsam die Brust wieder zu, das Leuchten erlischt. [...]

F[ranz] C[arl] Weiskopf 599

Abseits.
In: Die neue Weltbühne. 33 (1937), 33, S. 1033—1035.

Es gibt nichtgleichgeschaltete deutsche Schriftsteller — und ihre Zahl ist nicht gering — die aus diesen oder jenen Gründen Gegenwartsfragen aus dem Wege gehen, sich jedoch trotzdem nicht allzu weit von unserer Zeit entfernen wollen. Für sie ist das alte Österreich ein literarischer Aufenthaltsort sondergleichen. Sie finden dort alles, was sie brauchen: Realität, gepaart mit Märchenhaftigkeit; historische Patina und unmittelbare Erinnerungsnähe; durch liebenswürdige Schlamperei gemilderte Tragik, und durch das Wissen vom unausweichlichen Untergang verfeinerte Komik ...
Joseph Roth hat uns schon einmal in die altösterreichische Welt geführt, im »Radetzkymarsch« holdseligen Angedenkens. Hätte er es doch bei diesem einen Mal bewenden lassen! Ach, leider kopiert er sich selber; leider werden wir bei der Lektüre seines neuesten Werks (»Das falsche Gewicht«, Geschichte eines Eichmeisters, Queridoverlag, Amsterdam) immer wieder an das frühere Buch erinnert. [...] Wir erinnern uns, wir vergleichen, und wir fühlen uns unbefriedigt, wenn nicht gar getäuscht. [...]
Eine Form ist geblieben. Aber was birgt sie? Noch fängt die Geschichte des Eichmeisters Eibenschütz wie ein Märchen an: »Es war einmal ...«,

aber statt der natürlichen Einfachheit und Naivität des Märchens begegnen wir im Lauf der Erzählung nur einer künstlichen Primitivität, statt rührendem Gefühl nur larmoyanter Sentimentalität, statt lebendigen Menschen nur umgekehrten Schlemihls: Schatten, denen die Körper verloren gingen.

[...]

Gewiß, es gibt auch in dieser Geschichte köstliche Stellen. Hier und dort leuchtet eine Szene auf, ein Bild, wie wirs von früher her bei Roth gewohnt waren: voller Sprachgewalt, Eigenart, Frische und Kostbarkeit.

[...]

Wir fürchten, daß der Große Eichmeister, wenn er Roth jetzt erschiene, sagen müßte: alle deine Gewichte sind richtig und sind dennoch falsch, nur die alte Form ist da, aber sie ist leer.

600 Fritz Erpenbeck

Falsches Gewicht. Joseph Roth: »Das falsche Gewicht«, Querido Verlag, Amsterdam.

In: Das Wort. 2 (1937), 9, S. 65—68.

Joseph Roth, einer der markantesten Schriftsteller aus der großen Reihe derer, die ein freies Schaffen im Auslande der geistigen Knebelung im Dritten Reiche vorziehen, schrieb jetzt »*Die Geschichte eines Eichmeisters*«. Also, nach diesem Untertitel zu urteilen, ein realistisches Buch?

[...]

Diese merkwürdige Mischung von unecht Poetischem mit Realem ist typisch für den ganzen Roman. Das gibt ihm ein mulmiges Helldunkel, das oft genug ins Mystische umschlägt, das verwischt überall dort, wo Fragen nach gesellschaftlichen Ursachen und Zusammenhängen auftauchen, die vorher deutlich gezeichneten Konturen.

[...]

Das ist es, was den Leser, der Roths Kunst liebt, am meisten verstimmt: daß der Autor ihn immer wieder aus Szenen voll herzhafter, praller *Wirklichkeit,* etwa vom Markt, wo Jadlowker verhaftet wird oder vom Deserteurgelage in der Grenzschenke, aus aufwühlendem, ergreifendem *Geschehen,* etwa der Eichprüfung im Lädchen des armen Händlers Singer, in mystische Gefilde, in *irrationale Reflexionen* zu entführen versucht:

[...]

Und so irrational wie dieser Satz, ist, im Grunde genommen, die Haltung des ganzen Buches. Je mehr man sich dem Schluß nähert — einmal fragt jemand: »Wer regiert eigentlich die Welt?« — und je mehr man gespannt wird, wie Roth die im Titel symbolisch gestellte Frage beantworten wird, wer denn nun eigentlich mit falschem Gewicht wiege: die tat-

sächlich falsch wiegenden armen Teufel von Händlern oder die Gesellschaftsordnung, deren reale Produkte diese Händler sind, oder gar unser Freund Eibenschütz als freiwillig-unfreiwilliger Schützer dieser Gesellschaftsordnung — je mehr man auf die Beantwortung dieser Frage wartet, um so enttäuschter wird man. Und endlich wird man mit einem billigen, dem großen Können eines Joseph Roth unwürdigen Symbolismus entlassen; [...]

Wem wird das zugebilligt: »Alle deine Gewichte sind falsch und alle sind dennoch richtig«? Nur den armen Teufeln von Zlotogrod samt ihrem gemütvollen Quäler Eibenschütz? Oder der ganzen k. und k. Doppelmonarchie? Warum nicht auch — *wer will den Leser hindern, das Symbol so zu deuten?* — dem Österreich Schuschniggs oder dem Deutschland Hitlers?

Joseph Roth geht vom Hellen ins Dunkle. Das ist ein gefährlicher Weg. Es wäre schade um ihn, den großen Könner, wenn er auf diesem Wege umkäme.

Hermann Kesten *601*
»Das falsche Gewicht«.
In: Das Neue Tage-Buch. 5 (1937), 24, S. 571—573.

DER LEVIATHAN

Joseph Roth *602*
Der Leviathan.
Amsterdam: Querido 1940. 71 S.
JRW 3, S. 258—287
Teilabdruck u. d. T. »Der Korallenhändler« in: Das Neue Tage-Buch. 2 (1934), 51, S. 1217—1220.

Romane und Erzählungen im österreichischen Milieu

RADETZKYMARSCH

603 **Schlacht bei Solferino 1859**
Abbildung eines Gemäldes.
In: Hellmut Andics: Das österreichische Jahrhundert. Die Donaumonarchie 1804—1918.
Wien, München, Zürich: Molden 1974, S. [94—95].

Aus Briefen Roths an Friedrich Traugott Gubler, Reifenbergs Nachfolger als Feuilleton-Redakteur bei der »Frankfurter Zeitung«, in der Entstehungszeit des »Radetzkymarsch«:

Nach einem äußerst fatalen Zustand in Paris, den mir kein Mensch, auch Reifenberg kaum, ansehen konnte, bin ich hieher geflohen und fliehe weiter, nach Antibes. Ich fliehe vor den Mahnungen. In der letzten Zeit sind drei Klagen gegen mich anhängig gemacht worden. Kiepenheuer mahnt den Roman und droht mit Zahlungseinstellung. Phaidon mahnt den Orientexpreß, bzw. 2000 M. Eine Garantie, die ich für meinen Schwiegervater gegeben hatte, ist am 15. II. fällig (1000 Schilling). Ihnen bin ich 1270 Zeilen schuldig. Alles stürzt zusammen. Ich habe viel getrunken, fast nichts gegessen, die Grippe hat mir den Rest gegeben. Erst seit einer Woche, seitdem ich hier bin, fange ich an, mir wenigstens Rechenschaft zu geben. Ich hoffe, in Antibes völlig zur Ruhe zu kommen. Ich habe 100 Fr. pro Tag. Ich muß bis 15. III. 4 Kapitel meines Romans fertig haben. 2 sind da. Aber wie soll ich in dieser Verfassung schreiben? In Antibes muß es besser werden.
JR an Friedrich Traugott Gubler. Marseille, 31. 1. 1931. — JRB, S. 191

Lieber Freund,
es hat mich sehr gefreut, Ihr Schreiben. Ich bin unglücklich, verworren, ganz unfähig, aus den Mauern herauszukommen, die ich um mich und den Roman gebaut habe, oder sind es Berge vielmehr, zwischen denen ich wandle, voller Angst. An einem Tag ist Alles gelungen, am nächsten Alles Dreck. Tückisch und trügerisch ist Alles. Ich will gar nicht mehr davon erzählen, daß es mir materiell am Nötigsten fehlt, daß ich nicht zu essen habe, wenn ich nicht eingeladen bin, es ist Alles gleichgültig, im Grunde. Ich habe mich in die Vorkriegszeit retten wollen, aber es ist entsetzlich schwer, sie so zu erzählen, wie ich sie fühle. Ich fürchte, ich fürchte, ich bin ein Patzer. [...]
JR an Friedrich Traugott Gubler, [1932]. — JRB, S. 218

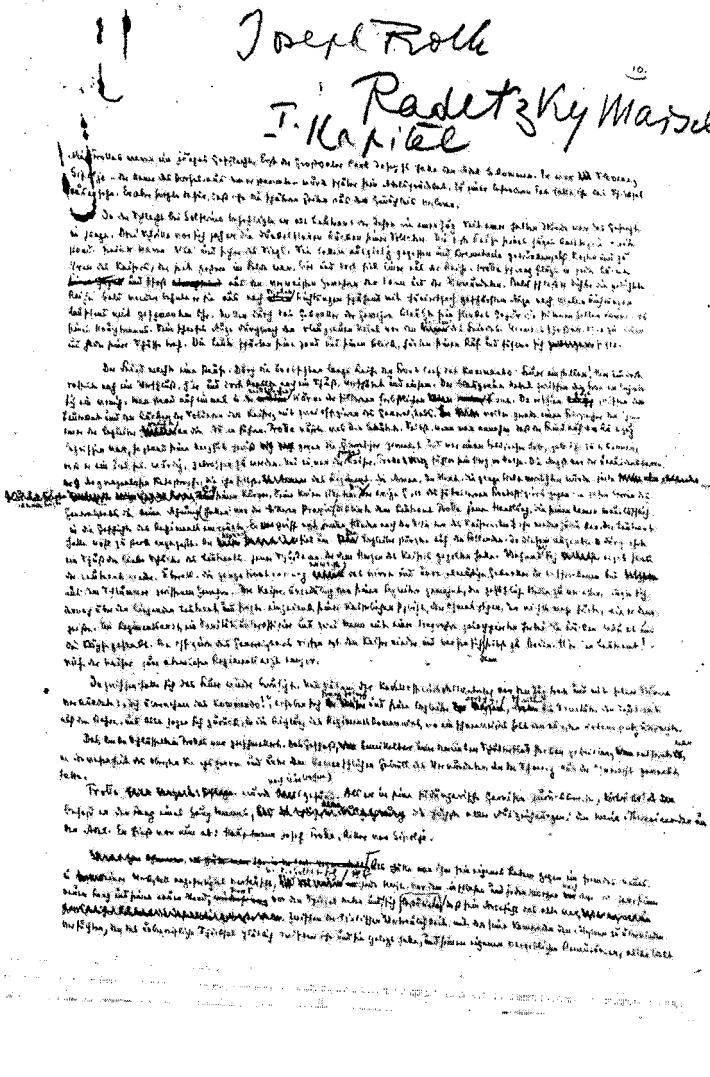
Joseph Roth *604*
Radetzkymarsch. 1. Kapitel. Abb. 79
Manuskript. 8 S. hs.
Kopie. — Original: LBI

Benno Reifenberg erinnert sich an eine Episode in Paris, vermutlich im Jahre 1931:

Ich entsinne mich, als wir uns zu einer heißen Mittagsstunde auf dem Boulevard Richard le Noir befanden, um an den Schlachthäusern vorbei den Ourcq-Kanal zu erreichen, daß der Dichter meinen Arm ergriff, mich zum Stillstehen zwang und leise eine Melodie, nein, einen Rhythmus zu trällern begann. Es klang wie Hufgetrappel. »Kennen Sie das?« drang er auf mich ein. Es war der Radetzky-Marsch. Und ich meinte, das Hufgetrappel nähere sich, hochmütiger Fanfarenruf umschmetterte es, und eine »helle, goldige, feinkörnige Staubwolke« flimmerte in der Sonne, erfüllte die graue, nüchterne Vorstadtallee mit einem wogenden Glanz, überholte uns, zog dahin, wurde kleiner, kompakter, noch einmal blitzte es auf wie von Lanzenspitzen, und dann war es vorbei und zu Ende, und nichts mehr bestand von der kostbaren Erscheinung, und die Strahlen der habsburgischen Sonne waren erloschen. Als Joseph Roth meinen Arm losließ und das Wort Radetzky-Marsch aussprach, drehte er seine Hand herum und streckte sie flach vor sich hin. Mir schien aus dem weißen, sehr schön gegliederten, zarten Gebild wunderlich eine ganze Welt emporzusteigen, ein Riesengestirn der Geschichte fuhr auf und überschattete diese unsere Mittagsstunde wie der Geist, den einst Sindbad der Seefahrer aus dem engen Verließ der Flasche befreite.
Benno Reifenberg: Erinnerung an Joseph Roth. In: B. Reifenberg: Lichte Schatten. Frankfurt a. M. 1953, S. 205—214, hier S. 207f. — Siehe auch Kat. Nr. 155

Johann Strauss (Vater) *605*
Op. 228. Radetzky-Marsch.
Leipzig: Benjamin. Undatiert [um 1925]. 3 S.
Kopie. — Vorlage: LBI, aus dem Nachlaß von Joseph Roth. Auf d. Titelblatt befindet sich d. Stempel e. Frankfurter Musikalienhandlung.

Feldmarschall Johann Joseph Wenzel Graf Radetzky von Radetz *606*
Farbphotographie nach einem Gemälde.
Vorlage: Hellmut Andics: Das österreichische Jahrhundert. Die Donaumonarchie 1804—1918.
Wien, München, Zürich: Molden 1974, S. 90.



79. Joseph Roth: Radetzkymarsch. Manuskript, Seite 1 (Überschrift von fremder Hand)

Vom 17. April bis 9. Juli 1932 erschien der Radetzkymarsch als Vorabdruck in der »Frankfurter Zeitung«. Der ersten Folge stellte Roth ein Vorwort voran:

Joseph Roth *607*

Vorwort zu meinem Roman Radetzkymarsch.
In: Frankfurter Zeitung. 76 (1932), 285/286, S. 1.
JRW 4, S. 405–406

Ein grausamer Wille der Geschichte hat mein altes Vaterland, die österreichisch-ungarische Monarchie, zertrümmert. Ich habe es geliebt, dieses Vaterland, das mir erlaubte, ein Patriot und ein Weltbürger zugleich zu sein, ein Österreicher und ein Deutscher unter allen Österreichischen Völkern. Ich habe die Tugenden und die Vorzüge dieses Vaterlands geliebt, und ich liebe heute, da es verstorben und verloren ist, auch noch seine Fehler und seine Schwächen.

[...] Ich habe die merkwürdige Familie der Trottas, von denen ich in meinem Buch »Radetzkymarsch« berichten will, gekannt und geliebt, die Spartaner unter den Österreichern. An ihrem Aufstieg, an ihrem Untergang glaube ich den Willen jener unheimlichen Macht erkennen zu dürfen, die am Schicksal eines Geschlechts das einer historischen Gewalt deutet.

[...] Aus dem Vergehenden, dem Verwehenden das Merkwürdige und zugleich das Menschlich-Bezeichnende festzuhalten ist die Pflicht des Schriftstellers. Er hat die erhabene und bescheidene Aufgabe, die privaten Schicksale aufzuklauben, welche die Geschichte fallen läßt, blind und leichtfertig, wie es scheint.

Benno Reifenberg an Joseph Roth *608*

Brief. [Frankfurt a. M.] 11. 7. 1932. 1 Bl. ms. Durchschlag ohne Unterschrift.
JRB, S. 221
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

Lieber Roth,
der Radetzky-Marsch ist der erste Roman, den ich in der Zeitung in Fortsetzungen bis zuende gelesen habe, und ich habe manchmal auf die Reichsausgabe gewartet, um die nächste Fortsetzung schon am Abend vor die Augen zu bekommen.
[...]

Stellen Sie sich vor, daß mein Roman in der Zeitung zu laufen anfing, als er noch nicht fertig war. Und ich mußte, den grausamen Atem der Zeit

sozusagen im Nacken und von ihm natürlich gelähmt, nicht etwa angefeuert, weiterschreiben, dazwischen umbauen, korrigieren und endlich einen flüchtigen Schluß bauen. Inzwischen hat der Hamburger Buchklub das Buch noch für August gekauft. Ich muß korrigieren und umarbeiten, in Einem, jeden Tag ganz grausam acht Stunden und bin dabei vollkommen geschwächt und meine Hände zittern.
JR an Stefan Zweig. Baden-Baden, 7. 8. 1932. — JRB, S. 222

Der Romantitel »Radetzkymarsch« geht wohl auf einen Einfall von Roths Verleger zurück. Gustav Kiepenheuer berichtet:

Joseph Roth war der Aristokrat unter meinen Autoren. Er bezeugte einem jeden seine Ehrerbietung; seine Stimme erhob sich nie zu einem lauten Wort; er war für jeden da, ohne sich selbst jemals zu verlieren. Wenn er in der Dämmerung zu mir kam und mit seinen schmalen, weißen Händen in den Rock griff, um ein blaues Heftchen oder perforierte Zettelchen aus einem Notizbuch herauszuholen, so geschah dies mit einer gewissen Feierlichkeit und einem Respekt vor der eigenen Arbeit. Denn auf diesen Papierchen stand in seiner feinen, gestochenen Schrift das Ergebnis des Tages: häufig nur ein einziger Satz, den er langsam, akzentuiert vorlas. Daran hatte er den ganzen Morgen an einem Marmortischchen gefeilt und gegrübelt, und aus diesen Papierchen wurde der Roman des ehemaligen Österreichs.
Und eines Tages gingen wir auf dem Augustus-Platz in Leipzig auf und ab und besprachen den Druck des Buches und suchten einen Titel. Als ich rief: »Radetzkymarsch«, umarmte er mich, faßte mich am Arm und zog mich zu Felsche, den Einfall zu begießen. Dann holte er seine flache silberne Uhr aus der Weste, öffnete den Deckel, ritzte mit einem Taschenmesser dort das Datum, unsere Namen und »Radetzkymarsch« ein und überreichte sie mir zum Andenken an diese Stunde. Ich trug sie stets bei mir, bis sie mir im Krieg verlorengegangen ist, wie Joseph Roth selbst.
Gustav Kiepenheuer: Eine Reverenz vor Joseph Roth. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 40—47, hier S. 41f. — Siehe auch Kat.Nr. 181

609 **Joseph Roth**
Radetzkymarsch. Roman.
Berlin: Kiepenheuer 1932. 582 S.
JRW 2, S. 9—323
Leihgabe: K&W

610 **Memorandum of Agreement**
between Gustav Kiepenheuer Verlag, A-G and The Viking Press, Inc., »Radetzky-Marsch« — Joseph Roth.

Verlagsvertrag. Berlin, 21. 10. 1932. New York, 3. 11. 1932. Ascona, 24. 10. 1932. 4 Bl. ms. mit Unterschriften.
Kopie. — Original: LBI

Auch der Erfolg des »Radetzkymarsch« brachte Roth weder eine finanzielle noch eine psychische Erleichterung.

[...] ich möchte wahrhaftig ein Mönch werden. Die Gnade vorausgesetzt. — *Physisch* bin ich auf dem Hund. Ich habe gar kein Geld. Mein Vorschuß ist enorm. Ich kann nichts mehr verlangen. Und auch der blödeste Artikel kostet mich 3 Tage. Und (unter uns) die F. Z. hat mich gebeten, nicht viel zu schreiben. Sie kann es einfach nicht bezahlen. — (Bitte wirklich unter uns.) — Nun ist es wieder eine Klagemauer.
JR an Stefan Zweig. Rapperswil am Zürichsee, 18. 9. 1932. — JRB, S. 228

Geldlich trotz dem Erfolg miserabel, weil der Verlag kein Geld hat, mir den Vorschuß stehn zu lassen. Krank, mieß und alt, bin ich ganz einsam und erbärmlich — und irgendwo oben spaziert mein Name, der nicht identisch ist mit meiner realen Existenz.
JR an Albert Ehrenstein, 29. 12. 1932. — JRB, S. 244

Roth war mit seiner Leistung unzufrieden und versuchte, das Lob seiner Freunde abzuschwächen:

Ich weiß, wie ich in diesem Roman gefehlt habe, die Geschichte selbst zu Hilfe gerufen, zu schändlicher Hilfe für meine »Komposition«, schäbig war Das und *verlogen.* Deshalb habe ich so lange daran herumgebastelt, 2 Jahre, das ist kein Beweis für Gesundheit, Kraft und Produktivität. Ja, ich muß Sie um Entschuldigung bitten: Ihr kritischer Sinn hat versagt, als Sie meinen Radetzkymarsch lasen. Es ist sehr schmeichelhaft für mich: er hat versagt, weil Sie eine Sympathie für mich haben. Ich gebe Ihnen mein Wort: Ich verdiene sie nicht, *und sie schadet Ihnen.*
JR an Stefan Zweig. Rapperswil am Zürichsee, 18. 9. 1932. — JRB, S. 228

Lieber Hans Natonek, Sie beschämen mich doppelt durch Ihre schöne Kritik: weil ich sie nicht ganz verdiene und weil ich so lange gezögert habe, Ihnen für Ihr Buch zu danken. Entschuldigen Sie diese Säumigkeit. Ihre Freundschaft ist eine echte. Sie übersieht sogar die Fehler in meinen Schriften, obwohl sie Augen hat, derlei Fehler zu sehen.
JR an Hans Natonek. Frankfurt a. M., 14. 10. 1932. — JRB, S. 236

Benno Reifenberg an Joseph Roth *611*
Brief. [Frankfurt a. M.] 29. 12. 1932. 1 Bl. ms. Durchschlag ohne Unterschrift.
JRB, S. 245
Leihgabe: Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.

Lieber Herr Roth,
ich höre nichts von Ihnen. Vielleicht hören Sie aber gern diesen Satz aus einem Brief von Hausenstein über »Radetzky-Marsch«: »Das Buch ist so schön, daß man, wie Picard, beim Lesen weinen muß; so schön, daß ich nicht wüßte, was man aus letzter Zeit danebenstellen könnte.«
[...]

Anders als die meisten Freunde Roths urteilte Robert Musil:

Nach dem Erscheinen des ersten Bandes von Musils Meisterwerk erschien Josephs Roths »Radetzkymarsch«. Als Musil von Berlin nach Wien zurückkam, fragte ich ihn gelegentlich, ob er diesen Roman gelesen habe.
Er habe es sich vorgenommen, sagte er, sei aber noch nicht dazugekommen. »Liegt Ihnen sehr daran, daß ich ihn lese?« wollte er wissen. »Offen gestanden, ja«, sagte ich, »ich möchte gern hören, was Sie so von Monarchist zu Monarchist zu diesem Roman zu sagen haben.« Nach vielen Monaten kam er darauf zurück. Er habe das Buch gelesen, sagte er. Und das war alles. Als ich insistierte, fügte er hinzu: »Es ist ein sehr hübsch geschriebener Kasernenroman. Halten Sie dieses Buch für einen bedeutenden Roman?« — »Muß ein Buch gleich bedeutend sein? Aber ›Kasernenroman‹ ist etwas zu streng.« [...]
»In seinem ›Hiob‹ ist Roth einmal ein Dichter«, sagte Musil. »Im Radetzkymarsch‹ ist er es keinmal. Warum schätzen Sie ihn so hoch?«
Soma Morgenstern: Dichten, denken, berichten. Gespräche zwischen Roth u. Musil. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. (1975), 79, Beil.: Bilder und Zeiten, S. 4. — Siehe auch Kat.Nr. 199

Zeitgenössische Rezensionen

612 **René Schickele**
Joseph Roth: Radetzkymarsch.
In: Das Tagebuch. 13 (1932), 49, S. 1913.

Beantwortung einer Rundfrage nach den besten Büchern des Jahres:

Mit diesem Roman hat Roth seinen »Hiob« noch übertroffen. [...] Beim »Radetzkymarsch« geht es um das Milieu des sterbenden Österreich in dem, was am meisten österreichisch war: seinem Offizierskorps. Es ist ausgeschöpft, wie nur ein Flaubert ein Milieu auszuschöpfen verstand, und auch die Schreibweise bewegt sich mit einer ähnlichen Getragenheit und Strenge.

Auch Karl Tschuppik hält den »Radetzkymarsch« für das beste Buch des Jahres:

Ein Werk mit ganz seltenen Vorzügen: es hat die Scham der halben Gefühls-Sichtbarkeit; es besitzt mehr Empfindung, als es zeigt. Daher die noble Nüchternheit des Stils. Die alte Adelswelt Franz Josephs hat nicht den Dichter, der Dichter hat die alte adlige Welt Österreichs nobilitiert.
Karl Tschuppik: Joseph Roth: »Radetzkymarsch«. In: Das Tagebuch. 13 (1932), 49, S. 1913

Ludwig Marcuse *613*

Radetzkymarsch.
In: Das Tagebuch. 13 (1932), 40, S. 1548—1550.

Emil Faktor *614*

Radetzkymarsch.
In: Die Literatur. 35 (1932/33), 4, S. 226—227.

Ein Roman von Umfang und Inhalt über das Thema: Österreichisch-Ungarische Monarchie — von einem Österreicher geschrieben. Die Weltgeschichte ordnet sich dem Esprit unter, die Wirklichkeit zieht sich ohne Rücksicht auf ihre Realstrukturen in Stimmungsreize zusammen und den Ausschlag gibt die melancholisch einheitliche Erzählungskunst des Autors. Er ist ein geistvoller Erfinder, ein glänzender Darsteller von Landschaften, von Stimmungen, von Situationen. Über Roths Buch hört man schwärmende Urteile, seine Auffassung Österreichs wird debattiert. Sein Roman drückt die These aus: Der Untergang der Monarchie war unaufhaltsam. Die Person des alten Kaisers hielt zusammen, was auseinanderfallen mußte, als er die Augen schloß. Da das Reich zugrunde ging, behält die Auffassung Joseph Roths, seine Transformation des lebenslustigen, beinahe fidelen Radetzkymarsches in eine Kassandra-Melodie beinahe recht. Norddeutsche Leser sind voll Lob und machen das Bekenntnis: wir hatten keine Ahnung, wie nahe die schwarz-gelbe Monarchie dem Untergang war. Kenner der österreichisch-ungarischen Monarchie hatten sehr wohl eine Ahnung, aber die umschattete, prinzipiell düstere These Roths weckt ihren Widerspruch. Die Sukzessionsstaaten der Monarchie ringen schwer um ihre Existenz, und fast jeder einzelne würde sich in einem Föderativstaat wohler fühlen. Er war noch mitten im Weltkrieg zu schaffen. Das wissen die Politiker und die Völker. Soviel Untergangsstimmung, als die Schilderung Roths aushaucht, war nie vorhanden.
[. . .] man hat sehr viel Anlaß für Roth zu zeugen. Man erhofft von seinen Fähigkeiten einen Aufstieg, der über Stimmungsregie hinauswächst. . . melancholische Auffassung unterbindet stoffliche Überlegenheit.

Hermann Hesse kommt auf Joseph Roths »Radetzkymarsch« im Zusammenhang seiner Kritik von Robert Musils Roman »Der Mann ohne Eigenschaften« zu sprechen:

615 **Hermann Hesse**
»Der Mann ohne Eigenschaften«. 1933.
In: Hermann Hesse: Schriften zur Literatur. Bd. 1. 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1972, Bd. 2, S. 470—471.
Erstveröffentlichung in: Neue Zürcher Zeitung. 29. 1. 1933.

[...]
Der große Roman, dessen erster Band vor mehr als einem Jahr erschien, hat einen der klarsten und originellsten Männer der heutigen deutschen Dichtung zum Autor, und zugleich einen glänzenden Stilisten. Er hat im Grunde denselben Gegenstand wie Joseph Roths »Radetzkymarsch«, aber während Roth in einer virtuosen, bewundernswert neutralen Objektivität die Menschen des Österreich von 1914 wie arme Marionetten in ihren Untergang schlendern läßt, interessiert und gewinnt uns Musil für seinen Helden, der nicht einen Typus vertritt, sondern ganz erlebte, einmalige Persönlichkeit ist. [...]

616 **Karl A. Kutzbach**
Joseph Roth. Radetzkymarsch.
In: Die neue Literatur. 34 (1933), 3, S. 143.
Leihgabe: StuUB Frankfurt a. M.

Beispiel einer Kritik von rechts:

In diesem Familienroman [...] klingt jenes ohnmächtige Enkelgefühl an, das so stark aus einigen Gedichten Rilkes spricht, und die spätherbstliche Grundstimmung des Werkes erinnert an Jens Peter Jacobsens gedämpfte und doch empfindungsstarke Schwermut über die sinnlosen Schönheiten dieser Welt. [...] Es ist bezeichnend, daß in dieser sehr menschlichen Schilderung eines Sichtreibenlassens und der allmählichen Auflösung so wenig wie ein kraftvoll zielbewußter Wille wahrhaft mütterliche und mädchenfrische Gestalten vorkommen, die auf Werdendes hoffen lassen; Geschichte wird hier ganz als Vergehen und Verwehen erlebt.

617 **Gabriel Marcel**
»La marche de Radetzky« par Joseph Roth.
In: L'Europe nouvelle. 17 (1934), 850, S. 539—540.

[. . .] Mais il est rare que ces livres allemands d'après guerre soient à proprement parler des œuvres d'art; ce sont en général des documents humains d'une valeur irrécusable, mais auxquels le style proprement dit fait trop souvent défaut.
Ce qui assure à la *Marche de Radetzky* un rang insigne dans toute cette production, c'est que précisément l'auteur est essentiellement un artiste. Notons tout de suite qu'il est Autrichien, et que sa mère était une juive russe. Par certains côtés, c'est aux romanciers slaves qu'il s'apparente; par d'autres, nous le sentons très proche de nous, et surtout par un don plastique et un goût de l'ordonnance claire, harmonieuse du récit qui se rencontrent bien rarement outre-Rhin. [. . .]
S'il y a une épithète qui caractérise mieux qu'une autre le chef-d'œuvre de Roth, c'est celle de *crépusculaire.* Ce n'est pas seulement l'histoire du déclin d'un monde — celui de la monarchie habsbourgeoise; tout le livre baigne dans une lumière vespérale. Une inexprimable tristesse s'en dégage; tristesse d'autant plus profonde que l'auteur s'est abstenu de toute rhétorique et même, sauf dans quelques dialogues, de toutes considérations sur la tragédie qui est au centre même de son récit.
[. . .] J'ai insisté longuement sur toute cette première partie du livre parce qu'elle en fixe merveilleusement la tonalité à la fois mineure et bémolisée; c'est dans certaines œuvres de musique de chambre de Johannes Brahms qu'on en trouverait l'équivalent musical le plus exact. Derrière une austérité presque militaire, on y discerne les tremblantes délicatesses, les frileuses inflexions d'une âme qui tente de se fuir elle-même parce qu'elle se connaît trop bien et qu'elle se blesse. . .
[. . .]
Oui, plus j'y songe, plus la *Marche de Radetzky* m'apparaît comme une des œuvres les plus fortes, les plus chargées de mémoire et de musique que nous ait données la littérature européenne d'après guerre.

Georg Lukács *618*

»Marsch Radetzkowo«.
In: Literaturnaja gazeta. Moskau, 15. 8. 1939.
Deutsche Übersetzung von Maria Enberg.
In: Fritz Hackert: Kulturpessimismus und Erzählform. Studien zu Joseph Roths Leben und Werk.
Bern: H. Lang 1967, S. 147—151.
(Europäische Hochschulschriften. Reihe 1, Nr. 5.)

Der »Radetzkymarsch« ist ein Buch, in dem der Zusammenbruch der nicht mehr lebensfähigen Monarchie Österreich-Ungarns geschildert wird, ein bedeutender Roman, in dem die wichtigsten sozialen Faktoren des Untergangs eine abgeschlossene künstlerische Verkörperung in den

Einzelschicksalen der dargestellten Personen des Romans gefunden haben. Die Menschen sind lebendig gestaltet und gut charakterisiert.
Natürlich schildert Roth lange nicht alle Faktoren des Zusammenbruchs. Wenn man an die bekannte Definition Lenins denkt, wie er die revolutionäre Situation schildert, dann müßte man sagen: Roth zeigt, daß die regierenden Klassen Österreich-Ungarns nicht mehr nach alter Art leben *können.* Daß jedoch die unterdrückten Klassen nicht mehr nach der alten Art leben wollen, darauf weist Roth überhaupt nicht hin, davon spricht er nur nebenbei. Dieser anscheinende Faktor des heranreifenden Zusammenbruchs dient bei Roth bestenfalls als Hintergrund, keinesfalls aber als Haupttriebfeder der Handlung. Und dennoch, trotz der bewußten Einseitigkeit der Darstellung, liegt in ihr der Mittelpunkt des heranreifenden Niedergangs. Die von Roth in den Mittelpunkt der Handlung für die österreichisch-ungarische Monarchie gestellten Personen (Offiziere und Beamte) haben eine weit größere Bedeutung als für die anderen, einheitlich nationalen Staaten. [...]
Auf die wirtschaftliche Notwendigkeit, die historisch das Entstehen der österreichisch-ungarischen Monarchie bedingte, darauf geht er gar nicht ein. Ebensowenig rühren den Autor auch die sozialen Tendenzen, die unvermeidlich zum Sturz führten. Es ist richtig: er empfindet es, daß der Zusammenbruch durch das Streben der Völker zur Selbstbestimmung hervorgerufen wurde, aber er versteht diese Bestrebungen schlecht, denn sein Herz ist ja auf der Seite der untergehenden Monarchie.
[...]

Bemerkenswert ist auch folgendes: der große künstlerische Wert dieses Werkes ist, wenn er auch nicht aus der ideologischen Schwäche des Autors hervorgeht, so doch damit stark verbunden. Hätte Roth nicht seine Illusionen, so hätte es ihm kaum gelingen können, so tief in die Welt seiner Beamten und Offiziere hineinzublicken und so voll und ganz und wahrhaftig den Prozeß ihres sittlichen und sozialen Verfalls darzustellen.
Roth ist ein Schriftsteller-Realist von außergewöhnlichen Fähigkeiten. Indem er die persönlichen Schicksale seiner Helden schildert, dringt er mit einer Tiefe und Realistik in deren Psychologie ein, daß hinter ihren persönlichen Handlungen und Erlebnissen der ganze soziale Hintergrund zum Vorschein kommt und die Psychologie der Untergangsperiode des Reiches hervortritt.
[...]

Wir wiederholen: Roth bringt die Geschichte des Zusammenbruchs des Reiches nicht voll und ganz. In dieser Beziehung läßt sich der Roman von Roth nicht mit dem Zyklus der Romane von Arnold Zweig vergleichen. Aber das ist keine Geringschätzung des künstlerischen Wertes und der Lebensechtheit alles dessen, was er darstellen wollte und konnte.
Sein Werk ist eines der künstlerisch geschlossensten und überzeugendsten der neueren deutschen Literatur. In diesem Buch ist mit einer star-

ken künstlerischen Kraft eine sehr wichtige Etappe der Vorgeschichte zum ersten imperialistischen Krieg ausgeführt.

Damit kommt Roths Werk dem damals von Lukács propagierten »kritischen Realismus« nahe.
Ähnlich F. C. Weiskopf:

In diesem Roman von vollendet meisterhafter Komposition und berükkend schöner Sprache ist das Bild einer ganzen Epoche wie in einem kristallenen Spiegel aufgefangen. Nichts bleibt abstrakt in dieser Geschichte vom Ende des alten Österreich; alles ist zu greifen, zu fühlen, zu schmecken, zu riechen; alles ist gewachsen, nichts erscheint künstlich. Hier ist verdichtetes Leben zu lebendiger Dichtung geworden. Die Entwicklung und der Untergang einer Gesellschaft werden uns in den Schicksalen Einzelner offenbar; die großen Ereignisse haben ihren Niederschlag in persönlichen Erlebnissen; das historische Geschehen ist »vermenschlicht« und wird so im besten und tiefsten Sinne interessant.
F. C. Weiskopf: Abschiedssymphonie. In: Die neue Weltbühne. 35 (1939), 24, S. 760—762, hier S. 761. — Siehe auch Kat.Nr. 540.

ERZÄHLUNGEN

Joseph Roth *619*
Stationschef Fallmerayer.
In: Novellen deutscher Dichter der Gegenwart.
Hrsg. von Hermann Kesten.
Amsterdam: Allert de Lange 1933, S. [279]—309.
JRW 3, S. 123—145

Joseph Roth *620*
Triumph der Schönheit.
Typoskript mit eigenhändigen Korrekturen, 1934? 4 Bl.
Kopie. — Original: LBI

Joseph Roth *621*
Triumph der Schönheit. Novelle.
In: Pariser Tageblatt. Nr. 510—518 (6. 5.—14. 5. 1935), S. 4; Nr. 516, S. 6.
JRW 3, S. 146—171

Zuvor in franz. Übers. von Blanche Gidon
in: Nouvelles littéraires. 1., 8., 15. u. 22. 9. 1934.

[...] Si les femmes trouvaient que ma nouvelle est hostile envers elles, je le regretterai beaucoup. Parce que ce n'est pas la haine contre les femmes — c'est simplement ma conviction que la femme trouvante un homme incapable de l'aimer à sa façon devient un jour l'objet du Diable. Eh, voilà un titre juste pour mon pauvre conte: Der Teufel reitet die Frau Gwendolin. Comme titre impossible, naturellement. [...]
JR an Blanche Gidon. Marseille, 14. 6. 1934. — JRB, S. 337

622 **Joseph Roth**
Die Büste des Kaisers.
Manuskript [Ausz.], 1934? 13 Bl.
Kopie. — Original: LBI

623 **Joseph Roth**
Die Büste des Kaisers.
In: Pariser Tageblatt. Nr. 592—597 (27. 7.—1. 8. 1935), S. 4; Nr. 593, S. 6.
JRW 3, S. 172—192
Zuvor in franz. Übers. von Blanche Gidon
in: 1934. Paris, Dez. 1934.

DIE KAPUZINERGRUFT

624 **Joseph Roth**
Die Kapuzinergruft.
Typoskript [Ausz.] 5 Bl.
Kopie. — Original: LBI

625 **Joseph Roth**
Abb. 80 Die Kapuzinergruft. Roman.
Bilthoven: De Gemeenschap 1938. 231 S.
JRW 2, S. 863—982


Joseph Roth
WIEN
ÖSTERREICH
Die Kapuzinergruft
Roman

Der Held, der junge Trotta, schildert sein Milieu:

[...] Ich lebte in der fröhlichen, ja ausgelassenen Gesellschaft junger Aristokraten, jener Schicht, die mir neben den Künstlern im alten Reich die liebste war. Ich teilte mit ihnen den skeptischen Leichtsinn, den melancholischen Fürwitz, die sündhafte Fahrlässigkeit, die hochmütige Verlorenheit, alle Anzeichen des Untergangs, den wir damals noch nicht kommen sahen. Über den Gläsern, aus denen wir übermütig tranken, kreuzte der unsichtbare Tod schon seine knochigen Hände. Wir schimpften fröhlich, wir lästerten sogar bedenkenlos. Einsam und alt, fern und gleichsam erstarrt, dennoch uns allen nahe und allgegenwärtig im großen, bunten Reich lebte und regierte der alte Kaiser Franz Joseph. Vielleicht schliefen in den verborgenen Tiefen unserer Seelen jene Gewißheiten, die man Ahnungen nennt, die Gewißheit vor allem, daß der alte Kaiser starb, mit jedem Tage, den er länger lebte, und mit ihm die Monarchie, nicht so sehr unser Vaterland wie unser Reich, etwas Größeres, Weiteres, Erhabeneres als nur ein Vaterland. [...]
S. 17f. — JRW 2, S. 871

626 **Die Kapuzinergruft**
ein österreichisches Nationaldenkmal.
(Wien: Gesellschaft zur Rettung der Kapuzinergruft 1959.) 28 S. mit Abb.
Aufgeschlagen S. 26 u. 27: Abbildungen vom Sarkophag Kaiser Josephs I.
Abb. 28: Lorbeerbekränzter Totenkopf mit Fledermausflügeln auf einem Knochenkreuz.
Abb. 29: Tod im Harnisch, mit hochgeschlagenem Visier.

Aus Hans Natoneks Nachruf auf Roth:

Roths Monarchismus und Konservativismus, der im »Radetzkymarsch« und im schwächeren Nachfolger dieses Meisterwerks, in der »Kapuzinergruft«, das Epos des alten Österreichs geformt hat, mündet in ein schattenhaftes Vergehen der Letzten aus dem Geschlecht der Trotta, die Slowenen sind, aber gute Österreicher. Es ist ein Roman ohne Ausweg, ohne Ausblick, es sei denn in eine Gruft. Nach einem solchen Buch schreibt man schwerlich noch eines.
Hans Natonek: Joseph Roth. In: Die neue Weltbühne. 35 (1939), 22, S. 680—683, hier S. 683. — Siehe auch Kat.Nr. 533

627 **Joseph Roth**
Photographie. Um 1938.
Geschenk: WDR

Zeitgenössische Rezensionen

L[udwig] M[arcuse] *628*

Joseph Roths Roman vom Untergang der kaiserlich-königlichen Monarchie.
In: Die Zukunft. 2 (1939), 10, S. 7.

Ein stiller, feierlicher, wehmütiger Nachruf. Wo habe ich nur diese Trauerklänge schon vorher gehört? Wo habe ich nur diese Schatten schon vorher gesehen? Dieser Leichenfeier wohnte ich doch schon bei, als es noch gar keine Leiche gab? Joseph Roth hat sein Land Oesterreich schon lange vor dem Hinscheiden betrauert.
Die letzten zwanzig Jahre. Im Mittelpunkt der Geschichte, wie im »Radetzkymarsch«, ein Mann aus dem Geschlecht der Trottas. Fünfter Akt. Trottas Abgangs-Monolog. Ganz leise erzählt Einer, wie er sein Leben gestorben hat: Vorher, damals, noch in der heiteren Zeit, im Krieg und Nachher — bis zum Einbruch der Teufel. Die Trauer ist sammetweich. Die Farben auf dem Umschlag des Buches: das Gelb und das Schwarz, vermitteln nur schlecht die Flora dieses Romans; es sind Roths Farben — aber sein Gelb ist nicht so giftig und sein Schwarz ist nicht so düster. Roth ist ein heiterer Melancholiker, weil er von der Menschheit nichts hält und die Menschen liebt.
[...]
Ist dieser Trotta und sein Freundeskreis und seine Mutter und seine Frau die selige kaiserliche und königliche Monarchie? Ist das Abbild porträtähnlich? Man kann dies in Kürze nicht beantworten. Aber zu welchem Resultat auch der Leser kommen wird, er wird von diesem schönen Gegenstück des »Radetzkymarsch« wahrhaft erbaut sein. Es gibt eine Erbauung, die liegt jenseits der theologischen Allegorie: in der Reinheit des Worts, in der Schönheit des Worts, in der Kraft des Worts. Diese heilige Dreieinigkeit ist in diesem schönen Buch.

F[ranz] C[arl] Weiskopf *629*

Totentanz.
In: Die neue Weltbühne. 35 (1939), 19, S. 589—593.

[...]
Der Umschlag dieses Buches ist in den Farben des Hauses Habsburg gehalten: Schwarz und Gelb, Tod und Schwefel. Eine Landkarte des alten Österreich, gewissermassen die Photographie eines Verstorbenen, und der Leichenzug von Assoziationen, den der Romantitel heraufbeschwört, erwecken im Leser, noch bevor er das Buch aufgeschlagen hat, eine Art Trauerhausstimmung, und dieser erste Eindruck wird im Laufe

der Lektüre zum herrschenden, zum endgültigen. Ein Geruch von welkenden Blumen, von abgestandenem Weihrauch, von verregnetem Friedhof entströmt den Seiten; eine makabre Welt tut sich vor uns auf, wachsfigurenhaft wie die Runde im Café am Jardin du Luxembourg. Am liebsten würde der Rezensent seine Besprechungen mit einem Trauerrand versehen lassen: um dem Lebens-, vielmehr dem Todesstil eines Buches gerecht zu werden, das nicht nur nach einer Gruft heisst, sondern auch einer Gruft gleicht ... und weil er Abschied nehmen musste von vielem, was ihm einst, in früheren Werken Joseph Roths, lieb und teuer gewesen ist.

[...]

Im »Radetzkymarsch« war die altösterreichische Welt wie in einem köstlich geschliffenen Kristall gespiegelt. Da gab es keinen Bruch, keinen falschen Ton, keine falsche Farbe; da war nichts »gemacht«, alles »gewachsen« (die Menschen, die Situation, das Milieu), wie Pflanzen wachsen. Alle Möglichkeiten, die das Thema bot, waren mit vollendeter Meisterschaft ausgenützt. [...] Ganz verschwunden ist die schöne Dreistigkeit früherer Rothscher Fabeln; dahin die bewundernswerte Ökonomie der Sprache; verlöscht die Lebenswärme der Gestalten. Roth führt uns in ein Schattenreich — ein Eindruck, der noch dadurch verstärkt wird, dass Figuren und Lokalitäten aus früheren Romanen wiederauftauchen, allerdings nur schemenhaft, wie im Vorübergleiten.

Der Hauptheld (zugleich der Erzähler) ist, wie im »Radetzkymarsch«, einer aus dem Geschlecht der Trotta; Leutnant wie dieser (sein Vetter), auch er Letzter einer Linie seines Geschlechtes. Doch der Leutnant Trotta des »Radetzkymarsches« war eine tragische Figur, übergossen vom Charme bittersüsser Melancholie; der Leutnant Trotta der »Kapuzinergruft« ist nur ein sentimentaler Deklassierter, ein billiger Mystiker, ein ressentimentvoller Schlemihl.

[...] Die Episoden fügen sich zu keinem grösseren Ganzen zusammen; man hört die melancholische Klage eines jener österreichischen Raunzer, die gestrandet sind, bevor sie recht in See stachen; die Ereignisse nehmen keine festen Umrisse an, der Hintergrund bleibt neblig. Der Text auf der Umschlagsklappe verkündet, dass »der Anschluss für Trotta unerwartet« kommt. Nicht nur für Trotta, auch für den Leser, der fast bis zur letzten Seite nichts von den Veränderungen der Welt erfahren hat, in die Trotta nach dem Kriege heimkehrt.

Der Untergang des neuen Österreich bleibt völlig ungestaltet.

[...]

Wird es für die Kunst Joseph Roths einen neuen Morgen geben? Wir können die Frage nicht mit einem Ja, wir möchten sie nicht mit einem Nein beantworten. Der Weg, den er in den letzten Jahren beschritten hat, der Weg in die Legende, in die Mystik, in eine kümmerliche Irrealität führt nur in tieferes Dunkel. [...]

Franz Theodor Csokors Nachruf auf Roth schließt mit einem Hymnus auf die »Kapuzinergruft«:

[...]
Und zum fünftenmal bin ich dir wieder begegnet, zwar nicht leibhaftig, aber trotzdem näher als je: wie ich deine *»Kapuzinergruft«* las.
Man hat an diesem Roman, deinem letzten, von der politischen Einstellung an, manches bemängelt, und soweit es das Technische traf und die präzise Beherrschung der Handlung, mochte man mitunter recht gehabt haben, *trotzdem bleibt dieses Buch dein persönlichstes, weil es dein schmerzlichstes ist!*
Gewiß mag auch schon Verfall darin geistern, doch es scheint, als sei eben deshalb das Dichterische darin umso klarer, geläutert worden zum Ding an sich. Die ideologische Brauchbarkeit einer Arbeit macht ja noch nicht ihren wirklichen Wert aus, und selbst die ästhetische Lust an einem gelungenen Wortbild vermehrt damit nicht ihre Wesentlichkeit. Das bewirken allein die Gestalten, genährt mit dem Blut und der Qual ihres Schöpfers. Und wo fände ich in deinen übrigen Büchern eine von solcher Helle erfüllte, wie sie die Mutter der »Kapuzinergruft« auf ihrem Scheitel trägt?
Ja, ein Buch voll Tod und dennoch dem Leben, um das wir Versprengte nun kämpfen, am nächsten; einem Leben, das weiß, wie sehr wir mitschuldig waren an allem, was uns heute begegnet, weil jede Schuld erst im einzelnen anhebt. Aber auch die Erlösung, auf die wir warten, auch sie fängt wieder im einzelnen an, der sich durch Leid gereinigt hat.
Du gabst uns ein Beispiel dafür, Joseph Roth!
Franz Theodor Csokor: Ein Abschiedswort. In: Die Österreichische Post. 1 (1939), 13/14, S. 3. — Siehe auch Kat.Nr.532.

DIE GESCHICHTE VON DER 1002. NACHT

Joseph Roth *630*
Die Frau Matzner [Die Geschichte von der 1002. Nacht, Ausz.]
Typoskript. 4 S.
Kopie. — Original: LBI

Joseph Roth *631*
Die Geschichte von der 1002. Nacht. Roman. Abb. 81
Bilthoven: De Gemeenschap 1939. 240 S.
JRW 2, S. 983—1148

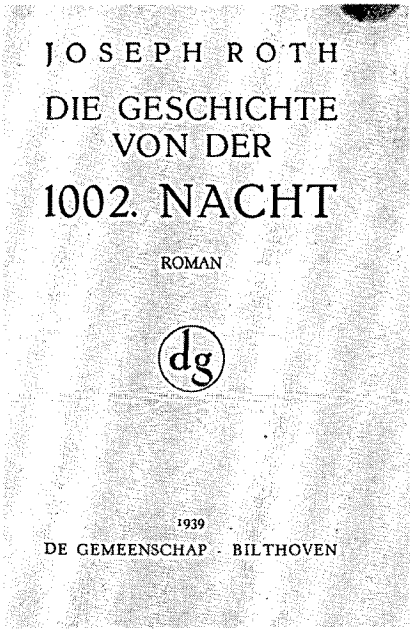
632 Joseph Roth an Barthold Fles

Brief. Amsterdam, 10. 11. 1936.
1 Bl. ms. mit Unterschrift.
Kopie. — Original: LBI

Roth gibt Fles »eine Option von 6 (sechs) Monaten für das Placieren« seines Romans »Die Geschichte von der 1002. Nacht«, an dem alle Rechte dem Autor gehören.

Zu diesem Roman waren keine zeitgenössischen Rezensionen zu ermitteln. Wahrscheinlich steht dies im Zusammenhang mit der Tatsache, daß vermutlich ein Großteil von »Die Geschichte von der 1002. Nacht« vom Verlag De Gemeenschap, Bilthoven, beim Einrücken der deutschen Truppen im Mai 1940 vernichtet worden ist. Hierzu Hermann Linden im Vorwort zu dem von ihm herausgegebenen »Gedächtnisbuch«:

Mit ganz besonderer Freude erfüllte es mich, daß ich, wofür gar keine Hoffnung vorhanden gewesen war, sogar die großartig erzählte »Ge-



81.

schichte von der Tausendundzweiten Nacht«, die Roth auf der Höhe seines glanzvollen Könnens zeigt, in Holland aufspüren konnte: ein Roman, der als verschollen gilt, da beim Einrücken der deutschen Truppen die Gesamtauflage vernichtet worden sein soll.
Hermann Linden: Vorwort des Herausgebers. In: Linden, Gedächtnisbuch, S. 7–11, hier S. 9f.

Und *nach* dem »Hiob« erscheint sogleich der »Radetzkymarsch«, einer der pessimistischsten Romane, stellenweise nihilistisch, ganz irreligiös, dessen Doppelheld das sterbende Österreich und sein nihilistischer Leutnant Trotta ganz in der alten atheistischen Tradition jenes Dichters liegen, als dessen Schüler Roth sich immer bekannt hat, nämlich von Flaubert. Das Ende der »Legende vom heiligen Trinker« oder vom »Radetzkymarsch« oder vom letzten Roman Roths, der zu seinen Lebzeiten veröffentlicht wurde, der »Kapuzinergruft« (welch offenherziger Titel: Die Gruft!), ist in bezug auf den vollkommen glaubenslosen Pessimismus des Lebensresumés, dem Ende der »Education Sentimentale« von Flaubert durchaus ebenbürtig.
Hermann Kesten: Joseph Roth: Die Legende vom heiligen Trinker. In: Maß und Wert. 3 (1939/1940), 1, S. 131–139, hier S. 135. — Siehe auch Kat.Nr. 516

Zeitkritische Romane des Exils

TARABAS

[. . .] Glänzender Stoff, fern von Dtschld. aber mit deutlicher Beziehung dazu, spielt im östlichen Grenzland. *Par discrétion:*
St. Julien l'hospitalier auf modern, statt der Tiere: Juden, und zum Schluß die Entführung.
Sehr katholisch.
Ich habe den ganzen Stoff in einer ukrainischen Zeitung gefunden. Er ist ganz vollendet.
JR an Stefan Zweig. Paris, 22. 5. 1933. — JRB, S. 265

Neuerscheinungen *633*

Amsterdam: Querido 1933. [6] Bl.

Enthält eine Anzeige von Joseph Roths »Tarabas« mit Inhaltsangabe.

634 **Joseph Roth**
Abb. 82 Vater und Sohn (Tarabas, Ausz.)
In: Die neue Weltbühne. 30 (1934), 19, S. 584—585.

635 **Joseph Roth**
Tarabas. Ein Gast auf dieser Erde. Roman.
Amsterdam: Querido 1934. 287 S.
JRW 2, S. 325—472

636 **Unsere Bücher**
Amsterdam: Querido 1934—1935. [10] Bl.

Zeigt Joseph Roths »Tarabas« mit Auszügen aus zwei Besprechungen an.


Die neue Weltbühne
Wochenschrift für Politik Kunst Wirtschaft
30. Jahrgang der Weltbühne
3. Jahrgang der Wiener Weltbühne
Inhalt:
H. Budzislawski: Vor dem Staatsstreich
Max Tenn: Linke Jugend in Frankreich
Heinz Pol: Wilhelm Frick
Walter Mehring: Hl. Bureaukratius
Joseph Roth: Vater und Sohn
Waldemar Grimm: Hindenburg II.
Werner Türk: Stop dieser Emigration
Schorr und Grüne Post
Gustav Regler: Vorabend des Antodafés
Bemerkungen — Antworten
Erscheint jeden Donnerstag
III. Jahrgang 10. Mai 1934 Nummer 19
Prag Zürich

82. Joseph Roth: Vater und Sohn (Tarabas, Ausz.)
In: Die neue Weltbühne. 10. Mai 1934

Zeitgenössische Rezensionen

Ludwig Marcuse *637*

Ein Gast auf dieser Erde.
In: Das Neue Tage-Buch. 2 (1934), 19, S. 451—452.

Joseph Roths neuer Roman »*Tarabas*« [...] hat den Untertitel »Ein Gast auf dieser Erde.« Alle Romane Roths hätten diesen Untertitel tragen können. Der dichtende Erdengast Joseph Roth schildert immer wieder jenen »Fremdling«, der nur denen fremd bleibt, die ihr Leben lang in irgendeine Gier, eine grobe oder feine, eine alltägliche oder seltene eingesperrt sind. Sein jüngster Fremdling heißt Tarabas.
[...]
Das Buch »Tarabas« fängt den Leser durch einen süßen Ton aus melancholischer Resignation, Höflichkeit und kühlem, blankem Vorbehalt. Der heilige Tarabas will den profanen Menschen nicht zur Heiligkeit verführen. Er ist zu Beginn wie zum Schluß in der gleichen unnahbaren Distanz vom Leser. Roth hat — trotz seiner moralisch-religiösen Gliederung »die Prüfung«, »die Erfüllung«, — als Zuschauer, nicht als Beteiligter die Bekehrung eines Saulus dargestellt. [...]
Roths Wort-Orchester ist verdeckt. Er zeigt immer weniger die Menschen als vielmehr die Legenden der Menschen. Und die Legende vom wilden, furchtbaren, stolzen Herrn Tarabas, der am Ende seines Lebens als unerkannter Bettler an der Pforte seines elterlichen Hauses einen Teller Suppe löffelte und der nicht sterben konnte, ehe nicht ein kindischer alter Jude ihm das ausgerissene Büschel roter Barthaare verziehen hatte — diese jüngste Legende Roths ist von einer Reinheit der Sprache, daß der unverdorbene deutsche Leser wohl spüren kann, wo die Heiligkeit des skeptischen »Tarabas«-Dichters liegt.

Hermann Hesse *638*

»Tarabas«. 1934.
In: Hermann Hesse: Schriften zur Literatur. Bd. 1. 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1972, Bd. 2, S. 542—543. Erstveröffentlichung in: National-Zeitung, Basel. 6. 5. 1934.

Joseph Roth hat immer die Welt am Rande der Ordnung geliebt, die Welt der Flüchtlinge oder Ausgestoßenen, der nicht Einzuordnenden, der Verfolgten und der Verbrecher, der Triebmenschen und Heimatlosen. Und nun hat er — eines seiner schönsten Bücher — diese Ballade vom Oberst Tarabas erzählt, dem russischen Gutsbesitzerssohn, der

schon früh ins Abseitige und Gefährliche geriet und das Verbrechen streifte, den dann der große Krieg scheinbar wieder einordnete und rehabilitierte, der Major und Oberst wurde und sich gar nicht darein finden konnte, als der Krieg zu Ende war. [...]
Ich weiß nicht, ob diese balladenhaft erzählte Legende vom Obersten Tarabas ihre Herkunft aus einer Wirklichkeit hat, ob es (wie das Buch fingiert) einen Mann dieser Art irgendwo im großen Rußland und im Chaos des Krieges und Nachkrieges gegeben hat oder ob alles des Dichters Spiel und Erfindung ist. Es kommt nicht darauf an. Die Dichtung ist echt. Sie hat etwas Starres und derwischhaft Monomanisches, etwas Besessenes und Verhextes; manchem wird sie vielleicht gräßlich scheinen. Aber es ist eine echte Dichtung und wenn sie am Rande der menschlichen Ordnungen spielt und einen Hang zum Chaotischen und Wilden hat, so reicht sie dafür ein Stück weit in die höheren Ordnungen hinüber, dorthin, wo es Buße und Heiligung gibt.

Aus Joseph Roths Dank an Hermann Hesse, den er in einem späteren Brief als »Dichter meiner Jugend« bezeichnete (JR an Hermann Hesse. Brüssel, 5. 7. 1937. — JRB, S. 495):

Hochverehrter Herr Hermann Hesse,
ich lese heute zufällig in der »Basler National Zeitung« vom 6. Mai die ehrenden Zeilen, die Sie über mein Buch geschrieben haben. Erlauben Sie mir, einem Jüngeren, der Ihre Bücher schon in seiner Knabenzeit verehrt hat, Ihnen von Herzen zu danken und Ihnen zu sagen, eine wie große, ehrenvolle Freude ein Lob aus Ihrer Feder bedeutet.
[...]
JR an Hermann Hesse. Paris, 18. 5. 1934. — JRB, S. 329

639 Félix Bertaux

»Tarabas« von Joseph Roth.
In: Die Sammlung. 1 (1933/34), 11, S. 594—598.

[...]
»Anarchie« — das Wort ist ausgesprochen, muß ausgesprochen werden angesichts dieses Romans, angesichts von allen Romanen Roths vielleicht. Aber das ist merkwürdiger Weise eine überaus gelehrte, zugleich spontane und reflektierte, unüberwindliche und doch nach den Zwekken der Kunst geleitete Anarchie; das ist eine Kunst, der kein Raffinement des Morgen- und des Abendlandes fremd ist, und die noch den gemeinsamen Grund beider, das am wenigsten Greifbare, Berechenbare berührt.
[...]
Seite 597

Werner Türk *640*

Legende vom reuigen Soldaten.
In: Die neue Weltbühne. 30 (1934), 22, S. 694—695.

[...] Dieses Buch fasciniert zwar durch die zwingende Kraft der Menschendarstellung, durch die Sicherheit und Mannigfaltigkeit der Farbengebung und durch die Musikalität einer Sprache, die der zartesten seelischen Schwingung zum Ausdruck verhilft, aber es enttäuscht durch die Spärlichkeit und Lockerheit der Beziehungen zu unserer Zeit. Es entspricht nicht dem Bedürfnis des heutigen Lesers, der unserer Zeit ratlosringend gegenübersteht und in den Büchern das chaotische Leben geistig durchdrungen und künstlerisch geordnet sehen will. Roth bietet diesem Leser keinen Stützpunkt, er erschließt ihm keinen Ausweg. Denn Roth ist dem Seienden und Werdenden nicht verhaftet. Er wurzelt im Vergangenen. [...]
Es ist übrigens kein Zufall, daß Roth den geschichtlichen Vorgängen unserer Zeit nur eine untergeordnete Rolle zubilligt. Denn für ihn ist das Drama seines romantischen Helden von entscheidender Wichtigkeit. »Tarabas« ist kein Buch unserer Zeit und für unsere Zeit. Es ist eine unbestreitbar schön erzählte Heiligenlegende in neuzeitlicher Drapierung.

F[ranz] C[arl] Weiskopf *641*

Auf der Flucht ohne Ende.
In: Neue Deutsche Blätter. 1 (1933/34), 10, S. 642—644.

[...]
Roths jüngster »Bruder«, der Oberst Nikolaus Tarabas, der uns schon auf dem Titelblatt des nach ihm benannten Romans als »Gast auf dieser Erde« vorgestellt wird, trägt die gleichen Züge wie der Heimkehrer aus »Hotel Savoy«, wie der Oberleutnant aus »Flucht ohne Ende«, wie der Enkel des Helden von Solferino aus »Radetzkymarsch«. Er ist eine Mischung von ewigem Landsknecht und ewigem Juden, ein mit allem psychologischen Komfort der Neuzeit und aller Primitivität biblischer Geschichten ausgestatteter Ahasver.
Roth erzählt die Geschichte des Nikolaus Tarabas in einer kunstvoll schlichten, edlen, schönen Sprache, bisweilen zu schön, um wahr zu sein; er erzählt sie im Ton des Legendenschreibers. Mit Recht. Die Geschichte des Nikolaus Tarabas ist nur der Form nach ein Roman, dem Wirklichkeitsgehalt nach eine Legende.
[...] Er ist »Soldat, sonst nichts« (und gleicht so jenem von den Beumelburg und Johst mit besonderer Vorliebe besungenen »ewigen Soldaten«, — eine Verwandtschaft mit der von Roth verachteten Literatur des Dritten Reichs, an die man später nochmals erinnert wird, wenn man auf die,

sonst nur im Requisitenkasten der Blut-und-Boden-Dichtung vorrätige »Furcht des Blutes« stößt).
[...]
Roth wird keinen solchen Sieg erfechten. Für wen auch? Der bürgerliche Realismus liegt in Agonie. Sein Erbe wird von einem neuen realistischen Schrifttum, Ausdruck einer neuen Klasse, einer neuen Gesellschaft, angetreten. Diesem neuen Schrifttum und seiner Klasse steht Roth fremd und in skeptischer Abweisung gegenüber, — so skeptisch wie »dem Leben«, das in Absterbendes und Keimendes zu zerlegen er weder bemüht noch imstande erscheint.
Er verließ Deutschland nicht, um zu kämpfen. Er wanderte aus. Ein Wanderer im Kreise. Auf der Flucht ohne Ende.

DIE HUNDERT TAGE

Über die Intention des Romans »Die hundert Tage« schreibt Roth an seine französische Übersetzerin:

[...] Le roman: C'est triste, je ne voudrais pas livrer le secret, mais je vous le dis à vous: les 100 jours. Il m'intéresse, ce pauvre Napoléon — il s'agit pour moi de le *transformer:* un Dieu redevenant un homme — la seule phase de sa vie, ou il est »homme« et malheureux. C'est la seule fois dans l'histoire où on voit qu'un »incroyant« devient *visiblement* petit, tout petit. Et c'est ça qui m'attire. Je voudrais faire un *»humble«* d'un »grand«. C'est visiblement la *punition de dieu,* la première fois dans l'histoire moderne. Napoleon abaissé: voilà le symbole d'une âme humaine absolument terrestre qui s'abaisse et qui s'élève à même temps.
JR an Blanche Gidon. Nizza, 17. 11. 1934. — JRB, S. 394f.

642 **Joseph Roth**
Die hundert Tage.
Manuskript. 220 S. hs.
Kopie. — Original: LBI
Ausgelegt: Kapitel 7 [vielm. 4]. 4 S.

643 **Joseph Roth an René Schickele**
Brief. [1934 oder 1935.] 1 Bl. hs. mit Unterschrift.
Kopie. — Original: SNM/DLA
JRB, S. 412

[...] ich bin ekelhaft bedrängt sogar beängstigt von meiner dummen Arbeit. Das ist das erste und das letzte Mal, daß ich etwas »Historisches« mache. Der Schlag soll es treffen. Der Antichrist persönlich hat mich dazu verführt. Es ist unwürdig, einfach unwürdig, festgelegte Ereignisse noch einmal formen zu wollen — und respektlos. Es ist was Gottloses drin — ich weiß nur nicht genau, was?
[...]

In dieser Zeit reflektiert Roth über den Sinn seines Schreibens. Aus einem Brief an Stefan Zweig vom 17. November 1935:

[...]
In dem Sinne, in dem Sie Gott mit meinem Schreiben in Verbindung bringen, darf man es nicht tun. Das Schreiben ist eine irdische Angelegenheit und unterscheidet sich, vom »Metaphysischen« her gesehen, keineswegs vom Schuhmachen.
[...]
Ich schätze die Schriftstellerei viel zu gering, um Ihrem Appell an meine Gläubigkeit zu folgen. Die Schriftstellerei ist keine Auserwähltheit. Das wäre Hochmut. Es gibt keinen »Künstler« und kein »Genie« in der ganzen Bibel; keinen im neuen Testament; keinen in der langen Reihe der Heiligen. Was wir machen, lieber Freund, ist vor Gott gar nichts wert, oder sehr wenig.
[...]
Ich kann so nicht leben. Man kann kein Heiliger sein und zugleich profane Sachen machen. Sie können mir sagen, daß es meine Pflicht sei, der Literatur zu dienen. Ich diene ihr nicht. Die Literatur ist eine irdische Angelegenheit; mein Beruf. [...]
JRB, S. 440f.

Joseph Roth *644*

Die hundert Tage. Roman
Amsterdam: Allert de Lange 1936. 296 S.
JRW 2, S. 473—641

Zeitgenössische Rezensionen

Napoleon und Pius *645*

In: Der Deutsche Weg. 2 (1935), 46, S. [7—8].

Die von dem emigrierten Jesuitenpater Friedrich Muckermann und Joseph Steinhage in Oldenzaal, Holland, herausgegebene Zeitschrift »Der Deutsche Weg« urteilt:

Josef Roth, der Verfasser des »Antichrist« ist uns kein Unbekannter. Wenn wir, die wir uns einstweilen nur wenig mit Literatur beschäftigen können, gerade auf ihn hinweisen, so hat das seinen besonderen Grund. Er liegt nicht im Literarischen, in der Schönheit der Sprache, in der Kraft der Sinnbilder oder was es sei. Für uns ist Josef Roth einer der wenigen großen Schriftsteller, die sich ohne Vorbehalt dem Problem unserer Zeit stellen. Er entweicht nicht feige in eine der bereitstehenden Fronten, sei es Bolschewismus, sei es Nationalismus, er dringt in die Tiefe, er fragt nach Gott, er fragt nach Christus, er fragt nach Kirche. Das zeigt auch wieder sein Napoleonbuch »Die Hundert Tage«. [...] Uns geht es um jenes geheimnisvolle Durchleuchten der Gestalt des Dichters in seinem Helden. Napoleon wird nach seiner grauenhaften Niederlage von Waterloo innerlich verwandelt. Er widersteht der Versuchung, noch einmal Kaiser zu sein. Er verzichtet freiwillig auf das Schwert, obwohl noch Aussicht auf neue Siege war. Und so erringt er seinen größten Sieg, einen Sieg, in dem nicht mehr der Kaiser ist, sondern Gott. [...]

Auf die »Botschaft« Roths weist auch der »Neue Vorwärts«, das Organ des Parteivorstands der SPD im Exil, hin:

646 **Pierre Ponce**
Historie und Legende. Bücher über Lafayette, Mazzini u. Napoleon.
In: Neuer Vorwärts. Nr. 148 (12. 4. 1936), Beilage, S. [3].

Rezension von:
Andreas Latzko: Lafayette. Zürich: Rascher 1935;
Adolf Saager: Giuseppe Mazzini. Zürich: Europa-Verl. 1935;
Joseph Roth: Die hundert Tage. Amsterdam: Allert de Lange 1936.

[...]
Wenn Joseph Roth ein ungleich stärkerer Gestalter ist als Latzko oder Saager, ein großer Meister deutscher Prosa, so verlieren wir dafür an seiner Hand ganz den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen. Der Napoleon, den sein Roman »Die Hundert Tage« (Allert de Lange, Amsterdam) heraufbeschwört, hat mit dem historischen Rückkehrer von Elba kaum etwas gemein als den Namen, die Gestalt und die Uniform. Der wirkliche Napoleon war nach dem Bankerott von Waterloo ein gar nicht bußfertiger Sünder, aber bei Roth fühlt er nach dem Zusammenbruch »die Seligkeit, die der Verzicht gewährt«, kostet »die erste Ahnung von dem Glück, das die Schwäche bereitet, das die Ergebenheit beschert«, und hält, da ihm der Unsinn der Gewalt aufgeht, innere Einkehr wie ein zerknirschter Held Dostojewskis: [...] Historie? Nein, Legende, Mythus,

Dichtung — die Figur Napoleon ist ein zufälliges Gefäß, in das Roth seine Botschaft an alle gießt.
Aber daß derart ein begnadeter Dichter gerade den großen Machtmenschen in einen Verleugner des Machtwahns verwandelt, ist nicht auch das ein beredter Widerspruch gegen eine Zeit, in der die brutalste Gewalt dicke Trümpfe auf den Tisch haut?

Leo Parth [d. i. Hermann Wendel] *647*
Die hundert Tage.
In: Das Neue Tage-Buch. 3 (1935), 50, S. 1194—1195.

Walter A[rthur] Berendsohn *648*
Joseph Roth. Die hundert Tage. Romane im Novellenstil. Typoskript mit hs. Korrekturen. Undatiert. 3 Bl.

Nachdem Berendsohn vorher den »Radetzkymarsch« und den »Hiob« erwähnt hatte, kommt er abschließend auf »Die hundert Tage« zu sprechen:

[...]
Diese Bücher erscheinen aber noch als gelungene Kunstwerke im Vergleich zu dem Napoleon-Roman »Die hundert Tage«. Roth passt seinen Stil stets seinem Stoff an. Hier setzt er in — fast möchte man sagen — hymnischer Breite und Fülle ein, in einer gesteigerten und ein wenig überladenen Sprache, um die Spannung und Begeisterung des französischen Volkes bei der Ankunft Napoleons von Elba her zu schildern. Man erwartet nach diesem prachtvollen Eingang ein gross angelegtes Epos, reich an Handlungen und von geschichtlicher Wucht. Dann aber plötzlich lenkt Roth ab in Privatleben des Kaisers. [...]
Dem Werke fehlt die Einheit, es ist weder Roman noch Novelle; es ist als Kunstwerk missglückt. Aus den drei Büchern möchte ich schliessen, dass Joseph Roth eine starke Begabung für die Novelle hat, die ihm erlaubt, dem Zuständlichen so viel Liebe zu widmen und aus ihm ganz still ein einmaliges individuelles Erlebnis herauswachsen zu lassen, gleichgültig, ob es eine erhellende Episode im Leben eines Menschen ist oder sein sich enthüllendes Schicksal. Es ist bezeichnend in diesem Zusammenhang, wie gern Roth die Stille und ihre reiche, mannigfaltige Sprache in der einsamen Menschenseele schildert. Gehört sie auch nicht unbedingt zum Wesen der Novelle für alle Zeiten, wie Ernst Gläser meint, so ist für sie und für die Erlebnisse solcher Menschenseelen doch eher in ihr als im grossen Prosaepos der rechte Platz.

BEICHTE EINES MÖRDERS

649 **Joseph Roth**
Beichte eines Mörders, erzählt in einer Nacht.
Amsterdam: Allert de Lange 1936. 262 S.
JRW 2, S. 643–765

Ich glaube, daß mein Roman sehr schwach ist, ich habe ihn zu schnell geschrieben. Mir hat Landauer nichts von ihm gesagt. Und selbst, wenn er gut wäre, was hätte ich schon davon? Der Roman muß noch im Juni erscheinen, sagt der Verlag, und mein Name ist erledigt. Durch das schnelle Erscheinen meiner Bücher. Was soll ich tun?
JR an Stefan Zweig. Amsterdam, 4. 5. 1936. – JRB, S. 469

Stefan Zweig weist seinen Pessimismus zurück:

Ihr Roman ist ausgezeichnet und zwar gerade darum, weil er nicht über sein Maß hinaus gedehnt ist. Der Fehler der letzten Jahre lag doch nur darin, daß Sie aus rein materiellen Tendenzen Ihre Stoffe über ihr natürliches Maß dehnten (Tarabas, Antichrist). Diesmal ist das Gleichmaß *vollkommen,* und das Russische liegt nicht nur in den Gestalten, sondern auch im Rhythmus. Großen Glückwunsch. [...]
Stefan Zweig an JR. London, 2. 6. 1936. – JRB, S. 478

650 **C[arl] S[eelig]**
»Beichte eines Mörders« von Joseph Roth.
In: Neue Zürcher Zeitung. 158 (1937), 25, S. [7]: Erzählende Literatur.

[...] Auf weite Strecken mag man an Franz Kafka und Gogol und im leidenschaftlichen Bemühen zu beichten, zu sühnen und in die seelischen Geheimgruben hineinzukriechen, an die großen Russendichter überhaupt denken, denen Joseph Roth nacheifert, sicher ist, daß er trotz allen zarten Schwingungen im Psychologischen den sachlichen, klaren Ton der Reportage glänzend trifft. Er verarbeitet das sprachliche Material mit der Liebe und Vorsicht der alten Handwerker. Sein anfangs etwas spröder Roman schwillt rasch zu einem in seiner Dämonie packenden Menschenbildnis an.

Zur Erzählung »Die Legende vom heiligen Trinker« siehe Kat.Nr. 511–516.

Neuauflagen und Übersetzungen im Exil

Joseph Roth *651*
Hiob. Roman eines einfachen Mannes. 21.—25. Tsd.
Amsterdam: Allert de Lange 1933. 299 S.

Joseph Roth *652*
Hiob. Roman eines einfachen Mannes. 26.—28. Tsd.
Amsterdam: Allert de Lange 1937. 299 S.

Joseph Roth *653*
Hiob. Roman eines einfachen Mannes.
(Amsterdam:) Bermann-Fischer 1948. 199 S.
(Bermann-Fischer-Roman-Bibliothek.)

Joseph Roth *654*
Job [Hiob, engl.] The story of a simple man.
(Transl. by Dorothy Thompson.)
Oxford: East and West Library 1945. 304 S.

Joseph Roth *655*
Job [Hiob, portugies.] O romance de um pobre professor.
Trad. de José Paulo da Câmara.
São Paulo: Martins [1943]. 235 S.

*

Joseph Roth *656*
Les fausses mesures [Das falsche Gewicht, franz.]
Trad. de l'allemand par Blanche Gidon.
Paris: Ed. du bateau ivre (1946). 282 S.
(La collection »climats«.)

*

657 **Joseph Roth**
Der Leviathan.
Amsterdam: Querido 1947. 61 S.

*

658 **Joseph Roth**
Radetzkymarsch.
(Stockholm: Bermann-Fischer; Amsterdam: Allert de Lange; Querido) 1939. 416 S.
(Forum-Bücher.)

659 **Joseph Roth**
Radetzkymarch (Radetzkymarsch, dän.) Roman.
Paa dansk ved Soffy Topsøe. (2. oplag.)
København [Kopenhagen]: Gyldendal 1933. 317 S.

660 **Joseph Roth**
Radetzky March (Radetzkymarsch, engl.)
Transl. by Geoffrey [A.] Dunlop.
New York: Viking Press 1933. 430 S.

661 **Joseph Roth**
Radetzky March [Radetzkymarsch, engl.]
Transl. from the German by Geoffrey [A.] Dunlop.
London: Heinemann (1934). 366 S.

662 **Joseph Roth**
La marche de Radetzky (Radetzkymarsch, franz.)
Trad. de l'allemand par Blanche Gidon.
Paris: Plon (1934). III, 400 S.
(Feux croisés.)

663 **Joseph Roth**
Abb. 83 Radetzky Mars [Radetzkymarsch, niederländ.] Roman.
Vertaald door Johan Winkler en Annie Winkler-Vonk.
Amsterdam: Arbeiderspers 1946. 423 S.

Joseph Roth *664*
Radetzkymarsjen (Radetzkymarsch, norweg.) Roman.
På norsk ved Charles Kent.
Oslo: Aschehoug 1933. 325 S.

*

Joseph Roth *665*
Tarabas [engl.] A guest on earth.
New York: Viking Press 1934. 273 S.

Joseph Roth *666*
Tarabas [engl.] A guest on earth.
London, Toronto: Heinemann (1935). 311 S.



83. Joseph Roth: Radetzky Mars (Radetzkymarsch, niederländ.) Amsterdam: Arbeiderspers 1946

667 **Joseph Roth**
Tarabas [italien.] Un passante su questa terra. Romanzo. (Unica traduzione autorizzata di Emma Sola.)
Milano [Mailand]: Mondadori 1935. 260 S.
(Medusa. 56.)

*

668 **Joseph Roth**
Die hundert Tage. Roman.
Amsterdam: Allert de Lange 1948.
[Überkl.:] Leipzig, Wien: Tal 1936. 296 S.

669 **Joseph Roth**
The story of the hundred days [Die hundert Tage, engl.] (Transl. by Moray Firth [d. i. William Rose].)
London, Toronto: Heinemann (1936). 290 S.

670 **Joseph Roth**
The ballad of the hundred days (Die hundert Tage, engl.)
Transl. by Moray Firth [d. i. William Rose].
New York: Viking Press 1936. 303 S.

671 **Joseph Roth**
Le roman des cent-jours [Die hundert Tage, franz.]
Trad. de l'allemand par Blanche Gidon. (3^{e} ed.)
Paris: Grasset (1937). 254 S.

*

672 **Joseph Roth**
Confession of a murder, told in one night [Beichte eines Mörders, erzählt in einer Nacht, engl.]
Transl. from the German by Desmond I [vo] Vesey.
London: Hale [1938]. 222 S.

Joseph Roth *673*
Notre assassin. Beichte eines Mörders, [erzählt in einer Nacht, franz.]
Trad. de l'allemand par Blanche Gidon. 19eme éd.
(Paris:) Laffont 1947. 235 S.
(Pavillons. Collection jade.)

Joseph Roth *674*
Biecht van een moordenaar, in een nacht verteld [Beichte eines Mörders, erzählt in einer Nacht, niederländ.]
Vertaling van Reinier P. Sterkenburg.
Amsterdam: Allert de Lange 1937. 253 S.

Zur Erzählung »Die Legende vom heiligen Trinker« siehe Kat.Nr. 513.

DIE ROTH-REZEPTION NACH 1945

675 **Joseph Roth**
Leben und Werk. Ein Gedächtnisbuch.
(Gesammelt, ausgew. u. hrsg. von Hermann Linden.)
Köln, Hagen: Kiepenheuer 1949. 254 S. mit Abb., 1 Titelbild

Hermann Linden im Vorwort zur Entstehung des »Gedächtnisbuches«:

Erst im Frühjahr 1941 erfuhr ich vom Tod des Dichters Joseph Roth und den tragischen Umständen seines Sterbens. Die seit acht Jahren gehegte geheime aber starke Hoffnung auf ein Wiedersehen und erneutes Zusammenleben war vernichtet. Zur gleichen Stunde faßte ich den Plan für dieses Buch. Aber erst mußte das scheußliche Staatsgebilde des »Antichrist«, dieses Zerrbild der Vernunft, im selbstgeschaufelten Abgrund versinken, ehe man es unternehmen konnte, sich für den Verfasser des Buches vom Antichristen in einer neuen deutschen Öffentlichkeit wieder einzusetzen.

1945. — Viele Emigranten kamen, gerufene und ungerufene. Joseph Roth gehörte nicht zu denen, die in das »befreite Deutschland« zurückkehren konnten. Er blieb in Paris, im Exil, unter der kühlen Erde des Friedhofes von Thiais. Zu den Dingen, die ich durch einen Luftangriff verlor, gehörten auch Joseph Roths Briefe an mich, Photos von ihm und einige seiner Bücher. Den »Radetzkymarsch« und »Die Flucht ohne Ende«, immer im Luftschutzköfferchen mitgeführt, wurden gerettet. Ich begann zu suchen, zu schreiben. Das schon seit Jahren geplante »Gedächtnisbuch« mußte zustande kommen. Es wunderte mich kaum, wahrzunehmen, daß der Name Joseph Roth, der vor 1933 durch immerhin einige hunderttausend Bücher bekannt geworden war, ein Name, der an der Spitze führender Zeitungen und Zeitschriften in Fettdruck gestanden hatte, der heutigen Leserschaft fast unbekannt war. Antiquare, allerdings meist fragwürdige Vertreter ihrer Gattung, wußten auch nicht mehr, wer Joseph Roth war. Roth-Bücher gab es nirgends. Dünne Bändchen sich wichtig vorkommender »Avantgardisten« dagegen blähten sich in Stapeln der Langeweile und literarischen Unzulänglichkeit auf den Tischen der Buchhändler. Joseph Roth, der ein wundervolles Deutsch mit Silberstift und Flammenschwert schrieb, der Sarkasmus mit vollendeter Grazie zu vereinen verstand und aus seiner östlich-dunklen Melancholie die herrlichsten Bilder aufblühen ließ, war zur Geheimchiffre der Kenner geworden. Bücher von Roth konnte der danach Suchende nur am »Gedächtnistag der Bücherverbrennung« mit der Bezeichnung »aus Privatbesitz« in vereinzelten Schaufenstern gewahren. Sie glichen Diamanten hinter eisernen Gittern.

Ich suchte und schrieb, zähe und unverdrossen. Ich suchte in Berlin, innerhalb Deutschlands und schrieb nach Frankreich, Holland und Ameri-

ka. Zum zehnten Todesjahr des Dichters — 1949 — mußte das »Gedächtnisbuch« vorliegen. Ich hatte Glück, viel Glück und fand überall Hilfe. Roths Zauber erwies sich als unverwelklich bei seinen Freunden und Bewunderern. Nach Bemühungen, die sich über zwei Jahre erstreckten, hatte ich das Manuskript zusammengebracht. Wenn auch die Nachforschungen nach »Roth-Briefen und Bildnissen« weniger erfolgreich waren als das Auffinden der Bücher, gelang es mir doch noch, einige Briefe und Bildnisse zu erhalten.
Seite 8f.

*

Auf Initiative des Österreichischen Unterrichtsministeriums wurde 1970 das Grab Joseph Roths auf dem Cimetière Thiais bei Paris neu gestaltet. Der neue Grabstein wurde am 17. April 1970 in einer Gedächtnisfeier, zu der das Österreichische Kulturinstitut geladen hatte, eingeweiht.

Joseph Roths neuer Grabstein auf dem Cimetière Thiais *676*
Photographie. 1970.
Vorlage: K&W

Gabriel Marcel *677*
nach der Ansprache zur Roth-Gedächtnisfeier
Photographie. Paris, 17. 4. 1970.
Vorlage: K&W

Deutschsprachige Ausgaben

SAMMLUNGEN

Joseph Roth *678*
Werke in drei Bänden.
([Hrsg. von] Hermann Kesten.) Bd. 1—3.
(Amsterdam: Allert de Lange;) Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1956.
1. XXVI, 890 S.
2. 929 S.
3. 842 S.

Heinrich Böll zur ersten Ausgabe der gesammelten Werke Roths, der ersten Werkausgabe überhaupt, die im Verlag Kiepenheuer & Witsch erschien:

[...]

Daß sein Werk nun erscheint, ist nicht nur ein Akt der Gerechtigkeit, es füllt nicht nur eine Lücke in den meisten Bibliotheken; diese Ausgabe ist ein Geschenk, eine Ueberraschung weil sie das Werk eines Dichters bietet, den man klassisch nennen kann. Wer zunächst in diesen dreitausend Seiten blättert, bevor er sich die Freude gestattet, eins der Werke in einem Zug zu lesen (und wenn er gerade einen Romananfang aufschlägt, wird er sich der faszinierenden Prägnanz, die auf eine seltene Weise Trockenheit und Sinnlichkeit in sich vereint, nicht entziehen können), wer also zunächst nur blättert, wird kaum eine Stelle finden, wo Roth eine sprachliche und gedankliche Schlamperei unterlaufen wäre: selbst die unwichtigste der Reportagen, das unverbindlichste Feuilleton, ist klar in Gedanken und Stil: das dreibändige Werk eines Fünfundvierzigjährigen, eines Jungen also, wenn man so will, der freilich nach eigenem Geständnis zweihundert Jahre alt war.

Roth war älter: er war fünftausend Jahre alt: alle Weisheit des Judentums war in ihm, dessen Humor, dessen bitterer Realismus; alle Trauer Galiziens, alle Grazie und Melancholie Austrias, und Roth war ein Bohèmien und ein Kavalier. Die Anfänge seiner Romane sind wie präzise komponierte Eröffnungstänze, die den Lesenden in den großen Raum führen, wo der Ball stattfindet: ein Ball mit zahlreichem Publikum, mit Kaisern und Obdachlosen, von Schwermut trunkenen k. und k. Offizieren, Korallenhändlern, Schmugglern, Wirten und Kaufleuten; sie führen in Welten, die es nicht mehr gibt: die Welt des Ostjudentums, so wie Roth sie im Hiob (1930) beschrieb, existierte noch bis 1940: in diesem Jahr drangen die Mörder ein, und der Korallenhändler Piczenik, Mendel Singer, seine Frau Deborah — alle die zahllosen jüdischen Kinder, Männer und Frauen, sie sind in Auschwitz und Maidanek ermordet worden.

[...]

Der Vielschreiber Roth, dessen Gesamtwerk (das eines Fünfundvierzigjährigen) monumental wirkt, verlor sich nie in Geschwätz. Er beherrschte die Sprache, sie ihn, und sie gab ihm alles: Roman und Reportage, Buchbesprechung, Reisebericht, gab ihm die prophetische Prosa im »Antichrist«, wo sich Roths konsequenter Haß gegen Hitler ins Apokalyptische steigert.

Was an verlorener Tradition zu beweinen wäre, an zu Konservierendem in alle Winde zerstreut wurde, das ging zum Teil mit Roth und an ihm verloren: nicht der aufgewärmte Schwulst, der sich gemeinhin als Tradition gibt oder als solche verkauft wird. In Roth hatte die deutsche Prosa einen schöpferischen Bewahrer, ein Spektrum, in dem sich Glanz und Härte, Melancholie und Leichtsinn noch einmal fingen. Sein Werk, diese

drei Dünndruckbände, sind wie ein Denkmal: es bleibt zu hoffen, daß es kein Denkmal bleibt, das man von außen betrachtet.
Heinrich Böll: Ein Denkmal für Joseph Roth. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 22. 9. 1956

Eine weitere Besprechung der Werkausgabe veröffentlichte Heinrich Böll u. d. T. »Die Trauer, die recht behielt«, in: Deutsche Rundschau. 83 (1957), 3, S. 274–278.

Joseph Roth 679

Werke. Hrsg. u. eingel. von Hermann Kesten.
(Neue, erw. Ausg.) Bd. 1–4.
[Köln:] Kiepenheuer & Witsch (1975–1976)
1. (1975.) 980 S.
2. (1975.) 1148 S.
3. (1976.) 1114 S.
4. (1976.) 932 S.

Im Vorwort berichtet Hermann Kesten auch über das Schicksal von Roths Nachlaß, den zunächst Friderike Zweig in ihrer Pariser Wohnung verwahrte. Im Mai 1940, vor Einrücken der deutschen Truppen, übergab sie ihn Roths Übersetzerin Blanche Gidon. Bis zum Kriegsende blieb der Nachlaß unter dem Bett des Concierge in der Portiersloge, Rue des Martyrs 41. Dr. Fred Grubel, ein Vetter Roths, der jetzige Direktor des Leo Baeck Institute, New York, brachte ihn nach Kriegsende nach New York, wo ihn die Wiener Rechtsanwältin Caroline Birmann im Interesse aller Roth-Erben verwahrte, bis er schließlich, mit Zustimmung der Verlage Allert de Lange, Amsterdam, und Kiepenheuer & Witsch, Köln, dem New Yorker Leo Baeck Institute übergeben wurde.
Siehe JRW 1, S. 37–39

Peter Wapnewski zur Werkausgabe:

[...] Wer sie besitzt, hat mit ihr eines der größten, eines der schönsten Prosawerke unseres Jahrhunderts, voller Traurigkeit, voller Weisheit, voller Schrecknis, weil voller Menschengeschichten und Menschengeschichte.
Auch versehen mit Trost? Die Frage, meine ich, ist erlaubt. Aber erlaubt ist zugleich, sich die Antwort schwer zu machen. Auch wenn man diese 4000 Seiten zu Ende gelesen hat, ist man mit ihnen nicht fertig.
Peter Wapnewski: Jude auf Wanderschaft. In: Der Spiegel. 18. 4. 1977

Friedrich Torberg u. d. T. »Erbarmen, Witz, Poesie und Trauer« zu Band III und IV der Gesamtausgabe am 9. April 1977 in »Die Welt«:

[...]
Aber nicht allein für das Gesamtbild des Schriftstellers Joseph Roth sind diese Essays und Feuilletons, diese Kritiken und Polemiken unentbehrlich. Sie entwerfen zugleich ein Gesamtbild der Zwischenkriegszeit, sowohl von ihren Themen und Titeln her wie durch die Vielzahl der Zeitungen und Zeitschriften, an denen Roth mitgearbeitet, durch die Vielzahl der Zeitgenossen, mit denen er sich auseinandergesetzt hat. Und wenn der Joseph Roth dieser 2000 Druckseiten mit dem Joseph Roth der beiden ersten Bände nicht restlos identisch ist, so darf man vielleicht einen markigen, in anderen Zusammenhängen erfolgten Ausspruch aus dem vorigen Jahrhundert herbeizitieren: Seien wir froh, daß wir zwei solche Kerle haben.

680 **Joseph Roth**
Werke. Hrsg. u. eingel. von Hermann Kesten.
(Neue erw. Ausg.) Bd. 1—4.
(Frankfurt a. M., Wien, Zürich:) Büchergilde Gutenberg (1977).
1. 980 S.
2. 1148 S.
3. 1114 S.
4. 932 S.

681 **Joseph Roth**
Romane, Erzählungen, Aufsätze. (Sonderausg.)
Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch (1964). 705 S.
(Die Bücher der Neunzehn. Bd. 116.)
Enthält: Hotel Savoy.
Die Flucht ohne Ende.
Hiob.
April.
Stationschef Fallmerayer.
Die Büste des Kaisers.
Die Geschichte von der 1002. Nacht.
Im mittäglichen Frankreich.
Juden auf Wanderschaft.
Der Antichrist.

Joseph Roth *682*
Zwischen Lemberg und Paris.
Eingel. u. ausgew. von Ada Erhart.
Graz, Wien: Stiasny (1961). 127 S.
(Das österreichische Wort. Bd. 89.)
Enthält: Auszüge aus:
Radetzkymarsch.
Zipper und sein Vater.
Tarabas.
Die hundert Tage.
Sowie: Briefe.
Lebenstafel.
Bibliographie.

Joseph Roth *683*
Die Legende vom heiligen Trinker und andere Erzählungen. (Ungekürzte Ausg.)
(Frankfurt a. M., Hamburg:) Fischer-Bücherei (1968). 120 S.
(Fischer-Bücherei. 861.)
Enthält: April.
Stationschef Fallmerayer.
Der stumme Prophet.
Ein Kapitel Revolution.
Der Leviathan.
Die Legende vom heiligen Trinker.

Joseph Roth *684*
Die Büste des Kaisers. — Kleine Prosa.
Mit e. Nachw. von Fritz Hackert.
Stuttgart: Reclam (1969). 79 S.
(Universal-Bibliothek. 8597.)
Nachdruck 1977.
Enthält: Die Büste des Kaisers.
Seine k. und k. Apostolische Majestät.
Konzert im Volksgarten.
Die k. und k. Veteranen.
Grillparzer.

685 **Joseph Roth**
Die Erzählungen.
Mit e. Nachw. von Hermann Kesten.
(Köln:) Kiepenheuer & Witsch (1973). 288 S.
Enthält: Der Vorzugsschüler.
Der blinde Spiegel.
April.
Stationschef Fallmerayer.
Triumph der Schönheit.
Die Büste des Kaisers.
Die Legende vom heiligen Trinker.
Der Leviathan.

686 **Joseph Roth**
Die Erzählungen.
Mit e. Nachw. von Hermann Kesten.
[Frankfurt a. M., Zürich:] Büchergilde Gutenberg (1974). 288 S.
Enthält: Der Vorzugsschüler.
Der blinde Spiegel.
April.
Stationschef Fallmerayer.
Triumph der Schönheit.
Die Büste des Kaisers.
Die Legende vom heiligen Trinker.
Der Leviathan.

687 **Joseph Roth**
Meistererzählungen.
Mit e. Nachw. von Hermann Kesten.
(Gütersloh: Bertelsmann; Stuttgart: Europäische Bildungsgemeinschaft; Wien: Buchgemeinschaft Donauland; Berlin, Darmstadt, Wien: Deutsche Buch-Gemeinschaft [1974].) 288 S.

Enthält: Der Vorzugsschüler.
Der blinde Spiegel.
April.
Stationschef Fallmerayer.
Triumph der Schönheit.
Die Büste des Kaisers.
Die Legende vom heiligen Trinker.
Der Leviathan.

Joseph Roth *688*
Der Leviathan. Erzählungen.
Mit e. Nachw. von Hermann Kesten. (Ungekürzte Ausg.)
(München:) Deutscher Taschenbuch-Verlag (1976). 206 S.
(dtv. 1127.)
1. — 2. Aufl. 1. — 21. Tsd. 1976—1977.
3. Aufl. 22.—28. Tsd. 1978.
Enthält: Der Vorzugsschüler.
Der blinde Spiegel.
April.
Stationschef Fallmerayer.
Die Büste des Kaisers.
Die Legende vom heiligen Trinker.
Der Leviathan.

Weitere Ausg.:
Joseph Roth: Der blinde Spiegel. Erzählungen.
Berlin, Weimar: Aufbau-Verl. 1966. 177 S.

Joseph Roth *689*
Der Neue Tag. Unbekannte polit. Arbeiten 1919 bis 1927, Wien, Berlin, Moskau.
(Vorw.: Ingeborg Sültemeyer.)
(Köln, Berlin:) Kiepenheuer & Witsch (1970). 280 S.
(pocket. 9.)

Günter Blöcker im Literaturblatt der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« vom 22. August 1970 u. d. T. »Am deutschen Himmel keine Sterne mehr«:

[...]

Der Roth, den wir in diesen Arbeiten kennenlernen, läßt sich am ehesten mit Tucholsky vergleichen. Wie dieser kommt er desillusioniert aus dem Kriege und kompensiert seine Enttäuschung mit neuen Illusionen; und wie Tucholsky ist er so etwas wie ein Sozialist von eigenen Gnaden, hausgemacht und selbsternannt, ein bürgerlicher Linker ohne Absicherung durch irgendeine Doktrin. Sein Engagement entspringt keiner Ideologie, es ist auf spontane Art humanitär und nimmt damit naturnotwendige Richtung auf die Benachteiligten, die Ausgepowerten, das, wie er es immer wieder nennt, »Schlachtvieh« nicht nur des Krieges, sondern auch der bürgerlichen Nachkriegs-Szene; und es richtet sich ebenso natürlich gegen alles, was darauf aus ist, altes Unrecht, überkommene falsche Gewichtsverteilungen, versteinerte Herrschaftsansprüche, überhaupt jede Form von institutionalisierter »Bestialität« (auch dies eine Lieblingsvokabel des Polemikers Roth) zu verewigen.

[...]

Das alles ist von einer kühlen Genauigkeit, einer blitzenden Schärfe, einer federnden Eleganz, mit der verglichen Tucholsky sentimental und schwammig wirkt. Zuweilen steigert sich die schlanke Aggressivität zum visionären Pathos, etwa wenn der Autor einen Bettler beschreibt, der in einer Winternacht, »Deutschland, Deutschland über alles« und »Heil dir im Siegerkranz« singt; oder sie spannt sich zum massiven, das Vulgäre bewußt als Waffe einsetzenden Affront. Dann fallen Sätze wie diese: »Nicht nur Siegesalleen — auch Bedürfnisanstalten können die Gesinnung eines Volkes charakterisieren ... Ein echter Nationaler kann keine Rotunde verlassen, ehe er nicht seinem Drange, ein Hakenkreuz hinter sich zu lassen, Genüge getan.«

[...]

In diesem verzweifelten Abwenden wird zum ersten Male spürbar, was dann mit den Jahren immer deutlicher wird: die allmähliche Resignation des Humanisten Joseph Roth vor der aktuellen politischen Wirklichkeit. Es ist eine totale Resignation vor der Möglichkeit vernunftgemäßer politischer Veränderung überhaupt, und sie wird ihm überwältigend bestätigt durch eine 1926 im Auftrage der »Frankfurter Zeitung« unternommene Reise durch die Sowjetunion. [...]

Ihre volle Schwere gewinnt Roths politische Erfahrung aber erst dadurch, daß sie sich mit einer anderen, berufsspezifischen verbindet, nämlich dem wachsenden Bewußtsein von der Ohnmacht der öffentlichen Sprache. Oder speziell auf seinen Fall bezogen: von der Ohnmacht des politischen Feuilletons. Jedes Stück, das Roth auf diesem Felde geschaffen hat, ist eine kleine Kostbarkeit — eine ästhetische Kostbarkeit. Darin liegt der Ruhm dieser Arbeiten, aber auch ihre Schwäche, ja, ihre heimliche Gefahr. Ihr Witz, ihr stilistischer Glanz, ihre formale Perfektion sind so groß, daß bei ihrer Lektüre die moralische Schockwirkung

nur allzu leicht durch ästhetische Befriedigung ersetzt wird. [...] Der Aufklärungseffekt wird ästhetisch entmachtet und in sein Gegenteil verkehrt — er wird zum Bestätigungseffekt.
Auch hierzu bietet sich die Parallele Tucholsky an. Beide — Roth wie schließlich auch Tucholsky — kapitulieren vor der deutschen Gegenwart. Beide kapitulieren vor dem zu hoch angesetzten Begriff von der möglichen Veränderung der Welt durch Sprache, beide suchen nach einem rettenden Abseits. Für Tucholsky sollte das erst Frankreich, dann Schweden sein — doch die sind ihrerseits zu wirklich und zu gegenwärtig, um das leisten zu können. Roth war klüger. Er verlagerte sein Utopia in die Vergangenheit. Sein Orplid hieß Alt-Österreich. Mit dem *Radetzkymarsch* löschte er den *Neuen Tag* aus.

Joseph Roth *690*

Briefe 1911—1939. Hrsg. u. eingel. von Hermann Kesten. Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch (1970). 642 S.

Karl Heinz Bohrer u. d. T. »Der Zeuge des Verfalls«, »Frankfurter Allgemeine Zeitung« vom 24. Dezember 1970:

Diese Briefe sind ganz ungewöhnliche Briefe. Ungewöhnlich als Material für jede zukünftige Darstellung der literarischen zwanziger und dreißiger Jahre. Ungewöhnlich als intime Auskunft zur deutsch-jüdischen Emigration. Ungewöhnlich als Bericht über den Journalismus der Weimarer Republik, namentlich der »Frankfurter Zeitung«. Ungewöhnlich vor allem aber als Dokument des beispiellosen Zeugen der Epoche: Joseph Roth. Es wird Jahre dauern, bis dieser von Hermann Kesten herausgegebene Fund in all seinen Aspekten literaturhistorisch und literaturkritisch ausgebeutet sein wird.
[...]
Roth hinterließ diese Briefe. Wir lesen sie als Zeugnisse einer unverstellten Ehrlichkeit. Die Epoche explodiert, weint, stirbt in ihnen, bevor die Menschen starben.

Hans-Albert Walter:

[...] Was bringen die Briefe Neues? Sie beginnen, um Hermann Kestens Vorwort zu zitieren, als Idylle und enden als Tragödie. Sie füllen manche weiße Stelle in Roths Biographie, bringen Gewißheit über umstrittene Fakten, sie widerlegen hartnäckig sich haltende Klischees. Vor allem aber geben sie einen Begriff von der komplizierten und widersprüchlichen Entwicklung dieses Schriftstellers.

Zu Roths unerbittlichem Kampf gegen den Nationalsozialismus und seiner Ablehnung jeden Kompromisses:

Der moralische Rigorismus solcher Urteile, ihr ganz selbstverständliches Pochen auf die besondere Verpflichtung der Intellektuellen — sie sind Erbe der Aufklärung und zeigen eine Rationalität mehr des 18. als des 19. Jahrhunderts. So komplex, so widersprüchlich ist Roths Denken.

[...] Mit seiner Einschätzung des Nationalsozialismus zeigt er sich Leopold Schwarzschild verwandt; dieser hatte die Formel »Rückbildung der Gattung Mensch« geprägt, Roth brauchte die Worte »Hyänen«, »Bestien«, »Barbaren«. Auch darin offenbart sich ein ebenso aufrichtiger wie hilfloser Idealismus, der seine Vergleiche aus der Zoologie beziehen muß, weil er sich im Gesellschaftlichen nicht auskennt. Von der exilierten Linken ist Roth deshalb zu Recht auch mehrfach angegriffen worden.

[...]

Das Klischee vom »heiligen Trinker« sollte allmählich einer differenzierteren Betrachtung weichen. Joseph Roth an einem Caféhaustisch Briefe schreibend und in einem Meer von giftig bunten Alkoholika versinkend: das ist ein Teil der Wirklichkeit. Den gewichtigeren anderen indes zeigen nur die Briefe selbst, nicht die um sie gesponnenen Legenden: den verworren emotionalen Politiker, den bewundernswerten Moralisten, den donquichottischen Leutnant der Habsburger, schließlich den armen Teufel Joseph Roth. [...]

Hans-Albert Walter: Joseph Roths Widersprüche. Zu seinen Briefen 1911—1939. In: Merkur. 25 (1971), 8, S. 799—802

EINZELNE WERKE

691 **Joseph Roth**
Das Spinnennetz. Roman.
Mit e. Nachw. von Peter W[ilhelm] Jansen. (Ungekürzte Ausg.)
(Frankfurt a. M., Hamburg:) Fischer-Bücherei (1970).
131 S.
(Fischer-Bücherei. 1151.)
1.—32. Tsd. 1970—1976.

692 **Joseph Roth**
Das Spinnennetz. Roman.
Mit e. Nachw. von Peter W[ilhelm] Jansen. (33.—37. Tsd.)

(Frankfurt a. M.:) Fischer-Taschenbuch-Verl. (1978).
131 S.
(Fischer-Taschenbücher. 1151.)

Zur Erstausgabe 1967 siehe Kat.Nr. 553

*

Joseph Roth *693*
Hotel Savoy. Ein Roman.
(München:) Deutscher Taschenbuch-Verl. (1978). 117 S.
(dtv. 1336.)

Weitere Ausg.:
Joseph Roth: Hotel Savoy. Roman.
Leipzig: Reclam 1966. 124 S.
(Reclams Universalbibliothek. Bd. 265.)

*

Joseph Roth *694*
Die Rebellion. — Die Legende vom heiligen Trinker.
München: Deutscher Taschenbuch-Verlag 1962. 151 S.
(dtv. 78.)

*

Joseph Roth *695*
Die Flucht ohne Ende. Ein Bericht.
(München:) Deutscher Taschenbuch-Verl. (1978). 132 S.
(dtv. 1408.)

*

Joseph Roth *696*
Zipper und sein Vater. Roman.
(München:) Deutscher Taschenbuch-Verl. (1978). 132 S.
(dtv. 1376.)

*

Joseph Roth *697*
Der stumme Prophet. Roman.
Berlin, Darmstadt, Wien: Deutsche Buch-Gemeinschaft
(1967). 285 S.

698 **Joseph Roth**
Der stumme Prophet. Roman. (Ungekürzte Ausg.)
[Reinbek bei Hamburg:] Rowohlt (1968). 137 S.
(rororo. 1033.)
1.—35. Tsd. 1968—1977.

699 **Joseph Roth**
Der stumme Prophet.
Frankfurt a. M., Wien, Zürich: Büchergilde Gutenberg (1969). 284 S.

700 **Joseph Roth**
Der stumme Prophet. Roman.
(Gütersloh: Bertelsmann; Stuttgart: Europäischer Buch- u. Phonoklub; Wien: Buchgemeinschaft Donauland; Berlin, Darmstadt, Wien: Deutsche Buch-Gemeinschaft [1971].)
285 S.

Zur Erstausgabe 1966 siehe Kat.Nr. 573

*

Zu »Perlefter« siehe Kat.Nr. 578 und 579

*

701 **Joseph Roth**
Hiob. Roman eines einfachen Mannes.
(Freiburg i. Br.: Herder 1958.) 172 S. (Herder-Bücherei. Bd. 25.)
2. Aufl. 1961.

702 **Joseph Roth**
Hiob. Roman eines einfachen Mannes.
(Ungekürzte Ausg.)
(Frankfurt, Hamburg:) Fischer-Bücherei (1969). 122 S.
(Fischer-Bücherei. 1064.)

Joseph Roth *703*
Hiob. Roman eines einfachen Mannes.
(Köln:) Kiepenheuer & Witsch (1974). 216 S.

Joseph Roth *704*
Hiob. Roman eines einfachen Mannes.
(Wien: Buchgemeinschaft Donauland; Gütersloh: Bertelsmann; Stuttgart: Europäische Bildungsgemeinschaft; Berlin, Darmstadt, Wien: Deutsche Buch-Gemeinschaft [1976].) 216 S.

Joseph Roth *705*
Hiob. Roman eines einfachen Mannes.
(Reinbek bei Hamburg:) Rowohlt (1976). 153 S.
(rororo. 1933.)
39.—45. Tsd. 1978.

Weitere Ausg.:
Joseph Roth: Hiob. Roman eines einfachen Mannes.
Leipzig: St. Benno-Verl. 1967. 181 S.
(Buchreihe katholischer Dichter unserer Zeit. Bd. 15)
Nachdrucke 1968, 1970 und 1973.

Siehe auch Kat.Nr. 653

*

Joseph Roth *706*
Das falsche Gewicht. Die Geschichte eines Eichmeisters.
[Frankfurt a. M.:] Suhrkamp (1965). 153 S.
(Bibliothek Suhrkamp. Bd. 165.)

Joseph Roth *707*
Das falsche Gewicht. Die Geschichte eines Eichmeisters.
Roman.
Köln: Kiepenheuer & Witsch 1977. 196 S.

*

708 **Joseph Roth**
[Der] Leviathan.
(Gütersloh:) Bertelsmann 1954. 63 S.
(Das kleine Buch. 61.)

Siehe auch Kat.Nr. 657

*

709 **Joseph Roth**
Radetzkymarsch.
Amsterdam: Allert de Lange; Köln, Berlin: Kiepenheuer 1950. 414 S.
(Joseph Roth: Ausgewählte Werke.)

710 **Joseph Roth**
Radetzkymarsch. Roman. [31.—32. Tsd.]
Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch [1953]. 329 S.

711 **Joseph Roth**
Radetzkymarsch. Roman.
Hamburg, Berlin: Deutsche Hausbücherei (1955). 282 S.

712 **Joseph Roth**
Radetzkymarsch. Roman.
Berlin: Aufbau-Verlag 1957. 393 S.
2. Aufl. 1964.
3. Aufl. 1972.
4. Aufl. 1976.

Hermann Kant zur Neuausgabe des »Radetzkymarsch« im Aufbau-Verlag, Berlin (Ost):

[...] Aber wäre es auch nur um den »Radetzkymarsch« — doch es ist nicht nur um diesen —: Joseph Roth darf nicht vergessen werden. Im Gegenteil: wir müssen ihm, dem die Faschisten die Heimstatt in Deutschland nahmen, neues Wohnrecht geben, und das um so mehr, als in Westdeutschland, wo bei Witsch und Kiepenheuer eine zwar verdienstvolle, aber zugleich recht unkritische Ausgabe seiner Werke er-

schienen ist, versucht wird, aus den Inkonsequenzen und letzten Mystifikationen des Dichters politisches Kapital zu schlagen.
[...]
Hermann Kant: Späte Begegnung. Zum Wiedererscheinen von Joseph Roths Roman »Radetzkymarsch«. In: Neues Deutschland, Beil. Kunst und Literatur. 25./26. 5. 1957

Joseph Roth *713*
Radetzkymarsch. Roman. (Ungekürzte Ausg.)
(Hamburg:) Rowohlt (1957). 243 S.
(rororo. 222.)
1.—150. Tsd. 1957—1977.

Joseph Roth *714*
Radetzkymarsch. Roman. [33.—35. Tsd.]
Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch (1960). 319 S.

Joseph Roth *715*
Radetzkymarsch. Roman. [36.—37. Tsd.]
(Köln, Berlin:) Kiepenheuer & Witsch (1963). 417 S.

Joseph Roth *716*
Radetzkymarsch. Roman.
[Frankfurt a. M., Wien, Zürich:] Büchergilde Gutenberg (1963). 417 S.

Joseph Roth *717*
Radetzkymarsch. Roman.
Wien: Buchgemeinschaft Donauland [1965]. 417 S.

Joseph Roth *718*
Radetzkymarsch. Roman
Berlin, Darmstadt: Bibliothek der Deutschen Friedrich Schiller-Stiftung (1968). 495 S.
(Bücher im Großdruck.)

719 **Joseph Roth**
Radetzkymarsch. Roman. [Neuaufl.]
(Köln, Berlin:) Kiepenheuer & Witsch (1971). 382 S.

720 **Joseph Roth**
Radetzkymarsch. Roman.
(Wien: Buchgemeinschaft Donauland; Stuttgart: Europäische Bildungsgemeinschaft [1972].) 382 S.

721 **Joseph Roth**
Radetzkymarsch. — Die Kapuzinergruft. Zwei Romane.
Stuttgart: Deutscher Bücherbund [1974]. 506 S.

*

722 **Joseph Roth**
Die Kapuzinergruft.
Amsterdam: Allert de Lange; Köln, Berlin: Kiepenheuer 1950. 224 S.
(Joseph Roth: Ausgewählte Werke.)

723 **Joseph Roth.**
Die Kapuzinergruft.
Berlin, Darmstadt, Wien: Deutsche Buch-Gemeinschaft (1961). 179 S.

724 **Joseph Roth**
Die Kapuzinergruft. Roman. (Ungekürzte Ausg.)
(München:) Deutscher Taschenbuch-Verlag (1967). 137 S. (dtv. 459.)
2. Aufl. 18.—29. Tsd. 1975.
4. Aufl. 40.—49. Tsd. 1978.

725 **Joseph Roth**
Die Kapuzinergruft. Roman. [Neuaufl.]
(Köln:) Kiepenheuer & Witsch (1972). 188 S.

Joseph Roth *726*
Die Kapuzinergruft. Roman.
(Wien: Buchgemeinschaft Donauland; Stuttgart: Europäische Bildungsgemeinschaft [1973].) 188 S.

Joseph Roth *727*
Die Kapuzinergruft. Roman. Abb. 84
Mit Zeichn. von Georg Eisler.
[Frankfurt a. M.:] Büchergilde Gutenberg (1976). 226 S.

*

Joseph Roth *728*
Die Geschichte von der 1002. Nacht.
(Frankfurt a. M.: Ullstein-Taschenbücher-Verlag 1959.)
170 S.
(Ullstein-Bücher. 243.)

Joseph Roth *729*
Die Geschichte [von] der 1002. Nacht. Erzählung.
(Ungekürzte Ausg.)
(München:) Deutscher Taschenbuch-Verlag (1972). 169 S.
(dtv. 826.)
1.—4. Aufl. 1.—30. Tsd. 1972—1977.

Joseph Roth *730*
Die Geschichte [von] der 1002. Nacht. Erzählung.
Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1974. 211 S.

Joseph Roth *731*
Die Geschichte [von] der 1002. Nacht.
Berlin: Verlag Volk u. Welt (1976). 106 S.
(Roman-Zeitung. H. 318.)

*



84. Joseph Roth. Zeichnung von Georg Eisler. In: Joseph Roth: Die Kapuzinergruft. Frankfurt a. M.: Büchergilde Gutenberg 1976

Joseph Roth *732*
Tarabas. Ein Gast auf dieser Erde. Roman.
(Freiburg, Basel, Wien: Herder 1966.) 171 S.
(Herder-Bücherei. 258.)

Joseph Roth *733*
Tarabas. Roman.
(Genehmigte, ungekürzte Taschenbuchausg.)
München: Heyne (1977). 192 S.
(Das besondere Taschenbuch. 2.)

*

Joseph Roth *734*
Beichte eines Mörders, erzählt in einer Nacht. Roman.
Köln, (Berlin: Kiepenheuer u. Witsch); Amsterdam: (Allert de Lange [1951].) 219 S.

Joseph Roth *735*
Beichte eines Mörders, erzählt in einer Nacht. Roman.
[Frankfurt a. M.:] Suhrkamp (1962). 173 S.
(Bibliothek Suhrkamp. Bd. 79.)
1.—20. Tsd. 1962—1967.

*

Joseph Roth *736*
Die Legende vom heiligen Trinker.
[Frankfurt a. M.:] Suhrkamp (1976). 71 S.
(Bibliothek Suhrkamp. Bd. 498.)

Übersetzungen

737 **Joseph Roth**
La toile d'araignée (Das Spinnennetz, franz.)
Trad. de l'allemand par Marie-France Charrasse.
[Paris:] Gallimard (1970). 214 S.
(n[ouvelle] r[evue] f[rançaise]. du monde entier.)

738 **Joseph Roth**
La tela di ragno (Das Spinnennetz, italien.)
(Trad. dal tedesco di Claudia Beltramo Ceppi.)
(Milano [Mailand]:) Bompiani (1975). 157 S.

739 **Joseph Roth**
La tela di ragno (Das Spinnennetz, italien.)
(Milano [Mailand]: Bompiani 1976.) 145 S.
(Tascabili Bompiani. 19.)

*

740 **Joseph Roth**
Hotel Savoy [franz.]
Trad. de l'allemand par Françoise Bresson.
[Paris:] Gallimard (1969). 187 S.
(n[ouvelle] r[evue] f[rançaise]. du monde entier.)

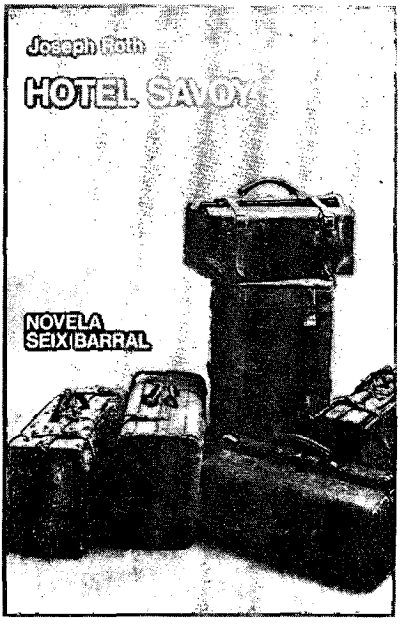
741 **Joseph Roth**
Abb. 85 Hotel Savoy [span.]
(Trad. de Feliu Formosa.)
Barcelona: Ed. Seix Barral (1971). 160 S.
(Bibliotheca breve. 322.)

*

742 **Joseph Roth**
Flight without end ([Die] Flucht ohne Ende, engl.)
Transl. by David Le Vay in coll. with Beatrice Musgrave.
London: Owen (1977). 144 S.

Joseph Roth *743*
Flight without end ([Die] Flucht ohne Ende, engl.)
A novel. (Engl. transl.: Peter Owen.)
Woodstock, New York: Overlook Press (1977). 144 S.

Joseph Roth *744*
Fuga senza fine (Die Flucht ohne Ende, italien.)
Una storia vera. (Trad. di Maria Grazia Manucci. 4. ed.)
(Milano [Mailand]:) Adelphi Edizioni (1978). 152 S.
(Bibliotheca Adelphi. 64.)



85. Joseph Roth: Hotel Savoy (span.)
Barcelona: Ed. Seix Barral 1971

745 **Joseph Roth**
Beg brez konca (Die Flucht ohne Ende, slowen.)
(Prevedla Maila Golob.)
(Ljubljana [Laibach]:) Mladinska knjiga 1966. 117 S.
(Žepna knjiga Zenit. 19.)
[Rücken- u. Umschlagt.:] Fritz Roth: Beg brez konca.

*

746 **Joseph Roth**
Le prophète muet (Der stumme Prophet, franz.)
Trad. de l'allemand par Michel François Demet. Postface de Werner Lengning.
[Paris:] Gallimard (1972). 223 S.
(n[ouvelle] r[evue] f[rançaise].)

*

747 **Joseph Roth**
Le poids de la grâce (Hiob, franz.) roman.
(Trad. de l'allemand par P. Hofer-Bury.)
Paris: Calmann-Lévy 1965. 269 S.
(Traduit de...)

748 **Joseph Roth**
Giobbe (Hiob, italien.) Romanzo di un uomo semplice.
(Trad. di Laura Terreni.)
Milano [Mailand]: Adelphi Edizioni (1977). 195 S.
(Biblioteca Adelphi. 75.)

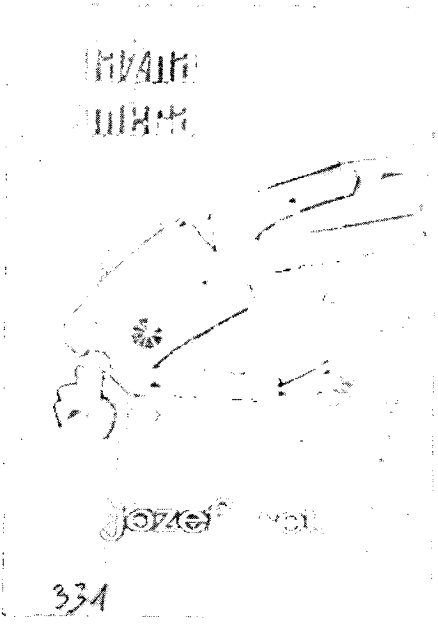
749 **Joseph Roth**
Job (Hiob, norweg.) En roman om en almindelig mann.
Oversatt av Niels Magnus Bugge.
Oslo: Gyldendal (1977). 154 S.
(Lanterne-bøkene.)
Siehe auch Kat. Nr. 654

*

Joseph Roth *750*
Il peso falso (Das falsche Gewicht, italien.)
Trad. di Ervino Pocar. Introd. di Edoardo Guglielmi.
(Milano [Mailand]:) Mondadori (1977). 107 S.
(Oscar Mondadori. 750.)

[Joseph Roth] *751*
Jozef Rot Abb. 86
Lažna mera (Das falsche Gewicht, serbokroat.)
(Preveo sa nemačkog Petar Vujičić.)
Novi Sad [Neusatz]: Progress 1962. 98 S. (Mala knjiga. Kolo V, 42.)
Siehe auch Kat. Nr. 656

*



86. Jozef Rot: Lažna mera (Das falsche Gewicht, serbokroat.) Novi Sad: Progress 1962

752 **Joseph Roth**
Radetzkymarch (Radetzkymarsch, dän.) Roman.
På dansk ved Soffy Topsøe.
[Kopenhagen:] Gyldendals Tranebøger 1963. 307 S. (Gyldendals Tranebøger. T 108.)

753 **Joseph Roth**
The Radetzkymarch (Radetzkymarsch, engl.)
Transl. by Eva Tucker, based on an earlier transl. by Geoffrey [A.] Dunlop.
(London:) Lane (1974). 318 S.

754 **Joseph Roth**
Radetzky-marssi (Radetzkymarsch, finn.)
Romaani. Suom. Aarno Peromies.
Helsinki: Tammi (1968). 367 S.
(Keltainen kirjasto. 84.)

755 **Joseph Roth**
La marche de Radetzky [Radetzkymarsch, franz.]
Trad. de l'allemand par Blanche Gidon. Préf. de Gilbert Sigaux. Chronologie de Yvan de Riaz. Ill. originales de André Nicolas Suter.
(Genèva [Genf]: Edito-Service; [Evreux]:) Cercle du Bibliophile [1971]. XI, 407 S.
(Les romans historiques.)

756 **[Joseph Roth]**
Jozefas Rotas
Radeckío maršas (Radetzkymarsch, litauisch).
Romanas. Iš vokiečių kalbos vertė Dominykas Urbas.
Vilnius [Wilna]: Vaga 1972. 328 S.

757 **Joseph Roth**
Radetzkymarsjen (Radetzkymarsch, norweg.)

Oversatt av Charles Kent og Karl Brodersen.
Oslo: Gyldendal (1977). 277 S.
(Lanterne-bøkene. 359.)

Józef [Joseph] Roth *758*
Marsz Radetzky'ego [Radetzkymarsch, poln.]
Tl. [z niem.]Wanda Kragen. Wyd. 2.
Warszawa: »Czytelnik« 1977. 541 S.
([Seria Nike.])

Hubert Orłowski berichtet in seinem Referat »Die Rezeption österreichischer Exilliteratur in Polen, methodisch reflektiert« über die Resonanz Roths in Polen:

Es erscheinen nacheinander folgende Übersetzungen von Joseph Roths Werken: »Zipper und sein Vater« (1930), »Hiob« (1930), »Die Flucht ohne Ende« (1931), »Hotel Savoy« (1933), »Radetzkymarsch« (1934), »Beichte eines Mörders« (1937), »Geschichte der 1002. Nacht« (1938), »Legende vom hl. Trinker« (1939), »Das falsche Gewicht« (1939). Den größten Teil der Übersetzungen betreute einer der bedeutendsten Verlage der Zwischenkriegszeit, der »Roj«-Verlag.

Nach dem 2. Weltkrieg erscheinen in der Volksrepublik

[...] von Roth weitere Auflagen schon vor 1939 übersetzter Werke (»Hotel Savoy«, 1959; »Radetzkymarsch«, 1958; »Das falsche Gewicht«, 1961) als auch bisher unbekannter (»Die Kapuzinergruft«, 1960).
In: Österreicher im Exil 1934 bis 1945. Protokoll des Internationalen Symposiums zur Erforschung des österreichischen Exils von 1934 bis 1945. Abgehalten vom 3. bis 6. Juni 1975 in Wien. Herausgeber: Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes u. Dokumentationsstelle für Neuere Österreichische Literatur.
Wien: Österreichischer Bundesverl. f. Unterricht, Wissenschaft u. Kunst 1977, S. 570

Joseph Roth *759*
Marşul lui Radetzky (Radetzkymarsch, rumän.)
Roman. Trad. şi note de I. Cassian-Mătăsaru.
Pref. de I. Negoiţescu.
Bucureşti [Bukarest]: Ed. Pentru Literatură Universala 1966. X, 311 S.

760 **Joseph Roth**
Radetzkymarschen (Radetzkymarsch, schwed.)
(Översättning av Hugo Hultenberg.)
Stockholm: Aldus/Bonnier (1966). 328 S.
(En Delfinbok. D 221.)

761 **Joseph Roth**
Abb. 87 Radetzkého pochod (Radetzkymarsch, slowak.)
(Preložila Anna Bertová.)
Bratislava [Pressburg]: Slovenský spisovatel' 1975. 305 S.
(Spoločnosť priatelov krásnych kníh. Zv. 319.)



87. *Joseph Roth: Radetzkého pochod (Radetzkymarsch, slowak.) Bratislava: Slovenský spisovatel' 1975*

Joseph Roth *762*
Pochod Radeckého (Radetzkymarsch, tschech.)
(Přeložila Jitka Fučíková. 3. vyd.)
(Praha [Prag]: Odeon 1974.) 290 S.
(Klub čtenářů. Sv. 350.)
Siehe auch Kat.Nr. 663

Joseph Roth *763*
La cripta dei cappuccini (Die Kapuzinergruft, italien.)
(Trad. di Laura Terreni. 6. ed.)
(Milano [Mailand]:) Adelphi Edizioni (1978). 195 S.
(Biblioteca Adelphi. 54.)

Joseph Roth *764*
Cripta Habsburgilor (Die Kapuzinergruft, rumän.)
Roman. În româneste de Hertha Perez şi Mihai Ursachi.
Bucureşti [Bukarest]: Ed. Univers 1973. 198 S.

Joseph Roth *765*
Kapucinská krypta (Die Kapuzinergruft, tschech.)
(Přeložila Jitka Fučíková.)
(Praha [Prag]:) Odeon (1969). 172 S.
(Světová četba. Sv. 410.)

Joseph Roth *766*
Conte de la 1002e nuit (Die Geschichte [von] der 1002. Nacht, franz.)
Trad. de l'allemand par Françoise Bresson.
[Paris:] Gallimard (1973). 231 S.
(n[ouvelle] r[evue] f[rançaise]. du monde entier.)

Joseph Roth *767*
De geschiedenis van de 1002e nacht (Die Geschichte von der 1002. Nacht, niederländ.) Roman.

(Nederlandse vertaling: J. Verstraete.)
Bilthoven: Nelissen (1965). 212 S.
(Diamantreeks.)

*

768 **Joseph Roth**
I cento giorni (Die hundert Tage, italien.)
(Trad. italiana di Ervino Pocar.)
(Firenze [Florenz]:) Vallecchi (1973). XI, 194 S.
(Tascabili Vallecchi. 6.)

*

769 **Joseph Roth**
Biecht van een moordenaar (Beichte eines Mörders, erzählt in einer Nacht, niederländ.)
(Uit het Duits vertaald door Theodor Duquesnoy.)
Amsterdam: Athenäum 1971. 177 S.
(Kleine bellettrie serie.)

770 **[Joseph Roth]**
Jozef Rot
Ispovest ubice, ispričana jedne noći (Beichte eines Mörders, erzählt in einer Nacht, serbokroat.)
(Prevela Vera Stojić.)
Beograd [Belgrad]: Rad 1969. 111 S.
(Biblioteka »Reč i misao«. Kolo X, 248.)
Siehe auch Kat.Nr. 673

Sekundärliteratur

David Bronsen

Joseph Roth. Eine Biographie.
(Köln:) Kiepenheuer & Witsch (1974). 713 S., [16] Bl. Abb.

David Bronsen in der »Einleitung« zur Entstehung seiner Roth-Biographie:

Hundertsechzig Interviews, durchgeführt in zwölf Ländern und fünfzig Städten, Durchsicht von Archiven und Ermittlungen aller Art in New York, Amsterdam, Wien, Berlin, Frankfurt, Köln, Marbach a. N., Weimar, Prag, Paris, London, Jerusalem; Auswertung von Unterlagen in Bundesministerien, Meldeämtern, Polizeipräsidien, Spitälern und einer Irrenanstalt, damit hatte ich anfangs wirklich nicht gerechnet! Ich hatte mich auf eine überaus lange und oft unübersehbare Odyssee eingelassen.
[...]
Nach und nach dämmerte mir, daß ich es mit der unüberwindlichen Einbildungskraft eines Mythomanen zu tun hatte, der seine Lebensgeschichte immer wieder umdichtete, der das in der Phantasie Erlebte zur Wirklichkeit und schließlich zum Mythos steigerte und damit zum guten Teil seine Lebenshaltung begründete.
Aus den Aussagen von Roths Lebensgefährtinnen und Trinkkumpanen, von Schriftstellern, Verlegern, Professoren, Journalisten, Hoteliers, Kellnern, Polizisten, Ärzten, Psychiatern, Schauspielern, Politikern, Beamten, Talmudisten und Geistlichen ergab sich eine unvergleichlich spannende Lebensgeschichte, von der ich mich in all den Jahren der Nachforschungen und des Schreibens nicht lösen konnte.
Bronsen, S. 11 und S. 13

Jürgen P. Wallmann besprach Bronsens Roth-Biographie u. d. T. »Der Mythomane Joseph Roth«, in »Die Tat«, Zürich, vom 23. November 1974:

[...]
David Bronsen, selbst Sohn ostjüdischer Eltern und mit Jiddisch als Muttersprache aufgewachsen, hat mit seinem Buch keine bloße Faktenhuberei betrieben. Er hat die Biographie und die Entstehungsgeschichte der einzelnen Werke Joseph Roths miteinander in Zusammenhang gebracht, hat die Quellen der Romane und Erzählungen ermittelt, ihre Zusammenhänge untereinander dargestellt und die oft verdeckten Bezüge zwischen Leben und Werk aufgewiesen bei einem Autor, der die Grenzen zwischen Literatur und Leben ständig zu verwischen suchte. Sein Buch darf als ein Muster biographischer Darstellung gelten, geschrieben

mit Sympathie und zugleich jener notwendigen kritischen Distanz, die erst Erkenntnis ermöglicht und die verhindert, daß der Biograph zum Nachbeter und Bauchredner seines Helden wird.

772 **Joseph Roth und die Tradition**
Aufsatz- u. Materialiensammlung. Hrsg. u. eingel. von David Bronsen.
(Darmstadt:) Agora-Verl. (1975). XVI, 399 S.
(Schriftenreihe Agora. Bd. 27.)

773 **Ingeborg Sültemeyer**
Das Frühwerk Joseph Roths. 1915—1926.
Studien u. Texte.
Wien, Freiburg, Basel: Herder (1976). 237 S.

774 **Joseph Roth**
Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold.
(München:) Ed. Text + Kritik (1974). 140 S.
(Text + Kritik. Sonderbd.)

775 **Hartmut Scheible**
Joseph Roth. Mit e. Essay über Gustave Flaubert.
Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer (1971).
201 S.
(Studien zur Poetik u. Geschichte d. Literatur. Bd. 16.)

776 **Wilhelm Grasshoff**
Joseph Roth. Georg Trakl. Zwei Essays.
Holzschnitte von Werner Hofmann.
(Zürich:) Diogenes-Verl. (1966). 50 S.
(Die Löwengrube. Nr. 11.)

777 **Marcel Reich-Ranicki**
Joseph Roths Flucht ins Märchen.
In: Marcel Reich-Ranicki: Nachprüfung. Aufsätze über

deutsche Schriftsteller von gestern.
München, Zürich: Piper 1977, S. 202—228.
Enthält die Beiträge:
Der Fanatiker der Klarheit, S. 202—208.
Erstveröffentlichung in: Die Zeit, 17. 6. 1966.
Das liebliche Geklingel einer Narrenschelle, S. 208—214.
Erstveröffentlichung in: Die Zeit, 29. 5. 1970.
Filou und Poet dazu, S. 215—220.
Erstveröffentlichung in: Die Zeit, 22. 1. 1971.
Kakanien als Wille und Vorstellung, S. 220—228.
Erstveröffentlichung in: Die Zeit, 7. 12. 1973.

Vor der Gefahr intellektueller Überinterpretation eines Autors, dessen Vorstellungswelt und Werk im Entscheidenden gerade nicht von Rationalität, Abstraktion und Analyse geprägt sind, vor der Gefahr, ihn »viel zu bewußt« und »allzu ernst« zu nehmen, warnt Marcel Reich-Ranicki, der übrigens Roth — in einer anderen Kritik — »eine der liebenswertesten und zugleich erschütterndsten Figuren der Literatur unseres Jahrhunderts« nennt (S. 215 des zitierten Bandes, Besprechung der Briefausgabe):

Man verkennt die Eigenart dieses so großen wie skurrilen Schriftstellers, wenn man seinem Werk mit philosophischen, mit ideologischen oder politischen Kategorien beizukommen versucht. Das Abstrakte war seine Sache nicht, er hielt es zumindest für dubios. Das spekulative Denken blieb ihm gänzlich fremd, vom Systematischen wollte er nichts wissen. Nein, er war weder ein philosophischer Kopf noch ein Ideologe, sondern ein elementarer, ein oft impulsiver und spontaner Geschichtenerzähler. Gewiß war er ein gebildeter Mann, doch mitnichten ein *Poeta doctus.* Natürlich äußerte er sich häufig über Politisches, aber er war im Grunde ein gänzlich apolitischer Autor. Und er war nicht etwa — auch wenn er es zeitweilig selber glaubte — ein revolutionärer Journalist, sondern nicht mehr und nicht weniger als ein rebellischer Poet.

Es haben ja nicht Ideen und Thesen, Argumente oder Programme Roths Weg und Werk bestimmt, sondern stets Emotionen und Ressentiments, Affekte und Leidenschaften, Sympathien und Antipathien. Sowohl sein (eher flüchtiger) Sozialismus in der Zeit kurz nach dem Ersten Weltkrieg als auch sein (eher ostentativer) Konservatismus in den dreißiger Jahren haben einen vorwiegend emotionalen Untergrund: Hier wie da handelt es sich um sehr naive und etwas sentimentale Proteste, die sich zum Leidwesen jener, die heute den jungen Roth zu einem eifrigen Sozialisten machen möchten, auf vertrackte Weise ähneln. Denn der gemeinsame Ursprung dieser Proteste ist vor allem in romantisch angehauchten antibürgerlichen Affekten zu suchen.

So häufig derartige Affekte in der Literatur jener Zeit bemerkbar sind, so nehmen sie doch bei Roth besondere Züge und Dimensionen an: Sie werden zusätzlich gereizt und gesteigert durch die Komplexe und Ressentiments des Neuankömmlings und Außenseiters, des heimatlosen Ostjuden. Er rebelliert gegen die mittel- und westeuropäische Gesellschaft, in der er wirken will und von der er abhängig ist — und in der er seinen Platz nicht finden kann. Sein Antibürgertum trägt oft genug den Charakter einer heftigen und — reden wir offen — sogar infantilen Trotzreaktion.
Aus dem Beitrag »Kakanien als Wille und Vorstellung«, S. 222f.

So zeichnete, besser: beschwor Roth — zum Beispiel — auch ein stilisiertes Österreich, — schrieb er nicht Geschichte dieses Landes:

»Ich schreibe jeden Tag, nur, um mich zu verlieren, in erfundenen Schicksalen« — erkannte er 1936 in einem an Stefan Zweig gerichteten Brief. Ja, so war es: Um überhaupt existieren zu können, mußte sich Roth im Erfundenen verlieren. Um dem Leben standzuhalten, benötigte er eine Kontrastwelt. So schuf er sich aus dem habsburgischen Österreich sein Orplid. Nicht als eine politische Realität begriff er also die Donaumonarchie, sondern als Idee und Vision, als Chiffre und als eine rückwärts gewandte Utopie: Kakanien als Wille und Vorstellung.
a. a. O., S. 224

778 **Peter Wilhelm Jansen**
Weltbezug und Erzählhaltung. Eine Untersuchung zum Erzählwerk u. zur dichter. Existenz Joseph Roths.
Freiburg i. Br. 1958. 519 Bl.
Phil. Diss., Freiburg i. Br.

779 **Rolf Eckart**
Die Kommunikationslosigkeit des Menschen im Romanwerk von Joseph Roth.
München 1959. XIII, 169 S.
Phil Diss., München.

780 **Erika Wegner**
Die Gestaltung innerer Vorgänge in den Dichtungen Joseph Roths.
Bonn 1964. 254 S.
Phil. Diss., Bonn.

Rolf Geissler *781*
Dekadenz und Heroismus. Zeitroman u. völkisch-nationalsozialist. Literaturkritik.
Stuttgart: Dt. Verl.-Anst. (1964). 168 S.
(Schriftenreihe d. Vierteljahreshefte f. Zeitgeschichte. Nr. 9.)
Joseph Roth: Radetzkymarsch, S. 60—65

Sidney Rosenfeld *782*
Raumgestaltung und Raumsymbolik im Romanwerk Joseph Roths.
Urbana, Illinois 1965. IV, 295 S.
Phil. Diss., University of Illinois. Mikrofilm.

Frank Trommler *783*
Roman und Wirklichkeit. Eine Ortsbestimmung am Beispiel von Musil, Broch, Roth, Doderer u. Gütersloh.
Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer (1966).
180 S.
(Sprache u. Literatur. 30.)

Fritz Hackert *784*
Kulturpessimismus und Erzählform. Studien zu Joseph Roths Leben u. Werk.
Bern: H. Lang 1967. 220 S.
(Europäische Hochschulschriften, Reihe 1, Nr. 5.)

Ilse Plank *785*
Joseph Roth als Feuilletonist. Eine Untersuchung von Themen, Stil u. Aufbau seiner Feuilletons.
Erlangen (1967). VI, 169, VII S.
Phil. Diss., Erlangen.

Alfred Kurer *786*
Joseph Roths »Radetzkymarsch«. Interpretation.

Zürich 1968. 140 S.
Phil. Diss., Zürich.

787 **Hansotto Ausserhofer**
Joseph Roth und das Judentum. Ein Beitr. zum Verständnis d. dt.-jüd. Symbiose im zwanzigsten Jahrhundert.
Bonn 1970. XI, 389 S.
Phil. Diss., Bonn.

788 **Helmut Famira-Parcsetich**
Die Erzählsituation in den Romanen Joseph Roths.
Bern, Frankfurt: H. Lang 1971. 131 S.
(Kanadische Studien zur dt. Sprache u. Literatur. No 2.)

789 **Claudio Magris**
Lontano da dove. Joseph Roth e la tradizione ebraico-orientale.
(Torino:) Einaudi (1971). 317 S.
(Saggi. 481.)
Deutsche Ausgabe u. d. T.:
Weit von wo. Verlorene Welt des Ostjudentums.
Wien: Europaverl. 1974.

790 **Werner Sieg**
Zwischen Anarchismus und Fiktion. Eine Untersuchung zum Werk von Joseph Roth.
Bonn: Bouvier-Verl. Herbert Grundmann 1974. 170 S.
(Studien zur Germanistik, Anglistik u. Komparatistik. Bd. 27.)

791 **Wolf R. Marchand**
Joseph Roth und völkisch-nationalistische Wertbegriffe. Untersuchungen zur polit.-weltanschaul. Entwicklung Roths u. ihrer Auswirkung auf sein Werk. Mit e. Anh.: bisher nicht wieder veröffentlichte Beitr. Roths aus »Das Neue Tage-Buch«.

Bonn: Bouvier-Verl. Herbert Grundmann 1974. 386 S. (Bonner Arbeiten zur dt. Literatur. Bd. 23)

L. V. Gorelik *792*
Jozef Rot. Borec protiv militarizma i fašizma. [Joseph Roth. Kämpfer gegen Militarismus und Faschismus.] Iz istorii avstrijskogo realizma 20-ch godov 20 v.
Voronež: Izd. Voronežkogo Universiteta 1974. 56 S.

Fernseh- und Spielfilme

Die Rebellion *793*
Fernsehfilm von Wolfgang Staudte.
Darsteller: Josef Meinrad, Ida Krottendorf, Fritz Eckhardt u. a.
Erstsendung: Norddeutscher Rundfunk im Deutschen Fernsehen, 13. 9. 1962.
Vier Szenenfotos:
Josef Meinrad als Andreas Pum u. a.;
Peter Vogel als Luigi Bernotat u. Fritz Eckhardt als Herr Arnold;
Josef Meinrad als Andreas Pum mit Regisseur Wolfgang Staudte;
Fritz Eckhardt als Herr Arnold u. Katrin Schirrmeister als Veronika Lenz.

Das falsche Gewicht *794*
Fernsehfilm von Bernhard Wicki. Abb. 88
Buch: Fritz Hochwälder u. Bernhard Wicki.
Darsteller: Helmut Qualtinger, Agnes Fink, Bata Zivojinovic u. a.
Erstsendung: Zweites Deutsches Fernsehen, 27. 12. 1974.

Zwei Szenenfotos:
Helmut Qualtinger als Anselm Eibenschütz u. a.;
Helmut Qualtinger als Anselm Eibenschütz, Johannes Schaaf als Gendarm Slama u. a.

795 **Radetzkymarsch**
Fernsehfilm von Michael Kehlmann.
Darsteller: Leopold Rudolf, Helmuth Lohner, Jane Tilden u. a.
Erstsendung: Bayerischer Rundfunk im Deutschen Fernsehen, 2 Teile, 18. 4. 1965 u. 19. 4. 1965.
Fünf Szenenfotos:
Leopold Rudolf als Baron Trotta;
Leopold Rudolf als Baron Trotta u. Helmuth Lohner als sein Sohn Karl Josef;



88. Das falsche Gewicht. Fernsehfilm von Bernhard Wicki. Von links nach rechts: Gottfried Kumpf als Sameschkin, Evelyn Opela als Euphemia, Helmut Qualtinger als Anselm Eibenschütz und Kurt Sowinetz als Kapturak

Manfred Inger als Dr. Demant u. Hertha Martin als seine Frau Eva;
Leopold Rudolf als Baron Trotta u. a.;
Aufstand der Arbeiter aus der Bürstenfabrik.

Stationschef Fallmerayer *796*
Fernsehfilm von Walter Davy.
Buch: Walter Davy u. Ruth Kerry.
Darsteller: Wolfgang Hübsch, Odile Versois, Helma Gautier u. a.
Erstsendung: Zweites Deutsches Fernsehen, 4. 3. 1976.
Zwei Szenenfotos:
Wolfgang Hübsch als Adam Fallmerayer u. Odile Versois als Anna Walewska.

Trotta *797*
Film von Johannes Schaaf nach Joseph Roths Roman »Die Kapuzinergruft«.
Darsteller: Andras Balint, Doris Kunstmann, Rosemarie Fendel u. a.
Uraufführung: 16. 11. 1971.
Vier Szenenfotos:
Anfangsszene im türkischen Bad, wo die Nachricht vom Ausbruch des Krieges von den anwesenden Offizieren mit Jubel aufgenommen wird;
Andras Balint als Franz Ferdinand von Trotta;
Rosemarie Fendel als Almarin u. Doris Kunstmann als Elisabeth von Trotta;
Johannes Schaaf in e. Episodenrolle u. a.

Die Geschichte der 1002. Nacht. *798*
Fernsehfilm von Peter Beauvais. Abb. 89
Buch: Herbert Asmodi.
Darsteller: Johanna Matz, Walter Reyer, Hans Jaray u. a.
Erstsendung: Westdeutscher Rundfunk im Deutschen Fernsehen, 2 Teile, 25. 12. 1969 u. 26. 12. 1969.

Acht Szenenfotos:
Osman Ragheb als Schah u. a.;
Johanna Matz als Gräfin Wernberg u. Dietmar Schönherr als Hauptmann Kalergi u. a.;
Johanna Matz als Gräfin Wernberg;
Marcel André als Patominos, Johanna Matz als Mizzi Schinagl, Grete Zimmer als Josephine Matzner;
Johanna Matz als Mizzi Schinagl u. a.;
Johanna Matz als Mizzi Schinagl, Helmut Qualtinger als Ignaz Trummer u. Trude Hajeck als Leni Kreutzer;
Dietmar Schönherr als Hauptmann Kalergi u. Walter Reyer als Baron Taittinger;
Johanna Matz als Mizzi Schinagl u. a.

799 **Die Legende vom heiligen Trinker.**
Fernsehfilm von Franz Josef Wild.
Buch: Horst Budjuhn.
Darsteller: Ernst Fritz Fürbringer, Hannes Messemer, Herbert Kroll u. a.
Erstsendung: Bayerischer Rundfunk im Deutschen Fernsehen, 11. 4. 1963.
Zwei Szenenfotos:
Hannes Messemer als Andreas Kartak u. Herbert Kroll als Clochard Aristide;
Ernst Fritz Fürbringer als der fremde Herr.

Weitere Verfilmung:
Beichte eines Mörders.
Fernsehfilm von Wilm ten Haaf.
Darsteller: Christoph Bantzer, Helmut Förnbacher, Hannelore Elsner u. a.
Erstsendung: Österreichisches Fernsehen, 2. Programm, ab 4. 2. 1976 in 10 Folgen täglich.

800 **Hiob**
Abb. 90 Fernsehfilm von Michael Kehlmann.
Darsteller: Günter Mack, Martha Wallner, Ludwig Hirsch, Ernst Cohen u. a.



89. Die Geschichte der 1002. Nacht. Fernsehfilm von Peter Beauvais. Von links nach rechts: Trude Hajeck als Leni, Johanna Matz als Mizzi und Helmut Qualtinger als Ignaz Trummer

Erstsendung: Österreichisches Fernsehen, 1. Programm, 2., 5. u. 9. 4. 1978.
Sechs Szenenphotos:
Günter Mack als Mendel Singer;
Despina Pajanou als Miriam Singer;
Martha Wallner als Deborah Singer u. Despina Pajanou als Miriam;
Günter Mack als Mendel Singer.



90. Hiob. Fernsehfilm von Michael Kehlmann. Günter Mack als Mendel Singer

801 **Joseph Roth**
Originallithographie. 1976. Von Georg Eisler.
Geschenk: Büchergilde Gutenberg, Frankfurt a. M.

Siehe auch Kat.Nr. 727

Nachtrag

Joseph Roth *343a*
L'Auto-da-fé de l'Esprit.
In: Cahiers Juifs. Paris. 1 (1933), 5/6 (Sept./Nov.), S. 161—169.

Der Text mit deutscher Übersetzung wird veröffentlicht in: Joseph Roth. Frankfurt am Main: Buchhändler-Vereinigung 1979. (Kleine Schriften der Deutschen Bibliothek; Nr. 5)

Hansjürgen Böning *786a*
Joseph Roths »Radetzkymarsch«. Thematik, Struktur, Sprache.
München: Fink 1968. 220 S.

Thorsten Juergens *792a*
Gesellschaftskritische Aspekte in Joseph Roths Romanen. Proefschrift.
Leiden: Universitaire Pers 1977. 176 S.
Phil. Diss., Leiden.

Werner Komstke *792b*
Joseph Roths Zeitromane. Handlungsstruktur, Erzählform, Figurenwelt als Ausdruck weltanschaulicher Haltung.
Jena 1977. 344 Bl.
Phil. Diss., Jena.

Chong-Kill Lhi *792c*
Das Phänomen der Dekadenz in den späten Romanen Joseph Roths.
Mainz 1978. 163 S.
Phil. Diss., Mainz.

Leihgeber und sonstige unterstützende Institute und Personen

Bei den Exponaten wird der Leihgeber angegeben, sofern sie sich nicht im Besitz der Deutschen Bibliothek befinden.

Amtliches Französisches Verkehrsbüro, Frankfurt a. M.
Bayerische Staatsbibliothek, München
Bayerischer Rundfunk, München
Bayerischer Schulbuch-Verlag, München
Professor Dr. Pierre Bertaux, Sèvres
Dr. Werner Berthold, Frankfurt a. M.
Bertolt-Brecht-Archiv der Akademie der Künste der DDR, Berlin
Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin
Sally Bodenheimer, Frankfurt a. M.
Margot von Brentano, Wiesbaden
Büchergilde Gutenberg, Frankfurt a. M., Wien, Zürich
Bundesarchiv, Koblenz
Deutscher Bundestag, Presse- und Informationszentrum, Bonn
Deutsches Institut für Filmkunde, Wiesbaden-Biebrich
Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, Wien
Margrit Fingal, Renens (Schweiz)
Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M.
Dr. Bruno Frei, Wien
Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn
Hessische Landesbibliothek, Wiesbaden
Historisches Museum, Frankfurt a. M.
Bettina Hürlimann, Zollikon
Harro Kieser, Bad Homburg v. d. H.
Landesarchiv, Berlin
Landesbildstelle, Berlin
Leo Baeck Institute, New York
Ernst Loewy, Frankfurt a. M.
Dr. Jaromir Loužil, Prag
Norddeutscher Rundfunk, Hamburg
Österreichische Nationalbibliothek, Wien
Professor Dr. Hubert Orłowski, Poznań
Maryla Reifenberg, Kronberg i. Ts.
Schiller-Nationalmuseum / Deutsches Literaturarchiv, Marbach a. N.
Hertha Schmujlow, München
Professor Dr. John M. Spalek, Albany
Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Berlin
Stadt- und Universitätsbibliothek, Frankfurt a. M.
Suhrkamp-Verlag, Frankfurt a. M.
Verlag Fritz Molden, Wien, München, Zürich, Innsbruck
Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Dr. Gabriela Veselá, Prag
Westdeutscher Rundfunk, Köln
Margarethe Zirpel, Frankfurt a. M.
Zweites Deutsches Fernsehen, Mainz

Personenregister

Kursiv gesetzte Zahlen verweisen auf die Seiten, auf denen sich eine biographische Notiz und/oder eine Abbildung befindet.

Adler, Viktor 68
Adorno, Theodor 149
Alazard, Germaine 310, 384, 448
Altenberg, Peter 213
Altmaier, Jakob 399
Altmann, Charlotte Elisabeth (Lotte) 344
Améry, Jean 352
Andersen, Hans Christian 446
Andersen-Nexö, Martin 214
Andics, Hellmut 59, 353, 456, 457
André, Marcel 530
Annunzio, Gabriele d' 293
Apfel, Alfred 269, 270
Aragon, Louis 366
Arnold, Heinz Ludwig 522
Arnold, Robert Franz 39, 41
Asch, Schalom 293
Askenasi, Leo 448
Asmodi, Herbert 529
Ausserhofer, Hansotto 526
Austerlitz, Friedrich 78, 415

Bachmann, Ingeborg 352
Balabanoff, Angelica *185, 186*
Balint, Andras 529
Balzac, Honoré 409
Bantzer, Christoph 530
Barbusse, Henri 200, 268
Batz, Philipp
s. Mainländer, Philipp
Bauer, Hans 151, 153, 154
Beauvais, Peter 529, 531
Becher, Johannes Robert 125, 126, 148, 406
Beckmann, Max 144, 145
Beer, Otto F. 74, 440
Beethoven, Ludwig van 365
Beierle, Alfred 89, 143
Beltramo Ceppi, Claudia 512
Benckiser, Nikolaus 103
Benjamin, Walter 149, 150
Benn, Gottfried 117, 256, 258
Berendsohn, Walter Arthur 388, 483
Berger, Friedemann 438
Bergner, Elisabeth 218
Berman, I. 48
Bermann, Richard Arnold (Pseud.: Arnold Höllriegel) 67, *70*
Bermann-Fischer, Brigitte
s. Fischer, Brigitte B.
Bermann-Fischer, Gottfried 209, 264
Bernanos, Georges 176
Bernhard, Thomas 352
Bertaux, Félix 117, 122, 127, *140, 141,* 142, 143, 196, 245, 293, 424, 430, 432, 478
Bertaux, Pierre 100, 101, 119, 141, *142, 143,* 201, 242, 362, 365, 433
Bertová, Anna 518
Beumelburg, Werner 479
Bihalji-Merin, Oto 154
Birmann, Caroline 495
Bismarck, Otto Fürst von 251, 351
Blei, Franz 155, 432
Bloch, Ernst 149, 150
Blöcker, Günter 499
Blomsma, Mies 376, 377
Bloomsbury, John 388
Böll, Heinrich 494, 495
Böning, Hansjürgen 533
Bohrer, Karl Heinz 416, 501
Borchardt, Rudolf 195, 196

Borchmeyer, Dieter 194
Bornstein, Joseph 159, 317, 387, 400
Boskowitz, K. 365
Brahms, Johannes 365, 465
Braun, Max 91
Brecht, Bertolt 89, 117, 295, 388
Brecht, Walther XVI, 38, 39, 41, *43, 44,* 45, 47, 56
Breitner, Erhard 89
Breitscheid, Rudolf 91
Brenningmeyer, Adalbert 386
Brentano, Bernard von 82, 98, 110, 116, *117, 118,* 119, 120, 121, 122, 124, 126, 127, 128, 129, 148, 161, 165, 169, 181, 182, 233, 295, 420, 422, 427
Brentano, Clemens von 117
Bresson, Françoise 512, 519
Broch, Hermann 92, 345
Brod, Max 94
Brodersen, Karl 517
Bronnen, Arnolt 117
Bronsen, David XXIII, 18, 23, 30, 36, 49, 53, 57, 59, 65, 92, 103, 148, 224, 293, 316, 320, 324, 354, 358, 365, 378, 387, 521, 522
Bruckner, Anton 365
Bruckner, Ferdinand 293
Brückner, Wilhelm 169
Bry, Carl Christian 416
Budjuhn, Horst 530
Bugge, Niels Magnus 514
Burckhardt, Jacob 144
Burg, Trude 448

Cassian-Mătăsaru, I. 517
Cassirer, Bruno 91, 92
Castle, Eduard 39, 41
Chajes, Hirsch Perez 14
Charrasse, Marie-France 512
Ciano, Galeazzo, Graf von Cortellazzo 254
Clair, René 220
Clemenceau, Georges 386
Cohen, Ernst 530
Conrad, Joseph 57
Corinth, Lovis 163
Csokor, Franz Theodor 293, 391, 392, 395, 473
Curtius, Robert 122
Czech-Jochberg, Erich 242, 244, 253

Daudet, Alphonse 226
Davy, Walter 529
Delteil, Joseph 204
Demel, Paul 388
Demet, Michel François 514
Diel, Louise 178
Dietrich, Marlene 451
Dinghofer, Franz 66
Döblin, Alfred 148, 149, 189, 206, 207, 242, 259, 261, 263, 264, 317, 403, 418
Dohrn, Klaus 378
Dolbin, Benedikt Fred 92, 93, 167, 168, 332
Dollfuß, Engelbert 359, 369
Dollinger, Hans 234
Dostojewskij, Fjodor Michajlowitsch 410, 482
Drews, Wolfgang 219
Drummont, Edouard 176
Dunlop, Geoffrey A. 486, 516
Duquesnoy, Theodor 520
Dymow, Ossip 450

Ebersbach, Volker 140
Ebert, Friedrich 163
Eckart, Rolf 524
Eckert, Brita 90, 112, 308, 310
Eckhardt, Fritz 527
Edschmid, Kasimir 428
Ehm, Josef 95
Ehrenstein, Albert 148, 461
Einstein, Albert 165, 166, 446, 449, 450

Eisenstein, Sergej Michailowitsch 154
Eisler, Georg 509, 510, 532
Elsner, Hannelore 530
Enberg, Maria 465
Engel, Josef 66
Erasmus von Rotterdam 278, 351
Erhart, Ada 497
Erpenbeck, Fritz 454
Eschen, Fritz 326

Faktor, Emil 88, 463
Famira-Parcsetich, Helmut 526
Fechenbach, Felix 167
Fendel, Rosemarie 529
Ferdinand von Bulgarien (Zar) 39
Feuchtwanger, Lion 137, 264, 282
Fey, Emil 68
Fingal, Margrit 321
Fingel, Stefan XVII, 87, *320, 321,* 385, 387, 389
Fink, Agnes 527
Firth, Moray (d. i. William Rose) 278, 488
Fischer, Brigitte B. 142, 242
Fischer, Ernst 265
Fischer, Heinrich 388
Fischer, Max 448
Fischer, Samuel 133, 145
Flake, Otto 146
Flaubert, Gustave 409, 410, 441, 462, 475, 522
Fles, Barthold 474
Flügge, Gerhard 206
Förnbacher, Helmut 530
Fontana, Oskar Maurus 92
Fontane, Theodor 374
Formosa, Feliu 512
Forst-Battaglia, Otto 65, 422
Frank, Leonhard 145, 200, 244
Franz Ferdinand (Erzherzog) 388
Franz Joseph I. 2, 3, 39, 59, 348, 349, 353, 354, 355, 372, 393, 417, 418, 463
Frei, Bruno (d. i. Benedikt Freistadt) 90, *91,* 272, 365, 387
Freistadt, Hans 91
Freud, Sigmund 409
Freund, Gisèle 143, 245
Frick, Wilhelm 169
Friedell, Egon 214, 273, 274
Friedländer, Paul 331
Friedmann 390
Friedrich II. (der Grosse) 251, 275, 348, 351
Fröhlich, Hans Jürgen 417
Frost, Oser 23
Fucíková, Jitka 519
Fürbringer, Ernst Fritz 530

Gautier, Helma 529
Gautier, Théophile 410
Geck, Rudolf 103
Geissler, Rolf 525
Georg, Manfred 84, 272, 331, 413, 421, 423, 424, 428
George, Heinrich 215
Gerlach, Hellmut von 328
Geßler, Otto 148, 177
Gide, André 259, 293, 408, 409
Gidon, Blanche 115, 157, 299, 305, 352, 371, 381, *382,* 408, 451, 468, 480, 485, 486, 488, 489, 495, 516
Gidon, Ferdinand 382
Giehse, Therese 219
Glaeser, Ernst XIX, 137, 186, 483
Goebbels, Joseph 252, 253, 263, 264, 281, 284, 360, 405
Göring, Hermann 254, 261
Goethe, Johann Wolfgang von 30, 31, 38, 39, 166 248, 365, 409
Gogol, Nikolaj Wassiljewitsch 219, 409, 484
Goldmann, M. 21
Golob, Maila 514
Gordon, Paul 448, 449
Gorelik, L. V. 527

Gottfarstein, Joseph *316*
Grabbe, Christian Dietrich 402
Grasshoff, Wilhelm 522
Green, Julien 409
Greiner, Ulrich 438
Greuner, Ruth 70
Greve, Ludwig 220
Grieser, Dietmar 419
Grillparzer, Franz 350, 351, 360, 374, 410
Gross, Fritz 404
Großmann, Stefan 328
Grosz, George 242
Grubel, Fred 495
Grübel, Heini 23, 33
Grübel, Heinrich 17
Grübel, Jechiel XVI, *16, 17*
Grübel, Norbert 17, 112, 113
Grübel, Paula (Pauline) 23, *25, 26,* 33, 34, 55, 58, 60, 61, 62, 96, 98, 237
Grübel, Rebekka 17
Grübel, Resia 23, 33, 34
Grübel, Rozia 23, 27, 28, 33, 34
Grübel, Salomon 17
Grübel, Sigmund XVI, 17, 23, 25, 49
Grübel, Willy 17
Gubler, Friedrich Traugott 114, 133, 155, 157, 322, 456
Guglielmi, Edoardo 515
Gürtner, Franz 215

Haaf, Wilm ten 530
Haas, Hugo 448
Habsburg (Fürstengeschlecht) 66, 280, 287, 328, 350, 354, 355, 358, 362, 365, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 390, 410, 435, 465, 471, 502
Habsburg, Otto von XX, XXI, 345, 354, 358, 359, 362, 365, 370, 372, 386, 387, 389
Hackert, Fritz 418, 465, 497, 525
Hagen von Tronje 250
Hajeck, Trude 530, *531*
Hannema, Frans 316, *318*
Hardekopf, Felix 334
Hardt, Ludwig 201, *202*
Hašek, Jaroslav 204
Hasenclever, Marita 155
Hasenclever, Walter 148, 155, 293
Haupt (Hauptmann) 221
Hauptmann, Gerhart 148, 293
Hausenstein, Wilhelm 462
Haydn, Joseph 402
Hebel, Johann Peter 403
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 252, 371
Hegemann, Werner 295, 328
Heine, Heinrich 30, 31, 162, 269, 270
Heinemann, Maria 347
Heinrich IV. 352
Henschke, Alfred
s. Klabund
Herder, Johann Gottfried 248
Herlitschka, Herbert E. 211
Hermann, Wolfgang 242, 263
Herrmann-Neisse, Max 214
Herzfelde, Wieland 268
Hesse, Hermann 417, 464, 477, 478
Hindenburg, Paul von 355
Hirsch, Ludwig 530
Hirsch, Moritz 21
Hitler, Adolf XX, 166, 167, 169, 244, 246, 248, 251, 253, 254, 255, 263, 266, 267, 270, 275, 328, 330, 350, 354, 361, 367, 389, 415, 417, 418, 455, 494
Hochwälder, Fritz 527
Hodann, Max 268
Hölderlin, Friedrich 30
Höllriegel, Arnold
s. Bermann, Richard Arnold
Hofer-Bury, P. 514
Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus 122, 192
Hoffmann, Heinrich 255

Hofmann, Werner 522
Hofmannsthal, Hugo von 44, 409, 410
Hohenlohe-Langenburg, Max Prinz zu 356
Hohenzollern (Fürstengeschlecht) 286, 328
Holitscher, Arthur 214
Hollander, Walther von 148
Homer 409
Horaz 238
Horovitz, Bela 297
Horváth, Ödön von 320, 329, 330, 331, 366
Howanietz, Franz 419
Huart, Stephane 312, 317
Hubermann, Bronislaw 55
Hubmann, Franz 3, 6, 7, 10, 12, 37, 39, 74, 188
Huder, Walter 448
Hübsch, Ben W. 446
Hübsch, Wolfgang 529
Hürlimann, Bettina 136, 137
Hürlimann, Martin 136
Hugenberg, Alfred 172
Hultenberg, Hugo 518
Humm, Rudolf Jakob 453
Hummerich, Helga 112
Huxley, Aldous 259, 432

Igel, Emil 305
Ihering, Herbert 88, *89*, 214
Inger, Manfred 529
Innitzer, Theodor 370
Israel, Lotte 155
Istrati, Panait 408

Jacob, Berthold (d. i. Berthold Salomon) 273
Jacob, Heinrich Eduard 148
Jacobi, Annot 171
Jacobsen, Jens Peter 464
Jakob, Mosche 21, 22
Janès, Jean (d. i. Walter Jonas) 309, 316, 356
Jannings, Emil 219, 220
Jansen, Peter Wilhelm XXIII, 415, 433, 502, 524
Jaray, Hans 529
Jellinek, Max Hermann 39, 41
Jesenská, Milena 92
Joachim, Hans A. 412
Johst, Hanns 479
Jonas, Walter
s. Janès, Jean
Josef, Carl 67
Joseph I. 470
Jouhandeau, Marcel 408
Joyce, James 432
Juergens, Thorsten 533

Kafka, Franz 201, 202, 484
Kahn, Harry 334, 448, 450
Kant, Hermann 507
Kant, Immanuel 365
Kantorowicz, Alfred 179, 295
Karl I. 66, 371
Karolyi, Michael Graf 268
Karpeles, Benno 67, *68*, *69*, 78
Karr, Elisabeth 334
Kaufmann, Isidor 14
Kehlmann, Michael 528, 530, 532
Kelemen, Viktor 449, 450
Keller, Gottfried 446
Kent, Charles 487, 517
Kenter, Heinz Dietrich 428
Kerr, Alfred 148, 242, 388
Kerry, Ruth 529
Kesser, Hermann 214
Kesten, Hermann XX, XXI, XXIII, 18, 19, 25, 46, 81, 86, 133, 140, 159, 209, 210, 244, 245, 279, 290, 292, 293, 296, 300, 301, 302, 310, 312, 315, 316, 317, 321, 322, *323*, 356, 357, 372, 378, 380, 384, 396, 399, 410, 411, 412, 432, 433, 440, 441, 442, 444, 455, 467, 475, 493, 495, 496, 498, 499, 501

Kesten, Toni XXI, 292, 293
Keun, Irmgard XXI, 249, 300, *302, 303,* 304, 305, 356, 357, 374, 375, 385, 406
Kiepenheuer, Gustav 14, 17, 57, 67, 87, 133, *134,* 135, 136, 137, 138, 460
Kiepenheuer, Noa Elisabeth 134, 381
Kindermann, Heinz 56
Kircher, Rudolf 400
Kisch, Egon Erwin XXI, 67, 70, 202, 203, 233, 268, 272, 302, 324, 325, 387
Klabund (d. i. Alfred Henschke) 148
Klein, Elli 189
Kleist, Heinrich von 374, 378, 403
Kluger, Salomo Maggid 17
Knietzsch, Horst 220
Koeppen, Wolfgang 91
Koffler, Josef 334
Kohner, Fritz 450
Kolb, Annette 102, 112, 146, *147,* 210, 211, 293
Komstke, Werner 533
Kožik, František 95
Kracauer, Siegfried 112, 116, *117,* 208, 209
Kragen, Wanda 517
Kraus, Carl von 44
Kraus, Karl 57
Kreiler, Kurt 169
Křenek, Ernst 158, 326, 349, 353
Kricheldorff, Hans 417
Kriebel, Hermann 169
Kroeger, Nelly XXI, 292
Kroll, Herbert 530
Krottendorf, Ida 527
Kuh, Anton 67, 92
Kumpf, Gottfried *528*
Kunstmann, Doris 529
Kurer, Alfred 525
Kutzbach, Karl A. 464
Lada, Josef 204
La Fontaine, Jean de 409
Landau, Max XVI, 30
Landauer, Walter 133, 297, 372, 484
Landshoff, Fritz 297
Lange, Gerard de 297, 298
Latzko, Andreas 482
Lefèvre, Frédéric 65, 87, 200, 408, 409
Lengning, Werner XXIII, 433, 514
Lenin, Wladimir Iljitsch 154, 178
Lennig, Walter 258
Leonhard, Rudolf 127, 133, 147, 148, 149, 331, 372, 400, 419, 425
Leonidas 290
Lessing, Gotthold Ephraim 30
Lessing, Theodor 263
Le Vay, David 512
Levysohn 360
Lhi, Chong-Kill 533
Lichtenstein, Erich 421
Liedtke, Harry 221
Lieven, Albert 388
Lilienstein (Psychiater) 191
Linden, Hermann XXIII, 19, 46, 49, 50, 56, 81, 82, 84, 86, 111, 122, 135, 136, 160, 275, 279, 302, 304, 312, 315, 331, 381, 396, 397, 398, 411, 412, 419, 441, 442, 444, 452, 460, 474, 475, 492
Löffler, Fritz 223
Loerke, Oskar 209
Löschburg, Winfried 193
Löw, Rabbi (Judah Loew Ben Bezalel) 94
Loewenson, Erwin 202
Löwenstein, Helga Prinzessin zu 342
Löwenstein, Hubertus Prinz zu 332, 334, 335, 338, 339, 340, 341, *342,* 343, 344, 345, 347

Lohner, Helmuth 528
Loos, Theodor 194
Lorm, Sidonie 448
Ludendorff, Erich 167, 169, 251, 415, 417, 418
Ludwig, Emil 366
Luft, Friedrich 87
Lukács, Georg 150, 465, 467
Lunatscharski, Anatoli Wassiljewitsch 214
Luther, Martin 246, 251, 252, 275, 351

Mack, Günter 530, *532*
Magris, Claudio 526
Mainländer, Philipp (d. i. Philipp Batz) 204
Malveev 408
Manet, Edouard 215
Manga Bell, Alexandre 155
Manga Bell, Andrea XIX, XX, XXI, 102, *155, 156,* 157, 158, 159, 291, 292, 293, 296, 317, 387
Mann, Heinrich XXI, 91, 137, 140, 154, 167, *168,* 214, 259, 268, 292, 293, 295, 365, 366, 367, 418, 432, 441
Mann, Klaus 256, 258, 259, 264, 299, 300, 316, 359, 371
Mann, Thomas 140, 214, 259, 261, 262, 263, 264, 266, 267, 417, 441
Manucci, Maria Grazia 513
Marcel, Gabriel 382, 464, 493
Marchand, Wolf R. 526
Marcu, Valeriu 159, 293, 317
Marcuse, Ludwig 85, 105, 137, 138, *139, 140,* 217, 293, 316, 383, 397, 444, 445, 463, 471, 477
Margulies, Hanns 96
Maria Theresia 348
Marlé, Arnold 388
Martens, Kurt 429
Martin, Hertha 529
Marx, Karl 252
Massis, Henri 175
Matz, Johanna 529, 530, *531*
Maupassant, Guy de 432
Mazurkiewicz, Romana 112, 113
Meffert, Carl
s. Moreau, Clément
Mehnert, Klaus 234
Mehring, Walter 270, 271, 317, 331, 387
Meinrad, Josef 527
Mendelssohn, Peter de 263
Messemer, Hannes 530
Mestre, Achille 175
Metternich, Klemens Wenzel Lothar Fürst von 360
Meyer, Carl 219, 220
Mistral, Frédéric 226
Mörike, Eduard 31, 50
Mohammed V. (Sultan) 39
Mok, Maurits 316, *319*
Montefiore, Moses 12
Montherlant, Henri de 119
Moreau, Clément (früher: Carl Meffert) 117, 118
Morgenstern, Soma 70, 71, 149, 150, 191, 202, 203, *309, 310,* 316, 317, 343, 384, 426, 434, 447, 462
Morstin, Ludwik Hieronymus Graf 238, *239*
Moses 23, 248
Mozart, Wolfgang Amadeus 365
Muckermann, Friedrich, S. J. 398, 429, 481
Mühsam, Erich 205
Müller, Albert Gerhart 213
Müller-Alfeld, Theodor 87
Murnau, Friedrich Wilhelm 219, 220
Musgrave, Beatrice 512
Musil, Robert 70, 71, 149, 150, 191, 202, 203, 417, 426, 432, 446, 447, 462, 464
Mussolini, Benito 178

Napoleon I. 174, 351, 480, 482, 483
Natonek, Hans 308, 309, 332, *333, 334,* 373, 379, 383, 384, 391, 392, 395, 409, 447, 449, 461, 470
Nebbe, Grete 189
Negoiţescu, I. 517
Neher, Carola 89
Nestroy, Johann Nepomuk 410
Nielsen, Asta 194
Niemann, Ludwig 183
Nietzsche, Friedrich 48, 248, 252
Novotny, J. O. 279
Nypels, Charles 316, *318*

Oesterreicher, Johannes 386
Olden, Rudolf 67, 68, 70, 78, 282, 310, 345, *375, 376,* 379, 399
Opela, Evelyn *528*
Orłowski, Hubert 517
Osborn, Franz 388, 389
Ossietzky, Carl von 272, 273, 281, 366, 375
Oswald, Richard 194
Otten, Karl 67
Owen, Peter 513

Paganini, Niccolò 447
Pajanou, Despina 532
Panter, Karl Günther 221
Parth, Leo
s. Wendel, Hermann
Paul, Heinz 221
Pauli, Hertha 158, 308, 317, 331, 387
Paulo da Câmara, José 485
Penzold, Leonhard 193
Perez, Hertha 519
Pernet, Heinz 169
Peromies, Aarno 516
Peter, Klaus 437
Pfeiffer, E. 213
Pfemfert, Franz 155, 156
Picard, Max 133, 278, 462
Pierhal, Armand 331
Plank, Ilse 525
Piscator, Erwin 89
Pocar, Ervino 515, 520
Pöhner, Ernst 169
Polgar, Alfred 67, 71, 202, 203, 204, 326, 327, *328,* 391, 392, 394
Pompan, Hedi 338
Proust, Marcel 409, 410

Qualtinger, Helmut *528,* 530, *531*

Rabelais, François 409
Radek, Karl 208
Radetzky von Radetz, Johann Joseph Wenzel Graf 457
Radiguet, Raymond 121, 408
Radtke (Leutnant) 221
Ragheb, Osman 530
Rares, Sibyl XIX
Raskolnikov, F. 208
Rathenau, Walther 164, 170
Rauschning, Hermann 255, 274, *275,* 317
Reichler, Jenny 102
Reichler, Selig 415, 456
Reich-Ranicki, Marcel 435, 523
Reifenberg, Benno XVIII, 45, 100, 103, 105, 106, 107, *108, 109, 110,* 111, 112, 114, 115, 116, 117, 120, 121, 124, 125, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 144, 146, 150, 151, 155, 160, 161, 172, 177, 182, 183, 209, 224, 226, 229, 230, 231, 279, 353, 354, 405, 406, 409, 410, 422, 427, 456, 457, 459, 461
Reifenberg, Jan 111, 112
Reifenberg, Maryla 112, 115
Reiner, Grete 204
Reiner, Hans 448
Reinhardt, Max 218
Reininger, Robert 38
Reissner, Larissa 207, *208*
Remarque, Erich Maria 431
Renn, Ludwig 365, 366

Retzlaw, Karl 159, 312, 317, 387
Reyer, Walter 529, 530
Rheinhardt, Emil Alphons 351, *352*
Riaz, Yvan de 517
Ribbentrop, Joachim von 365
Rilke, Rainer Maria 121, 199, 200, 293, 396, 417
Rode, Walter 328
Roedl, Urban 213
Röhm, Ernst 167, 169
Roelofsz, Charles 316, *319*
Roethe, Gustav 45
Roosevelt, Eleanor XXII, 381
Rose, William
s. Firth, Moray
Rosenberg, Alfred 251, 252, 280
Rosenfeld, Sidney 525
Roth, Friederike (Friedl), geb. Reichler XVII, XIX, XX, 25, *26*, 90, *95*, 96, *97*, 98, *99*, 100, 101, 102, 111, 120, 121, *123*, 124, 126, 130, 155, 227, 237
Roth, Maria (Miriam), geb. Grübel XVI, XVII, *17*, *24*
Roth, Nachum XVI, 17
Rothschild (Familie) 12, 254
Rowohlt, Ernst 148
Rudolf (Erzherzog) 2
Rudolf, Leopold 529
Rüdiger von Bechelaren 250

Saager, Adolf 482
Sahl, Hans 347
Salomon, Berthold
s. Jacob, Berthold
Salomon, Ernst von *170*, 171
Saphir, Moritz 212
Schaaf, Johannes 528, 529
Scheible, Hartmut 522
Scheidemann, Philipp 153
Scheil, Hans 116
Schenk, Josef Eduard Freiherr von 49
Schenk, Josef Wilhelm von 49
Scheyer, Moritz 389
Schickele, René 101, 145, *146*, 259, 261, 263, 264, 276, *293*, 462, 480
Schiemann, Eduard 208
Schiller, Friedrich 30, 31, 365
Schirach, Baldur von 360
Schirrmeister, Katrin 527
Schnitzler, Arthur 193, 194, 409, 410, 436
Schönberg, Carl Heinrich Wilhelm 225
Schönherr, Dietmar 530
Schrenck-Notzing, Albert Freiherr von 166
Schröder, Rudolf Alexander 44
Schubert, Franz 365
Schuschnigg, Kurt von XXII, 359, 361, 362, 363, 364, 369, 370, 398, 455
Schwarzschild, Leopold XX, 146, 400, 502
Schwimmer, Max 137
Seehof, Arthur 268
Seelig, Carl 305, 484
Seyß-Inquart, Arthur 361, 364, 368
Shakespeare, William 30, 212, 409
Shaw, George Bernard 212, 218
Sieburg, Friedrich XVIII, 106, 110, 127, 128, 160, 230, 400
Sieg, Werner 526
Siemsen, Anna 214
Siemsen, Hans 148, 376, 403
Sigaux, Gilbert 516
Simon, Heinrich 103, 106, *108*, *109*, 165, 400
Sinclair, Upton 214
Sjollema, Joop 316, *319*
Skubl, Michael XXII, 362, 364
Sochaczewer, Hans 145
Sola, Emma 488
Sommerfeld, Arnold 166
Sonnemann, Leopold 103, 108
Soupault, Philippe 268

Sowinetz, Kurt *528*
Spengler, Oswald 417
Sperber, Manès 436
Spira, Bil 320, 378
Stadler, Ernst 146
Stalin, Josef Wissarionowitsch 154, 234, 434
Starhemberg, Ernst Rüdiger Fürst 369
Staudte, Wolfgang 527, 528
Steed, Wickham 273, 388
Stefan, Paul 262, 390
Stein, Fred 94, 117, 139, 148, 322, 324
Steinhage, Joseph 481
Stendhal 409, 410, 432, 441
Stephanie (Erzherzogin) 2
Sterkenburg, Reinier P. 489
Sternheim, Carl 418
Stifter, Adalbert 213, 403
Stöhr, Adolf 38
Stojić, Vera 520
Strauss, Johann (Vater) 457
Stresau, Hermann 212
Stresemann, Gustav 148
Stülpner, Karl 224, *225*
Sültemeyer, Ingeborg XXIII, 51, 54, 55, 56, 61, 62, 63, 76, 499, 522
Süskind, Wilhelm Emanuel 235, 413, 426, 430, 445
Suter, André Nicolas 516
Swarzenski, Georg 112
Szajnocha, Ladislaus von 49
Szajnocha-Schenk, Helene von *49*, 50, 96

Tau, Max 91
Teisinger von Tüllenburg, Josef 74, 75, *76*
Terreni, Laura 515, 519
Thompson, Dorothy 381, 445, 485
Tilden, Jane 528
Tischler, Viktor 390
Toeplitz, Jerzy 220
Toller, Ernst XXI, XXII, 148, 154, 155, 205, 215, 216, 217, 233, 242, 300, 316, 347, 383, 384, 387, 388, 389, 390, 403, 404
Toller, Karl 250
Tolstoj, Leo Nikolajewitsch 378, 410, 441
Topsøe, Soffy 486, 516
Torberg, Friedrich 448, 496
Torry, Pauline 268
Trakl, Georg 522
Tralow, Johannes 302
Trautmannsdorff, Marie [?] Gräfin XVI
Trommler, Frank 525
Trotzki, Leo 317, 434
Tschechow, Anton Pawlowitsch 219
Tschuppik, Karl 67, 68, 92, 94, 295, 327, *328*, *329*, 348, 463
Tschuppik, Tanja 94
Tschuppik, Walter 94
Tucholsky, Kurt 127, 150, 154, 172, 179, 197, 264, 295, 500, 501
Tucker, Eva 516
Türk, Werner 479

Uhlendahl, Heinrich 193
Ulrich von Lichtenstein 45
Ungar, Hermann 148
Untermeyer, Louis 445
Urbas, Dominykas 516
Ursachi, Mihai 519
Urzidil, Johannes *94*

Valéry, Paul Ambroise 408
Valk, Fritz 388
Vallentin, Antonina 269, 270
Vansittart, Robert Gilbert 251
Vasari, Emilio 359
Veidt, Conrad 194
Verlaine, Paul 396

Versois, Odile 529
Verstraete, J. 520
Vesey, Desmond Ivo 488
Vogel, Peter 527
Volker von Alzei 250
Voltaire, François Marie Arouet de 248, 441
Vujičić, Petar 515

Wagner, Richard 288
Wagner, Robert 169
Wallmann, Jürgen P. 521
Wallner, Martha 530, 532
Walser, Robert 417
Walter, Hans-Albert 501, 502
Wapnewski, Peter 495
Wassermann, Jakob 242, 262, 271, 272, 295, 328
Weber, Friedrich 169
Wedekind, Frank 293
Wegehaupt, Heinz 193
Wegner, Erika 524
Weinert, Erich 181
Weiskopf, Franz Carl 261, 350, 357, 358, 401, *402, 403,* 441, 453, 467, 471, 479
Weiss, Ernst 86, *123,* 124, 126, 200, 201, 345, 418
Wendel, Hermann (Pseud.: Leo Parth) 269, 328, 483
Werfel, Franz 92, 262, 293, 331, 409, 428
Werumeus Buning, Johan Willem Frederik 279
Wessely, Paula 360
Westhoff, Helmut 200
Wicki, Bernhard 527
Wild, Franz Josef 530
Wilde, Harry 164
Wilder, Thornton 211
Wilhelm II. 39, 153, 251, 370, 418
Winkler, Johan 486
Winkler-Vonk, Annie 486
Wittlin, Józef XVI, XVII, *45,* 46, *47,* 48, 49, 50, 56, 57, 121, 122, 239, 275, 331, 419, 452
Wolff, Kurt 133
Wollheim, Ernst 291
Woolf, Leonard 432
WR 439
Wurmser, André 272

Zille, Heinrich 206
Zils, Wilhelm 317
Zimmer, Grete 530
Zivojinovic, Bata 527
Zogu, Achmed 236
Zola, Emile 214, 215
Zuckmayer, Carl 197, 330
Zühlsdorff, Volkmar von 345, 347
Zweig, Arnold 137, 331, 405, 466
Zweig, Friderike (Maria) 293, 298, 316, 347, 384, 391, 495
Zweig, Stefan XIX, XXI, 80, 85, 98, 100, 101, 131, 137, 138, 143, 144, 150, 158, 171, 245, 247, 248, 259, 263, 264, 265, 276, 277, 278, 281, 291, 292, 293, 296, 297, 298, 299, 300, *301,* 308, 310, 312, 316, 328, 331, 344, 352, 355, 356, 382, 388, 391, 392, 408, 409, 425, 427, 438, 443, 448, 451, 460, 461, 475, 481, 484, 524

*

Beim Abdruck von Briefen und unveröffentlichten Texten Roths werden Eigenheiten seiner *Orthographie* und *Zeichensetzung* beibehalten.

*

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Vorwort *V*

Abkürzungsverzeichnis *XIII*

Zeittafel *XVI*

I. Von Brody nach Wien (1894—1920)

Heimat: Galizien *2*

Familie und frühe Kindheit (1894—1901) *14*

Schulzeit in Brody (1901—1913): »Ein Vorzugsschüler« *21*

Studium und frühe Dichtungen (1913—1916): »Der verträumte deutsche Lyriker . . .« *36*

Teilnahme am Ersten Weltkrieg (1916—1918): »Ein Einjährig-Freiwilliger« *57*

Wien und »Der Neue Tag« (1919/1920) *66*

II. Beruf: Journalist (1921—1932)

Orte und Begegnungen *80*

Lebensstil *80*

Berlin, Wien und Prag (1921—1923) *87*

Friederike (Friedl) *95*

Bei der »Frankfurter Zeitung« (1923—1932) *103*

Frankfurt und die Redaktion der FZ *103*

Paris *120*

Zerwürfnisse und Entfremdungen *127*

Der Verlag Gustav Kiepenheuer *133*

Sympathien — Antipathien *138*

Neue Bindung: Andrea Manga Bell *155*

Die journalistischen Arbeiten *160*

Überlegungen zum Metier *160*

Politik *162*

»Ein Unpolitischer geht in den Reichstag«: Weimarer Republik *162*

»Reise durch Deutschlands Winter«: Aufkommender Nationalsozialismus *165*

»Erste Begegnung mit der Diktatur«: Die Internationale des Faschismus und Antisemitismus *175*

Gesellschaft und Sozialprobleme *179*

»Karneval«: Satirisches *179*

Über die Lage der Arbeiter in Deutschland *181*

Über die Lage der Ostjuden *186*

»Die Frauen Nebbe und Klein«: Randgruppen der Gesellschaft *189*

Literatur *191*

Literatursoziologie — Literaturbetrieb *192*

Zeitgenossen *199*

Historisches *213*

Theater und Film *215*

Reiseberichte *222*

Reisen in Deutschland *222*

Frankreich *225*

Sowjetunion *230*

Albanien *235*

Polen *236*

III. Im Exil (1933—1939) *241*

»Die Aufgabe des Dichters in unserer Zeit«: Politische Publizistik *247*

»Unerbittlicher Kampf« *248*
NS-Deutschland *249*
Polemik *256*
Kollegen als Mitstreiter *268*
»Der Antichrist« *275*
»In trauriger Resignation« *280*
»Das Unsagbare« *280*
Das Ausland und NS-Deutschland *283*
Spanischer Bürgerkrieg *290*
»Das bittere Brot«: Leben im Exil *291*
Paris, Nizza, Amsterdam (1933—1936) *291*
»Begegnung in der Emigration«: Irmgard Keun *300*
Paris 1937—1939 *305*
Freunde *315*
Aus Joseph Roths Korrespondenz mit einer Hilfsorganisation des Exils *332*
Utopie Österreich *348*
Der »Österreichische Gedanke« *348*
Kampf um Österreich *354*
»Totenmesse« *364*
Tod *376*
»Die Legende vom heiligen Trinker« *376*
»In memoriam Joseph Roth« *388*

IV. Romane und Erzählungen

Vorbilder und Anregungen *408*
Zeitkritische Romane der zwanziger Jahre *411*
Das Spinnennetz *414*

Hotel Savoy *419*
Die Rebellion *420*
Die Flucht ohne Ende *422*
Zipper und sein Vater *427*
Rechts und links *430*
Der stumme Prophet *433*
Perlefter *438*
Erzählungen:
April *441*
Der blinde Spiegel *441*
Romane und Erzählungen im ostjüdischen Milieu *442*
Hiob *442*
Das falsche Gewicht *451*
Der Leviathan *455*
Romane und Erzählungen im österreichischen Milieu *456*
Radetzkymarsch *456*
Erzählungen:
Stationschef Fallmerayer *467*
Triumph der Schönheit *467*
Die Büste des Kaisers *468*
Die Kapuzinergruft *468*
Die Geschichte von der 1002. Nacht *473*
Zeitkritische Romane des Exils *475*
Tarabas *475*
Die hundert Tage *480*
Beichte eines Mörders *484*
Neuauflagen und Übersetzungen im Exil *485*

V. **Die Roth-Rezeption nach 1945** *491*
Deutschsprachige Ausgaben *493*
Sammlungen *493*
Einzelne Werke *502*
Übersetzungen *512*
Sekundärliteratur *521*
Fernseh- und Spielfilme *527*

Nachtrag *533*
Verzeichnis der Leihgeber *535*
Personenregister *537*


A
B
C
D
E
8 östl. L. v. Greenw.
10
12
14
16
DEUTSCHES REICH
SCHWEIZ
Ital. Alpen
Ligurisches Meer
Adriatisches Meer
Böhmen
Mähren
Schlesien
Niederösterreich
Oberösterreich
Salzburg
Tirol
Kärnten
Krain
Istrien
Venetien
Lombardei
Parma
Toskana
Korsika
Kroatien
Bosnien
Dalmatien
Düsseldorf
Köln
Kassel
Erfurt
Halle
Leipzig
Dresden
Bautzen
Görlitz
Chemnitz
Zittau
Reichenberg
Wiesbaden
Frankfurt
Mainz
Fulda
Werra
Würzburg
Bamberg
Karlsbad
Eger
Prag
Saarbrücken
Heidelberg
Nürnberg
Pilsen
Kuttenberg
Karlsruhe
Straßburg
Stuttgart
Ingolstadt
Regensburg
Donau
Ulm
Augsburg
Passau
Freiburg
München
Braunau
Linz
Krems
Wien
Schaffhausen
Basel
Konstanz
Bodensee
Lindau
Zürich
Aare
Bern
Salzburg
Bad Gastein
Innsbruck
Lienz
Meran
Brixen
Bozen
Villach
Klagenfurt
Graz
Bruck
Leoben
Judenburg
Steyr
Sondrio
Bormio
Trient
Belluno
Udine
Como
Bergamo
Brescia
Verona
Vicenza
Padua
Venedig
Mailand
Pavia
Turin
Piacenza
Mantua
Ferrara
Modena
Bologna
Ravenna
Genua
Lucca
Florenz
Livorno
Siena
Ancona
Perugia
Piombino
Orbetello
Triest
Görz
Laibach
Fiume
Pola
Agram
Karlstadt
Sarajevo
Split
Zara
Ragusa
Spalato
Lussin piccolo
K. = Kerwin
Ka. = Katharein
Lol. = Leipnik
T. = Tobitschau
W. F. = Wind.-Feistritz



DIE HABSBURGER MONARCHIE
1815-1919
und ihre Auflösung nach den Friedensbestimmungen von St. Germain und Trianon
Maßstab 1 : 5 000 000
Engel / Brunner
POLEN
RUSSLAND
KSRR.
Kgr. Galizien und Lodomerien
SLOWAKEI
KGR. UNGARN
UNGARN
Groß-Kumanien
Klein-Kumanien
RUMÄNIEN
Großfürstentum Siebenbürgen
Hzm. Bukowina
Bacska
Banát
(Kgr.) Slawonien
Slawonische Militärgrenze
SERBIEN
Herzegowina
MONTENEGRO
Sandschak Novibazar
KGR. der SERBEN, KROATEN, SLOWENEN
Breslau
Lodz
Radom
Lublin
Kielce
Sandomir
Tschenstochau
Oppeln
Krakau
Lemberg
Tarnopol
Przemysl
Jaroslau
Brody
Stryj
Halicz
Stanislau
Kolomea
Czernowitz
Suczawa
Preßburg
Raab
Ofen
Pest
Debreczen
Szegedin
Klausenburg
Karlsburg
Hermannstadt
Kronstadt
Schäßburg
Temesvár
Neusatz
Peterwardein
Belgrad
Semlin
Pancsova
Semendria
Kragujewatz
Sarajewo
Mostar
Ragusa
Cattaro
Cetinje
Bukarest
Ploesti
Donau
Theiß
Maros
Drau
Save